Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertvierundsechzigster Band

42. Jahrgang : 1918 : Januar – März

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Ersleo & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.
Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 164. Bandes: Januar / Februar / März 1918

Seite

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

NORD UND SÜD

Carl Grecsák

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des kgl. ungarischen Justizministers
Karl Grecsák.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

42. Jahrgang. Band 164. Heft 520. Januar 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein: Die Logik der Geschichte.

(Ein Beitrag zur Soziologie des Glaubens.)

Glauben und Wissen sind Erzfeinde nur in ihren Karrikaturen. Ihre Fehde erinnert an die beiden Ritter, die sich um die Farbe des Schildes entzweiten, ohne zu merken, daß Jeder eine andere Seite des Schildes sieht. Die Karrikatur des Glaubens heißt: Fanatismus, die des Unglaubens: Atheismus. Peccatur intra muros et extra. Apostel des Unglaubens sind, wie ich anderwärts dargetan habe, nicht weniger widerlich als Apostel des Scheiterhaufens und Ketzergerichtes. Wer dem soziologischen Verhältnis von Glaube und Wissen auf den Grund sieht, merkt bald, daß der Glaube Schrittmacher des Wissens war. Religiöse Konzeptionen der Weltauffassung gehen überall den wissenschaftlichen und philosophischen zeitlich voran. Und selbst auf den Höhepunkten des Denkens, bei Hume und Kant, bei Fichte, Schelling und Hegel, sind Glaube und Wissen einander ergänzende Hälften. Ihr Zwist ist Bruderzwist. Anfangs ebnete der Glaube dem Wissen die Wege. Das Wissen wurde, dank der Vorarbeit des Glaubens, stark und immer stärker, zumal es sich eine Provinz des Erkennens nach der anderen eroberte und dienstbar machte. Dadurch wurde das Land des Glaubens schmäler; doch an der Peripherie des Wissens bleiben die Grenzpfähle des Glaubens stehen. Dehnen wir getrost das Reich des Wissens so weit aus, wie es irgend angeht. Suchen wir das Festland der beweisbaren Tatsachenwelt hinauszurücken bis an die denkbar äußersten Enden des Erfahrbaren. Am Dünenrand des Wißbaren wird stets die Woge des Glaubens uns umbranden. Das Wissen ist unser Festland, der Glaube das diesen intellektuellen Kontinent umspülende Weltmeer. Schlamm und Seetang des Aberglaubens haben sich, ähnlich den Kreideschichten der Geologen, an den Gestaden des Wissens abgelagert und den Umkreis des Festlandes täglich erweitert. Aber je größer das Territorium des Wissens wird, desto klarer empfinden wir, wie winzig das Reich des Wißbaren und wie endlos, wie unübersehbar das Weltmeer des Glaubens ist und immer bleiben wird. Je mehr wir wissen, desto bescheidener müssen wir werden, zumal ein gelöstes Rätsel uns tausend neue, ungelöste, die wir früher nicht einmal ahnten, zu hinterlassen

scheint. So haben die jüngsten physikalischen Entdeckungen, die Röntgen- und Becquerelstrahlen, Helium und Radium, die Theorie der Jonen und Elektronen neue Geheimnisse dem erstaunten Blick enthüllt, aber dafür alte Theorien, die für die Ewigkeit wie Granitsäulen fest zu stehen schienen, bedenklich ins Wanken gebracht.

Hume behält, im Angesicht der gewaltigen Krisis, die unsere Physik heute noch zu überdauern hat, Kant gegenüber recht. Auch physikalische Gesetze sind nur Erwartungsgefühle für die Zukunft. Sie gelten provisorisch und auf Widerruf. So lange die Erfahrungen sich in die aufgestellten Gesetze, die deren Generalisation darstellen, ungezwungen und restlos einfügen, ist die Verallgemeinerung logisch berechtigt und die daran geknüpfte Erwartung, daß der künftige Prozeß dem vorangegangenen gleichen werde, begründet. Taucht aber eine einzige Erfahrung auf, die, wie die Entdeckung des Radiums, sich in die geltenden Theorien oder Naturgesetze durchaus nicht einordnen läßt, so bleibt die Tatsache unangetastet bestehen und das Gesetz oder die Theorie müssen fallen. Nur für mathematische Wahrheiten, die nach Hume analytischer Natur sind, so daß der Verstand immer in seiner eigenen Domäne bleibt, sind neue Erfahrungen belanglos. Keine Erfahrung ist denkbar, die ein euklidisches Axiom oder die Richtigkeit der Gleichung $2 \times 2 = 4$ aufheben könnte. Von jeder Erfahrungstatsache aber ist das Gegenteil prinzipiell möglich, zumal es keinen logischen Widerspruch in sich birgt. Deshalb begrenzt für Hume die Mathematik mit ihrer festen Linie das Wissen, während nach Kant die gesamte Naturwissenschaft noch im Bereich des exakt Wißbaren eingeschlossen bleibt und das Gebiet des Glaubens erst betreten wird, sobald man infolge der inneren Widersprüche des Denkens (Antinomien) zu den letzten Prinzipien gelangt.

Doch stimmen die beiden Gegenfüßler der Erkenntniskritik, Kant und Hume, wenigstens darin überein, daß all unser Wissen eingeschränkt bleibt auf die seiende Welt, auf die in Raum, Zeit und Zahl sich offenbarende Natur. Neben diesem Sein der Dinge gibt es für uns Menschen aber noch eine zweite, eine höhere, eine ungleich wichtigere Welt: die des Tuns oder Handelns. Ob die letzten Bestandteile des Universums Atome, Korpuskeln oder Energieen heißen, kann uns zur Not kalt lassen, da unser persönliches Wohl und Wehe von der definitiven Beantwortung dieser Fragen gar nicht betroffen wird. Wohl aber sind wir mit unserem letzten Lebensnerv an der Frage interessiert: Wie sollen wir handeln? Was sollen wir tun? Was ist der Sinn der Welt? Und wie können wir unsere Handlungen diesem Sinn der Welt anpassen? Hier heißt es für jeden: TUA Res Agitur. Gibt es nun ein ebenso strenges, mathematisch-exaktes Wissen von den menschlichen Handlungen wie vom natürlichen Geschehen? Gilt Comte's Formel: Voir pour prévoir vom Tun des Menschen ebenso wie vom Sein

der Natur? Lassen sich Menschengeschicke oder gar Völkerschicksale mit ebensolcher astronomischer Sicherheit voraussagen wie Sonnen- und Mondfinsternisse?

Die Naturalisten der Moral antworten mit lautem Ja. Die Gesetze von Druck und Stoß, die mechanische Kausalität gelten vom Sein so gut wie vom Handeln. Denn Handeln ist nur eine Art, ein Moment des Seins (genau umgekehrt ist's bei den Dynamikern, besonders bei Fichte.) Die Mechanik der Atome konstituiert den Kosmos, die Mechanik der Vorstellungen regelt den inneren Kosmos, das menschliche Bewußsein oder Erkenntnisvermögen; die Mechanik der Triebe oder Willenshandlungen endlich reguliert den sozialen Kosmos, den Staat. Die Gesetze der Mechanik sind also zugleich psychologische und soziologische. Druck und Stoß allein beherrschen die Welt, auch die geistige, auch die soziale. Das ist der ethische Standpunkt des Materialismus (Hobbes), des Naturalismus (Spinoza, Spencer), des Atheismus (Holbachs „Système de la nature"). Damit ist natürlich strenger Determinismus, ja starrer Fatalismus gegeben, wie er sich kirchlich in der Lehre von der Prädestination, im Symbol vom Sündenfall, im römischen Fatum, im mohammedanischen Kismet, in der calvinischen Leugnung aller menschlichen Freiheit ausspricht. Individuell gewendet erscheint dieser Fatalismus in Schopenhauers Lehre vom unveränderlichen intelligiblen Charakter, in seiner den Scholastikern entlehnten Formel von operari sequitur esse (Das Tun folgt aus dem Sein). Noch krasser ist diese naturalistische Formel bei Machiavelli, Buckle und Taine, den radikalen Vertretern der Theorie vom „Milieu". Danach formen und kneten „Rasse", „Umwelt" und „faculté maîtresse" den ganzen Menschen, ja ganze Völker. Aus diesen drei Komponenten gehen die menschlichen Handlungen als Ausschnitte der Gesamtnatur mit unentrinnbarer Notwendigkeit hervor, „wie Vitriol und Zucker den sie konstituierenden chemischen Gesetzen bedingunglos unterworfen bleiben".

Hier aber sprechen die großen Denker aller Zeiten ein schroffes Nein. Die Handlungen der Menschen, sagen sie, sind mathematischer Behandlung oder Bearbeitung unzugänglich, also sind Mathematik und Mechanik auf die Ethik unanwendbar. Zählen, Messen und Wägen gelten nur vom Sein, nicht vom Tun, nur vom physikalisch-chemischen Geschehen, nicht vom moralischen Sollen. Die Wissenschaften erklären uns nur, was wir sind und was wir nach strengen Naturgesetzen verrichten müssen; sie klären uns auf über unseren Mechanismus, Chemismus, über unseren anatomisch-histologischen Bau und unsere biologischen Verrichtungen. Hier aber ist die Wissenschaft, die es nur mit Kausalerklärungen zu tun hat, mit ihrem Latein zu Ende. Wie wir unser Leben gestalten, welchen Sinn wir unserem Dasein unterlegen, welchem Lebenszweck wir entgegenstreben, welchem Ideal wir nachleben, welche Lebensaufgaben wir uns setzen sollen: in diesen wichtigsten und entscheidendsten Lebensfragen versagt die Wissenschaft völlig. Mag sie immer-

hin zureichend sein für eine Erklärung des Seins oder Geschehens, so erweist sie sich als ganz unzulänglich für die ungleich wesentlichere Deutung des Sinnes der Welt und des Zweckes der Persönlichkeit. Im menschlichen Bewußtsein liegen Imponderabilien, die aller mechanischen Kausalität spotten. Das Exempel „Ich" geht nicht restlos auf in ein Bündel von Ganglien oder einen Komplex von Empfindungen. Es bleibt ein ungelöster oder vielleicht unlösbarer Rest in diesem Ich, in der geistigen Persönlichkeit zurück, die nicht passiv der Umwelt gegenübersteht wie die Platte Daguerre's in der Camera obscura. Das Ich ist spontan, ist schöpferisch, ist selbstgestaltend. Das Ich hat eigene Kausalität; es eröffnet von sich aus ganze Ereignisreihen. In Momenten der Eingebung oder Intuition, wie sie die Dichter und Denker in ihren begnadeten Schöpferstunden haben, hören sie auf, passives Medium der Umwelt zu sein. Sie erheben sich vielmehr zur Causa sui, zu göttlicher Selbsttätigkeit, zu schöpferischer Aktivität, zur Freiheit. Die Natur ist das Reich der Notwendigkeit, in dem die mechanische Kausalität unumschränkt waltet. Der menschliche Geist aber, wie er sich besonders im geschichtlichen Leben offenbart, gehört nicht der mechanischen Kausalität von Druck und Stoß, von Ursache und Wirkung, sondern der teleologischen Kausalität von Motiv und Handlung, von Zweck und Mittel an. In der Natur ist alles unbedingt, in der Geschichte dagegen alles nur bedingt notwendig. Was unbedingt eintreten muß, brauche ich nicht zu glauben; ich werde es ja sehen. Aber an das Schicksal, an die Bestimmung der einzelnen Menschen oder ganzer Völker kann man nur glauben. Unsere geschichtlichen Prophezeihungen haben im günstigsten Fall den Wert von Wahrscheinlichkeitsrechnungen, erreichen aber niemals denselben Sicherheitsgrad wie etwa Voraussagungen auf dem Gebiete der Astrophysik. Im geschichtlichen Leben also, in den Offenbarungsformen des objektiven Geistes (Hegel), als da sind: Sitte und Recht, Sprache und Technik, Religion und Moral, Kunst und Wissenschaft, soziale Gliederung und staatliche Institutionen, gilt nicht die mechanische, sondern nur die teleologische Kausalität. Da die Geschichte von Menschen gemacht wird, die Menschen aber geistiges Eigenleben, Bewußtsein, Freiheit aus eigener Kausalität (mit Kant zu sprechen: Autonomie) besitzen, so ist die Geschichte keine bloße Fortsetzung der Natur, wie Herder oder Spencer wollen, sondern eine Welt für sich, in welcher nicht Gesetze herrschen, sondern nur bestimmte Tendenzen obwalten. Gesetze lassen sich mit unfehlbarer Sicherheit formulieren, Tendenzen aber sind vieler Deutungen fähig. Hier sind unserer Erkenntnis Grenzen gesetzt. Die „Mathematik der Natur" kennt man, an die „Logik der Geschichte" glaubt man. Die Aussagen der Mathematiker haben apodiktischen, die der Naturforscher assertorischen, die der Soziologen und Geschichtsphilosophen aber nur problematischen Charakter.

Richard Müller-Freienfels: Zur Soziologie des Sieges.

Vom Sieg ist in diesem Kriege von Anfang an auf beiden Seiten sehr viel gesprochen und geschrieben worden. Weniger sicher ist, daß man sich immer sehr viel und sehr genaues bei jenem Worte gedacht hat. Denn zum Begriff des Sieges gehört noch ganz anderes als die Erfüllung gewisser territorialer oder finanzieller Begehrlichkeiten, sei's hüben, sei's drüben. Der „Sieg" ist ein psychologisches und soziologisches Phänomen von außerordentlicher Kompliziertheit. Vielleicht ist es möglich, gerade aus einer ganz allgemeinen Analyse des Phänomens einiges Licht zu gewinnen für den speziellen Fall, den uns die, (wie wir hoffen), baldige Zukunft bescheren soll.

*

Es ist bemerkenswert, wenn auch nicht immer dem vollen Bewußtsein gegenwärtig, daß sich im Begriff des Sieges, auch wo es sich um den Sieg im Kampf von Millionenparteien handelt, immer noch Vorstellungen wirksam halten, die vom Kampf kleinerer Parteien, ja vom Zweikampf zweier Einzelmenschen herstammen. Die Metaphernsprache ist dafür sehr bezeichnend: man redete — oft an sehr hörbarer Stelle — vom „Niederringen", vom „Zubodenwerfen", vom „Fuß-auf-den-Nacken-setzen"! Man sah also im Kampf der Millionenvölker im Grunde nur den Zweikampf.

Dadurch jedoch kommen — das ist sehr wesentlich — von vornherein vollkommen falsche Vorstellungen ins Spiel. Es handelt sich in den beiden zusammengebrachten Fällen nicht bloß um ein Größenverhältnis: nein, der Quantitätsunterschied bedingt eine tiefgehende qualitative Verschiedenheit. „Sieg" im Kampfe zwischen großen Völkern ist tatsächlich nicht dasselbe wie Sieg im Kampfe zwischen zwei Individuen — nur vergrößert; es handelt sich um etwas völlig Andersgeartetes, und man muß sich klarwerden, daß durch solche Metaphern und Vergleiche große Irrtümer erweckt werden.

Denn was ist „Sieg" im Kampf zweier Menschen? In primitiven Fällen die Tötung des Gegners und Erbeutung seines wertvollsten Besitzes: sei es des ganzen Körpers bei Kannibalen, des Kopfes bei den Dajaks, des Skalps bei den Indianern, der Rüstung bei den archaischen Mittelmeervölkern. Jedenfalls ist in solchem Kampfe die völlige Vernichtung des Gegners durchaus möglich. Zivilisierte Verhältnisse lassen an ihre Stelle die symbolhafte Andeutung treten: die Kampfunfähigkeit des Gegners, daß seine beiden Schultern den Boden berührt haben im Ringkampf, daß er aus dem Sattel

gehoben wird im Turnier, und ähnliches. Immerhin, ein Sieg im Sinne einer radikalen Entscheidung des Kampfes zu Gunsten einer Partei ist möglich, und hierin verhalten sich auch kleinere Gruppen im Kampfe ähnlich wie Einzelgegner. Auch sie, seien es korsische Familien, seien es Indianerstämme, seien es Stadtgemeinden früher Kulturen, kämpfen bis zur Vernichtung, zur völligen Ausrottung oder Versklavung des Gegners. Noch Rom konnte Karthago zerstören bis zu den Fundamenten.

Aber hiermit stoßen wir auf den Wesensunterschied des Sieges im Kampf von Millionenvölkern gegenüber den besprochenen Verhältnissen. Ein Sieg im Sinne der fraglosen Entscheidung, der radikalen Vernichtung des Gegners ist gar nicht möglich. Die Gegner können sich schwächen, sie können sich aufs Furchtbarste schädigen, es kann eine Partei zum Nachgeben gezwungen werden: ein Sieg im Sinne der wirklichen Entscheidung d. h. der Vernichtung des Feindes ist damit nicht erzielt. Die Größenunterschiede bedingen Wesensunterschiede. Millionenheere können geschlagen, aber nicht vernichtet werden. Es ist wie bei ganz großen Brunnen, bei denen auch der stärkste Verbrauch doch niemals ganz auf den Boden gelangt, weil stets Neues nachströmt. Die Verlustlisten eines Jahres mögen entsetzlich sein; aber das Abbröckeln geht doch nicht schnell genug, als daß nicht in der Zwischenzeit wieder ein ganzer Jahrgang zur Waffenreife gelangt wäre. Man kann schon heute erklären, daß in absehbarer Zeit ein Millionenheer infolge Versagens der Reserven, d. h. Vernichtung des lebenden Materials niemals zur Unterwerfung gezwungen werden kann. Durch Erdrückung der vitalen Energien wie im Einzelkampf, wie auch im Kampf kleinerer Gruppen, wird in den gegenwärtigen Riesenkämpfen niemals der Sieg errungen werden.

In der Tat sind wenigstens praktisch, wenn auch kaum theoretisch, beide Gegner im gegenwärtigen Krieg zu dieser Überzeugung gelangt. So blutig die Schlachten auch sind: den vollen Sieg, die fraglose Entscheidung erhofft man kaum mehr von ihnen allein; die erhofft man vom Wirtschaftskampf: wir vom Unterseebootkrieg, die Entente von der Blockade. Daß auch diese Methoden nicht zur Vernichtung, höchstens zur empfindlichen Schwächung und daraus resultierendem Nachgeben einer Partei führen können, beginnt man auf beiden Seiten einzusehen. Der Grund ist derselbe, den wir oben beim lebenden Material fanden: bei der Riesenhaftigkeit der Bestände und der Möglichkeit der dauernden Ergänzung kann die Vernichtung doch den Ersatz, vor allem nicht im Verhältnis zum Gesamtbesitz, soweit übertreffen, daß eine Katastrophe eintreten müßte. Wir hoffen alle, daß bei England doch infolge der Unterseebootblockade wenigstens die Gefahr der Aushungerung eintreten wird — auch der Schreiber gegenwärtiger Zeilen hofft es — die Tatsachen haben jedoch — bisher wenigstens — diese Hoffnung nicht erfüllt.

Aber selbst wenn das der Fall sein würde: eine radikale Vernichtung des Gegners wäre damit noch nicht erzielt. Es bliebe nur bei einem Nachgeben der einen Partei, einem Ausgang, der sich von dem unzweifelhaften Sieg — wie er im Einzelkampf möglich ist — immerhin wesentlich unterschiede. Nur phantastische Träumer hüben und drüben glauben wohl, daß man durch die Blockade den Gegner wirklich „auf die Knie zwingen", „zu Boden schmettern" könne. (Man beachte die Metaphern!) Man darf es wohl aussprechen, daß keine Blockade ein ganzes Volk zur Niederlage im Sinne der radikalen Vernichtung führen wird, es sei denn, daß der Sieger es auf einen Pyrrhussieg abgesehen hätte, bei dem es ihm selbst aufs eigne Weißbluten nicht ankäme. So schlimm es auch auf einer der beiden Seiten kommen mag: die Ausrottung erscheint als ausgeschlossen. Damit aber wird der Sieg niemals ganz den Charakter des einseitigen Triumphes, stets den Charakter eines Vertrags haben. Denn nur der tote Gegner scheidet aus; auf den lebenden muß stets von Seiten des Gegners Rücksicht genommen werden, schon weil er spätere Rache befürchten muß. —

*

Formulieren wir das kurz, so könnten wir sagen: der Sieg im Millionenkrieg wird kein „Vernichtungssieg" sein — sosehr sich auch einige Radaupolitiker in solchen Phrasen gefallen — er wird ein Siegesvertrag sein, d. h. ein Sieg, der nur im höchsten Falle ein Überwiegen der einen Partei, kein Ausschalten der andern in sich schließt. D. h. also, jede der beiden Parteien wird ihre Bedingungen stellen und die Frage wird sich nicht auf ein „entweder — oder?" sondern auf ein „Mehr oder Weniger?" zuspitzen. Das ist von Seiten der Mittelmächte weithin eingesehen. Bei uns fällt das Wort „Vernichtung" kaum. Bei den Gegnern dagegen ist es trotz amtlicher Widerrufe noch hoch im Kurs, wenigstens als Schlagwort für die Massen.

*

Immerhin, früher oder später wird sich überall diese hier theoretisch abgeleitete Erkenntnis durchsetzen, daß im Kampf zwischen Millionenheeren kein Sieg im Sinne restloser Entscheidung, d. h. Vernichtung des Gegners, möglich ist. Damit muß der Siegesvertrag zum Problem werden. Er findet statt zwischen zwei stimmberechtigten Gegnern, nicht zwischen einem diktierenden Sieger und einem sich unterwerfenden Unterlegenen oder völlig ausgeschiedenen Partner. Als Sieg aber gilt nicht ein reales Herrwerden über den andern, der Sieg wird repräsentiert durch ein Siegessymbol. Mag dieses nun im Einzug in die fremde Hauptstadt, im Zahlen einer Entschädigung, im Abtreten von Land bestehen: es bleibt zu beachten, daß alle diese Dinge an sich in der Regel keine innere Proportion zu den gemachten

Anstrengungen haben, daß sie aber über ihren realen Wert hinaus einen idealen Wert als Symbol des Sieges besitzen.

Wenden wir das auf unsern speziellen Fall an. Je mehr sich die Erkenntnis durchringt, daß nicht die Unterwerfung des Gegners den Krieg beenden wird, umsomehr rückt die Frage nach dem Siegessymbol in den Vordergrund. Dieses war zuerst Belgien, und ist neuerdings — ob zu unserm Vorteil, bleibt dahingestellt — Elsaß-Lothringen geworden. Man kann heute bereits als wahrscheinlich annehmen daß Elsaß-Lothringen das Symbol des Siegs (oder wenigstens das wichtigste) sein wird. Eben darum hat es aber eine weit über seinen Realwert hinausgehende Bedeutung. Aus diesem Grunde ist Kühlmanns Formel, daß der Krieg heute um Elsaß-Lothringen geführt werde, richtig und doch nicht ganz: denn Elsaß-Lothringen ist zugleich das Symbol des Sieges. Das heißt, der Besitz dieses Landes ist nicht nur ein realpolitischer, er ist auch ein psychologischer Faktor.

Es ist eine psychologisch sehr merkwürdige Erscheinung, daß in diesem Kriege Sieg und Siegesbewußtsein in umgekehrtem Verhältnis sich verteilen. Die Mittelmächte erringen Erfolg um Erfolg, aber sie sind in weiten Kreisen nachgiebig gesinnt, bieten den Frieden an, verzichten auf den letzten Sieg: der Vielverband dagegen erleidet Schlappe um Schlappe, aber seine Diplomaten prunken mit Siegesgefühl, weisen den Frieden von der Hand und verkünden, rücksichtslos bis zum Endsieg durchzufechten. Wir können uns an dieser Stelle nicht eingehend mit der psychologischen Verursachung dieser widerspruchsvollen Tatsache befassen. Sie ist vielfältig: das Zahlenverhältnis, das in seiner Bedeutung überschätzt wird, die ökonomischen Schwierigkeiten der Mittelvölker, Massensuggestion bei den Ententevölkern, bewußte Reklametricks von seiten der Ententediplomaten: dies und noch vieles andre kommt zusammen. Wir sind fest überzeugt, daß diese Siegesstimmung auf Seiten der Ententevölker der realen Grundlage entbehrt, ein Irrtum ist, und doch müssen wir auch diesen Irrtum als wesentlichen Faktor in Rechnung setzen. Es ist nicht bloß so, daß die bramarbasierenden Reden der Lloyd George und Ribot Stimmung machen sollen in ihren Völkern; man darf auch nicht übersehen, daß sie nur möglich sind, weil eine Stimmung des Volkes sie trägt. Diese ist bereits vorhanden — wenn auch nur als trügerischer Rausch — aber man kommt durch solche Reden über zeitweiligen Katzenjammer weg in neue Räusche hinein. Und mit derart Berauschten haben wir's zu tun.

So entsteht die verzwickte Situation unsrer Tage. Wir haben die Symbole des Siegs in Händen, die Gegner aber behaupten mit bedeutsamem Nachdruck, sie hätten das wahre Recht darauf. Die reale Sachlage wird durch die seltsam konträre psychologische Sachlage ganz verschoben und jedenfalls außerordentlich kompliziert. Alles wäre in dieser Beziehung viel ein-

facher, wenn an allen Seiten die Heere an den Grenzen stünden. Dann wäre es offensichtlich, daß dieser Krieg, der nicht mit der Vernichtung eines der Gegner enden kann, unentschieden bleiben müßte. So aber geht's weiter um den Sieg, der nach Lage der Dinge nur ein symbolischer Sieg sein kann.

Denn diese Tatsache gehört zum Begriff des Symbols: daß es kein reales Äquivalent für den Kampfesaufwand ist. Auch der Sieger ist im Falle des bloß symbolisch gewonnenen Sieges zum Teil Verlierer. Selbst wenn wir Belgien behalten oder Frankreich die Reichslande wiedergewönne, so wäre dieser Preis doch nicht entfernt ein Ersatz der gebrachten Opfer. Noch weniger aber wäre ein solcher Gewinn eine endgültige Erledigung des Gegners. Eben darum sind solche Siegessymbole meist die Ursachen zu neuen Kriegen geworden. Und je größer ein Land ist, umsoweniger wird es den Verlust verschmerzen. Auch hierin zeigt sich der Unterschied zwischen großen und kleinen Gegnern. Dänemark mußte den Verlust der südjütischen Provinzen zulassen: es war Bismarcks größte diplomatische Tat, daß er Österreich gegenüber auf jede Siegessymbolik verzichtete, selbst auf die bloß theatralische des Einzugs in Wien. Und es ist bekannt, daß er selbst Frankreich gegenüber daran dachte, sich lieber mit mehr Geld als mit Metz entschädigen zu lassen: Geld ist stets ein lösbarer Besitz, sein Verlust ist kompensierbar: ein verlorenes Land ist stets eine Wunde, die fühlbar bleibt, deren Dasein auch dann noch bewußt ist, wenn sie äußerlich vernarbt. In der Tat dürfte die Geschichte lehren, daß überall dort, wo der Gegner nicht völlig vernichtet ist, die Losreißung eines Landesteils als Siegessymbol sich nicht bewährt hat, außer dort, wo sie — wie im Fall Schlesien oder Elsaß — den natürlichen Bedingungen des Landes gemäß war. Vermutlich wird dieser Krieg zwischen zwei sich ungefähr gewachsenen Gegnern nur dann ein Ende finden, wenn es gelingt, für beide Teile ein entsprechendes Siegessymbol zu gewinnen. Für England wird die Befreiung Belgiens dasjenige sein, das wir ihm in der Hauptsache zuzubilligen geneigt sind. Für uns wird unter anderem die Behauptung von Elsaß-Lothringen das Siegessymbol sein. Es wird eine der schwersten Fragen der Friedensverhandlungen bilden, auch für Frankreich, das sich in Siegesträumen wiegt, ein Symbol zu schaffen, das ihm wenigstens einen Schein des Sieges läßt. Auch im Osten wird — falls Rußland nicht ganz zusammenbricht — die Frage des Siegessymbols von größter Wichtigkeit sein. Auch hier kann die Versuchung, das Symbol zu groß zu wählen, den Keim zu neuen Kämpfen in sich bergen.

Indessen wollen wir hier bei unsern prinzipiellen Erörterungen bleiben. Der Siegesvertrag ist nur dann ein wirklicher Sieg, wenn er eine Dauer verbürgt. Siege wie die Preußens in den beiden ersten schlesischen Kriegen sind nur Scheinsiege. Der Grund dafür liegt darin, daß die Siege zwar

gewissen äußeren Tatsachen Rechnung tragen, daß sie aber nicht genügen, um die psychologischen Tatbestände umzuformen, so daß diese dauernd sich anders orientieren. Wir sehen es ja in diesem Kriege, von welch ungeheurer Bedeutung die psychologische Verfassung der Völker ist. Und zwar ist sie das jetzt mehr als je, denn infolge der Macht der Presse sind alle Völker sozusagen bewußter geworden. Die Presse, die Parlamente und die andern Organe der öffentlichen Meinung, auch diese vor allem durch die Presse, sind gleichsam das Bewußtsein des Volkes, zum mindesten das Oberbewußtsein, das sich in Handlungen umsetzen kann. Auch das muß in Rechnung gesetzt werden in diesem Kriege: nicht nur größer sind die Kontrahenten, sie sind auch bewußter. Und aus diesem Grunde spielen psychologische Dinge eine viel größere Rolle in diesem Krieg als je vorher. Es scheint uns, daß die Mittelmächte das nicht immer erkannt haben.

Wir leiten daraus noch eine weitere Tatsache ab, die von Bedeutung für die Ausgestaltung des Sieges ist. Weil die Völker soviel bewußter geworden sind, haben sie auch ein weit besseres Gedächtnis als früher. Gedächtnis ist das Bewußtbleiben der Vergangenheit. Gewiß sind die Massen und auch die Tagespresse sehr vergeßlich. Aber eine andere soziologische Institution übernimmt in den Völkern von heute die Funktion des Gedächtnisses: die Wissenschaft, und zwar vermittels der Schulen. Da diese viel höher entwickelt sind als je vorher, so ist auch das Gedächtnis der Völker besser. In früheren Jahrhunderten konnte — der Fall Elsaß-Lothringen beweist es — der Verlust einer Provinz auf Jahrhunderte von der Mehrheit des Volkes vergessen werden: der gleiche Fall beweist heute, wie und zwar gerade infolge des Einflusses der Schulen immer aufs Neue ein solcher Verlust dem Volksbewußtsein eingehämmert wird. Man rechne also nicht damit, daß bei eventuellen Annexionen der Feind das „vergessen" werde. Ein solches Vergessen ist bei wohlorganisierten, gebildeten Völkern nicht mehr so leicht wie ehemals. Und gerade das macht den Fall Elsaß-Lothringen so kompliziert. Selbst wenn — was wir für undenkbar halten — die Reichslande an Frankreich zurückgegeben würden, so würden wir jetzt diesen Verlust nie vergessen; Frankreich würde beständig zu zittern haben um diese Lande, würde keine ruhige Stunde mehr finden, müßte immer befürchten, daß wir die nächste politische Konstellation benutzen würden, ihm seinen Gewinn wieder zu entreißen. Im Grunde weiß man das in Frankreich und sieht daher ein, daß nur völlige Vernichtung Deutschlands diesen Gewinn garantieren könnte. Da dieser Fall aber ausgeschlossen ist, so ist der Anspruch Frankreichs ein logischer Widersinn. In noch höherem Grade als in Frankreich würde bei uns das organisierte Volksgedächtnis den Verlust festhalten. Gerade das höhere Bewußtsein der Völker schafft ganz neue Sachlagen, die bei der Ausgestaltung des Friedens in Rechnung gesetzt werden müssen. Der

Sieger muß sich klar sein, daß der Besiegte heutzutage nicht vergessen wird, nicht vergessen kann.

Aus dieser Tatsache, daß man in den Völkern nicht mehr wie einst gleichsam mechanisch bewegte, sondern höchst bewußte Massen zu sehen hat, folgt die weitere, daß auch ein Sieg mit diesem Bewußtsein rechnen muß. Eine hochgradig bewußte Gesellschaft läßt sich nicht von außen einen Frieden diktieren, nimmt nicht hin, was ihr geboten wird, und vergißt bald das Frühere. Eben darum kann heutzutage ein Sieg nicht eine von außen aufgezwungene Machtwirkung sein: ein solcher Sieg wäre etwas halbes, würde nur einen Übergangszustand schaffen, der unerträglicher wäre als der Krieg selber. Aus diesem Grunde kann, da ein Vernichtungssieg ausscheidet, nur ein Versöhnungssieg dauernde Garantien bieten. Wir haben in neuster Zeit mehrere der Art gehabt. Der Frieden nach dem deutsch-österreichischen Krieg wurde bereits erwähnt; man könnte auch an den Sieg der Briten über die Buren denken, nach welchem der Sieger bis auf einige mehr oder weniger als formal empfundene Oberrechte dem Besiegten alles beließ, was er vorher gehabt hatte. Versöhnung aber braucht nicht völligen Verzicht zu bedeuten. Es können unter Umständen sogar große reale Werte weggenommen werden, vorausgesetzt daß die ideellen Begleiterscheinungen den Gegner nicht zu sehr verletzen. Man denke daran, wie rasch Rußland über den Verlust der Mandschurei hinwegkam, darum, weil der Friede nicht als Demütigung empfunden wurde, was mancherlei Gründe hatte. Auch für uns braucht ein Friede nach diesem Kriege kein Verzicht auf Neuerwerb zu sein. Aber es wird darauf ankommen, diesen Gewinn diplomatisch, juristisch und publizistisch so hinzustellen, daß der Gegner sich nicht völlig gedemütigt fühlt. Das Schwert erkämpft den Frieden, aber für den Friedensschluß selber muß es in die Scheide gesteckt werden. Die Siegesfrage in diesem Kriege wird nicht dahin lauten, einen möglichst hohen Gewinn einzuheimsen, sondern einen solchen Frieden, der bei einem Maximum an realem Gewinn für den Sieger ein Minimum von Demütigung für den Gegner bedeutet. Wir reden viel von Sicherung unserer Grenzen, die einen künftigen Krieg verhüten soll. Man muß sich klar darüber sein, daß die realen Garantien die idealen nicht aufwiegen. Wir überschätzen die ersteren. Aber haben wirklich die „realen" Garantien der Metzer und Straßburger Forts die Kriegslust der Franzosen niedergehalten? Und meint man im Ernst, deutsche Kanonen in Zeebrügge und Antwerpen würden, so stark sie sein mögen, die Kriegsneigung der Engländer dämpfen? Wir diskutieren hier nicht die Kriegsziele. Wir betrachten nur objektiv und theoretisch die Möglichkeit, unsern Sieg in einen dauernden Frieden überzuführen, und stellen eben dafür den Leitsatz auf, daß wichtiger noch als der reale Abschluß, der territoriale oder finanzielle Gewinn, der psychologische Abschluß sein wird, die seelische

Disposition, in der der kommende Friede Europa finden wird. Es ist von unserer Reichsleitung die Bereitwilligkeit zur Abrüstung offen ausgesprochen worden. Indessen ist zu bedenken, daß diese nur Sinn hat, wenn die psychologische Vorbedingung geschaffen ist. Wir haben im Fall Italien und Rumänien zu deutlich gesehen, daß selbst die eindringlichsten äußeren Tatsachen, unsere glänzende militärische Lage, es nicht vermochten, über die psychologische Disposition zum Kriege Herr zu werden. Es ist heute wohl kein Sakrileg mehr, wenn man es offen ausspricht, daß Deutschland den Krieg militärisch bewundernswert vorbereitet hatte, daß aber die psychologische Vorbereitung, von der die diplomatisch-politische nur ein Teil ist, fast alles zu wünschen übrig ließ. Unser Sieg darf nicht bloß ein militärischer bleiben, er muß auch ein psychologischer sein: er muß die Gegner umstimmen, was freilich nicht durch schulmeisterliche Belehrung und aufdringliche Propaganda geschehen kann. Das Thema ist weitschichtig und führt hier zu weit. Von England insbesondere ist hier viel zu lernen, und was da zu lernen ist, deckt sich nicht immer ganz mit kleinbürgerlicher Biederkeit. Hier wollten wir nur ganz prinzipiell das eine festlegen: Sieger werden wir in diesem Kriege erst dann sein, wenn wir die Gegner nicht nur militärisch geschlagen haben, nein erst dann, wenn wir ihre Gegnerschaft gebrochen haben werden, d. h. wenn wir auch psychologisch, nicht nur militärisch, ihnen unsern Lebenswillen verständlich gemacht haben.

Franz Bolgár,

wirklicher Geheimrat, Staatssekretär a. D.:

Karl Grecsák, kgl. ungarischer Justizminister.

Ich habe nicht die Absicht, den ungarischen Justizminister als Juristen zu würdigen, noch von seiner Tätigkeit auf dem Gebiete der Rechtspflege zu sprechen. Das kann ich schon darum nicht, weil ich hierzu nicht berufen bin. Das obliegt anderen Personen. Kennt ihn doch in Ungarn ein jeder Jurist sehr wohl. Die maßgebenden Kreise wußten genau, warum sie ihn, der in seiner stillen Zurückgezogenheit sich nur der Wissenschaft und der Justizpflege widmete, zum ersten Mitarbeiter des Justizministers Dr. Vázsonyi erkoren und ihn — als dieser sich der Mission eines Wahlrechtsreform-Ministers unterzog — in diesen schweren Zeiten mit der Leitung des ungarischen Justizwesens betrauten. Ein anderer Kandidat wurde gar nicht erwähnt; man hörte nur seinen Namen. Die gesamte öffentliche Mei-

nung, die Richter und die Juristen kandidierten nur ihn. Er war kein Parlamentarier. war nicht der Mann der Öffentlichkeit, sondern ein einfacher, in der Stille wirkender Richter, und doch wünschte man einstimmig seine Berufung. Und er konnte sich mit vollem Selbstbewußtsein in den Ministerstuhl setzen, weil er von der Würdigung, von der Achtung all Jener getragen wurde, die ihn kannten und daher in ihn ihr Vertrauen setzten. Er hat keinen Feind. Er hat nur Freunde.

Unter die Letzteren gehöre auch ich, und zwar seit langen Jahrzehnten. Als ich vor 35 Jahren aus der Armee austrat und mit der Absicht heimkehrte, die politische Laufbahn zu betreten, war Karl Grecsák der erste Politiker, zu dem ich in nähere Beziehungen geriet. Er war damals als Abgeordneter Mitglied der unter Führung des Grafen Apponyi, des jetzigen Unterrichtsministers, stehenden gemäßigten Opposition und leitete im Auftrage der Partei das deutschsprachige Organ derselben, das „Budapester Tagblatt". Er war auch Leitartikelschreiber desselben und verfaßte für die erste Nummer das Programm. Das Blatt war zu dem Zwecke gegründet worden, die deutschsprechende Bevölkerung Ungarns für die Partei zu gewinnen und — da die übrigen Budapester deutschen Zeitungen auf Seite der Regierungspartei standen —, dem ausländischen Publikum die Politik der ungarischen Opposition zu erläutern. Für diese Aufgabe hätte man keinen geeigneteren Mann suchen können, als den jungen, scharfsinnigen, alles rasch auffassenden, federgewandten Abgeordneten, den seine Geburtsstadt Versecz im Jahre 1881 als jungen Advokaten, auf Grund des Programms der gemäßigten Opposition zum Abgeordneten gewählt hatte. Im Reichstage wurde Grecsák, der nur 26 Jahre alt war, Alters - Schriftführer und machte sich so stark bemerkbar, daß Desiderius Szilágyi, einer der hervorragendsten Parlamentarier Ungarns, der später als Justizminister die kirchenpolitischen Reformen initierte und durchsetzte — ihn seiner ganz besonderen Wertschätzung würdigte. Als später die Wege Szilágyis sich von jenen des Grafen Apponyi trennten und Grecsák dem Ersteren folgte, bewahrte ihm Szilágyi seine volle Freundschaft, wie er sie wohl für keinen anderen hegte und die bis zum Tode Szilágyis unwandelbar blieb.

Ich machte Grecsáks Bekanntschaft, als ich ins „Budapester Tagblatt" als militärischer und bald nachher als interner Mitarbeiter eintrat. Wir wurden bald Freunde. Ich habe ihm sehr viel zu verdanken. Er war mein politischer Mentor und mein erster Gönner. Als wir nebeneinander arbeiteten, fand ich gar viel Gelegenheit, seinen festen Charakter, seine unendliche Herzensgüte und seine großen Geistesgaben kennen zu lernen. Wer mit ihm in Verbindung kam, konnte ihn nur lieben und achten. Ich bewunderte schon damals seinen rasch arbeitenden, disziplinierten Verstand, sein außerordentliches Erinnerungsvermögen, und was ich insbesondere betone, seine Fähigkeit zu raschen Entschlüssen. Ich habe im Leben wenig Männer gekannt, denen das Zaudern so fremd gewesen wäre, wie ihm. Wenn er eine Sache überlegt und erwogen hatte, so war sein Entschluß gar bald gefaßt.

Er war expeditiver als irgend wer. Ich glaube, daß er in seinem ganzen Leben keine Restanzen gelassen hat. Der rasche Gang seiner Gedanken und Taten wurde durch seine journalistische Tätigkeit, die zumal bei einem Schriftleiter einen Aufschub auf morgen nicht duldet und rasche Entscheidungen und Verfügungen fordert, noch beschleunigt. Es war eine Freude, mit ihm zu arbeiten, da er überdies ein lebendiges politisches und juridisches Lexikon war und es bis heute geblieben ist.

Die Partei und das „Budapester Tagblatt" vernahmen im Jahre 1891 mit lebhaftem Bedauern, daß ihn Desiderius Szilágyi zum Richter am Szegeder Appellgerichtshofe zu ernennen gedenke. Grecsák wollte anfangs ablehnen, da er von uns nicht scheiden mochte, aber schließlich gab er dem Drängen Szilágyis nach. Die warmen Worte, mit denen er mir die Interessen des Parteiblattes, dessen Leitung von der Partei mir übertragen wurde, ans Herz legte, klingen mir noch heute in den Ohren. Als seine Ernennung zum Appellgerichtsbeisitzer schon fast eine vollendete Tatsache war, regten sich in Grecsáks Seele Bedenken, ob er wohl recht tue, der Politik den Rücken zu wenden. Szilágyi, der unser Freundesverhältnis kannte, beauftragte mich, Grecsák zu sagen, „er möge keine Narrheiten machen," die juridische Laufbahn könne einen Mann, der berechtigt ist, vorwärts zu kommen, und berufen ist, dem Vaterlande hervorragende Dienste zu leisten, nicht verhindern, sich wieder der Politik zuzuwenden; er habe Grecsák stets als einen solchen Mann gekannt und „erwarte noch viel von ihm". Diese Worte eines Szilágyi bestimmten Grecsák dann, nach Szeged zu gehen. Sechs Jahre später kam er wieder nach Budapest, und zwar zum Obersten Gerichtshofe, und jetzt ist er Justizminister. Die Tatsachen haben die Worte Szilágyis gerechtfertigt, aber auch das Verhalten Grecsáks.

Und ich werde durch die Tatsachen ebenfalls gerechtfertigt werden, wenn ich sage, daß das Land und das ungarische Justizwesen von der ministeriellen Tätigkeit Karl Grecsáks viel erwarten können. Er ist wohl sehr einfach und sehr bescheiden, aber der hochwichtigen Aufgabe, welcher er sich vor einigen Wochen unterzogen hat, durchaus gewachsen. Seine Fachgenossen, die ungarischen Richter und die ganze Juristenwelt, die wohl am besten berufen sind, ihn zu beurteilen, haben seine Ernennung zum Justizminister mit einer geradezu bewältigenden allgemeinen Freude und Zufriedenheit begrüßt. Und mit Recht. Das hohe Vertrauen, das man ihm entgegenbringt, verpflichtet ihn auch diese Pflicht in vollstem Maße erfüllen.

August Adelsberger (Baden-Baden): England, der große Verführer.

Allerheiligen 1917! Wie Sturmesbrausen und Jubelruf eilt die Kunde von dem glorreichen Siege der Verbündeten am Tagliamento durch die deutschen Lande, reines Sonnengold durchflutet aufheiternd die Gaue unseres Vaterlandes, als wollte der Himmel selbst die leuchtende Siegesfackel vorantragen. Das Vertrauen auf die gottgesegnete Kraft unseres Volkes, das Bewußtsein unserer ehrlichen Absicht gibt unserer Seele die stolze Befriedigung über die vollbrachte, hehre Tat. Historische Erinnerungen lassen das glanzvolle Kaisertum der Hohenstaufen in unserem Geiste wieder aufleben, das im Niederbrechen der Trutzburgen Verona, Mailand und Pavia ein römisches Weltreich durch deutsche Kraft errichten wollte. Wie damals, so tragen auch heute deutsche Söhne das Banner des Sieges auf der Via Ämilia gegen die gleichen Trutzburgen vor, aber n'cht, um im welschen Lande den Grundstein einer Weltmacht einzumauern, sondern, um ein degeneriertes Volk zu bestrafen für den schmählichen Verrat, den es an einem ehrlichen Freunde beging, aufgehetzt durch eine volksfeindliche Regierung, die um schnöden Mammons willen das Glück und die sorgenlose Zukunft eines Landes verschacherte.

Aber in den Becher der berechtigten Freude fällt doch so mancher bittere Tropfen des Leides, besonders an dem Tage, da mit verhaltener Trauer mancher zurückdenkt an die hoffnungsfreudigen Lieben, die in das Todesreich eingegangen sind, um das Leben des Vaterlandes zu retten. Und manche gequälte Frauenbrust schickt in diesen einsamen Stunden inbrünstige Gebete in die Unendlichkeit des unergründlichen Himmelsblaus und ein banger Seufzer lispelt die wehmutsvolle Frage: Warum!

Warum? Die Antwort mögen die englischen Machthaber geben, die in rücksichtsloser Grausamkeit die Jugend der Völker hinschlachten, die einst Blutzeugen gegen diese Bestien des Menschengeschlechtes sein werden. Hat englische Intelligenz, englische Betriebsamkeit deshalb das Gold der ganzen Welt zusammengeraubt, damit es der Verführer werde, der die Völker Europas an einen fürchterlichen Abgrund bringen sollte? Was frägt der Pietät heuchelnde Engländer nach Recht und Menschlichkeit, wenn sein Vorteil auf dem Spiele steht, was frägt England nach Europa bei diesem Kampfe um Sein und Nichtsein seiner Weltmachtstellung, die nicht Weltgeltung, sondern Weltbeherrschung bedeutet.

Die deutsche Regierung wollte vor Jahresfrist in der Erkenntnis, daß bei der Weiterführung des Krieges Europa nichts zu gewinnen, aber unendlich viel zu verlieren hat, dem Feinde goldene Brücken bauen und den Krieg

beenden. Aber die kreischende Stimme englischer Machthaber übertönte den zarten Ruf der Menschlichkeit, damit das Gewissen der Völker nicht erwachen sollte und zur Würdigung der Größe des ehrlichen und wahrhaftigen Angebotes gelangen würde. Das Angebot des deutschen Kaisers war ein Strich in die wucherische Falschrechnung der Verbandsregierungen und bedeutete einen fatalen Eingriff in deren Eroberungspläne. Deshalb mußte die vornehme Absicht in Böswilligkeit, die Wahrheit in Lüge gewandelt werden.

Schwäche hieß es, die Bankerotterklärung der Kraft nannte man die Triebfeder des deutschen Antrages und unerfüllbare Ansprüche erstickten den Friedensruf der hochgesinnten deutschen Regierung. Daß es nicht Schwachheit oder gar Schwäche war, was Deutschland zu seinem Angebote bewog, das haben die mächtigen Schläge des Jahres 1917 bewiesen. Zieht der von England verführte Verband die Bilanz aus den Geschehnissen dieses Jahres, so tritt ein großes Minus auf die Habenseite, gegenüber dem Ausweise beim Ausgange des letzten Jahres.

Wäre auf Grund des deutschen Angebotes eine Einigung zu Stande gekommen, dann lebten heute noch eine Million braver Menschenkinder, St. Quentin, Bapaume, Peronne, Lens, Douai, Dünkirchen und viele andere Orte lägen nicht in Schutt und Asche, als Faustpfand hätte die Entente noch Ostgalizien, die Bukowina und das Küstenland mit Görz, Riga wäre noch ein grünes Blatt in Rußlands welkendem Kranze, die Verheerungen der fürchterlichen Revolution, die das große Slavenreich durchtobt, wären in ordnende Bahnen gelenkt, Italien stände nicht vor dem gleichen Abgrund, Venetien wäre nicht überrannt durch die ungestüme Kraft des Germanentums, die europäischen Völkerschaften hätten 100 Milliarden weniger Schulden, der Unterseebootskrieg hätte nicht die Wirtschaftskraft unserer Feinde vermindert und ungeheure Entbehrungen wären den Völkern Europas erspart geblieben.

Wehe den Machthabern, wenn die Völker Rechenschaft verlangen für die maßlosen Opfer, zu denen man sie mit List, Lüge und Betrug gezwungen hatte.

Mit Staunen füllt sich das Sinnen des Beschauers, daß es eine entartete Regierung vermag, ein betörtes Volk am Gängelbande zu führen, wie es derzeit mit den Franzosen geschieht. Das Auge dieser Nation muß den Blick für das wirkliche Geschehen gänzlich verloren haben, denn sonst wäre es unmöglich, daß seine Regierung das Volk Sieger nennen kann, nachdem der Feind im Herzen seines Landes, an den Ufern der Aisne steht. Ständen die Franzosen an der Weser, so könnte keine deutsche Regierung dem geringsten Bürger in Deutschland sagen, wir seien die Sieger, ohne Zorn und Verachtung heraufzubeschwören. Der vielgeschmähte autokratisch regierte Deutsche hat mehr Rechte und verlangt viel größere Verantwortung von

seiner Regierung, als es in den vielgerühmten demokratischen Staaten des Westens geschieht, wo mit der Freiheit des Demokraten Schindluder getrieben wird und wo eine eigennützige Oligarchie und eine gewissenlose Oberschicht die Völker knebeln und entrechten kann.

Der deutsche Militarismus muß zusammengebrochen werden, diese dunkle Gewalt, die es vermochte, über 40 Jahre ein Hort des Friedens in Europa zu sein.

Leichtfertig hätte Deutschland die Welt in den Krieg gestürzt, sagte der englische erste Minister, wahrscheinlich, weil es die Kühnheit hatte, sich nicht besiegen zu lassen. Um des lieben Friedens willen war Deutschland überall in der Welt zurückgetreten, hatte zugesehen, wie die anderen die Erde verteilten, und nahm nur die Brocken für sich, die andere übrig gelassen haben. Erst als Deutschland auch einen Platz an der Sonne begehrte, als es in der marokkanischen Affäre auch Rechte geltend machte, da entbrannte der Zorn Englands über diese Anmaßung in wildem Aufruhre und mit einer herrlich gespielten Entrüstung wurde über das gefräßige Deutschland hergezogen, das friedlich zugesehen hatte, als Frankreich Anam, Tongking, Madagaskar, Tunis sich in Besitz brachte, dabei vielfach mit England in Kollision geriet und Italien in die Hände von Deutschland und Österreich-Ungarn trieb und den Dreibund dadurch ermöglichte, von England gar nicht zu reden, das in seinem Herrenwahn die ganze Erde als eine Domäne seiner Willkür betrachtete, mit raffiniertesten Mitteln sich in den Besitz des reichen Ägyptens und des Sudans setzte und das, in wilden Flüchen Deutschland der Eroberungslust bezichtend, die erste Annexion in diesem Kriege ausgesprochen hat, durch die endgültige Besitzergreifung Ägyptens. Deutschland hatte in emsiger Friedensarbeit seinen Bergbau vervollkommnet, seine Schiffe waren bevorzugt auf allen Handelswegen des Weltmeeres, die großen Kolonien unserer heutigen Feinde wurden von deutschem Arbeitsgeist durchdrungen und der Nutzung des deutschen Kapitales zugeführt.

Als ich im Jahre 1902 im Hafen von New-York einen englischen Dampfer besuchte, lag friedlich neben dem englischen ein deutsches Handelsschiff und ich höre noch die Worte des englischen Kapitäns, der zu meinem Begleiter sagte: „Dieser verdammte Deutsche brauchte hier auch nicht zu liegen", ein typisches Beispiel englischer Gesinnung.

Daß ein ernstlicher Wettbewerber an den Ergebnissen der Weltmärkte mit teilnehmen wollte, auf die Dauer sogar einen Vorsprung zu erzielen vermochte, das war die einwandsfrei festgestellte Ursache, die den Zorn und den Neid Englands herausforderte, und es mußte der Anlaß gefunden werden, Deutschland zu isolieren und zu vernichten. Als dann König Eduard VII., unseligen Angedenkens, in seinem ungeklärten Hasse gegen das verwandte Deutschland Unsummen Staatsgelder ausgab, um die Wogen des Panslavismus hochzu-

peitschen, die Räuberstaaten an Österreichs Peripherie zum Meuchelmord zu erziehen, in spitzfindiger diplomatischer Kunstfertigkeit den uferlosen Rachedurst der Franzosen mehrte und die entente cordiale schuf, in Belgien Großmachtsgelüste erzeugte und als sein Thronerbe die Machthaber des Vaters beibehielt und sich als Vollstrecker des väterlichen Vermächtnisses bezeugte, da war der Kriegszustand in Europa bereits eingetreten, und mit welch tiefem Bedauern sah England in der Marokkoangelegenheit die Einigung zwischen Deutschland und Frankreich sich vollziehen.

Auf England fällt die alleinige Schuld an diesem fürchterlichen Kriege und auf Frankreich die Verantwortung.

Nur durch das Wachhalten der Revancheidee konnte sich das politische Gesindel zusammenfinden, das sich zu dem freventlichen Werke vereinigt hatte, Deutschland zu berauben. Und wie der Krieg 1870/71 letzten Endes den Zweck verfolgte, Deutschland zu zertrümmern, so war es auch 1914 gemeint. In raschem Siegeslaufe sollte durch die Übermacht Deutschland zu Boden gestreckt werden im ureigensten Interesse großbritannischer Machtstellung. Für diesen Selbstzweck sollte Europa bluten, sollten dessen Völkerschaften hingeschlachtet werden, damit auf der blutgedüngten Erde und mit den zerschlagenen Trümmern der europäischen Staatenwelt der unantastbare Weltmachtsbau Englands errichtet werden würde. Aber England, dieser gleißnerische Verführer hat sich verrechnet, er muß selbst für das Unheil büßen, das er anderen zugedacht hatte, und er muß selbst sich verbluten für die einzige Ehrlichkeit seiner Politik, Wort gehalten zu haben und in den Krieg mit eingetreten zu sein, entgegen altenglischer, altbewährter Gepflogenheit des Zuwartens. Mit verschränkten Armen zusehen, wenn andere sterben, wie die Hyänen das Blut der Ermatteten aussaugend, das war englische Politik. England ist sein eigener Freund und der Feind aller Staaten und so hoffte es, daß Deutschland, die Doppelmonarchie, Frankreich und Rußland zu Grunde gingen, denn der Niedergang aller war das Endhoffen dieses gewinnsüchtigen Inselvolkes, das so vorteilhaft die Geste des Edelmannes zu zeigen versteht. Sein Geld, seine rücksichtslose Gewalt haben mit dämonischer Kraft alle Staaten der Erde in diesen Kampf gezogen, aber unterliegt England, d. h. siegt es nicht, dann werden sich die Gepeinigten über den Peiniger hermachen und die Betrogenen werden Ersatz verlangen von dem Betrüger.

Englands erstes und letztes Kriegsziel ist es, Deutschlands Handelsbeziehungen in der ganzen Welt abzubinden und zu vernichten, und dazu ist das verwerflichste Mittel gut genug, wenn es dem Endzwecke dient. Und da mit ehrlichen Waffen der Sieg Englands nicht möglich ist, soll ein Wirtschaftskrieg nach dem Kriege vollenden, was mit den Waffen nicht zu erreichen war. Das stolze Albion möge seine Verwegenheit nicht zu weit treiben, denn es könnte auch anders kommen, als es so klug ausgedacht ist.

Die Kontinentalsperre Napoleons I. hat Englands Handel auf Jahre zurückgeworfen und auch dieser Krieg ist der Entwickler unbegrenzter Möglichkeiten.

In der schamlosesten Weise hat England den ehrlichen, guten Namen Deutschlands in der Welt geschändet und das soll dem gewissenlosen Verleumder niemals vergessen werden. Es wird der Tag kommen, da im Glanz der Wahrheit Deutschland sich erheben wird und da unsere Feinde bedauern werden, die Hand zu Deutschlands Vernichtung geboten zu haben. Wenn Europa an diesem Kriege nicht zu Grunde geht und sich nochmals erheben kann, so dankt es dies der deutschen Kraft, dem vielgeschmähten deutschen Militarismus, an dessen Stärke der französische und russische Militarismus und der englische Marinismus zerschellen sollte zum Trotze des englischen Verführers und zum Heile der europäischen Menschheit. Wäre Deutschland in diesem Kriege unterlegen, dann wäre der Krieg noch nicht zu Ende gewesen und es hätte sich an diesem Kriege ein neuer Krieg entzündet, der Krieg unter den Siegern, denn die Erfahrung lehrt, daß Räuber im Verteilen einer reichen Beute sich immer gegenseitig zerfleischten. Europa aber wäre der Leidtragende gewesen und vielleicht zu einer anglo-amerikanischen Kolonie geworden. Europa, das vor dem Kriege Rentenempfänger von amerikanischem Gute war, gibt heute seine Rente nach Amerika und es wird aller Willensstärke, aller Willenskraft, des Zusammenschlusses der vereinigten Völker Europas bedürfen, sich aus den Fesseln der Abhängigkeit zu befreien.

England verlangt in seinem ungebrochenen Größenwahn: keine Verhandlung ohne Räumung der besetzten Gebiete in Frankreich und Belgien. Dem gegenüber postulieren wir: keinen Frieden mit England ohne Räumung französischen und belgischen Bodens. Das erste Verlangen Englands ist ein Traumgebilde, die zweite mögliche Forderung Deutschlands wird sich erfüllen. Wenn dieser Krieg zu Ende ist, dann werden wir gerne die französische Erde verlassen und wir geben Belgien preis, wenn wir die Gewißheit haben, daß es keine Vorstellung und Brücke Englands wird.

Wir hoffen, daß die verblendeten Franzosen noch vor dem Zusammenbruche die Leuchte der Erkenntnis schauen werden und sich der schlangenhaften Freundschaftsbande Englands entwinden und nicht einem unerreichbaren Phantome nachjagen, sondern Rettung suchen in Verträgen mit dem Feinde. Die weitgehende selbstlos erscheinende Freundschaft, die England zur Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen darbietet, ist ein Köder, der den Eitelkeitstrieb der wahnbetörten französischen Nation zu steigern sucht, um diese im Dienste Englands zum Durchhalten zu zwingen.

Es ist keine kühne Prophezeiung: Ehe die Sonnenglut des nächsten Sommers das Laub der Bäume färbt, wird auch Frankreich blutend zusammensinken, wie es Montenegro, Serbien, Rumänien und Rußland ergangen ist und wie das Schicksal in diesen Tagen über Italien beschließt. Wünschen

wir deshalb beim Niedergange dieses Jahres, daß bessere Einsicht den Haß besiegt und die Brücke der Verständigung bald beschritten wird zum Wohle der gepeinigten Menschheit. Deutschland will nicht den Untergang des Feindes, es will, daß jeder glücklich leben soll, so glücklich, als es selbst sein will.

Europa hat einen gemeinschaftlichen Feind und das ist England, der große Verführer. Ihm ist es zu danken, wenn der Krieg zu dem Ergebnisse führen wird, daß Europa unter den Kontinenten der Erde nicht mehr der Vorberechtigte, sondern der Gleichberechtigte ist, und wenn der Menschheit künftig das düstere Schauspiel einer hinsiechenden Rasse geboten wird, die Abenddämmerung einer hochgestiegenen Kulturwelt, der sterbende Romanismus.

Richard May:
Die Entwicklung zur Weltpolitik.

„Es ist doch ein gutes Ding um den Frieden, den wir abgeschlossen haben, aber man muß sich das nicht merken lassen." So äußerte sich Friedrich II. nach Hubertusburg zum Legationsrat Hertzberg. Man hat auf diese Äußerung des großen Königs in jüngsten Tagen wieder hingewiesen, wenn von Verständigungsfrieden die Rede war. Beurteilt man die Ergebnisse des siebenjährigen Ringens einzig und allein nach dem Wortlaut jenes Friedensschlusses, dann kann man fast wie Dietrich Schäfer in seiner deutschen Geschichte davon sprechen, daß der zweite Friedrich nichts, gar nichts erreicht hätte. Und doch wäre eine solche Betrachtung ungerecht. Auf jenem Friedensschlusse baut sich die deutsche Vormachtsstellung Preußens auf. Er wird zum Wendepunkt unserer Geschichte. Gewiß, hundertzwanzig Millionen Taler Kriegskosten und verwüstete Provinzen gingen zu Lasten des Hohenzollernstaates, der sich gegen eine Welt von Feinden siegreich behauptet hatte. Aber man vergißt so gern, daß erst die folgenden Jahrzehnte die Ernte dieses Krieges reifen ließen. Gewaltig war der Machtzuwachs bei der ersten Teilung Polens: Westpreußen und die Netzedistrikte ohne Danzig und Thorn. Statt der hundertachtzehntausend Quadratkilometer mit $2^1/_4$ Millionen Einwohner, die der achtundzwanzigjährige Hohenzoller als Erbe übernommen hatte, überließ er dem Nachfolger hundertvierundneunzigtausend Quadratkilometer mit nahezu $5^1/_2$ Million Seelen. Und mehr als das. Was Preußen geworden war, zeigte die Gründung des Fürstenbundes 1778, als sich Hannover und Sachsen sowie zahlreiche kleinere Staaten mit katholischen und protestantischen Fürsten an der Spitze an Preußen anschlossen. Ebenbürtig stand es nun neben

Österreich in den deutschen Landen, während es noch unter Friedrich Wilhelm ein Vasall gewesen war, den man fürchtete, aber schließlich zu lenken wußte.

Vielleicht kann man sagen, daß die eigentlichen Früchte der Siege bei Roßbach und Leuthen erst Friedrich Wilhelm II. zugefallen sind. Die zweite und dritte Teilung Polens schob Preußen weit über die Weichsel hinaus nach Osten vor und verlegte sein Schwergewicht in östlicher Richtung. Aber der Staat selbst war innen ausgehöhlt. Schon in den Koalitionskriegen, als das legitimistische Prinzip sich gegen die Ideen der französischen Revolution wandte, trat dies klar zutage. Vielleicht hatte gerade dieser Versuch der alten Dynastie, in die Geschicke Frankreichs einzugreifen, mit dazu geführt, daß aus der Überspannung demokratischer Prinzipien jenseits des Rheines der nationale Gedanke machtvoll emporwuchs. Jena und Auerstädt haben dann das Schicksal des alten Preußens entschieden. Es war das große Geschick Steins und nach ihm Hardenbergs, daß sie die freiheitlichen Regungen der neuen Zeit aufgriffen und sie dem großen nationalen Gedanken nutzbar machten, daß sie erkannten, wie notwendig die Mitarbeit des gesamten Volkes wäre, wenn man Preußen die Stellung der fridericianischen Glanzzeit zurückgewinnen wollte. Als die geschlagenen Regimenter Gendarmes und Garde du Corps durch ihre Garnisonstadt Berlin zogen, wurden sie noch von der Menge verhöhnt. So wenig Zusammenhang bestand zwischen Heer und Volk. Die Scharnhorstschen Reformen schufen Wandel. Und der Freiheitskrieg wurde, wie es Körner ausdrückte, aus dem Krieg der Krone zum Kreuzzug der Nation. Es ist kein Zufall, daß in jenen Tagen, in Philosophie und Dichtung wie in der Politik, die Erinnerung an die Kaiserzeit der Sachsen und Staufen zum nationalen Traum wurde, der nun ein Menschenalter hindurch die Seelen bewegte.

Die Frucht der Siege in Schlesien, bei Leipzig und am Rhein war die Zurückgewinnung der verlorenen Länder und neuer zukunftsreicher Gebiete. Daß die polnischen Provinzen bei Rußland blieben, war ein Gewinn, das Schwergewicht wurde wieder in Preußens eigentliche Ausgangsstellung zurückverlegt. Und wieder, wie nach dem Hubertusburger Frieden, wurde Preußens neue Machtstellung sichtbar, als es in die heilige Allianz trat. Die Entwicklung dieses Bündnisses ist dann freilich andere Wege gegangen und hat der inneren Politik durch die persönlichen Einwirkungen Alexanders und Nikolaus', wie des allmächtigen Metternich auf Jahrzente hinaus ihren Stempel aufgedrückt.

Erst 1848 ward dieser Bann gebrochen, und es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn der Wille zur Freiheit in der Nation begleitet wurde von dem Willen zu einer starken auswärtigen Politik. Im Gegensatz zu

den Kabinetten haben die Liberalen und Demokraten jener Jahre Bronzell und Idstedt als eine öffentliche Angelegenheit empfunden und mächtig begehrte das deutsche Selbstbewußsein auf, als Malmö und Olmütz Tiefpunkte dieser Entwicklung kennzeichneten. Zum erstenmale wieder richteten sich die Augen auf die See. Zum erstenmale wurde die Flagge als nationales Heiligtum empfunden. Schon hatte Preußen durch den Kauf Wilhelmshavens an der Nordsee Fuß gefaßt, aber es war ein Außenfort, ohne Zusammenhang mit dem eigentlichen Gebiet. Erst der dänische Krieg brachte Preußen, und nun endgültig, die Möglichkeit zu einer überkontinentalen Entfaltung. Mit raschen Schlägen ging es vorwärts. Das Jahr 1866 entschied über Preußens deutschen Beruf. Österreich wurde aus dem alten Reich herausgedrängt.

In zwei Punkten hat Bismarck auf seine Vorgänger zurückgegriffen. Wie Stein machte er den freiheitlichen Ausbau zu einem Mittel auswärtiger Politik. Das gleiche Wahlrecht wurde für ihn zur Grundlage des werdenden Reiches. Und wie Friedrich II. schuf er Preußen zum Kern einer Summe von Bündnissen, die in wenigen Jahren das ganze Reich umfaßten. Die Voraussetzungen für den Entscheidungskampf mit Frankreich waren gegeben. Wieder stand Volk gegen Volk, und das Ergebnis war die Zurückeroberung Elsaß-Lothringens, für die sich Hardenberg einst auf dem Wiener Kongreß vergeblich eingesetzt hatte. Mochten sich auch die Altpreußen, wie Wilhelm der Erste und Roon, nur ungern dem Kaisergedanken fügen, er wurde jetzt zur Krönung des Gebäudes, der Kyffhäusertraum des deutschen Volkes war in Erfüllung gegangen.

All diesen Friedensschlüssen war eines gemeinsam. Was an Land gewonnen wurde, diente der Verbesserung der politischen wie strategischen Stellung. Sie hatten immer einen ausgesprochen defensiven Charakter. Keine Erwerbung war als Keil gedacht, den man zu neuen Angriffen in die feindlichen Gebiete vortrieb. Damit aber war der Vorteil gewonnen, daß die künftige politische Orientierung nicht festgelegt wurde. Friedrich II. hatte sich trotz Zorndorf und Hochkirch zeitweilig sehr eng an Rußland angeschlossen, und er hat später mit dem Gedanken eines preußisch-französischen Bündnisses gespielt. Auch Bismarck reichte dem geschlagenen Österreich die Hand zur Versöhnung und vermochte es auch, das zum Teil mit preußischer Hilfe gegen Habsburg geeinigte Italien in dieses Bündnis mit hineinzuziehen. Wie Preußen einst in Deutschland, so wurde jetzt das Reich in Europa die Vormacht, die ohne aggressive Pläne schon durch die Tatsache ihres Daseins die Politik der Nachbarn entscheidend beeinflußte und auf lange hinaus den Frieden sicherte.

Nur ungern hat Bismarck seinen Standpunkt, ausschließlich Kontinental-

politik zu treiben, verlassen. Wohl wußte er, daß um die Stellung in Europa selbst unter allen Umständen noch einmal gekämpft werden müsse und daß es die wichtigste Aufgabe seiner Staatskunst wie die seiner Nachfolger sein würde, neue Koalitionen gegen das Reich zu verhindern. Aber die weltwirtschaftliche Entwicklung ging zu rasch. Die Industrialisierung Deutschlands, die glückliche Entfaltung seines Außenhandels, die Verbesserungen der Schiffahrt und des Telegraphen zwangen das junge Reich in die Weltpolitik hinein. Nur sehr vorsichtig und unter ständigen Schachzügen, bald gegen Frankreich, bald gegen England hat der Eiserne Kanzler die Erwerbungen der ersten Kolonien zum Abschluß gebracht. Was er befürchtete, trat ein, trat in einem Umfange ein, den er wohl in jenen Tagen noch nicht erwartet hatte. Deutschland begegnete auf seinen Wegen England. Das neue Jahrhundert hat diese Entwicklung weiter fortgeführt. Die Hissung der deutschen Flagge in Ostasien führte nach seinem Eingreifen im Frieden von Shimonoseki zu einem nicht sofort begriffenen Gegensatz gegen das aufstrebende Japan. Der Bau der Bagdadbahn verschärfte den deutsch-englischen Zwiespalt. Die Folge dieser Entwicklung ist der Krieg gewesen, in dem wir stehen.

Man kann zu den Problemen des kommenden Friedensschlusses nicht Stellung gewinnen, wenn man an der Geschichte dieser letzten hundertfünfzig Jahre vorübergehen will. Denn mag die Entwicklung, die wir als Weltgeschichte bezeichnen, noch so sprunghaft und widerspruchsvoll erscheinen, sie vollzieht sich doch immer nach ungeschriebenen, ehernen Gesetzen. Man kann sogar die Reformen, die wir gegenwärtig durchführen, als Anknüpfungen an die vorausgegangenen Umwandlungen unseres Staatslebens unter Stein, Hardenberg und Bismarck betrachten. Wie die Reformen von 1808 die Stellung Preußens im Reich und die von 1867 die Deutschlands in Europa stützten, ja, mehr als das, sie überhaupt erst möglich machten, so waren die jetzigen nötig, um dem deutschen Volk die nötige Bewegungsfreiheit für seine weltpolitische Entfaltung zu geben. Und wie in dieser Frage, so werden wir auch in der der Bündnisse an die Vergangenheit anknüpfen müssen. Der Fürstenbund gab Preußen seine Freiheit im alten Reich, der Dreibund dem Reich seine Sicherheit in Europa. Die Bündnisse, die kommen, müssen ihm die Möglichkeit gewähren, Weltpolitik nach seinen Interessen und frei und unbeschränkt zu treiben. Auch die Frage der Annexionen gehört hierher. Ohne sie im einzelnen zu erörtern, darf man doch wohl sagen, daß jeder Ländererwerb nur dann einen Sinn hat, wenn er die Defensivstellung stärkt, ohne das Reich in irgend einer Richtung zu aggressiver Politik festzulegen.

Wir haben wiederholt betont, daß Deutschland zu früh in die Weltpolitik hineingewachsen ist. Mit dieser geschichtlichen Tatsache aber müssen wir uns abfinden, denn für diese Weltmachtstellung haben wir den Krieg auf uns genommen und werden ihn dafür zu Ende führen. Das sind wir

schon den Männern unseres Erwerbslebens schuldig. Das können Handel und Industrie von uns verlangen. Aber vielleicht ziehen wir aus der Vergangenheit, und da läßt es sich sehr wohl auf den Hubertusburger Frieden zurückgreifen, die Lehre, den Friedensschluß nicht an sich zu beurteilen, nicht abzuwägen, was er im einzelnen gewährt oder verweigert, sondern einzig und allein die Frage aufzuwerfen: Bahnt er die Wege, oder versperrt er sie?

Dr. Siegfried Marck,
Privatdozent der Philosophie a. d. Universität Breslau (z. Z. im Felde):

Formen des Friedens.

In dem Kampfe um die Kriegs- und Friedensziele spielen Schlagworte in der Erörterung vielfach eine große Rolle. Mit den Begriffen wie „Siegfriede", „Verständigungs-", „Geschäfts-", „Dauer-", „Rechtsfriede" wird z. T. kritiklos gearbeitet. So wenig sich in der politischen Debatte Schlagworte vermeiden lassen, so gehört doch die Minderung der durch sie angerichteten Verwirrung zu den eigentlichen Aufgaben einer wirklichen „Kriegsaufklärung." Gewiß ist der psychologische Gehalt dieser Schlagworte oft nur das Aushängeschild für die Interessen, die hinter bestimmten Friedenswünschen stehen. Dennoch wirkt gerade die geprägte Formel als Appell an die moralischen Faktoren einer Nation, an Ehre, Stolz und Prestige-Empfindung und ist so von Einfluß auf die große Menge noch suchender Menschen, deren Bewußtsein nicht durch ein Interesse einseitig festgelegt ist. Daher sollen hier die Friedensformeln rein nach ihrem logisch-psychologischen Gehalt aufgeklärt und an den von zeitlichen Umständen unabhängigen in der Wirklichkeit vorgezeichneten Formen des Friedens gemessen werden. Von dieser Grundlage aus wird auch ein wenig Licht auf die gegenwärtige Friedensfrage fallen.

Die vollständige Leugnung der Kriegslage als eines ausschlaggebenden Faktors für die Form des Friedens kann niemals ernstlich gemeint sein. Jeder Zweck der Kriegführung wäre damit zugleich verneint; durch die Fortsetzung des Krieges enthüllt sich jene Leugnung also als politisches Manöver der ungünstiger Stehenden. Nach der Kriegslage bei Friedensschluß bestimmen sich aber die beiden einander entgegengesetzten Grundformen des Friedens. Der Friede kann sich auf der völligen Kriegs-Entscheidung, auf dem einwandsfreien Siege der einen Partei aufbauen oder auf der Grundlage eines unentschiedenen Kriegsausganges. Jedoch sind in jedem

der beiden Gegenpole, dem „Siegfrieden" und dem „Frieden ohne Sieg", eine ganze Reihe von Gradabstufungen enthalten. Lediglich die nationalistische Agitation aller Länder hat nämlich heute bereits im Bewußtsein der öffentlichen Meinung die Begriffe des siegreichen Friedens und der hochgespannten Kriegsziele unberechtigt miteinander vermischt. Demgegenüber lassen sich vier verschiedene Formen des Friedens auf der Grundlage des Sieges unterscheiden.

Der Siegesfriede kann allerdings 1. der Friede sein, der dem Gegner diktiert wird. Nicht nur formal wird hier der Besiegte von der Teilnahme an Verhandlungen ausgeschaltet, auch inhaltlich nützt der Sieger seinen Vorteil bis auf das Letzte aus, er setzt bei dem wehrlosen Feinde alle seine hochgespannten Forderungen durch. Ein solcher Friede ist aufgebaut auf dem brutalen Grundsatze des „Wehe den Besiegten!" Die meisten der napoleonischen Friedensschlüsse tragen diese despotische Form. „Dies oder jenes Haus hat aufgehört zu regieren." Diese Form des Friedens ist in der Tat „barbarisch" und stellt bereits im 19. Jahrhundert einen Rückfall in überwundene Formen des staatlichen Zusammenlebens dar. Nur von dem Dilettantismus der in diesem Kriege mitfechtenden Journalisten oder in Übertragung (schlechter) Geschäftsmethoden auf die Politik wird ein solcher Abschluß des Weltkrieges immer wieder in allen Ländern verfochten. Keiner der Bismarck'schen Friedensschlüsse zeigt dies Gepräge. Keiner ist ein Gewalts- und Erpresser-Friede.

Der Siegfriede kann 2. durch Verhandlungen mit dem Gegner zustande kommen, bei denen dieser als formal gleichberechtigtes Rechtssubjekt als Contrahent eines Vertrages anerkannt wird. Dieser Friede trägt den in der Kriegslage ausgedrückten Machtverhältnissen und den das Staatenleben regelnden Rechtsbeziehungen zugleich Rechnung. Die Form der Verhandlungen wahrt dem geschlagenen Feinde seine Souveränität, sie zeigt an, daß auch inbezug auf den Inhalt des durch sie zu erzielenden Vertrages seine Wünsche nicht völlig unberücksichtigt bleiben sollen. Jedoch geht in dieser Art des Friedens die Verständigung mit dem Gegner nicht über das Moment der Form der Verhandlungen hinaus; inbezug auf den Inhalt der Friedensbedingungen wird in ihnen vom Sieger der Vorteil der Kriegslage voll zur Geltung gebracht. Von deren Unabänderlichkeit soll der Gegner nach der Sprache der Waffen nun nochmals auf gütlichem, diplomatischem Wege überzeugt und nicht nur physisch, sondern auch moralisch zur Annahme bestimmter Forderungen gebracht werden. Auch der siegreiche Friede trägt hier die Form eines Geschäftes, das allerdings den Vorteil der einen Partei ausnützt und in dem der Gegner auch übervorteilt werden soll. Ohne moralische Erwägungen über die Schuld am Kriege, rein geschäftlich betrachtet, muß die Tatsache der Kriegführung gleichsam von

beiden Seiten als Probe auf das wirkliche Kräfte- und Machtverhältnis der beiden Gegner anerkannt werden. Von einem solchen Standpunkte aus trägt dann das für den Sieger günstige Geschäft bei der endgültigen „Abrechnung" einen durchaus „reellen" Charakter. Im Gegensatze zu dem erstgenannten Gewaltsfrieden ist dieser Friede der eigentliche Machtfrieden; der Gegner wird in ihm nicht vergewaltigt, sondern schneidet lediglich in den Friedensverhandlungen schlechter ab.

Die 3. Form des Siegfriedens ist der siegreiche Verständigungsfrieden. In ihm bestimmt der Gedanke der Versöhnung und des wirklichen Ausgleichs mit dem Feinde auch den Inhalt der Friedensbedingungen. Hier nützt der Sieger seine günstige Lage nicht voll aus, um das Verhältnis zum Feinde auf eine neue Grundlage des Einvernehmens, ja wenn möglich der Freundschaft zu stellen. Auch dieser Friedensvertrag kommt nicht ohne Berücksichtigung der Kriegslage zu Stande, aber er soll möglichst beide Teile befriedigen. So nimmt der Sieger hier auf die Interessen und Wünsche des Feindes Rücksicht und schont seine Empfindlichkeit. Er legt ihm Bedingungen auf, die erfüllen zu können der Gegner selbst überzeugt ist, die keinen Stachel in ihm zurücklassen. Bismarcks Nikolsburger Friede ist der klassische Fall des siegreichen Verständigungsfriedens. Er soll den Feind zum späteren Bundesgenossen gewinnen. (Gewiß geschah dies aus realpolitischen Gründen und nicht aus Sentimentalität. Beweist aber gerade die mögliche realpolitische Begründung eines Friedens der Versöhnung.)

Können wir 4. auch von der Möglichkeit eines siegreichen Rechtsfriedens sprechen? Gibt es m. a. W. eine Vereinigung von Sieg und Pazifismus? Friedensschluß auf pazifistischer Grundlage? Wem der Krieg tatsächlich niemals Selbstzweck ist, sondern stets nur ein Mittel zu einem neuen Frieden, für den besteht auch kein Gegensatz zwischen Sieg und einem Frieden, der künftige Kriege unmöglich machen soll. Er besteht nur für eine eigentliche „Kriegspartei," der Krieg und Sieg den eigentlichen Zweck des staatlichen Daseins bedeuten. Allerdings läßt sich für diese Art des Friedens noch kein geschichtliches Beispiel anführen. Er bedeutet eine Umwälzung des Friedensbegriffes selber, die erst werden will. Es ist auch nicht zu verkennen, daß die Stimmung des entscheidenden Siegers, insbesondere nach einem kurzen Kriege, dieser gänzlich neuen Form des Friedens nicht besonders günstig sein wird.

Welche Möglichkeiten für die Gestaltung des Friedens bietet demgegenüber ein unentschiedener Kriegsausgang? Zweifellos entspricht die „Partie remis" nicht dem Sinne des Krieges als eines veränderten Mittels der Politik, eine politische Lage zur Entscheidung zu bringen, eine neue politische Lage zu schaffen. Wohl kann sich also die Halbheit der Entscheidung auch in der Halbheit und Unvollkommenheit des Friedensschlusses ausdrücken.

Beide Parteien haben ihre Ziele nicht erreicht, so trägt auch der Frieden ein vorwiegend negatives Gepräge, wenn er lediglich durch die Kriegslage bestimmt wird. Wird auf dieser Grundlage der kalt berechnende Geschäftsstandpunkt eingenommen, so muß sich für beide Parteien ein mehr oder minder schlechtes Geschäft ergeben, da die beiderseits unverändert gebliebenen Machtverhältnisse den ungeheuren Einsatz des Krieges nicht gelohnt zu haben scheinen. Die Rückkehr zum status quo schließt für beide Parteien den Verzicht auf die mit dem Kriege verknüpften Hoffnungen in sich. So ist diese Art des Friedens, der „Geschäftsfriede ohne Sieg" am ehesten dem Vorwurf ausgesetzt, ein farbloser Friede zu sein („paix blanche" nennen ihn die Franzosen). Scheinbar mit Recht wird er als der „laue", „halbe", „faule" Friede gebrandmarkt. Er wird dann sicher ein fauler Friede sein, wenn die politische Lage, die er bestehen läßt, doch einmal zu einer endgültigen Entscheidung und damit zu neuer kriegerischer Auseinandersetzung drängt. Wenn dem status quo, zu dem der Friede zurückführt, nicht zugleich seine schwerste Konfliktsgefahr genommen wird, dann ist ein solcher Friede allerdings ein Waffenstillstand, der die Entscheidung verschiebt.

So stellt sich von selbst das Bedürfnis ein, dem Frieden auf Grund einer derartigen Kriegslage einen positiven Gehalt zu geben, durch den auch allein das Wiederaufnahmeverfahren des unausgetragenen und unbefriedigenden Prozesses vermieden wird. In einer neuen Funktion erscheint der Verständigungsfriede unter diesen Bedingungen. Hier soll er dazu dienen, beiden Parteien den Stachel der Erfolglosigkeit ungeheuren Mühens zu nehmen. Hier dient er dazu, das Weiterglimmen des Konflikts unmöglich zu machen, durch eine wirkliche Aussöhnung, einen befriedigenden Ausgleich über seinen Gegenstand. Die Not des unentschiedenen Ausganges wird in ihm zur Tugend, zu der Mahnung, den Kampf endgültig und dauernd zu begraben. Er kann sich dabei völlig in das äußere Gewand des status quo-Friedens hüllen, aber er fügt diesem ein außerordentliches, moralisches Element hinzu, den Willen zur Dauerhaftigkeit des neu geschaffenen Zustandes, unser Bewußtsein von seiner Tatsache, das ihn ohne den Hintergedanken anerkennt, ihn bei einer neuen Gelegenheit umzustoßen und günstiger zu gestalten.

Auch hier ist der „Verständigungsfrieden ohne Sieg" nur die Vorstufe zu der höheren Form des Rechtsfriedens. In diesem steigert sich das Bewußtsein von der Unentschiedenheit eines bestimmten Krieges zur Überzeugung von der Untauglichkeit des Krieges als politischen Mittels überhaupt. Mehr noch als im bloßen Verständigungsfrieden wird in ihm aus der Negativität des Kriegsausgangs ein neuer Gehalt geschaffen. Ein im Rechtsfrieden endigender Krieg hätte nicht bloß wie andere Kriege einen neuen Zustand innerhalb der Geschichte geschaffen; er würde die Geschichte selbst neu be-

ginnen. Er brächte nicht nur einen neuen Frieden, sondern d e n Dauerfrieden, er ließe alle ihm vorhergegangenen Friedensschlüsse als Waffenruhen erscheinen.

Mit diesen sieben Kategorieen, dem Gewalts-, Macht-, Verständigungs- und Rechtsfrieden des Siegers und dem Geschäfts-, Verständigungs- und Rechtsfrieden ohne Sieg sind die Grundbegriffe des möglichen Friedenschlusses entwickelt. Gegenüber dem agitatorischen Schlagwort wie „Verzichtfrieden" läßt sich in all diesen Formen außer der zuerst genannten ein Moment des V e r z i c h t e s nachweisen. Der Friede ohne jeden Verzicht bedeutete die Rückkehr zum Grundsatz des imperium Romanum, der das eroberte Land zur Kolonie herabdrückt. Bereits bei der zweiten Form des siegreichen Friedens ist durch den Standpunkt der Verhandlung die Bereitschaft ausgedrückt, auf einen Teil des Gewonnenen zu verzichten. Nur dem reinen „Geschäftsfrieden ohne Sieg" gegenüber hat die Anklage des Verzichts einen guten Sinn. Dafür soll im Verständigungsfrieden der Verzicht aufgewogen, ja überwogen werden durch den Vorteil des dauerhaften Ausgleichs. Im Begriffe des Rechts aber als solchen ist bereits der Verzicht auf die Gewalt, auf die schrankenlose anarchische Freiheit eingeschlossen. Gegen die Verwirrung durch die Schlagworte sollte hier eine Klärung der Friedensformeln zu begrifflicher Reinheit erfolgen. Die Wirklichkeit weist natürlich niemals derartig scharfe Abgrenzungen auf, vielmehr gehen die Arten hier ineinander über und lassen sich nicht mit Formeln meistern. Auch im rein begrifflichen Bereich zeigt sich ihre Verwandtschaft untereinander. Im Abschluß eines jeden Geschäftes steckt ein Wille zur Verständigung und es kann sich stets nur in rechtlichen Formen vollziehen. Umgekehrt ist i n d e r W i r k l i c h k e i t k e i n r e i n e r R e c h t s - f r i e d e m ö g l i c h. Dieser muß vielmehr ebenfalls die augenblicklichen Machtverhältnisse beider Parteien berücksichtigen. Ein Krieg kann vielleicht das f o r m a l e Rechtsprinzip zur Geltung bringen, d. h. die Ersetzung der Gewalt durch den Grundsatz des Rechtes nicht zugleich aber kann der Friedensschluß seinem I n h a l t e n a c h die ideale Gerechtigkeit, d. h. die vollendet rechtliche Besitzverteilung in der Staatengesellschaft auf einmal schaffen. Es ist eine wirklich „maximalistische" Forderung, das letzte Ziel der ganzen Weltgeschichte von einem zeitlich bestimmten Friedensschlusse zu verlangen. Nur Schwärmer können die Verwirklichung des reinen, seinem Inhalte nach vollendeten Rechts, d. h. des vernunftgemäßen Weltstaates mit einem Schlage fordern, und nur Engländer können den Kampf für diese Utopie heucheln. Wäre man selbst im Besitze der vollendeten Systeme des Rechtes, seine Umsetzung in die Wirklichkeit von einem bestimmten Kriege verlangen, hieße diesen bis zum „Ende der Tage" ausdehnen wollen. Gewiß wird ein Friedensschluß, der das formale Rechtsprinzip zur Grundlage des zwischenstaatlichen Lebens macht, auch in seinem Inhalte der Idee der Gerechtigkeit sich anzunähern suchen. Immer jedoch wird der politische

Grundsatz „rebus sic stantibus“ hierbei in Kraft bleiben. Die konkrete Nutzanwendung der Untersuchung auf das gegenwärtige Friedensproblem soll hier nicht gegeben werden. Sie müßte in den Inhalt der Kriegszielerörterung hineinführen, deren psychologische Grundlage hier allein geklärt werden sollte. Nur daran sei erinnert, daß ein Koalitionskrieg von so unermeßlicher Ausdehnung noch mehr als jeder andere über jede Friedensformel hinausgeht, die immer für den Normalfall zweier kämpfender Parteien zugeschnitten ist. In einem solchen Kriege kann die Kriegslage selbst uneinheitlich inbezug auf die verschiedenen Gegner sein; nach einer Richtung hin kann der entscheidende Sieg erfochten sein, einer anderen Gruppe von Feinden gegenüber ist nur die Behauptung durchgesetzt. So gerät hier bereits das entscheidende Prinzip der Einteilung der Friedensformen ins Schwanken. Es wird daher unmöglich sein, den Friedensschluß, der diesen Krieg beenden soll, auch nur annähernd in einer einzigen Formel festzulegen.

Indes seien doch zur Verteidigung des so leidenschaftlich bekämpften Verständigungsfriedens zwei Ergebnisse der Untersuchung nochmals betont:

1. Sieg und Verständigungsfrieden schließen sich keineswegs aus.
2. In allen Formen des Friedens spielt der Verzicht eine Rolle, ohne den es eben kein Entgegenkommen und damit schließlich überhaupt keinen Frieden geben würde.

Dr. W. Stein: Diplomatie, Parlament und Bürokratismus.

Geht man dem Grunde für die heute ziemlich allgemeine Unzufriedenheit mit den Handlungen der Regierung, der sogenannten Obrigkeit, insonderheit mit den Erfolgen der Diplomaten nach, so vernehmen wir vor allem zwei Klagen: über den Mangel an Stetigkeit, das Fehlen einer festen Hand, einer sicheren zielbewußten Richtung auf der einen, über zu viel Bürokratismus und Schematismus, das Verkennen volkswirtschaftlicher Notwendigkeiten auf der anderen Seite. Die Furcht, diese Mißstände könnten bei kommenden Friedensverhandlungen den Vorteil auf die Seite der Gegner bringen und uns um den Preis des Krieges, der dargebrachten unerhörten Opfer an Gut und Blut betrügen, hat den Ruf nach einer gründlichen Änderung des Systems laut und lauter erschallen lassen. So glauben weite Kreise das Heil in der parlamentarischen Regierung sehen zu müssen: die Volksvertretung sucht einen stärkeren Einfluß auf die Führung der Staatsgeschäfte, auf die innere und äußere Politik, auf die Handlungen der Diplomaten zu gewinnen. Das ist

im Grunde nichts anderes, als was uns unsere Gegner unter dem Namen „Demokratisierung" auch bescheren wollen. Hier sind es unsere wirtschaftlichen und militärischen Erfolge, ist es unsere Unbezwinglichkeit, die die Gegenseite eine Änderung des Systems, das uns so stark zu machen vermochte, herbeizuführen wünschen läßt. Bei uns im Lande ist die Unzufriedenheit mit den hier klar erkannten Mißerfolgen und Mißständen der Vater des gleichen Wunsches. Die Volksvertretung, der Reichstag, erwartet Günstiges, wenn sie auf die Besetzung der maßgebenden Regierungsämter, deren Inhaber heute von einer unverantwortlichen Stelle ernannt und gehalten werden, einen bestimmenden Einfluß ausüben kann.

Was hier gefordert und als das Allheilmittel bezeichnet wird, trifft nicht die Grundursache der tatsächlich vorhandenen Unzuträglichkeiten. Staatsmänner, die von einem vielköpfigen Parlament abhängig sind, werden stets geneigt sein, mit der wechselnden Mehrheit zu gehen. Die parlamentarische Regierungsform, wo immer sie eingeführt ist, hat den Beweis, daß sie Besseres zu leisten vermag als unser heutiges System, noch nicht zu erbringen vermocht. Gar zu oft artete der Parlamentarismus in eine üble Klüngelwirtschaft aus, so jetzt in den Vereinigten Staaten, wo die Hochfinanz den Krieg machte und einen nie gesehenen Despotismus des Präsidenten schuf. In Frankreich ist seit Jahren eine Handvoll Advokaten und Geldleute am Ruder. Und erlebten wir nicht in dem parlamentarisch regierten Italien, daß tatsächlich der Mob unter Führung einiger ehrgeiziger Parlamentarier das widerstrebende Land in den Krieg zwang? In England aber war das Parlament, von der schwachen Demokratisierung der englischen Regierung in den letzten Jahrzehnten, die diese übrigens keineswegs leistungsfähiger und tüchtiger machte, abgesehen, stets eine Vertretung der herrschenden Oberschicht, und jetzt ist Englands Parlamentarismus tatsächlicher Diktatur gewichen. Unser System indessen hat gedauert und sich in drei langen Kriegsjahren im allgemeinen bewährt. Größere Mißstände als dort haben sich bei uns jedenfalls nicht gezeigt. Unter allen Umständen kann eine parlamentarische Regierung mit unberechenbar wechselnder Mehrheit eine größere Stetigkeit ganz sicher nicht gewährleisten.

Die tieferen Gründe der bei uns vorhandenen Unzufriedenheit liegen denn auch nicht in einem Gegensatz zwischen Regierung und Parlament, sondern in dem bürokratischen System, das innerpolitisch Veranlassung zu tausend berechtigten Klagen bei uns bietet, und das in der äußeren Politik fast völlig versagte. Und hier war es eigentlich auch weniger Mangel an Sachkunde, obwohl oft genug krassester Dilettantismus solche vortäuschte, als hauptsächlich empfindlicher bei den Beamten — wozu auch die höchsten diplomatischen Posten gerechnet sein sollen — vorhandener Mangel an innerem Interesse und Verständnis für Wirtschaftswerte. Gar zu oft wurden hochwichtige Dinge, bei denen höchste Eile geboten war, mit geradezu erstaunlicher Sorglosigkeit behandelt, von der offenkundigen fast absichtlich zur Schau getragenen Nichtachtung der Presse, des völligen Verkennens des Wertes der Beeinflussung der öffentlichen Meinung im Inlande sowie im

Auslande ganz zu schweigen. Und dabei ist dem einzelnen Beamten noch nicht einmal ein allzu großer Vorwurf aus Unterlassungen zu machen. Es liegt wohl in der Natur des „Staatsdienstes" in seiner heutigen Form, daß die Mehrzahl der Beamten ihre Pflicht vollauf erfüllt zu haben glauben, wenn sie eine Sache der „zuständigen Stelle" weitergeben. Und lang, sehr lang ist der Instanzenweg. Im Zeitalter der Schnellbahnen und Automobile, der Riesenschnelldampfer und drahtlosen Fernsprecher wird aber jede Hemmung und Verzögerung doppelt und dreifach empfunden und vermag zudem unberechenbaren Schaden anzurichten. Im heutigen Verkehrsleben ist eben Zeit kostbares hochwertiges Geld. Unsere maßgebenden Stellen haben das auch erkannt und sich ehrlich und aufrichtig bestrebt gezeigt, im Rahmen des Systems Abhilfe zu schaffen. Kaufleute wurden in Staatsstellungen übernommen, in sehr hohe sogar. Sie versagten durchweg, sie mußten versagen, denn sie wurden dem Beamtenkörper eingegliedert und wurden alsbald selbst Beamte. Selbst Männer mit der Arbeitskraft und der Arbeitsauffassung eines Friedrich des Einzigen müßten an der Barriere zerschellen, die das System aufrichtet. Auch der oft gehörte Vorschlag, unseren Beamten und Diplomaten durch geeignete praktische Vorbildung innerhalb eines großen Privatunternehmens den ihnen fehlenden Sinn für die Imponderabilien des heutigen Erwerbslebens anzuerziehen, was natürlich grundsätzlich von Vorteil wäre, wird den gewünschten Erfolg kaum zeitigen. Die Fehlerquelle liegt an anderer Stelle, innerhalb der Staatsmaschine selbst. Deshalb ist auch die Behauptung nur sehr bedingt richtig, daß die heute geforderte Vorbedingung, Staatsdiener zu werden, nämlich die Ablegung von Staatsprüfungen, nur Dutzendbegabungen, Routiniers und Mittelmäßigkeiten züchte. Es gibt unter diesen Anwärtern zahlreiche gut befähigte, ja bedeutende Köpfe, die eben alle dem Fluche des bürokratischen Beamtensystems anheimfallen. Eine wesentliche Änderung wäre demnach auch nicht zu erwarten, wollte man die Schranken, die heute durch gewisse Anforderungen an Vermögen und Abkunft den Zugang zur höheren Beamtenlaufbahn hemmen, ganz beseitigen. Nur die Zahl der Anwärter würde vermehrt, im übrigen würden sie samt und sonders nach wie vor Beamte.

Auf diesem Wege ist dem Problem also nicht beizukommen. In diesem Krieg geht es um den freien Wettbewerb auf dem Weltmarkt, um die Freiheit des Kaufmanns, Geld zu verdienen, wo er mag und kann auf der Erde. Denn das ist sein Beruf und die Triebfeder seines Handelns. Sie spornt ihn zur höchsten Leistung, zur größten Eile an, auf daß er vor dem Mitbewerber einen Vorsprung gewinne, auf daß er Verluste vermeide. Er würde anders das nervenzerrüttende Hetzen und Jagen einstellen, winkte nicht goldener Lohn. Dieses Interesse fehlt dem Beamten, wie es dem Angestellten eines Privatunternehmens fehlt, der in festem Solde steht. Und doch verlangt der Geschäftsherr von diesem mit Recht eine persönliche Anteilnahme für sein Unternehmen. Mit demselben Recht wird man vom Beamten das gleiche Interesse an der deutschen Volkswirt-

schaft, in deren Diensten er steht, verlangen dürfen. Wenn er es aber, was recht oft der Fall ist, hat, so kann er es nicht betätigen, weil nämlich die ganze Staatsmaschine in veralteten Formen, in kaltem lebensfremden Schematismus stecken geblieben ist. Sie hat in der Beweglichkeit mit den Forderungen des Lebens einfach nicht Schritt gehalten. Sie ist ihrer ganzen Struktur nach für die heutigen Verhältnisse nicht mehr leistungsfähig. Daran ändert auch die Einsetzung des einen oder des anderen neuen Rades, und sei es aus bestem Stahl, nichts. Ein solches muß sich alsbald dem Gang der Maschine anpassen. Es besteht zurzeit eine tiefe Kluft zwischen Staatsleitung, Behörden und den Forderungen des heutigen praktischen Lebens. Seltsam mutet es an, wenn, wie kürzlich geschehen, vier Reichsämter bei einem Millionenobjekt acht Tage darüber verhandeln, ob eine Einfuhrerlaubnis erteilt werden darf.

Ob das geforderte parlamentarische System, das sicher erhebliche Gefahren in sich birgt, diese Kluft zu überbrücken imstande sein wird, ist fraglich. Es genügt ohne Zweifel nicht, einzelne leitende Staatsmänner oder gar nur einen von einer schwankenden Mehrheit in einer Volksvertretung abhängig zu machen. Die Lehren, die uns andere Länder geben, sind nicht verlockend, und der Anfang bei uns ist nicht vielversprechend. Ganz abgesehen davon, daß das Parteigezänke in heutiger bitterernster Zeit widerwärtig wirkt und auch im Auslande einen üblen Eindruck macht.

Der Weg, der beschritten werden muß, besteht in einer Veränderung der Organisation unseres Verwaltungsapparats. Materiell sind allerdings unsere leitenden Männer, von denen an gerechnet, die eine selbständige, verantwortungsvolle Stellung innehaben, an dem großen Unternehmen, deutsche Volkswirtschaft genannt, nicht zu beteiligen, wie etwa der Abteilungsleiter eines großen Handlungshauses einen Anteil am Gewinn erhält. Aber ideell sind sie zu interessieren, indem man ihnen auf der einen Seite verbunden mit angemessener Besoldung größere Selbständigkeit einräumt, damit sie nicht dauernd über die Begriffe „Zuständigkeit," „Vertraulichkeit" und „Instanzenweg" straucheln, und indem man ihnen auf der anderen Seite — und das ist der springende Punkt — die persönliche Verantwortung insbesondere für Unterlassungen und Versäumnisse aufbürdet. Es ist wohl anzunehmen, daß die Staatsmaschine, so umkonstruiert, besser arbeiten könnte.

Geheimrat Ed. König: Englische Volkscharakterzüge in kulturgeschichtlicher Beleuchtung.

In den Charakteristiken, die neuerdings vielfach in Zeitschriften und Büchern vom Wesen des gegenwärtigen englischen Volkes entworfen worden sind, tritt oftmals ein besonders satter Pinselstrich hervor. Das ist die ganz gelegentliche oder auch recht gesuchte Hindeutung auf das alttestamentliche Schrifttum. Ja, die Neigung, daß man Eigenschaften, die den Engländern mehr oder weniger sicher anhaften, als „alttestamentlich" bezeichnet, ist unleugbar recht zur Mode geworden. Dabei lehnt man sich teils an Emerson an, der in seinem Buche „English Traits" dieses Verfahren mit großer Bestimmtheit eingeschlagen hat, und teils schöpft man auch aus seinen eigenen Anschauungen über das, was methodisch erlaubt und was alttestamentlich sei.

Diese literarische Erscheinung muß schon aus dem allgemeinen wissenschaftlichen Streben nach Feststellung der geschichtlichen Wahrheit, aber auch aus pflichtmäßigem Interesse für die richtige kulturgeschichtliche Einschätzung des alttestamentlichen Geistes meine intensive Aufmerksamkeit erregen, und ich meine, der Öffentlichkeit einen Dienst zu leisten, wenn ich im folgenden einen Beitrag zur Würdigung dieses jetzt landläufig werdenden Verfahrens liefere.

Gegen diese Art des Urteilens kann aber vor allem schon ein allgemeines wissenschaftliches Bedenken nicht unterdrückt werden. Warum denn, so muß man doch fragen, Sprünge bei der Ableitung von Erscheinungen zu machen? Das logisch einzig Richtige ist, die zu erklärenden Dinge, also hier die betreffenden Züge im englischen Volkscharakter, aus derjenigen Quelle herzuleiten, die bei den Trägern der betreffenden Eigenschaften die nächstliegende, die geschichtlich gewiesene ist. Nun sind die Engländer doch eben Christen und wollen selbst ja ganz besonders fest auf dem Boden der christlichen Gedankenwelt stehen. Folglich bleibt es das einzige richtige Verfahren, die betreffenden Anschauungen, Eigenschaften und Bestrebungen aus ihrem Christentum zu erklären.

Doch nun genug der einleitenden und formalen Bemerkungen! Wenden wir uns nunmehr einerseits zur Auffindung der Züge im Volkscharakter des Engländers, deren geschichtliche Ableitung neuerdings auf die oben angegebene Weise versucht worden ist, und andererseits zur Ermittlung der richtigen kulturgeschichtlichen Deutung derselben.

1. Nun zunächst hat es sich bei den neueren Deutungen des englischen Volkscharakters immer um die Beantwortung der Frage gehandelt, weshalb die Engländer sich für das auserwählte Volk halten.

In bezug darauf ist es aber erstens keineswegs sicher, ob irgendwelcher Engländer den Ausdruck „auserwähltes Volk" im speziellen Sinne des althebräischen Schrifttums auf seine eigene Nation anwendet. Dies ist ja schon aus folgendem Grunde ganz fraglich. Der Engländer glaubt doch an die in diesem Schrifttum erzählte Geschichte und hält darnach das Volk Israel für die einstmals auserwählte Nation. Oder will jemand dem gegenüber wirklich an die mir selbstverständlich wohl bekannte Meinung erinnern, wonach manchmal der oder jener Engländer in seinem Volke die Nachkommen der in die assyrische Verbannung weggeführten zehn Stämme Israels finden wollte? Das kann niemand im Ernste tun. Denn erstlich liegt die literarische Geltendmachung dieses Glaubens weit zurück, indem sie hauptsächlich um das Jahr 1889 hervortrat. Zweitens ist jener Glaube augenscheinlich widerspruchsvoll in sich selbst. Denn die in das Exil hinüber nach Ninive usw. verbannten Israeliten waren ja vom Ewigen verworfen, also nicht mehr erwählt. Demnach auch abgesehen von den horrenden geographischen Schwierigkeiten, die in der Nebeneinanderstellung von „Tigrisländer und britische Insel" liegen, darf wirklich niemand im Ernste dem englischen Volke diesen Glauben zuschreiben. Folglich können die an das alte Testament glaubenden Engländer nicht ihre Nation für das auserwählte Volk im alttestamentlichen Sinne ansehen. Dieser Sinn liegt aber auch nicht in den Worten, die als eine Äußerung von Cecil Rhodes neuerdings angeführt worden sind. Darnach hat er nämlich gesagt: „Wenn Gott offensichtlich dahin wirkt, aus der angelsächsischen Rasse das auserwählte Werkzeug zu machen, um Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden herzustellen usw." Darin liegt natürlich nicht der alttestamentliche Begriff „das auserwählte Volk". Denn an diesem Begriff ist die spezifische Differenz oder Eigenheit dies, daß Israel durch wahrhaft außerordentliche Ereignisse, die auch durch ihre jahrhundertelange Fortsetzung sich als planmäßige erwiesen, zu einer Pflanzschule einer unstreitig eigenartigen höheren Religion gemacht worden ist, wie man dies in meiner Geschichte der alttestamentlichen Religion (2. Auflage, 1915) kritisch erörtert finden kann.

Aber gut, es sei so, daß der Gedanke, das auserwählte Volk zu sein, den Engländern mit unfraglichem Rechte zugeschrieben werden darf, so ist es zweitens keineswegs unmöglich oder auch nur schwierig, ihn vom christlichen Boden aus zu verstehen. Oder hat nicht schon mancher einzelne Held oder Genius, der auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stand, gemeint und gesagt, daß er ein Erwählter des Herrn sei? Haben es nicht auch ganze Völker der neueren Zeit gedacht, und ist dieser Gedanke nicht auch dem deutschen Volke von seiten anderer Nationen zum Vorwurf gemacht worden? Auf jeden Fall liegt ebendieselbe Idee in der unwillkürlich vielfach auftretenden Ausdrucksweise, wonach eine Nation von ihrem Gotte spricht, und diese Idee kann aus der neueren Geschichte als tatsächlich eine Rolle spielende aufgezeigt werden. Denn einstmals während der furchtbaren Kämpfe, die auf den Abfall der Niederlande von Spanien

folgten, ist ja im heiligen Ernste ein selbsteigener „God van Nederland" angerufen worden.

Aber es bedarf drittens auch nicht einmal der Heranziehung des Christentums zur Ausdeutung, wenn in Worten von Engländern uns die „Identifizierung ihrer Weltherrschaft mit der Sache Gottes" entgegentritt. Man weiß doch, daß auch andere Völker, die nicht von biblischen Gedanken beeinflußt werden, dazu geneigt sind, ihre besonderen Bestrebungen als Angelegenheiten der Gottheit zu betrachten. Also muß man sich hüten, mehr oder weniger allgemein menschliche Geistesströmungen als spezielle Eigentümlichkeiten einer einzelnen Nation hinzustellen und sie aus besonderen geschichtlichen Zusammenhängen herleiten zu wollen.

2. Ferner ist am englischen Volkscharakter neuerdings „etwas spezifisch Alttestamentliches in der Betonung des Segnens, des irdischen Segens, den Gott gewährt," gesucht worden. Aber dieses Verfahren ist mehr als gewagt. Denn vom Segnen ist allerdings sehr häufig im alttestamentlichen Sprachgebrauch die Rede, aber auch oft im klassischen Schrifttum der christlichen Religion, und auch in diesem wird irdisches Gut als ein Segen betrachtet. Steht es doch sogar in der Bergpredigt, daß die Sanftmütigen „die Erde ererben oder besitzen werden". Hat doch auch Jesus sich von Reichen zu Gaste laden lassen und begüterte Leute zu seinen nächststehenden Freunden gehabt (Luk. 10, 34 ff.; 22, 11; 23, 50—30), wie z. B. den Ratsherrn Joseph von Arimathia, und überhaupt würde es eine Verkennung der kulturgeschichtlichen Stellung des Christentums sein, wenn jemand sagen wollte, daß dessen Anhängern die Freude am irdischen Besitze verboten sei. Nein, Weltflucht ist ebensowenig ein Charakterzug der Lehre Jesu, wie die Ertötung der Naturfreude oder der natürlichen Triebe überhaupt. Etwas ganz anderes ist es, wenn in den ältesten Quellen des Christentums oft vor Mißbrauch des Reichtums oder Übertreibung der irdischen Genüsse überhaupt gewarnt wird. Folglich ist auch bei christlichen Engländern eine „Betonung des irdischen Segens" als einer Gabe Gottes keineswegs auffallend.

3. Endlich eine „übertriebene Schätzung des Reichtums oder Mammons" als einen Charakterzug der an der alttestamentlichen Religion orientierten Sittlichkeit zu bezeichnen, ist ein kulturgeschichtliches Unrecht.

Denn nach dieser Moral ist die Schätzung irdischer Güter nur ebenso erlaubt, wie bei anderen Kulturstufen, die etwa mit ihr verglichen werden könnten. Auch in der Lehre Zarathustras faßt ja „das Ideal des Guten alles Gedeihen, Gesundheit, Reinheit der seelischen wie der physischen Existenz, Erleuchtung von oben, kräftige Nachkommenschaft und Wohlstand schaffendes Arbeiten in sich", wie Hermann Oldenberg in dem großartigen Werke „Die Kultur der Gegenwart" I, III, 1 (1906), S. 81 bemerkt. Also auch wenn man an den neueren Engländern „Eudämonismus" feststellen zu können meint, ist dies nichts Alttestamentliches, und wenn dann weiter gesagt wird, daß „die Lebenslehre des Utilitarismus großen Einfluß auf die Gebildeten des Volkes in England gewonnen habe", so tritt dieser innerhalb

des althebräischen Schrifttums nur in der Erwähnung des Lohnmotivs (Neh. 5, 19) hervor, und dieses wird auch von den Schriftgelehrten zum Teil bekämpft, wie in meiner „Geschichte usw.", S. 511 aus dem späteren jüdischen Schrifttum nachgewiesen worden ist. Also auch in der Geldliebe, soweit sie trotz ihrer weiten Verbreitung als für die Engländer charakteristisch bezeichnet werden dürfte, darf nichts speziell Alttestamentliches gesehen werden.

Und kann es denn eine Schwierigkeit machen, eine „übertriebene Schätzung des Reichtums oder Mammonsdienst" auch bei Engländern zu verstehen, obgleich sie sich Christi Anhänger nennen? Wenn man wegen Untugenden und Vergehen von Menschen, die getauft sind, sie gleich aus dem Kirchenbuche streichen wollte, dann würden darin große Lücken entstehen. Entartungen von Anhängern des Christentums sind doch ebensowenig selten, wie bei Mitgliedern anderer Religionsgesellschaften. Die ursprünglichen Verkündiger der christlichen Lehre mögen also noch so ernstlich vor Mammonsdienst gewarnt haben, so können diese Warnungen doch ebenso häufig in den Wind geschlagen werden, wie so viele andere Vorschriften. Und wie leicht ist solches Überhören besonders bei der Warnung vor Geldliebe! Schlage doch jeder an seine eigene Brust!

Man nennt den Standpunkt, der sich in den fraglichen Eigenschaften von Engländern zeigt, gewiß mit Recht einen „unterchristlichen", wie neuerdings zu lesen war. Aber dieser „unterchristliche Zug" in ihrem Charakter kann auch ein späteres Herabsinken des englischen Christentums sein, und man hat nicht schon deshalb ein Recht, dabei wieder einmal das Alte Testament in den Mund zu nehmen, um ihm einen Makel anzuhaften.

Das methodisch richtige Verfahren ist demnach allein dieses, von der gegebenen Basis, d. h. dem christlichen Bekenntnis der Engländer, auszugehen und die Einbildungen und Untugenden, die vielen oder manchen von ihnen mit mehr oder weniger Recht zugeschrieben werden, aus allgemeinmenschlichen Trieben oder speziellen Strömungen der neueren Zeit oder auch aus Umständen abzuleiten, in denen sie gerade leben. Bei diesem Erklärungsversuch vergesse man zunächst doch nicht die Isoliertheit und die geschützte Lage, die ihnen auf ihrer Insel durch die Gunst der geschichtlichen Führung zugefallen ist! Man übersehe dabei ferner nicht den langjährigen Frieden, den sie eben wegen ihrer geschützten Lage genossen haben, und den angesammelten Reichtum, den sie während dieser Friedenszeit anhäufen konnten. Endlich lasse man bei diesem Erklärungsversuch auch nicht den Materialismus als Weltanschauung und die materialistische Gesinnung außer Betracht, die in neuerer Zeit auch außerhalb Englands vielfach herrschen!

Ob man dann zum Verständnis des Wesens der Engländer, soweit es richtig beobachtet worden ist, noch die Herbeiziehung einer anderen Religion brauchen wird? Wenigstens nach meinem Urteile nicht.

So aber meine ich, nicht nur einen Beitrag dazu geliefert zu haben, daß das richtige kulturgeschichtliche Licht auf die in Frage stehenden Züge im englischen Volks-

charakter falle, sondern auch der Gerechtigkeit im Urteil über jenes Volk nachgestrebt zu haben, und kein noch so heftiger Schmerz, der uns über dessen jüngstes Vorgehen gegen uns erfüllen muß, kann die Forschung von der Erstrebung der geschichtlichen Gerechtigkeit entbinden. Nein, auch nicht der Überschwall von Verkennung der Tatbestände, der gerade während dieses Krieges in dem ihm parallelgehenden Geisteskampfe daherbraust, soll unserem Verlangen nach geschichtlicher Wahrheit das Ziel verhüllen. Die Wahrheit soll in diesem Völkerkriege nicht eine Gefangene, wie sie auf einem Gemälde in ergreifender Weise dargestellt worden ist, sein oder wenigstens nicht eine solche für immer bleiben.

R. Hübner:
Macht oder Recht?

Was erfüllt die Menschenseele? was bewegt die Volks-Staaten? was regiert die Welt?: Ein Streben nach Macht oder Recht — die Gewalt oder Güte? . . .

Schon immer sind wir Menschen, wenn wir uns innerlich vertieften und über die Ursachen unseres Wollens wie die Absichten unseres Handelns nachdachten, bis zu diesen großen Rätselfragen vorgedrungen, die uns auch heute wieder stark bedrängen. Warum gerade jetzt? Weil viele glauben, daß die Ursache, ja die Schuld am Weltkriege im letzten Grunde davon abhängig zu machen ist, ob wir Deutsche, von einem Willen zur Macht fortgerissen, den Entscheidungskampf entfesselt haben, oder ob wir nur unser gutes Recht am Dasein gegen machtgierige Feinde verteidigen?

Diese Gewissensfrage wird schon lange hin und her erwogen. Seitdem aber der neue Staatssekretär des Äußeren v. Kühlmann seine bedeutsamen Ansichten über das Verhältnis von Macht und Recht im Staate ausgesprochen hat (22. 8. 17), ist über den uralten Gegensatz dieser zwei Gewalten und ihre Abhängigkeit von einander aufs neue viel geredet und geschrieben worden, und zwar ebenso von politischen Praktikern wie von Theoretikern. Auch das Problem, welcher Zustand für ein Kulturvolk der gesündere ist: der kriegerische oder der friedliche? und welcher an sich gut, welcher böse zu nennen ist? wird dabei wieder aufgeworfen; wobei indes eine große Unklarheit von der Bedeutung all dieser Begriffe zutage tritt, wie sie ja von jeher darüber geherrscht hat. Und das ist kein Wunder, da wir alle je nach unserer Veranlagung die Dinge der Welt gar verschieden betrachten und werten.

Was ist der Staat, was seine Macht und was sein Recht? Und welches Lebensrecht gebührt dem Einzelnen gegenüber der Macht einer Allgemeinheit?

Es gibt bekanntlich vielerlei Erklärungen vom Wesen und von der Herkunft des Staates. Die einen nennen ihn eine gottgewollte Einrichtung; die andern betrachten ihn wie aus einem Gesellschaftsvertrage hervorgegangen; und manche wollen ihn als eine gewachsene Lebensform begreifen. Diese letztere biologische Auffassung bricht sich immer weiter Bahn; sie fußt auf dem berühmten Worte Platons: der Staat ist ein Mensch im Großen! das, lange unverstanden, wir heutigen erst richtig verstehen lernen.

In der Tat ähnelt eine Volksgemeinde sehr jenem menschlichen Zellverbande, den wir bilden, und die Vergleiche zwischen beiden Staatsbindungen lassen sich weit ausführen: Durchpulst doch ein gemeinsamer Lebenswille den Menschen wie seinen Volksstaat, und werden doch beide von einer überlegenden Zentralstelle aus regiert. Wir dürfen uns aber dadurch nicht verleiten lassen, den Staat als ein wirkliches Lebewesen anzusprechen; das ist er nicht, sondern nur ein Kunstwerk, das wir Menschen nach dem Vorbilde unseres Selbst unbewußt nachgebildet haben. Schon die Familie trägt die Züge des menschlichen Urbildes; weiter die Stammesgemeinde; weiter der Volksstaat. Welches aber sind die gemeinsamen Merkmale des Menschen und seiner Vereinigungen?

Wir Menschen leben, und das will sagen: unser Körper aus Erdenstoffen empfindet und bewegt sich geistig. Solches geschieht, indem die Milliarden unserer Leibeszellen durch den einen Strom des unbedingten Lebenwollens seelisch verbunden sind, der immerfort durch Sinnesempfindungen veranlaßt, allerlei Bewegungen hervorruft; doch verfolgen diese alle nur den einen Zweck: dem Leben zu dienen, und zwar dem Leben in aufsteigender Richtung! Denn, um stets besser und sicherer zu existieren, entfaltet das Leben der Erde alle seine Kräfte wie Fähigkeiten — und schon seit Jahrmillionen! Ein Wunder, das uns erst im letztvergangenen Jahrhundert recht klar geworden ist, und das wir Evolution genannt haben. Auch die treibende Kraft dieses gewaltigen Aufwärtsdrängens haben wir seitdem besser erkannt und als Lebenswille bezeichnet, die Lehre davon aber Voluntarismus geheißen. Dieser in Verbindung mit dem Evolutionismus — Theorien, die sich einander folgerichtig ergänzen — geben uns nun eine glaubhafte Erklärung unseres rätselhaften Menschendaseins, dessen offenbares Aufsteigen wir endlich begreifen und als den Sinn des Lebens verstehen lernen. Indem wir aber somit unserer hohen Lebensaufgabe bewußt werden, begreifen wir auch unser eigenes Wesen immer besser und erkennen nicht bloß das Individuum, sondern auch das Genus in uns: als Lebensmächte, die beide wechselwirkend alle ihre Kräfte entfalten, um sich gegenseitig vorwärts zu bringen.

Diese geistig-körperlichen Lebenskräfte sind nun nicht allein zweierlei Herkommens — weil individueller und genereller Art — sondern sie äußern sich auch auf doppelte Weise: nämlich nach aktiver oder passiver Richtung hin. In uns kommt dieses zwiefache Streben durch subjektives Fühlen und objektives Denken zum Ausdrucke, die beide unsern Lebenswillen entweder progressistisch oder konservativ zu leiten suchen. Und das bemerken wir nicht nur am einzelnen Menschen, sondern auch in seinen Gesellschaftsverbindungen: an der Familie, der Gemeinde, dem Staate. Auch hier stehen ja handelnde und leidende Kräfte sich stets gegenüber, die entweder vorwärts drängen oder zurückhaltend wirken; welches Gegenspiel eine polare Spannung zeitigt, die an sich gesund, weil natürlich, zu nennen ist.

Denn die Polarität tritt ebensowohl im Makrokosmos Welt wie auch im Mikrokosmos Mensch in die Erscheinung; und zwar als jener Dualismus, den wir als Kraft und Stoff, Geist und Körper, Empfindung und Bewegung, in uns wie um uns überall bemerken und auseinander halten müssen, um zu einer Einsicht in die Dinge zu kommen. Doch merken wir bei diesem Erkenntnissuchen wohl, daß diese Zweiheiten alle, weil untrennbar verbunden, auch zuletzt als Einheiten zu fassen sind — Monismen, wie wir solche als Welt, oder als Natur, oder als Leben u. a. zu bezeichnen pflegen.

So ist das Alleinende in uns Menschen das Leben, jenes geheimnisvolle Monon, das wir schon als: Erdenstoff, der sich empfindend bewegt, erklärt haben. Und wenn wir dieses auch zur Natur, oder zur Welt, mit einrechnen müssen, so ist es doch gewiß viel nötiger für uns, zunächst das Wesen des Lebens zu erforschen, wie über die Welträtsel nachzugrübeln. Wir brauchen dafür auch nur in uns zu schauen — nicht über die Weltweiten um uns — und besitzen in unseren empfindenden Sinnen feinste Lupen und Spiegel genug, um unser eigenes Leben zu erkennen. Damit gewinnen wir dann auch eine Vorstellung vom Leben überhaupt, wie wir eine solche z. B. mit der Evolutionstheorie gebildet und dadurch eine geistige Brücke gebaut haben, um all die Übergänge des Lebens mit seinen unendlichen Abstufungen zu erfassen. Aus letzteren ersehen wir nun, wie das Leben der Erde bestrebt ist, sich immer vielartiger zu organisieren und seine Kräfte besser auszugestalten, um stets sicherer zu existieren. Es trachtet daher unausgesetzt sich zu ernähren und fortzugebären, weiter aber sein Dasein zu erklären und endlich zu verklären! Das sind die vier Hauptstufen, welche der Lebenswille bestrebt ist empor zu steigen.

Je höher nun das Leben klimmt, um so mehr kommt sein Daseins-Erklären- und Verklärenwollen zum Ausdrucke und drängt das niedere Ernähren und Gebären mehr zurück. Lehren uns das nicht so viele Wissenschaftler und Künstler (letztere schon im Tierreiche zu finden), die ihrem

Schaffen zuliebe ihr bloßes Lebenwollen oft hintanstellen, ja sich einer hohen Aufgabe hingebend opfern! Der Trieb dazu liegt schon in ihnen; er tritt aber erst nach und nach in ihr Bewußtsein: als ein starker Wille zur Vervollkommnung, und zwar zunächst ihres individuellen Lebens. Doch ist das ja zugleich ein Drang, das generelle Leben zu fördern, da durch das Arbeiten jener die menschliche Kultur überhaupt zunimmt. Denn all diese Forscher und Erklärer, wie Bildner und Verklärer, schaffen ja Kulturwerte, die der ganzen Menschheit zugute kommen. Das sehen wir am besten an der Lebensarbeit großer Menschen, die als Führer auf geistigen Gebieten vorangeschritten sind: bildeten sie nicht ihre Anlagen mit Willenstärke aus, um das allgemeine Wissen und Können der anderen zu fördern und so das Menschenleben vorwärts zu bringen!

Der höchste Wille zum Leben ist also nicht Wille zur Macht und Übermacht zu nennen — was bekanntlich ein moderner Philosoph behauptet — sondern er offenbart sich uns als ein Wille zum Fortschritt und zur Vervollkommnung. Und zwar scheint das Leben auf der ganzen Linie von ihm beseelt zu sein, da nicht allein wir Menschen, sondern auch die Tiere, ja die Pflanzen schon bestrebt sind, sich zu veredeln — freilich immer nur in ihren oberen Schichten und zunächst in deren besten Exemplaren. Die breite Masse dagegen, die nur existieren will, ist von einem starken Machtwillen erfüllt und folgt nur zu gern brutalen Willensführern nach. Das war von jeher so bei niederen Lebewesen, wie bei den Menschen. Und trotzdem ist das Leben der Erde unaufhaltsam aufwärts gestiegen und hat zuletzt im Menschengeiste seine Willenskräfte so hoch entfaltet, daß es imstande scheint, sein Dasein künftig noch immer besser zu erklären und zu verklären — also zu veredeln!

Was aber ist zu tun, damit diese höchste Aufgabe sich immer weiter im Bewußtsein der Menschen verbreite? Sie müssen gelehrt werden, an das Heilige-Leben zu glauben, davon sie jeder ein Teilchen sind, und dessen Mission zu verstehen doch im grunde genommen so einfach ist. Denn lebt nicht in jedem von uns ein Trieb zur Vervollkommnung — freilich verschieden stark? Nun so glaubt an diesen Lebensdrang und folgt seinen Geboten, die lebendig in uns wirken! Erleben wir nicht alle jene wundersame Entfaltung des Lebenskeimes bis zum Menschenbaume, der da blüht und fruchtet! So vertraut doch diesem Wunder, hört auf die Stimme des Lebens in euch und bejaht euer Erdendasein mit allen Kräften!

Wenn dieser frohe Lebensglaube sich künftig unter den Kulturvölkern verbreiten und an die Stelle trüber Daseinsverneinungen treten wird, dann könnte auch die Überzeugung von der gemeinsamen hohen Lebensaufgabe alle Menschen friedlich vereinen, und anstelle der furchtbaren Volkskriege

würden friedliche Menschheitskämpfe treten wider lebensfeindliche rohe Naturkräfte; denn diese gilt es zu besiegen, nicht aber schwächere Völker niederzuringen!

Wird dieser Friedenszustand jemals kommen und anstelle des jetzigen Kriegszustandes aller Völker treten? Der noch immer tobende Weltkrieg soll darüber entscheiden; ja er scheint geradezu entbrannt zu sein, um diese Schicksalsfrage der Menschheit endlich zu lösen.

Denn nun muß es sich ja zeigen, ob zuletzt die Macht oder das Recht triumphieren wird auf Erden, und das will sagen: ob die göttliche Vernunft des Lebens recht behalten soll entgegen der Machtgier des Willens? Wenn sich dieser von Leidenschaften oder bösen Gedanken leiten läßt, dann handelt er lebensfeindlich; während der gute Wille sich gleichmäßig auf seine Gemüts- wie Verstandeskräfte stützt und dann vernünftig handelt. Diese hohe Vernunft aber regiert das aufsteigende Leben im einzelnen wie im ganzen; sie schenkt uns Menschen wahre Lebensweisheit und leitet uns zur Gerechtigkeit des Abwägens aller Lebensrechte. Und wie im Individuum der Einzelne und seine Gattung sich oft entgegenstehen, so geschieht es auch zwischen den Staaten (die ja Menschen im Großen gleichen) und der ganzen Menschheit. Hier gilt es nun von subjektiven Wünschen zu objektiven Überzeugungen vorzubringen und der Gerechtigkeit eine Gasse zu bahnen im höchsten Sinne. Das aber lehrt uns die Weisheit der Vernunft, die sich als Philosophie so oft schon für den Völkerfrieden mit Schiedsgerichten nach Völkerrecht ausgesprochen hat.

Dieselben Gedanken wurden bekanntlich jüngst von den leitenden Staatsmännern Deutschlands und Österreichs verkündet (Michaelis, Czernin u. a.) und fanden bei uns vielen Widerhall, doch auch Widerspruch. Nun klingen ja ähnliche Friedenstöne auch von manchen Gegnern zu uns herüber. So lange aber die Feinde Deutschlands ihren bloßen Machtwillen betonen und unsere guten Lebensrechte nicht anerkennen wollen, können wir auch nicht durch Güte, sondern nur mit Gewalt zum Frieden vordringen. Wann dieser höhere Zustand aber wieder anstelle des unmenschlichen Kriegführens treten wird, dann wollen wir den andern Völkern versöhnlich die Hände reichen und mit ihnen beraten, wie künftigen Gelüsten jedweder Machtgier durch die Herrschaft des Rechtes vorzubeugen ist: zum Heile der Menschheit!

Germanicus: Russische Gefangenenbriefe.

Sie sind einförmig wie die russische, uferlos sich dehnende Steppe, eintönig wie die tieftraurigen russischen Volkslieder — und doch entbehren sie eines gewissen eigenartigen Reizes nicht. Es ist die alte patriarchalische Ausdrucksweise der durch Generationen im Volke erhaltenen schlicht prunkhaften Märchen, ein Legendenstil, der es einem unwillkürlich antut. Echt patriarchalisch ist auch der ausgeprägte Familiensinn, wie er aus den schier endlosen Grüßen an Familie und Sippe zu einem spricht.

Die allernächsten Verwandten, jeder einzelne mit Namen und Vaternamen angeführt, Schwiegereltern, Pate und Patin, die oft als Vater und Mutter angeredet werden, die eigenen Patenkinder, Gevatter und Gevatterin, selbst die in russischen Bauern- und Bürgerkreisen so wichtigen Persönlichkeiten „sswat" und „sswácha" (Heiratsvermittler und Vermittlerin) werden oft erwähnt. So verlangt es das althergebrachte Bauernzeremoniell.

Die ersten Grüße gelten den Eltern, denn der russische Mujik bleibt stets, selbst als verheirateter Mann, der Sohn, das Kind seiner „vielverehrten, von Gott geschenkten" Eltern, die er ehrerbietig mit Ihr anredet, wie auch meistens seine Frau, die für ihn die „ssuprúga", Gemahlin, ist. Seine Geschwister stehn ihm als „eines Schoßes" und „eines Blutes" nahe; er gebraucht auch in seinen Briefen diese alten Anredeformeln.

Er wird nie versäumen, um den elterlichen Segen zu bitten, der „unverändert bis zum Grabe und darüber hinaus in alle Ewigkeit bestehen bleibt!" Er erteilt auch seinen eigenen Kindern denselben Segen in genau demselben Wortlaut, wie er sich überhaupt beinahe ausschließlich in den alt eingebürgerten Ausdrucksformen bewegt, die dem Stil das charakteristische Gepräge geben.

Und dabei welche Abwechslung in den „Grüßen"! — Da gibt es Sohnes-, Gatten-, Bruder-, Gefangenen- und Freundesgrüße; Grüße aus der Fremde, Seelengrüße und solche, die aus reinem Herzen kommen, goldene, teuere und ehrerbietige. Auch an Küssen aus der Ferne fehlt es nicht. Küsse auf rosenrote, purpurrote, teuere, süße, zuckerige, weiche, heiße, reizende Lippen, auf weiße oder rote Wangen, auf weiße Frauenhändchen, auf blaue Augen.

Eine der häufigsten und schönsten Formeln ist der Gruß oder die Verbeugung (auf russisch: „paklón") vom weißen Himmel bis zur feuchten Erde oder die Varianten: von der gerechten Sonne bis zur feuchten Erde, auch von den mächtigen Schultern, dem traurigen Herzen, der weißen Brust oder

dem weißen Antlitz bis zur Erde. Zu Ostern wird der uralte dreifache Auferstehungsgruß geschickt: „Christus ist auferstanden!", der sonst in der Heimat von den drei feierlichen Osterküssen auf Mund und Wangen und der Antwort „er ist in Wahrheit auferstanden!" begleitet ist. Zum Neuen Jahr wünscht der Russe „neues Glück!" Der Glückwunsch zum Namenstage, „dem Tage des Schutzengels", der an Stelle des Geburtstags gefeiert wird, lautet: „dem Tauffind entbiete ich einen Gruß, seinem Schutzengel aber möge eine goldene Krone zu teil werden!"

Auf die Grüße folgt meistens unvermittelt die Bitte um ein Paket mit „gastinetz", Gutzeln aus der Heimat; vor allem begehrt ist das im Backofen geröstete einheimische Schwarzbrot, ferner Tabak, Cigaretten, ganz besonders die „machórka", ein direkt übles Kraut, Schweineschmalz, Butter, Schinken, Gänsebraten, Tee, Zucker, Fruchtbonbons, Nüsse, auch Buchweizengrütze, das eigentliche russische Nationalgericht.

Bis zu Schokolade, Kakao und Maggiwürfeln etc. versteigen sich nur die Städtischen. Der Bauer ist auch in seinem Geschmack konservativ und hält sich an die Kost seiner Väter.

Um eine „passílka", ein Paket, zu erbetteln, läßt der Gefangene seine ganze, echt slawische Überredungskunst spielen: — „All meine Kameraden bekommen wohl jede Woche ein Paket, nur ich, arme Waise, bin von Euch allen vergessen! Ich muß mich ja vor den anderen schämen! Bin ich Euch denn kein Sohn mehr?" Oder: „Hast Du so schnell Deinen Mann in der Fremde vergessen? Soll ich denn immer voller Neid zusehn, wie die anderen sich gütlich tun und mir, Armen, läuft das Wasser im Munde zusammen!"

Oft müssen auch Träume, die überhaupt bis in die höchsten Gesellschaftskreise eine große Rolle im russischen Leben spielen, herhalten. „Ich sah Euch diese Nacht im Traume, wie Ihr bei Tisch saßet und schmaustet." Oder es heißt: „Schickt mir ein Paketchen, mir wird dann nicht gar so einsam in der Fremde!"

Wie der Mujik an der Scholle hängt und an Heimweh leidet, geht daraus hervor, daß ein Südrusse aus einem Lager in der Nähe von Moskau an seine Verwandten schreibt, sie sollten ihn in der fernen Fremde nicht vergessen. —

Nach den Grüßen und Bitten um Pakete kommen die Fragen nach der Ernte, dem Vieh, den Preisen für Getreide und Lebensmittel und nach den Familienmitgliedern; letztere sehr summarisch — wer am Leben und wer gestorben sei, wer von den Brüdern, Schwägern, Freunden „in den Krieg getrieben", d. h. eingezogen worden, wer verwundet oder gefallen wäre, ob die Frau ihre Unterstützungsgelder bekäme und wieviel, äußerst

selten ein näheres Eingehen darauf, ob die Kinder gesund seien, gut wachsen und in die Schule gehen, ein Ermahnen brav zu sein und der Mutter zu folgen; hier und da die Bitte an die Eltern oder Schwiegerelten sich der jungen unerfahrenen Frau anzunehmen, oder umgekehrt, die Frau solle die Eltern auf ihre alten Tage gut halten und zu ihnen ziehen. —

Todesnachrichten werden mit der alten Formel ausgedrückt: „Euer Vater (Eure Mutter oder Euer Kind) hat Euch geheißen lange zu leben! Er (oder sie) ist gestorben!" Die Antwort lautet stets gleich: „Meinem Vater (meiner Mutter usw.) sei das Himmelreich beschieden!" Worauf es mit dem slawischen Fatalismus weiter heißt: „es ist Gottes Wille!" Sehr selten nur geht der Mujik näher auf den persönlichen Verlust ein, indem er schreibt: „und so hat er mich nicht mehr erwarten können!" oder: „ich habe Euern Brief mit Tränen begossen und die ganze Nacht nicht schlafen können; das Herz liegt mir wie ein Stein in der Brust!"

Die Geburt eines Kindes wird ebenfalls nur ganz kurz angezeigt, diejenige eines Sohnes mit den Worten: „Dir ist ein Stammhalter geboren!" oder: „Dein Erbe, Iwan, schickt Dir einen Gruß!" An das Neugeborene erfolgt darauf umgehend ein Gruß vom glücklichen Vater, aber kein Wort der Nachfrage nach Mutter oder Kind. Ich kann mich auf einen einzigen Fall besinnen, wo der Vater sich danach erkundigte, wem die Tochter ähnlich sehe, der Mutter oder ihm.

Tod und Geburt sind eben für solche Naturkinder wie der russische Bauer alltägliche, selbstverständliche Ereignisse, die er mit unerschütterlicher Ruhe hinnimmt. —

Die übliche Form der Antwort auf eine Heiratsanzeige lautet stets: „Ich gratuliere zur gesetzlichen Ehe!"

Über den Krieg schreiben sie nichts, kennen sie doch ihre eigene gestrenge Zensur und wissen, daß derartige Nachrichten ohne weiteres gestrichen würden, nur dem Wunsche nach baldigem Frieden geben sie oft Ausdruck, um heim zu den Ihrigen zu dürfen.

Eines fällt unbedingt auf — das beinahe gänzliche Fehlen von Liebesbriefen. Die „petite amie", die in der französischen Gefangenenkorrespondenz eine hervorragende Rolle spielt, scheint nicht zu existieren; unwillkürlich fragt man sich, ob es denn keine Braut, keinen Schatz gäbe. Ein Brief an eine weibliche Adressatin, die nicht Frau, Mutter oder sonst eine Verwandte des Gefangenen wäre, ist geradezu eine Seltenheit, und selbst in den wenigen versteigt sich der Schreiber zu keinerlei zärtlichen Reden, höchstens am Schluß ganz kurz: „Ich küsse Euch oder Dich!"

Die Frauen hingegen schreiben oft rührend, wie es auch Sven Hedin erwähnt. Es ist nicht wiederzugeben, wie sie ihrer schrankenlosen Freude

Ausdruck verleihen, wenn nach Monaten von dem totgeglaubten Mann ein Lebenszeichen kommt. — „Das Herz ist mir vor Glück erstorben!“ — „Es ist, als ob ein neues Morgenrot aufgegangen wäre!“ — „Für uns alle hat ein neues Leben begonnen!“ — „Es war wie ein heller Feiertag, als Dein Brief gekommen ist!“

Und die Kosenamen, woran die russische Sprache wohl reicher ist, als irgend eine andere, sind überhaupt unübersetzbar, wie z. B.: „njenagljádnij“ — Du, an dem ich mich nicht satt sehn kann, — „njeatzenjénnij“ — Du, der Du nicht zu schätzen bist, — teurer, kostbarer, und viele, viele mehr, die im fremden Wortlaut nur komisch wirken würden, im russischen aber einen echten, tiefen, anheimelnden Klang haben.

Oft schreiben Frau oder Mutter: „Ich wollte, ich könnte als Vöglein hoch in die Lüfte steigen und Tag und Nacht fliegen, bis ich bei Dir wäre, und dürfte Dich nur einen Augenblick, wenn auch nur mit einem Äuglein schauen!“ Ein Ausruf bleibt mir unvergeßlich: „Ich habe Deine Briefe mit meinen bitteren Tränen gewaschen und trage sie auf meiner weißen Brust, — ich küsse Dir Hände und Füße und ein jedes Knöchelchen!“ Eine Mutter schreibt: „Ich wollte, ich könnte mein Herz aus der Brust nehmen und Dir schicken, damit Du siehst, wie zerquält es ist!“ Eine Frau an ihren Mann: „Ich küsse Dich so vielmal, als ich Haare auf dem Kopfe habe; zähle sie!“ Eine andere: „Wenn Du heimkommst, so wird es sein, als ob ein Engel vom Himmel zur Tür hereinkäme!“ Und dann wieder: „Ich schreibe diesen Brief nicht mit Tinte, sondern mit meinen bitteren Tränen!“ oder: „Ich sehne mich nach Dir, wie einen im Fieber nach einem Trunk Wasser dürstet!“

Und das alles, sentimental, wie es in der Übersetzung wirken mag, klingt im russischen Bauernstil überzeugend naiv und natürlich.

Was Schrift, Orthographie, Stil und die unglaublich kühnen Abkürzungen und Zusammenziehungen von Worten betrifft, so leistet der Mujik, wie man sich vorstellen kann, geradezu Verblüffendes. Analphabeten gibt es verhältnismäßig viele, so z. B. auf 1000 Mann 600. Für diese schreiben dann Kameraden, meistens solche aus derselben Gegend.

Nicht selten stößt man auf Handschriften, die wie gestochen wirken, die stammen dann von Unteroffizieren, kleinen Händlern, Schutzleuten, Söhnen von Geistlichen, Geometern, geschulten Arbeitern usw., aber weitaus die meisten Gefangenen sind Bauern, Dorfbewohner.

Bei den Mohammedanern, die meistens aus dem Kaukasus und den Gouvernements Permj, Ufá und Kasánj kommen, fallen die sonoren orientalischen Namen auf wie z. B. Schaifarullá, Djauljachtján, Gaptelbassír, Guljár, Tagissultán, Scharafissallá, Muchamjatullá, Muftachutdín, Nassartdín, Mingasitdín, die Frauennamen Mudiána, Latífa, Sáfja usw.

Der stereotype Schluß eines Briefes lautet stets: „ich bin gesund und am Leben und wünsche Euch dasselbe."

Auf die Briefe der Gebildeten gehe ich absichtlich nicht ein, sie weisen zu wenig Lokalkolorit auf, um von Interesse zu sein. Charakteristisch ist nur das Spielen mit der Phrase, eine gewisse Selbstgefälligkeit, ein bewußtes Analysieren der Gefühle und Stimmungen, etwas, was ein jeder beim russischen Studenten kennt, der stundenlang über Psychologie und „Probleme" reden kann. —

Wie wenig sich die Psyche des Mujiks in den letzten 50 bis 60 Jahren verändert hat, geht daraus hervor, daß der Inhalt eines Briefes aus dem Jahre 1851, den die Mutter eines gegen die kaukasischen Stämme kämpfenden russischen Soldaten an ihren Sohn richtet, einen anmutet, als ob er jetzt geschrieben sei. Er ist der historischen Novelle „Chadschi-Murát" aus Tolstoi's Nachlaß entnommen.

Ich gebe den Text in eigener Übersetzung wieder: „In ihrem Brief an Pjetrúschka schickte die Mutter ihm zuerst ihren Segen und Grüße von allen; ferner die Nachricht von dem Tode seines Paten und zum Schluß teilte sie ihm mit, daß seine Frau Aksinja nicht länger bei den Schwiegereltern wohnen wollte und in Dienst gegangen sei. Ihre Herrschaft schriebe, daß sie fleißig und brav sei. Dann erwähnte die Alte das Paket mit gastínetz (Gutzeln), das zugleich an ihren Sohn abginge, und den Rubel, den der Vater in der Stadt in den Brief legen würde. Und zum Schluß schrieb der Djatschók (Meßner etwa), dem sie den Brief diktiert hatte, Wort für Wort, wie sie mit Tränen in den Augen ihm vorsprach: „und noch, mein liebes Kind, Du mein Galúbtschik (Täubchen) Pjetrúschenjka, ich habe mir die Augen nach Dir ausgeweint, Du Ssólnischko majó njenagljádnoje — Du meine Sonne, an der ich mich nicht satt sehn kann!" —*)

---

*) Anmerkungen d. V.: 1) Die russischen Worte sind so geschrieben, wie sie ausgesprochen werden; im Worte Mujik wird das j wie das französische j gesprochen. — 2) Diese Aufzeichnungen stammen aus der Zeit vor dem Sturz der früheren Regierung. Es ist merkwürdig, wie schwachen Widerhall die gewaltige Umwälzung in den Briefen aus der Heimat findet, was zum größten Teil auf die slavische Gleichgültigkeit, wohl aber auch auf die strenge Zensur zurückzuführen ist. —

Prof. Dr. A. Brückner: Neueste Polen-Literatur.

Zeitschriften („Polen" in Wien, „Polnische Blätter" in Berlin, dazu französische u. a.) und Artikel, Bücher und Abhandlungen drängen einander in einer Frage, deren Lösung je unaufschiebbarer, desto rätselhafter erscheint. Denn mit der „staatlichen Unabhängigkeit" Polens (wer hätte sie sich vor Kurzem auch nur träumen lassen?) ist noch recht wenig gesagt; wo bleibt das wichtigste: an wen und wie schließt sich dieses unabhängige Polen an?

Wenn aus Vergangenheit Gegenwart sich Rates erholen soll, so könnte kein Buch lehrreicher und aufklärender wirken, als Wilhelm Feldman's Geschichte der politischen Idee in Polen seit dessen Teilungen (1795—1914), München, Oldenburg, 1917, XII. und 448 S. Deutsche Bücher über Polen pflegen stets Einseitigkeit, d. h. der Verfasser übersieht nie das ganze Problem, hat vor seinen Augen stets nur einen Ausschnitt, mit dem ihn Zufall oder Beruf oder Neigung vertraut machen. Feldman dagegen, polnischer hervorragender Publizist, Belletrist, Literarhistoriker, Herausgeber vor dem Weltkrieg der demokratischen Monatsschrift Krytyka in Krakau, seit dem Weltkrieg der Polnischen Blätter in Berlin, steht seit dreißig Jahren im polnischen öffentlichen Leben; hat viele Freunde und noch mehr Feinde, zumal in konservativen Kreisen; entwickelte stets unheimliche Arbeitskraft und Arbeitslust und hat jetzt, seit 1914, wie kein anderer an der Darstellung aller nationalpolnischen Fragen in Vorträgen, Artikeln, Broschüren in Deutschland gearbeitet. In dem Publizisten steckt jedoch ein Historiker. Aus den Parteikämpfen Galiziens heraus schuf er eine eingehende Vorgeschichte dieser Kämpfe (seit 1848), was sich wie von selbst zu einer Geschichte der Parteien und Richtungen in ganz Polen seit 1795 erweiterte; aus einem bloßen Abriß wurde ein umfangreiches Werk, wovon einen Auszug das vorliegende deutsche bedeutet; von dem polnischen ist bisher nur der erste Band erschienen, der zweite, gedruckt, nicht herausgegeben; der dritte noch nicht geschrieben. Somit ist das deutsche Buch völlig ein novum.

Bei der Unkenntnis polnischer Sachen und Zusammenhänge, die in Deutschland allen Publizisten und Publikationen zum Trotz vorherrscht, ist diese gedrängte und doch erschöpfende Darstellung aufs wärmste zu begrüßen. Sie gibt natürlich mehr als der Titel anzeigt; ein ausführliches Eingangskapitel erörtert: das Werden der neuzeitlichen politischen Richtungen in Polen seit dem XVI. Jahrhundert; den Gegensatz zu Rußland; den Dreiadlerbund; den Wechsel der Orientierungen während der Jahre 1770—1795. Das zweite

Kapitel ist der französischen Orientierung bis 1813 gewidmet und reicht faktisch mitten in unsere Tage, denn auf dieser uralten Orientierung ruhen die großen Ententeneigungen der Polen von heute, die trotz aller Enttäuschungen am Glauben an die echten Sympathien der Westmächte (zu denen sich jetzt Nordamerika gesellte) festhalten und darüber die Wirklichkeit, wie naive Kinder, vergessen. Ungleich kürzer dauerte die russische Orientierung an, die in Alexanders ungeheuchelter Polenfreundschaft fest verankert schien, aber mit dem plötzlichen Hinscheiden (oder Verschwinden, wie Fama trog) des Zaren entwurzelt, durch die Vorgänge nach 1830 sich zu tiefem, nur allzu berechtigten Haß gegen die deutschtatarische Regierung Rußlands sowie zu dauernder Entfremdung gegen das Russenvolk selbst wandelte. In dem Leidensgange der Polen, speziell ihrer Emigration, wo sich Kopf und Herz der Nation zusammenfanden, bezeichnete „Der Glaube an die Völker" (4. Kap.) die erste schwere Enttäuschung, denn nur trügerische Hoffnungen weckten der Jubelzug durch Deutschland und die begeisterten Sympathiekundgebungen aller liberalen, oppositionellen Kreise; zweite Enttäuschung brachte der „Glaube an die Westmächte" (5. Kap.), die Polen im Pariser Frieden an Rußland einfach auslieferten. Hatten Sympathien der Völker und Berechnungen der Diplomaten getrogen, so vertraute man jetzt auf eigene Kraft (**Polonia farà da se**, 6. Kap.) und wagte den verzweifelten, ungleichen, unsinnigen Waffengang mit Rußland, der von den weittragendsten Folgen war, denn er zerstörte für Dezennien die schon angeknüpften Netze einer Verständigung mit Rußland d. i. mit der slavischen Welt gegen die germanische Gefahr. Als unmittelbare Folge ergab sich jetzt eine polnisch-österreichische Orientierung, 1866—1879 (7. Kap.), die sich freilich bei der Unselbständigkeit und Konsequenzlosigkeit der Wiener Politik nie über bloße Anbahnungen und Versuche erheben konnte — Galizien natürlich ausgenommen, dessen nationalprovinziales Leben stete und starke Förderung erfuhr, was erst durch die Weckung rutenischer Gegensätze, die allerdings bis 1848 zurückreichen, eingedämmt wurde. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb fügte sich die Nation in die Politik der dreifachen Loyalität (8. Kap.), sagte sich von allen weiterreichenden Plänen als von politischer Romantik los, wandte sich zur Einzelarbeit an den ökonomischen Grundlagen; die konservativen Kreise, Adel und Geistlichkeit, der sich neu bildende Mittelstand wurden ihre beredten oder stummen Anwälte. Langsam bereitete sich der soziale Umschwung vor, die Selbständigkeit der Bauern, das Aufkommen der Arbeiterbewegung, die zeitweilig an einer internationalen Orientierung fest hielt, bis der nationale Gedanke obsiegte; nur schienen alle Unabhängigkeitsbestrebungen völlig aussichtslos (Kap. 9). Da kündigte sich immer deutlicher der kommende große Waffengang an; welche Stellung sollte Polen dabei ergreifen? Zum ersten Male seit 1830 wurden russische Sympathien, d. h. die bloße Notwendigkeit des Ausharrens

bei Rußland im natürlichen Gegensatze zu der preußischen Ausrottungspolitik, lebhafter und in das Programm der Nationaldemokraten neu aufgenommen; dagegen kehrte sich gesunder nationaler Sinn, es wurden die Kadres für eine künftige Erhebung an Österreichs Seite geschaffen (Kap. 10). Ein Nachwort zeigt, wie sich der Glaube an ein Auferstehen Polens nur im Gefolge eines Weltkrieges bewährt hat.

Dies der dürre Auszug eines auf einer Riesenliteratur und auf persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen aufgebauten Werkes. Auch die schöne Literatur ist berücksichtigt, zumal die poetische Emigrationsliteratur mit ihren messianistischen Losungen. Bei der Fülle des Stoffes ist die Darstellung knapp, für den deutschen Leser vielleicht hier und da allzu gedrängt, aber temperamentvoll, lebhaft bewegt, fesselt sie den Leser schon durch die weiten Zusammenhänge und neuen Aussichten. Der Verfasser sucht, möglichst objektiv, die Tatsachen selbst für sich sprechen zu lassen. So schuf er ein großes und lebendes Gemälde, das über flüchtiges Tagesinteresse hinaus sich dauernd behaupten wird; dabei hat der polnische Verfasser den deutschen Stil nicht übel bemeistert, mag auch manches deutschen Ohren härter klingen, wozu die Gedrungenheit der Darstellung, die sach-, nicht wortreich sein will, beitragen mußte. Für jeden, der sich in der Vergangenheit umsehen will, um die Gegenwart zu verstehen, ist das Werk ein gleich zuverlässiger wie unentbehrlicher Führer; zur Probe sei zweierlei herausgehoben.

Das Unglück der Polen, das, was jede ihrer Aktionen lähmte, war ihre Uneinigkeit. Damit sind natürlich nicht die inneren Parteiungen gemeint, ohne die es kein Leben gibt, wohl aber der stete Mangel einer geschlossenen, einheitlichen Front nach Außen: das Aufrufen fremder Mächte gegen die eigenen Mitbürger; das Sitzen auf zwei Stühlen, wenn die großen Rivalen sich messen, und daher die Unmöglichkeit, den Erfolg des einen ganz für sich auszunützen; der Mangel an politischer Voraussicht, die die Parteien das Kriegsbeil begraben ließe. Dies alles wiederholte sich 1792, 1812, 1915. Eine andere Erfahrung: stets mischt sich die polnische Diaspora in die Landesangelegenheiten herrisch ein; oft in absoluter Verkennung der Wirklichkeit wirft sie ihre vorgefaßte Meinung, ihren Eigensinn und Dünkel dem Lande auf und verursacht Katastrophen, so war es 1831—1846, 1848, ebenso 1915—1917, wo Polen den Unverstand seiner Diaspora schwer büßen wird. So ergeben sich aus Feldman's Buch Nutzanwendungen auf die Gegenwart auf Schritt nnd Tritt.

Von anderer Vergangenheit, von Polens alter Kulturarbeit und Kulturverdiensten, die mit unvergänglicher Schrift in die Annalen der osteuropäischen Menschheit eingetragen bleiben, handelt eine Publikation, die erst im Anfang begriffen, dem deutschen Leser ungeahnte Schätze enthüllen wird; sie behält

bleibenden Wert auch durch ihre geradezu monumentale Ausstattung wie durch die Vielseitigkeit ihres Inhaltes. Es ist die von Dr. A. von Guttry und W. v. Koscielski (dem Sohne des einstigen Führers der posener Hofpartei) begründete und herausgegebene „Polnische Bibliothek" (bei G. Müller, München). Sie soll in Deutschland Kenntnis und Verständnis polnischen Lebens in mustergiltigen Darstellungen verbreiten und gliedert sich in drei Abteilungen; die eine bringt reich illustrierte kulturhistorische und geschichtliche Monographien; die andere Memoiren, Denkwürdigkeiten, Tagebücher zur Geschichte Polens; eine dritte die wertvollsten und am meisten charakteristischen Werke der Belletristik, sowie Neuausgaben polnischer Klassiker. Die eben erschienenen drei Bände vertreten alle Abteilungen. „Polnisches Leben in vergangenen Zeiten von Wladyslaw Lozinski", XI und 335 S. gr. 8°, wird das Entzücken jeglichen Kulturforschers bilden; adeliges Leben des 16. und 17. Jahrhunderts ist mit Meisterschaft von einem der größten Sammler und Kenner an der Hand einer Fülle von Originalaufnahmen oder von Wiederholungen alter Gemälde, Stiche, Holzschnitte, aus den Sammlungen von ganz Europa, dargestellt. Der Text liest sich wie ein interessanter Roman — nicht umsonst war sein Verfasser ein tüchtiger Belletrist, der absichtlich verstummte, als ein größerer, Sienkiewicz, zu Worte gekommen war, und sich auf kulturhistorische Arbeiten beschränkte; eine gleich beredte Sprache führen die Bilder; diese Publikation ist nicht nur für polnische, sondern für Kulturgeschichte überhaupt als Musterleistung ersten Ranges zu bezeichnen und eine glücklichere Wahl für den Anfang dieser Reihe konnte garnicht getroffen werden. Ebenso gelungen wird die zweite Reihe durch „die Memoiren des letzten Königs von Polen, Stanislaw August Poniatowski", übersetzt (aus dem französischen Original in den Petersburger Archiven) durch J. v. Powa, eingeleitet von A. v. Guttry, XLVIII und 430 S. mit 32 Porträts und Schloßansichten, eröffnet. A. v. Guttry, Verfasser eines eben in 5. Auflage (bei Müller, München) erschienenen Buches „Die Polen und der Weltkrieg; ihre politische und wirtschaftliche Entwicklung in Rußland, Preußen und Österreich" (306 S.), das trefflich über die modernen Verhältnisse orientiert, hat eine Vorgeschichte dieser letzten Königswahl im alten Polen (hoffentlich wird die bevorstehende im neuen Polen glücklicher ausfallen) und eine Charakteristik der starken Verdienste des schwachen Königs um Hebung polnischer Kultur gegeben. Von den lange durch die Zaren eifersüchtig gehüteten Memoiren, die der König von 1771 an bis an sein Lebensende (1798) schrieb, waren die beiden ersten Bände, die bis 1758 reichen, durch eine Abschrift bei den Fürsten Czartoryski (in Krakau) bekannt; das ganze begann die Petersburger Akademie herauszugeben. So bekamen wir von ihrer Hand die Memoiren Katharinas wie die ihres Geliebten; beide gehören zu der interessantesten Lektüre über das XVIII. Jahrhundert. Freilich sind jene

(Katharinas) Memoiren ganz persönlicher Art und schildern nur intimes russisches Hofleben; diese beanspruchen dagegen größeres Interesse, schildern nationales und fremdes, englisches und französisches Leben, wechseln fortwährend Land und Leute, berichten über Berlin und Friedrich d. Gr., über Wien und Kaunitz, über Hubertusburg und den passionierten Jäger und Melomanen (August III.), über Paris und London, über Kaiserin Elisabeth und die junge Großfürstin, über russische und englische Diplomaten, um von der Menge genau porträtierter Polen abzusehen, von den Onkeln des Truchseß von Litauen, den beiden Fürsten Czartoryski an bis zu irgend einem Landboten und Tribunalrichter; voll persönlicher Eindrücke, Anekdoten, Gespräche, Briefe, voll treffender Beobachtungen, eine ebenso amüsante wie lehrreiche Lektüre, die man nur ungern unterbricht; die Gallerie von allerlei Originalkäuzen in Holand, Frankreich usw. ist schon an sich sehenswert, zumal sie von einem so anregenden und liebenswürdigen Plauderer vorgestellt werden, dessen treffsicheres Urteil über Fremde, zumal über Engländer, geradezu imponiert; wir bewegen uns dabei stets in der besten Gesellschaft des ancien régime.

Die dritte Reihe wird mit einem Akte, nicht der Notwendigkeit, sondern bloßer Pietät eröffnet, mit der ersten Buchausgabe eines historischen Romans von Henryk Sienkiewicz, die Legionen, eingeleitet und übersetzt von A. v. Guttry (XXV und 305 S.): Pietät, denn die beiden Teile (In der Heimat; Bei General Dombrowski) sind Fragment geblieben. Der Stoff hat jedoch einigermaßen aktuelles Interesse: junge Polen, die, um ihrem Vaterlande zu dienen, außerhalb Polens auf italienischem Boden in eine Legion eintreten, denen als lange unerreichtes Ziel in der Heimat selbst für sie zu kämpfen vorschwebt — 1914 bis 1917 war es auch nicht anders, mochte auch Dombrowski jetzt Pilsudski heißen und die Legionen österreichischen, nicht mehr französischen Heeren eingereiht sein. Das Fragment erzählt von interessanten Menschen (Fürstbischoff Krasicki u. a.), doch kommen wir über bloße Anfänge nicht recht heraus. So hat die neue polnische Bibliothek ihre literarische Aufnahmeprüfung aufs glänzendste bestanden; sie ist übrigens erst in ihrem Anfangsstadium, hat aber ein überreiches Programm aufgestellt und wir wünschen ihr nur gleichen Fortgang, wie der Anfang es war. An diese Publikationen, die allerdings beide der Vergangenheit der Nation zugekehrt sind, können keine andern an Wert und Bedeutung hinanreichen. In „Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde zum Gebrauch im praktischen Leben" ist von E. Zivier „Polen" erschienen, 302 S. Der Titel der Sammlung führt diesmal irre, denn Zivier's „Polen" ist keinerlei Länder- noch Völkerkunde, sondern einfach die Geschichte Polens von der ältesten Zeit bis 1914 und zwar derart angelegt, daß die Darstellung desto knapper wird, je mehr sie sich der Neuzeit nähert. Verf. ist Historiker von Fach,

hat für die Allgemeine Staatengeschichte die Fortsetzung der Werke von R. Röpell und J. Caro, die die Geschichte Polens nur bis 1300 und bis 1506 geführt hatten, übernommen und 1915 in einem Riesenband die Geschichte Polens 1506—1572 behandelt, namentlich eingehend die diplomatischen und militärischen Wirren, weniger die inneren Angelegenheiten dargestellt. Sein „Polen" beansprucht das Verdienst, eine lesbare, knappe, vielfach verläßliche, objektiv sein wollende Übersicht der Landesgeschichte gegeben zu haben. Manche Einzelheiten rufen zwar schärfste Kritik hervor, auch die Gesamtauffassung von Polens Mission ist verfehlt (Polen war berufen, Rußlands Gegenpol zu sein, war kein Wellenbrecher der turkotatarischen Flut); es bleibt jedenfalls eine populäre Darstellung, frei von krassen Mängeln und Einseitigkeit.

Ebenso greift in die Vergangenheit zurück Anton Chołoniewski, ein begabter Krakauer Publizist, mit seinem „Geist der Geschichte Polens" (Krakau 1917, 89 S.), einer beredten und vielfach überzeugenden Apologie des Geistes des alten Polen, das Eroberungsdrang nicht kannte, dafür Unionen mit Völkern einging; das im Zeitalter der absoluten und Polizeistaaten die Ständefreiheit, allerdings auf Kosten staatlicher Macht, hochhielt; das Glaubenstoleranz trotz aller Unduldsamkeit ringsum übte. Das Buch ist ja eine Apologie, eine Heiligsprechung, gegen die der advocatus diaboli gar vieles einzuwenden hätte, aber wer verargt es, daß sich auch Vaterlandsliebe und Nationalstolz beredt und gewandt zu Worte melden; neben den vielen Anklagereden, ja Schmähschriften z. B. eines R. F. Kaindl, Polen (Nr. 547 von „Aus Natur und Geisteswelt", Teubner, 1916, 109 S.) u. a. hat auch die entgegengesetzte Darstellung volle Berechtigung. Von gleicher Art ist des einstigen Emigranten, des Soziologen Stefan Buszczyński noch 1882 in polnischer Sprache herausgegeben, heute in deutscher Übersetzung vorliegender „Freiheitshort. Deutung der Geschichte Polens" mit einem Vorwort von A. Chołoniewski, Krakau 1917, XCI und 324 S., übersetzt von Fr. Müller.

Ein Januskopf, halb der Vergangenheit zugewendet, halb die Gegenwart fixierend, ist die Schrift von Dr. Paul Reiche, Deutsche Bücher über Polen, ein Beitrag zu den Beziehungen zweier Nationen, Breslau, Priebatsch, 1917, 129 S., auch als „das Polentum im Spiegel deutscher Wissenschaft," bezeichnet. Es kündet sich das Buch an als Fortsetzung des trefflichen Arnold'schen Buches, Deutsche Polenliteratur, Halle 1900, das ja am 19. Jahrhundert abbrach; bietet jedoch nur die wissenschaftliche und pseudowissenschaftliche sowie die ganz populäre Literatur, unterscheidet nicht wichtiges und nichtiges, und ist insofern fehlerhaft disponiert, als es den Stoff nach Rubriken ordnet und innerhalb der Rubriken chronologisch verfährt, sodaß wir immer wieder an den Anfang des 19. Jahrhunderts zurückgeworfen werden und keinen fort-

laufenden Faden bekommen; auch ist es sehr unvollständig, was ja zum Teil der Krieg entschuldigt; der Verf. blieb auf Breslau's Bibliotheksbestände allein angewiesen. Er frischt vieles längst vergessene wieder auf, sucht Objektivität zu wahren, einer deutschpolnischen Verständigung entgegenzuarbeiten: mag der gute Wille die Mangelhaftigkeit der Ausführung zum Teil ersetzen.

In die Hochflut publizistischer Schriften, polemischer Diskussionen, politischer Vorschläge, gehässiger Insinuationen greifen wir gar nicht herein; das bloße Nennen der Titel würde sich seitenlang fortziehen. Statt aller sei eine einzige, im Grunde auch nur der Vergangenheit gewidmete Schrift genannt: Das Königreich Polen vor dem Kriege, 1815—1914, zehn Vorträge gehalten in Wien im März 1917 vor der Freien Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung (Wien und Leipzig, Deuticke 1917, 237 S.). Zehn Fachmänner handeln hier über Geschichte und Verfassung des einstigen Kongreßpolen, über das Land und die Bevölkerung, über seine Landwirtschaft, die Grundlagen seiner Montanindustrie, über seine gesamte Industrie, seine Banken und sein Genossenschaftswesen, über seinen (aktiven, ja nicht passiven, wie böse Fama behauptete) Anteil an den Staatsfinanzen Rußlands, endlich über Warschau als geistiges Zentrum des Landes. Die besten Kräfte wurden zu diesem Unternehmen vereinigt, und wer sich nicht bei veralteten und einseitigen Angaben der Konversationslexika, mit denen die Publizisten meist zu arbeiten pflegen, beruhigen will, wer wirklich Land und Leute kennen lernen will, wird auf Grund dieser Publikation mit mancher landläufigen Vorstellung zu brechen haben, die durch Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit sowie Genauigkeit und Verläßlichkeit der Darstellung sich hoch über das Niveau durchschnittlicher Publizistik erhebt.

Zuletzt sei eine monumentale graphische Darstellung aller polnischen Boden- und Bevölkerungsverhältnisse, noch unvollendet, genannt: Geographisch statistischer Atlas von Polen, redigiert von Dr. Eugen von Romer unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner, Warschau und Krakau 1916 ff., bisher zwei Hefte, das dritte fehlt noch, in der kartographischen Anstalt Freytag und Berndt in Wien musterhaft hergestellt, und zu einem erstaunlich billigen Preise erhältlich, da die polnischen Spar- und Vorschußvereine Galiziens die großen Herstellungskosten übernommen haben; der begleitende Text des über alles Lob erhabenen Kartenwerkes ist dreisprachig (deutsch, polnisch, französisch).

Walter Wolff:
Das Biedermeier und der Krieg.

Niemand von uns, die wir draußen im Felde stehen, wird heimkehren, wie er ausgezogen ist: Soweit wir dann nicht etwa brutale Kraftmenschen, innerlich und äußerlich gleich verroht, geworden sind, werden wir eine Verinnerlichung und innere Vertiefung unseres Empfindens und unseres Gemütes mit nach Hause bringen. Eine — aber durchaus nicht weltabgewandte — Erkenntnis von der Vergänglichkeit, Hohlheit und Nutzlosigkeit alles nur Äußerlichen, allen übertriebenen Prunkes, aller falschen Eleganz hat sich draußen im Felde in uns festgesetzt und so das Verständnis für den Wert des an sich Echten, Schönen und Guten gesteigert. Das werden wir als Erkenntnis heimbringen — w e n n wir heimkehren werden.

Die Anfänge einer ähnlich gerichteten Strömung waren schon vor dem Kriege deutlich spürbar. Die Suche nach einem neuen Stile, dessen Streben auf Echtheit und Einfachheit ging, entstand ja aus der bewußten Erkenntnis — oft auch aus dem unklaren Gefühl — heraus von dem Unwerte des modernen, übertriebenen Lebens nach Außen, dem der Geist und damit der innerliche Halt und Gehalt fehlte.

Immer deutlicher, immer bewußter bewegten sich diese zuerst tastenden Versuche in einer auf die Wiedergeburt des Biedermeier zielenden Richtung — ja, wir standen in einer solchen Neubelebung dieses Stils wohl schon mitten darin, als der Krieg kam: Das verrieten unsere Möbel und all' das Drum und Dran unserer Häuslichkeit, dann unsere Gärten, unsere Mode, und nicht zum mindesten unsere Plakate und Reklamepackungen, diese getreuen Abbilder des jeweils herrschenden Geschmacks.

Und warum gerade das Biedermeier?

Georg Hermann nennt die Vorliebe für das Biedermeier „eine natürliche Reaktion gegen das übermäßig beschleunigte Lebenstempo der Gegenwart".

„Vor allem" — so sagt er weiter in der Einleitung zu seiner kulturgeschichtlichen Sammlung „Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit" (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.) — „vor allem beneideten wir diese Zeit um die Sicherheit ihres ästhetischen Geschmackes, der unprunkend und rein bürgerlich war. Ein Geschmack war das, der keine falschen Ambitionen an das Leben stellte, der sich aber bei allen Dingen an einer liebenswürdigen und gefälligen Zweckdienlichkeit freute".

Freilich, vielen, sehr vielen war das erneute Biedermeier durchaus nicht das, was es seinen Vorkämpfern war und ist: Der Stil, dem es — wenigstens so, wie

wir ihn sehen — am besten von allen gelungen ist, Sinnbild einer sich auf sich selbst beschränkenden Häuslichkeit zu sein. Ihnen war das Biedermeier nichts als eine Spielerei; sie stellten Biedermeiermöbel in ihre Zimmer, wie sie gestern Louis-Seize-Möbel hineingestellt hatten und morgen japanische Möbel hineinstellen würden, wenn die gerade modern wären. Nur so, als Modelaune, fanden Biedermeiermöbel auch einmal ihren Weg ins Protzentum, dahin, wo sonst und eigentlich ein Zurschaustellen rasch erworbenen Reichtums, die Überladung mit mißverstandenem Besitz typisch ist, mit Besitz, der dem Eigentümer gar nicht angepaßt, von ihm nicht liebevoll durchdrungen ist und deshalb auch nicht als Ausdruck seines Ichs wirkt. Kurzum: Eine Modespielerei — wenigstens für die meisten.

Mitten in dieses Spiel mit Spielerischem brach der Krieg.

*

War das Biedermeier vor dem Kriege eine Spielerei, so wird es nach dem Kriege — als Sinnbild der einfachen, aber gediegenen, heimeligen, von einer persönlichen Note durchklungenen Häuslichkeit — ein seelisches und körperliches Bedürfnis sein.

Freilich nicht gleich.

Zunächst werden Lebenshunger, Freudentaumel, Genußjagd — diese typischen Erscheinungen der Großstadt des 20. Jahrhunderts — durch den Krieg in keiner Weise mit allen Wurzeln ausgerottet sein — wie uns manche Leute so gern weismachen möchten. Sie werden vielmehr eine Steigerung erfahren, vor der schon jetzt ein Grauen anwandeln kann. Nach soviel Trübsal und Not, soviel Hungern und Darben, soviel täglich-stündlicher Lebensgefahr wird — zunächst — nicht die gewonnene Erkenntnis, daß alles eitel sei, zur Herrschaft gelangen — nein, ein Schrei des Nachholenwollens für so vieler Jahre graues Vegetieren wird ertönen, ein Schrei des Vergessenwollens so vieler Schrecken, ein Schrei, der nichts verlangt als Eines: L e b e n , L e b e n , L e b e n ! Ein Taumel wird die ganze Menschheit erfassen: Ein Taumel des Mensch- und Nichts-als-Mensch-sein-Wollens.

Diese starke Welle der Natürlichkeit wird mancher Spielerei, die in den Vorkriegstagen ernst genommen wurde, ein Ende bereiten, so der damals „modernen" Richtung in der Literatur mit ihrem Spielen mit Tod, Erotik, verfeinertem Nervenleben und transzendentalen Erkenntnissen — in Café-Größenwahn-Manier.

Und das Biedermeier?

Das Biedermeier a l s S p i e l e r e i mag wohl mit fortgeschwemmt werden. Das Biedermeier als Ausdrucksmöglichkeit neuen oder, besser gesagt, erneuten Empfindens sicherlich nicht.

Ein Widerspruch zwischen den beiden zu erwartenden Kennzeichen der kommenden Nach-dem-Krieg-Epoche, nämlich dem Lebenstaumel als dem einen Pol, und dem, was wir unter dem Komplex-Begriff des Biedermeier verstanden wissen wollen, als anderem Pol, besteht nur scheinbar.

In Wellenlinien wird dieser Lebenstaumel den Einzelnen wie die Gesamtheit packen — loslassen — von neuem ergreifen — wieder loslassen; zwischendurch — und immer stärker — und schließlich dauernd (soweit man beim Menschen und seinem Empfinden von einer Dauer sprechen kann) wird das Verlangen nach einem Heim, das äußerlich und innerlich ein Geborgensein ausstrahlt, nach dem Sichselbstgenügen, der Behaglichkeit als solcher, überwiegen.

Und dazu ist das Biedermeier wie kein zweites berufen.

•

Geht es uns im Felde heute doch ebenso wie denen, die vor einem Jahrzehnt zuerst den Geist des Biedermeier heraufbeschworen: Wir, die wir schon gar nicht mehr wissen, was friedvolle Häuslichkeit ist, sehen im Biedermeier die Quintessenz ihrer Verkörperung, den Inbegriff der Traulichkeit, der Innigkeit des Familienlebens, der behaglichen, beschaulichen Ruhe — kurz, all' das, was wir im Felde eben so bitter entbehren müssen. Sehen in ihm die Versinnbildlichung des Einfachen, Zweckmäßigen, des an sich und als solches Schönen. Das alles überhaucht von der leisen, wehmutsvollen Romantik des „Es war einmal" und von der bangen Hoffnung — die doch kaum zu hoffen wagt —, es könne noch einmal so werden.

„In vermessenem Träumen und Sinnen" — so schrieb mir ein Freund, der auch im Felde steht — ich möchte seinen Brief als typisches Bild der Stimmung hier draußen wiedergeben — „in vermessenem Träumen und Sinnen sehe ich mich, wenn ich an Frieden denke, in einem Lehnsessel versunken — wie ich mich am glatten, geschmeidigen Leder des wohlgeformten Stiefels erfreue und an der unaufdringlichen, wohlabgetönten Farbe des Strumpfes, der, ein klein wenig kokett, zwischen Stiefel und Beinkleid hervorlugt — und wie ich aus dem gläsernen Gefach liebe, in langen Jahren gesammelte Tassen und Täßchen nehme, eine nach der anderen, sie behutsam in der Hand wiege und das Spiel der Schatten meiner Finger hinter der dünnen, durchscheinenden, porzellanenen Wandung verfolge — von den japanischen Täßchen, die eine Hochzeitsgabe waren, zu jener anderen, innen goldenen, deren seltsames Muster an maurische Arbeit aus Gold und Stahl denken läßt; zu einer dritten aus fliederblütenblatt-dünnem, weißem Limoges-Porzellan, um deren Rand sich, als einziger Schmuck, eine schmale Leiste goldener, reliefartig aufgetragener Eichenblätter zieht und deren Erinnerung mit einer Wiege, einem ersten kleinen Menschenschrei und blaßblauen Äuglein unlöslich verbunden ist; zu jenen beiden Erbstücken, den schmalen, doppeltgeschnäbelten

Tassen, die aus den Niederlanden stammen sollen (wer weiß, welchen Schicksalsweg sie hinter sich haben, denn für niederländische Art sind sie viel zu fein und spielerig); und wieder zu einer anderen, um deren Rand Rosenketten hängen, denen gleich, die uns — mein Weib und mich — von der Außenwelt abschlossen, wenn wir des Sonntags im Walde saßen, Kiefern um uns, die große Straße tief unter uns, und die weite, weite Wasserfläche mit ihren flinken oder trägen weißen Segeln vor uns; und wieder zu anderen und anderen — — —. So steigt ein Sehnen und ein Raunen, ein Flüstern und ein Erinnern aus Tassen und Täßchen auf.

Das alles war einmal — wird's jemals, jemals wieder so sein?"

Robert Gragger,

Professor an der Universität Berlin:

Die Auslandsstudien und Ungarn.

Als eine der entscheidenden Ursachen des Weltkrieges werden die falsche Kenntnis oder die Unkenntnis der Völker von einander, von ihren Charaktereigenschaften, ihrer sittlichen Kraft, ihrer wirtschaftlichen Macht, und die sich daraus ergebenden Mißverständnisse hingestellt. Eine ganze Flut der Kriegsliteratur hat diese bedauerlichen Tatsachen von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchtet und die Wurzel des Übels klarzulegen sich bemüht.

Der durch seine Forschungen über die Massenpsychologie bekannte Soziologe und Mediziner Gustave Le Bon hat die Unhaltbarkeit des bisherigen Zustandes zwar ganz einseitig, aber klar und eindringlich dargestellt in seinem Buche über die psychologischen Lehren des Weltkrieges. Man geht nun daran, diesem erkannten Übel abzuhelfen, um sich gegen zukünftige Überraschungen zu wappnen und Enttäuschungen zuvorzukommen.

Als erster und wichtigster Schritt auf diesem Wege wird eine Neuorientierung der allgemeinen Bildung angestrebt, unter besonderer Berücksichtigung der Auslandsstudien. Alle diesbezüglichen Vorschläge stimmen darin überein, daß in Zukunft die sprachlich-schöngeistige Kenntnis des Auslands allein weniger denn je genügen wird zur Erfüllung der Aufgaben, die jeder Kulturnation gestellt sein werden, d. i. wissenschaftliche Auslandskunde, praktische Schulung von Beamten und Privaten, die ins Ausland wollen, Weckung außenpolitischen Interesses und Verständnisses in der Heimat.

Allgemein wird es den großen, weltpolitisch orientierten Völkern neben dem Bestreben, ihre eigene Art und ihr eigenes Wesen im Auslande zu verbreiten und ihm zur Anerkennung zu verhelfen, zur Notwendigkeit, sich auch in rezeptivem Sinne zu betätigen. Sie wollen alle Völker, die ihr Interessengebiet berühren, gründlich kennen lernen. Wir hören, daß z. B. in Frankreich das Studium der deutschen Sprache und Literatur und des deutschen Wesens jetzt vielfach noch eingehender betrieben wird, als zuvor. Allerorten beginnt man die Frage der Auslandsstudien ihrer ganzen Wichtigkeit nach zu würdigen.

Vorbildlich in dieser Hinsicht ist der Weg, den die preußische Unterrichtsverwaltung mit ihrem Programm zur Förderung der Auslandsstudien eingeschlagen hat. (Siehe „Internationale Monatsschrift", Jahrgang 11, S. 514—531; siehe noch dazu ebenda S. 770—819 und S. 898—906.)

Der groß angelegte Plan bedeutet durch seine Einteilung der zu erforschenden Gebiete nach Kulturkreisen auch für die Geschichte des Hochschulunterrichts, der philologischen, historischen, geographischen und landeskundlichen Studien eine neue Epoche. Er erfaßt mit intuitivem und dennoch exaktem Geist, wie die Bildung der neuen Generation den Bedürfnissen der Zeit entsprechend über die alten Geleise in neue Bahnen gelenkt werden soll. „Überall soll angeknüpft werden an das Vorhandene, Ansätze weiter entwickelt und auch das Neue weniger in der Form als in der Sache gesucht werden."

Die kleinen Völker, bei denen die Auslandsstudien, besonders die Kenntnis der großen Kulturnationen, bisher immer im Vordergrund gestanden haben, zeigen jetzt ein gesteigertes Bedürfnis in expansiver Richtung. Sie wollen den ihnen gebührenden Platz im internationalen Konzert einnehmen, wollen gekannt und entsprechend gewertet sein, und da ist in vieler Hinsicht noch so manches zu tun. Denn waren schon die großen Völker gegenseitig übereinander wenig unterrichtet, so waren sie es noch viel weniger in bezug auf die kleinen Nationen.

Unter diesen hatten es diejenigen leichter, die eine eigene Auslandspolitik, Diplomatie und eine eigene Auslandsvertretung besaßen und dadurch ihre Interessen bei den Mächten leichter wahrnehmen konnten. Mit Recht hat Graf Julius Andrássy in seinem Vortrag über die Interessengemeinschaft zwischen dem Deutschtum und dem Ungartum auf die schwierige Lage hingewiesen, in der sich Ungarn befindet. Denn da Ungarn eine selbständige Diplomatie nicht besitzt, fehlt ihm jede unmittelbare Verbindung mit dem Auslande, und es ist dem ausgesetzt, daß sich das Ausland mit Ungarns besonderen Angelegenheiten entweder gar nicht befaßt oder aber sie durch die Brille seiner Feinde betrachtet.

Auch Graf Albert Apponyi hat diesen Umstand wiederholt betont.

Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts haben viele bedeutende Männer Ungarns es unternommen, das Ausland über ihre Heimat aufzuklären und ihm

zu zeigen, welches Interesse diese Nation verdient, welche während ihres tausendjährigen Staatslebens in Mitteleuropa wiederholt eine weltgeschichtliche und weltpolitische Rolle gespielt, seine opfervolle Sendung für die europäische Zivilisation so voll erfüllt hat.

Trotz glänzender Beredsamkeit und feurigen Eifers war die Tätigkeit dieser führenden Geister von keinem tiefgehenden Erfolg gekrönt. Ihre Schriften sind in den papiernen Fluten untergegangen, der Eindruck ihrer glänzenden Reden ist verhallt. Diese Erfolglosigkeit trug dazu bei, daß man entmutigt die Flinte ins Korn warf und sich gleichgültig sagte: „Nun, man soll sich über uns denken, was man will."

Der Krieg hat bewiesen, wie falsch diese Auffassung war. Es zeigte sich, wie bitter not es tut, daß wenigstens die Bundesbrüder einander gründlich kennen lernten. Es wird auch nicht genügen, daß diese Kenntnis über einander eine einseitige bleibt, wie es bisher z. B. in Ungarn dem Deutschen Reiche gegenüber der Fall war. So war man in Ungarn sehr genau mit den deutschen Verhältnissen vertraut, während sich in Deutschland weite Kreise von dem ungarischen Verbündeten zum größten Teil ein recht falsches Bild machten. Auch Joseph Szterényi weist in seinem Buche „Ungarn und Deutschland" auf dieses Mißverhältnis in der beiderseitigen Beurteilung hin. Er hebt besonders die rückhaltlose Anerkennung hervor, die Deutschlands politischer, militärischer, wirtschaftlicher und kultureller Größe in Ungarn zuteil wird, und der gegenüber es Ungarn doppelt schmerzlich berühren muß, wenn in Deutschland vielfach die Ansicht vertreten wird, als ständen die Ungarn dem Deutschen Reiche feindselig gegenüber. Weiterhin deutet Szterényi, ebenso wie es Professor Jakob Bleyer in seiner Schrift „Das ungarländische Deutschtum" getan hat, auf die Tatsache hin, daß „jede wie immer geartete Schwächung des Deutschtums in Österreich notgedrungenerweise in ihren politischen Konsequenzen zur Schwächung der Stellung des Magyarentums führen muß, daher hat Ungarn ein ganz besonderes Interesse an der Stärkung des Deutschtums Österreichs; die engste politische Interessengemeinschaft besteht zwischen beiden".

Und trotz alledem, trotz der engen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Interessengemeinschaft war es — eben infolge ungenügender Kenntnis der Verhältnisse — möglich, daß im Deutschen Reiche über Ungarn Anschauungen herrschten, die unbedingt zu falschen Schlüssen und Mißverständnissen führen mußten.

Aus der Notwendigkeit heraus, hier nun beiderseits Abhilfe zu schaffen, entstanden die waffenbrüderlichen Vereinigungen. Von deutscher Seite wurde offen und ehrlich zugegeben, daß man von nun an viel mehr von den Bundesbrüdern wissen müsse, und auch von ungarischer Seite wurden freimütig die Unterlassungssünden eingestanden, die man begangen hatte, indem man der ungarischen Art und dem ungarischen Wesen nicht genügend Gelegenheit gegeben hatte, sich in der Welt bekannt zu machen, während in Ungarn selbst fast eine übertriebene Ausländerei Platz gegriffen hatte.

In reicher Zahl erschienen jetzt Bücher, Zeitschriften, Aufsätze, die für die Pflege und Förderung der gegenseitigen Kenntnis eintraten.

Unter diesen Erscheinungen ist neuerdings besonders beachtenswert das Buch Maurus Révai's über die „Sache Ungarns vor dem Auslande".*) Der Verfasser ist durch seinen interessanten Briefwechsel mit Rudolf Eucken über die deutsche Sprache in Ungarn und durch seine zwei publizistischen Werke, „Der Weg zum Frieden" und „Das Endziel des Weltkrieges", den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannt.

In seinem neuen Buche weist Révai mit eindringlicher Schärfe darauf hin, was bisher von deutscher und was von ungarischer Seite unterlassen wurde, um das ungenügende, falsche und unklare Bild, das von Ungarn verbreitet ist, zu berichtigen. Er sieht die Quellen der falschen Belehrtheit in den deutschen Schulbüchern, er zeigt die mannigfaltigen Ursachen der gegenseitigen Verstimmungen, er weist auf die Tätigkeit feindlicher Schriftsteller und Agitatoren hin und bringt schließlich praktische Vorschläge zur Abhilfe. Und zwar soll mit der Abhilfe sofort begonnen werden, denn kein Zeitpunkt war dafür je so geeignet wie der jetzige, denn jetzt noch haftet in den Gemütern der frische Eindruck all des Furchtbaren, das durch die Versäumnisse und Fehler auf diesem Gebiet heraufbeschworen wurde.

Révai's Standpunkt ist der, daß Ungarn selbst dafür Sorge tragen müsse, sich bekannt zu machen bezw. das falsche Bild, die Ungenauigkeiten, die über Ungarn verbreitet sind, zu klären. „Denn," sagt er, auf den bisherigen Erfahrungen fußend, „wir können nicht darauf rechnen, daß irgendeiner von unseren Nachbarn Institutionen schaffe zu dem Zweck, all das über uns zu erfahren, was wir als wichtig erachten, daß es zu seiner Kenntnis komme. Wenn wir darauf warten wollen, daß die mit uns verbündete deutsche Nation — von den übrigen gar nicht zu sprechen — aus eigener Initiative alle jene Vorkehrungen treffe, welche der Sache der gründlichen Erkenntnis unseres Vaterlandes und unserer Nation auf allen Gebieten und nach allen Richtungen hin dienen sollen, so setzen wir uns einer bitteren Enttäuschung aus."

Nun liegt glücklicherweise kein Grund zu dieser resignierten Stimmung vor. Was Révai und mit ihm alle Ungarn wünschen, ist, daß die Verständigung zwischen Ungarn und Deutschland auf institutionellen Grundlagen beruhe. Eine derartige Organisation ist in ihren Grundzügen von deutscher Seite bereits geschaffen worden: das der Königlichen Universität Berlin angegliederte Ungarische Seminar.

Von jeher waren die deutschen Universitäten die Brennpunkte des deutschen Geisteslebens. Nun sollen auch die jetzt notwendig werdenden eingehenden Auslandsstudien in den Rahmen des deutschen Universitätsunterrichts aufgenommen werden. Aber nicht nur Universitätshörer werden Gelegenheit haben, sich über das Ausland

*) Révai Mór: A magyarság ügye a külföldön. Budapest, 1917.

zu unterrichten, sondern durch die Organisierung des Auslandsunterrichts sollen auch Beamte und Praktiker herangezogen werden.

So liegt vor dem Ungarischen Seminar, das im Sinne des Planes über die Auslandsstudien erst als Kern einer zu erwartenden umfassenden Organisation gedacht ist, ein weites Arbeitsfeld. Die zuständigen deutschen Kreise verfolgen seine Tätigkeit mit warmem Interesse.

Die ungarische Kultur ist durchtränkt von deutschen Kulturelementen. Durch eine jahrhundertelange mehr oder minder starke Beeinflussung des umgarischen durch das deutsche Geistesleben hat sich in den beiden Ländern — trotz aller Rassenverschiedenheit — eine Übereinstimmung der sittlichen und intellektuellen Weltanschauung entwickelt, wie wir sie in gleicher Weise nicht bei noch zwei Völkern Europas finden. Und dieser gemeinsamen Weltanschauung entspricht eine für alle Zukunft bestehende Gemeinschaft der Lebensinteressen, die auch Bleyer in seiner bereits angezogenen Schrift besonders betont. Mit dem Zuwachs an moralischer oder materieller Macht, der dem einen zuteil wird, steigert sich auch die Kraft des andern. Dieser Tatsache war man sich in Ungarn in höherem Maße bewußt, als es in Deutschland bis zum Weltkriege der Fall war. Szterényi drückt dies mit folgenden Worten aus: „Der Krieg brauchte in den Gesinnungen Ungarns und des Magyarentums keinen Umschwung herbeizuführen; diese Auffassung hatte schon vorher bestanden, und der Krieg bestärkte uns nur darin."

Die vornehmste Aufagbe des Ungarischen Seminars soll es nun sein, in Deutschland eine dieser engen Interessengemeinschaft entsprechende gründliche Kenntnis der ungarischen Verhältnisse zu verbreiten. In seinem jetzigen noch verhältnismäßig engen Rahmen wird es zur Erfüllung dieser großen Aufgabe jedoch nicht in ausreichendem Maße imstande sein. Es ist darum der Plan gefaßt worden, einen großzügigen Ausbau des Ungarischen Seminars zu einem ungarischen Institut vorzunehmen, und dieses dann zu einem Mittelpunkt wissenschaftlicher, kultureller und allgemein volkswirtschaftlicher Verständigung zwischen Ungarn und dem Deutschen Reiche auszugestalten.

Der grundlegende Gedanke bei der Errichtung des Ungarischen Instituts soll folgender sein: Es soll in weit größerem Maße, als es dem Ungarischen Seminar möglich ist, allen denen, die sich mit dem Studium Ungarns, sei es auf sprachwissenschaftlich-geschichtlichem, auf rechts und staatswissenschaftlichem oder auf literarisch-künstlerischem Gebiet befassen, dank einer starken Zentralisation gute Grundlagen bieten. Ferner sollen die ungarischen Studenten durch das Ungarische Institut nach Berlin gezogen werden. Es hat Ungarns Jugend immer zum Besten gereicht, wenn sie für einige Jahre in die heilsam-straffe Geisteszucht des deutschen Universitätsbetriebes kam.

Diese Hauptbestrebungen der Organisation umfassen außerdem verschiedene andere wichtige Zwecke. Es sollen Unterrichtskurse in der ungarischen Sprache,

eingeteilt in Kurse für Anfänger und Fortgeschrittene, mit sprachlich-literaturgeschichtlichen Übungen, eröffnet werden, wie sie vom Ungarischen Seminar bereits mit gutem Erfolg eingeführt sind.

Daneben ist die systematische Abhaltung von Vorträgen berufener ungarischer Gelehrter vor einer breiteren Öffentlichkeit ins Auge gefaßt. Diese Vorträge, besonders solche über die ungarische Verfassung, die ungarische Politik, ihre Parteien und Prinzipien, über Ungarns Staatswesen, Verwaltung, Recht, Finanzwissenschaft, Volkswirtschaft, Wirtschaftspolitik, Verkehrswesen, Zollpolitik, sind zusammenhängend, gegebenenfalls als ganzes Semester gedacht. Durch diese Vorträge wäre die erwünschte persönliche Fühlungnahme zwischen den Trägern und Institutionen der ungarischen und der deutschen Wissenschaft ermöglicht.

Ferner soll das Ungarische Institut den Austausch von Studenten zwischen den beiden Monarchien vermitteln. In seinem Buche „Das ungarische Privatrecht und der Rechtsausgleich mit Ungarn" widmet Ernst Heymann diesem Gedanken längere Ausführungen (S. 103). Auch für den Austausch von Lehrkräften an Universitäten tritt Heymann ein. Er betont, daß besonders für die allgemeine Weckung außerpolitischen Verständnisses die juristischen Fakultäten in engem Zusammenhang mit den Vertretern der Sprachwissenschaft, der Geschichte, der Geographie, der Theologie, der Technik, der Medizin usw. an neuen großen Aufgaben der allgemeinen Bildung mitzuwirken vermögen.

Die Zukunftsaufgaben des zu gründenden Ungarischen Instituts umfassen außer dem Erwähnten noch den Ausbau der vom Ungarischen Seminar gegründeten Spezialbibliothek für ungarische Literatur, Geschichte, Landeskunde, Rechtswissenschaft und Volkswirtschaft; ferner die Anlegung eines Archivs für Nachrichtenmaterial über Ungarn, die Herausgabe von Mitteilungen, in denen das Ungarische Institut seiner gesamten Tätigkeit nach an die Öffentlichkeit träte, und die Berichte über alle bedeutenden Erscheinungen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, sowie über die innerhalb des Instituts abgehaltenen Vorträge veröffentlicht würden. — Auch sollen, um einem in der Denkschrift über die Auslandsstudien ausgesprochenen Wunsch nach Schaffung bezw. Förderung einer außenpolitischen Literatur in deutscher Sprache nachzukommen, die im Ungarischen Seminar, im Ungarischen Institut oder in dessen Auftrag außerhalb angefertigten wissenschaftlichen Arbeiten in den oben erwähnten Mitteilungen abgedruckt werden. Umfangreichere Werke wären mit Unterstützung des Ungarischen Instituts in Buchform herauszugeben. — Außerdem ist die Errichtung einer Auskunfts-, Vermittelungs- und Übersetzungsstelle geplant, die in allen wissenschaftlichen Fragen Auskunft erteilt und die Übersetzung bedeutender ungarischer Werke vorsieht, um sie einem breiteren Publikum zugänglich zu machen.

Die erheblichen materiellen Mittel, die zur Erreichung so weit gesteckter Ziele erforderlich sind, können von einer staatlichen Unterstützung allein nicht erhofft

werden. Es bedarf daher noch mitschaffender Hände, um den geplanten Bau ebenso groß und mächtig, ebenso fest und unerschütterlich aufzuführen, wie es der Bund zwischen Deutschland und Ungarn selbst ist. Hüben und drüben müssen Mitarbeiter von allen Wissensgebieten herbeikommen. — Wenn ein Donau-Oder-Rhein-Kanal gebaut wird, um die verbündeten Mittelmächte auch wirtschaftlich zusammenzuschließen, werden alle dabei interessierten Länder mitarbeiten und beisteuern. Ebenso muß auch hier an dieser Brücke, die zwischen dem geistigen Deutschland und dem geistigen Ungarn geschlagen werden soll, von beiden Seiten aus gearbeitet werden.

Univ.-Prof. Dr. Jakob Bleyer:

Das radikale Wahlrecht und das ungarländische Deutschtum.

(Ein Wort der Aufklärung an die Deutschen in Österreich und im Reiche.)

Der Kampf, der in Ungarn um das Wahlrecht entbrannt ist, erweckt naturgemäß auch in Deutsch-Österreich und im Reiche lebhaftes Interesse. Im allgemeinen ist man draußen, so weit es sich von hier aus beobachten läßt, einer demokratischen Reform freundlich gesinnt: einesteils weil eine solche dem Zuge der Zeit entspricht, anderenteils weil man von ihr eine Besserung der Lage des ungarländischen Deutschtums erhofft.

Ich will nun im folgenden die wichtigsten Gesichtspunkte, die bei der Beurteilung der Frage in Betracht kommen, kurz andeuten und sie in ihrem Verhältnis zum Deutschtum in Ungarn mit einigen Schlaglichtern beleuchten. Die Auffassung, die ich vertrete, verdient vielleicht um so mehr die Beachtung der österreichischen und reichsdeutschen Leser, da ich selbst durch Sprache und Blut dem ungarländischen Kolonisten-Deutschtum angehöre.

Vor allem muß festgestellt werden, daß das Problem des Wahlrechts mit seiner bedeutsamsten Folge in dem vielsprachigen, völkerreichen Ungarn keine Frage der Demokratie ist. Dies geht schon auf das deutlichste aus der einen Tatsache hervor, daß eine radikale Lösung gerade von der „Partei der nationalen Arbeit", also von der Erbin der alten, großen „Liberalen Partei" bekämpft wird, der das moderne Ungarn seine demokratischen Errungenschaften fast ausschließlich verdankt.

Das allgemeine und geheime Wahlrecht ist ein Mittel, mit dessen Hilfe ein persönlich gehaßtes System gestürzt werden konnte; es ist weiterhin ein

Schlagwort, an dem sich Ideologen berauschen und für das sich Träumer unverantwortlich begeistern. Wie wenig aufrichtig oder mit welch geringem Wirklichkeitssinn das extreme Wahlrecht von den meisten seiner Anhänger gefordert wird, beweist geradezu schlagend die Bedingung, unter der es von ihnen angestrebt wird: volle Wahrung, ja Kräftigung der ungarischen Hegemonie den ungarländischen „Nationalitäten" gegenüber! Das heißt: einer Gruppe von nicht-ungarischen Völkern gegenüber, die die Hälfte der Bevölkerung des Landes bildet.

Diese Bedingung aber, so schlau oder naiv sie auch sei, berührt den innersten Kern des ganzen Problems. Das allgemeine und geheime Wahlrecht ist für Ungarn in erster Linie eine Frage der historischen Suprematie des Ungartums, dessen Herrschaftswille den Staat begründet und durch ein Jahrtausend erhalten hat. Darum wird es aufrichtig und in klarer Erfassung seiner Folgen nur von zwei, derzeit wenig einflußreichen politischen Parteien heiß ersehnt: von den Sozialisten und radikalen Demokraten, deren Leitung ganz in national indifferenten Händen liegt, und von den Führern der „Nationalitäten", die naturgemäß eine Lockerung des ungarischen Staatsgefüges herbeizuführen trachten.

Diese, sowohl in ihrer Weltanschauung, wie in ihren Endzielen völlig heterogenen Faktoren des ungarischen politischen Lebens also haben sich zusammengetan, um eine möglichst radikale Reform des Wahlrechts durchzusetzen. Die Unaufrichtigen und Ideologen allerdings mit einer Beschränkung, die sich als contradictio in adjecto darstellt und sich eben deshalb als absurd erweisen wird: der Stein, einmal ins Rollen gekommen, wird durch keine Schlauheit und keine doktrinäre Formel mehr zum Stehen gebracht werden können. Aus dieser Überlegung erklärt sich die leidenschaftliche Bereitwilligkeit, mit der sich die Internationalisten und nicht-ungarischen Nationalisten den ungarischen Staatsmännern chauvinistischster, klerikalster und hocharistokratischster Färbung anschlossen.

Wo, auf welcher Seite soll nun das ungarländische Deutschtum seinen Platz in dem schicksalschweren Kampfe einnehmen? Die Antwort scheint sehr einfach und sehr natürlich: an der Seite der nicht-ungarischen Völker, die um die Gleichberechtigung mit dem Ungartum kämpfen.

Es ist nicht zu leugnen, daß das ungarländische Deutschtum zu mancher ernsten Klage gegen die nationalen Assimilierungsbestrebungen des Ungartums Ursache hat. Wir Deutsch-Ungarn wollen dem Kaiser gerne geben, was des Kaisers ist, und sind zu allen, noch so schweren Opfern bereit, die uns im Namen wirklicher, unumgänglicher Staatsnotwendigkeiten abgefordert werden. Es ist aber weder gerecht, noch klug, von uns Opfer zu verlangen, die über diese Staatsnotwendigkeiten hinausgehen, ja dem Ungartum gar keinen Nutzen ein-

tragen, uns aber schweren, nie zu ersetzenden Schaden zufügen. Diese Politik, wie sie namentlich der deutschen und zwar nur der deutschen Schule gegenüber sich geltend macht, kann auf keine Weise gebilligt werden. (Vgl. meinen Aufsatz über „Das ungarländische Deutschtum" im Märzheft der „Deutschen Rundschau", 1917.)

Und trotzdem, trotz alledem ist es meine festeste Überzeugung, daß der Entschluß, uns im Kampfe um die Reform des Wahlrechts auf die Seite der Internationalisten und ungarfeindlichen Nationalitäten zu stellen, ein unheilvoller wäre und unvermeidlich zu einer Katastrophe führen müßte. Nehmen wir an, daß der Kampf gegen das Ungartum entschieden würde. In diesem Falle unterliegt es keinem Zweifel, daß ein national indifferenter und antiungarischer Parlamentsblock zustande käme, der bereits als ansehnliche Minorität und gleich anfänglich die ungarischen Parteien zwingen könnte, die Bahn der sog. Verständigung, der Unterhandlungen und der Nachgiebigkeit zu betreten. Nun wäre es für die Deutschen zweifellos ein Leichtes, ihre völkischen Ansprüche durchzusetzen, und vielleicht gelänge es ihnen auch, sich politisch und kulturell einheitlich und dauernd zu organisieren.

Aber was nun und wie weiter? Es kann keinen vernünftigen Deutschen geben, der die Vorherrschaft des Ungartums irgendwie ernstlich gefährden wollte, denn das hieße die Grundfesten der Monarchie, ja des ganzen politischen Systems Mitteleuropas erschüttern. Aber wird das ungarländische Deutschtum nach Erfüllung seiner Wünsche imstande sein, dem Hinabgleiten auf der schiefen Ebene, auf die das ungarische Staatsleben mit seiner Hilfe und Mitwirkung geraten, Einhalt zu gebieten? Gewiß nicht, und nun wird der Kampf des Deutschtums nicht um völkische Forderungen, sondern der große Kampf um Sein oder Nichtsein erst beginnen.

Auf dieser Stufe der Entwickelung, oder vielmehr des Zerfalls wird die Zahl der nationalgleichgültigen und der ungarfeindlichen Parlamentarier selbstverständlich beträchtlich in die Höhe gestiegen sein und auch die Entartung der österreichischen und kroatischen politischen Verhältnisse wird weitere Fortschritte gemacht haben. Die gleichgesinnten Abgeordneten werden nunmehr nicht nur Zurufe — wie dies bereits geschieht — aus den Sitzungssälen der Parlamente, von Wien nach Pest, von Agram nach Wien und umgekehrt, wechseln, sondern — ungarisches Staatsrecht hin, österreichische Grundgesetze her — sich ganz offen, bis zum letzten Gewaltakte, verbünden. Die Losungsworte, nein: die für die Verwirklichung reifen Ziele werden nicht nur in Österreich, auch in Ungarn sein: Trialismus, Tetralismus usw., und schließlich — was von den österreichischen Slawen bereits laut verkündet wird — „Staatenbund".

Und nun muß man fragen, welchem „Bundesstaate" werden sich die

Hunderttausende der an den Peripherien Ungarns seßhaften Deutschen anschließen? Aber von einem Anschlusse, von einer freien Selbstbestimmung kann ja infolge der geographischen Lage nicht die Rede sein, sondern: wo, in welchem „Staate" werden sie — in zwerghafte Minoritäten zersplittert — ihre „Gleichberechtigung" behaupten können? Etwa im serbisch—kroatischen, im czechisch—slowakischen oder im rumänischen? Es ist eine entsetzliche Frage, aber eine Frage, die unabwendbar gestellt wird, sobald es der slawisch—lateinischen Majorität der Monarchie gelingt, ihre dreisten Pläne durchzuführen.

Nun, ein Mittel und zwar ein sehr wirksames zur Erreichung dieses hochgesteckten Zieles ist, ob es Rachsüchtige und Kurzsichtige wahr haben wollen oder nicht, die geplante extrem-demokratische Lösung des ungarischen Wahlrechtsproblems. Muß sich also gegen eine solche verderbliche Strömung der ungarländische Deutsche nicht mit derselben Entschlossenheit, mit Aufbietung aller seiner Kräfte ebenso stemmen, wie der in seiner tausendjährigen Machtstellung bedrohte Ungar selbst?

Es muß immer wieder betont werden: die Erhaltung der ungarischen Suprematie ist nicht nur eine ungarische, sondern auch eine deutsch-ungarische Notwendigkeit. Sie ist zugleich eine Notwendigkeit für die Monarchie, die ohne sie nicht bestehen kann, und eine Notwendigkeit für die ganze Weltstellung des Deutschtums. Die deutsche Öffentlichkeit möge sich durch das Schlagwort „Demokratie" in der Bewertung der ungarischen Lebensbedingungen nicht irre führen lassen, wir Deutsch-Ungarn aber dürfen für ein Linsengericht, das uns ohnehin nicht entgehen kann, nicht die Existenz unseres Volkes aufs Spiel setzen! Unseren völkischen Wünschen und Forderungen wollen wir nicht entsagen, es wäre aber ein verhängnisvolles Unternehmen, wollten wir die Wahlrechtsfrage als Mittel gebrauchen.

Unser Verlangen, für das wir nicht aufhören mahnend und warnend unsere Stimme zu erheben, muß Gehör finden; dafür bürgt alles, was wir jetzt und in der nahen Zukunft erleben. Die Einsicht muß sich bei dem Ungartum Bahn brechen, daß es uns nicht ungestraft schwächen kann, denn es schwächt dadurch eine seiner besten Kräfte, seine eigene Stärke. Unser Recht wird und muß uns werden, auch ohne das Wagnis des allgemeinen und geheimen Wahlrechtes.

Dr. Stephan von Dobay,

königl. ungarischer Regierungskommissär:

Die weiße Fahne.*)

Zur Zeit des ersten Haager Kongresses erschien in einer Berliner Revue aus der Feder Ludwig Steins ein Artikel unter dem Titel „Die Philosophie des Friedens". Der Gelehrte führte gegen die Lehrer des Kriegs eine lange Reihe Antithesen ins Treffen und warf zunächst die höchste „Autorität", das Argument über den Haufen, in der Überzeugung, daß argumentatio ad hominem ein überholter Standpunkt sei; es ist Nebensache, was man in der Vergangenheit gesprochen und geschrieben: des Menschen Lehrmeister sind die Tatsachen und die Erfolge.

So beiläufig schrieb vor etwa zwei Jahrzehnten Prof. Stein, und heute nun ist es zeitgemäß, seiner zu gedenken, da die Menschheit nie vorher aus handgreiflichen Tatsachen soviel lernen konnte, als in diesem, sich in die Länge hinziehenden Weltkrieg. Wir wissen, daß jede Berufung auf die Alten illusorisch ist; unsere Gedanken am Schreibtisch oder in der Bibliothek sind reine Truggebilde, und es ist ein gewaltiger Irrtum, die Griechen, Juden oder Römer als „alt" zu bezeichnen, während wir die Alten und jene die Jungen sind.

Wir haben seit dem ersten Haager Kongreß an „Autoritäten" eine Bereicherung erfahren, auch der Krieg wies Schwärmer auf, die mit dem russischen General Bognolowsky behaupteten, der Krieg sei eine herrliche Sache, denn er wurzle tief in der Natur des Menschen. Die Jünger der Apostel des Pazifismus jedoch vermehrten sich allmählich. Sie wiesen auf die Pfleger der Dichtkunst hin und antworteten dem Heerführer Moltke, der den Krieg als das Element der göttlichen Weltordnung bezeichnete, mit den Worten des weisen Moltke, der unter anderem schrieb: „Nähert sich vielleicht der Lauf der Weltgeschichte nicht dem allgemeinen Frieden? . . . Immer seltener werden die Kriege, weil sie immer teurer werden."

Das Argument ist stärker denn jede Autorität, darüber läßt sich gar nicht streiten. Es ist weit bequemer, Klassiker zu zitieren, aber stichhaltiger sind die Argumente. Ungeheuer viel wurde in den letzten zwei Dezennien über die mit dem Krieg zusammenhängenden Fragen und über den Krieg selbst zusammengeschrieben, doch in der Unzahl der Broschüren ist blos der eine Zug genau zu erkennen: Konfusion. Diese Schriften enthalten eine Menge fixe Ideen, einen Gedankenstrom und ein glühendes Pathos,

*) Erscheint gleichzeitig in der ungarischen Zeitschrift „Politika."

aber nur flüchtig begegnen wir in ihnen der kühlen Nüchternheit der Logik. Der Weltkrieg brachte die echten Argumente und eine lange Kette unumstößlicher Beweise: die weiße Friedensfahne leuchtete auf dem dunklen Purpur blutiger Gefilde und der Pazifismus begann seinen entscheidenden Kampf mit dem Phantom des Kriegs erst, als die Geschütze dröhnten und hinter der Front Soldatengräber gähnten.

Die erfolgreiche Überhandnahme des Pazifismus ist genau so alt, wie der große Krieg selbst. Kaum brach der Kampf aus, da gaben englische Gelehrte Protestschriften gegen den Krieg heraus. In Manchester wurde zum Andenken der Friedenskonferenz eine große Feierlichkeit veranstaltet; Edward Carpentiers erklärte in seinem Buch (Civilization, its cause and its cure) in volkstümlicher Weise, daß der Krieg den Bankerott der Zivilisation und der Kultur bedeutet. Die Antimilitaristen-Bewegung „Stop the War" erregt Aufsehen, man vernimmt Rufe nach dem Frieden, und selbst Sir Edward Grey tritt energisch für den Frieden ein. Die Unfruchtbarkeit des vergossenen Blutes, das rumänische Abenteuer, der militärische Verfall Rußlands, der russische Friedenswille in letzter Zeit — das alles waren Motive mit überwältigender Kraft. Die lärmende Anklage gegen die Grausamkeiten und den rohen Militarismus der Deutschen ist unnützes Gerede, denn ebenso wie der Engländer kein Teufel ist, so hat ja Bethmann-Hollweg das Prinzip verfochten, wonach das deutsche Volk bereit sei, an der Spitze der Friedensbewegung zu marschiren.

Wer bemerkte nicht in den Schaufenstern der Buchhändler die vielen Friedensbücher, die in Deutschland die politische Literatur des Weltkriegs geschaffen? Wer hörte nicht Albert Österrieths Mahnung (Die Ursachen und Ziele des europäischen Krieges), daß dieser Krieg das kulturelle Übergewicht Europas vernichtet. Die populären Hefte des „Neuen Vaterland" (Jordan: Die Grausamkeiten im Krieg. Wiese: Gedanken über Menschlichkeiten. Joel: Neue Weltkultur ete.), der Eifer der katholischen Presse, die Stellungnahme der Sozialdemokraten haben gegen den Krieg im militaristischen Deutschland Front gemacht. Mit Ausnahme des verblendeten Frankreich reifte überall der Friedenswille heran. Die Friedensaktion des Grafen Bobrinsky ist in Rußland der Revolution vorangegangen, und der österreichische Friedensverein hat bereits im April 1915 seine Friedenspostkarten in Verkehr gebracht. Witz-Oberlin predigte zu gleicher Zeit den jungen Wiener Arbeitern, den Kampf für den Frieden aufzunehmen. Das wenigste in diesem Belang ist bei uns geschehen. Die pazifistische Literatur ist in den Ausgaben des sozialdemokratischen Parteiorgans Népszava kräftig vertreten. Die Ungarn waren seit jeher ein tapferes, kriegerisches Volk; in der Vorzeit sogar streitsüchtig. Die Verteidigung des Westens stählte in späterer Zeit seinen Arm, und heute steht es in den ersten Reihen dort, wo es gilt zu siegen oder

zu sterben. Aber im XX. Jahrhundert tritt der Ungar schon in der vollen Rüstung des Kulturmenschen auf den Plan, und wir können auf den ersten, großen Pazifisten, Grafen Albert Apponyi stolz sein. Er hielt seinerzeit die unvergeßliche, schöne Rede im Olthon-Klub und verherrlichte darin den Pazifismus, wie wir es vor ihm niemals hörten. Seine edle Rechte hielt hoch die weiße Fahne des Friedens, unter welcher sich die im langen Kampf ermüdeten Herzen unsichtbar versammelten. Zu einer Zeit, wo die Gegenwart eine herrliche Zukunft in Aussicht stellte, an der Schwelle des XX. Jahrhunderts, betonte Graf Albert Apponyi, daß der Weltfriede, der ewige Friede keine Utopie ist. Er wies auch auf die Mittel hin, die die Menschheit einander näher zu bringen vermögen, und er fand unter diesen Mitteln die Presse, die im Interesse des Friedens das meiste zu leisten imstande wäre. Ist der Krieg tatsächlich unzertrennlich vom Menschen? Der Mensch ist ja im Grunde altruistisch veranlagt, und angenommen, daß der Krieg der Ausgangspunkt des menschlichen Zusammenlebens ist, so ist dann eben deshalb sein Ziel nichts anderes als der Friede. Des Weltkriegs Ziel ist der Weltfriede. Die unter dem Bann des Kriegs Befangenen wollen an dem Gedanken nicht rütteln, daß der Weltfriede in jeder menschlich erdachten Form nichts anderes sei, als ein Phantom. Sie meinen: solange Leben auf dieser Welt herrscht, muß es auch Kämpfe geben. Religion und Sitte, Kunst und Wissenschaft, Sprache und Tradition, Handel und Industrie sind reiche Nahrung des Kampfes. Und sie versuchten uns stets mit nationalökonomischen Theorien aus unserem „pazifistischen Irrsal" aufzurütteln. Der Stand der heutigen Weltwirtschaft — meinten sie — die in Eisen- und Metallwerken investierten Milliarden und eine Krise im Falle der Demobilisierung sprechen für die Notwendigkeit des Krieges. Sie stellten uns auch ihre politischen Argumente entgegen. Jedes Land habe sein Elsaß-Lothringen, und wie wäre es mit den Großmächten ohne Krieg, wie wäre es mit den im Militärbudget eingestellten Milliarden, und — der Refrain — welches wahnsinnige finanzielle Chaos würden wir bei einer allgemeinen Demobilisierung auf unsere Schultern nehmen? Der Militarismus ist ein Luxus der Nationen und wir brauchen ihn unter allen Umständen.

Mit überzeugender Beredsamkeit verkündeten sie ihre Prinzipien, und wir sahen lange Zeit die andere Seite der Medaille nicht. Der große Krieg aber ward zu einem großen Widerspruch gegen all diese Lehren. Die Unmöglichkeiten eines Weltkriegs schrumpften angesichts der Tatsachen zu einem schwachen Phantasiegebilde zusammen. Der an die Wand gemalte Teufel erschien auf der Bildfläche; niemand vermag es zu leugnen, daß das finanzielle und wirtschaftliche Chaos die Folgen des Kriegs seien. Klar steht die überzeugende Wahrheit vor uns, daß in diesem kräfteaufreibenden Ringen keine Nation etwas gewinnen kann, sondern jede bluten muß. Re-

gierungsformen verlieren ihre Existenz, Throne erbeben, Herrscherkronen fallen in den Staub und auf den Wellen der Anarchie erhebt sich die vierte Kaste zu großem Ansehen. Wie fern noch erscheint die Commune von der ineinander geknäuelten Horde Lenins und Kerenskys, von den Salven auf den Straßen Petersburgs.

Wie unbedeutend klein ist die Vergangenheit, angesichts der schrecklichen Gegenwart!

Sollen wir über Kulturschäden sprechen? Sollen wir über Abirrungen des Geschmacks reden, über den Wahnsinn des Luxus? Wir können mitten in der Sensation des Weltkrieges garnicht übelnehmen, wenn der Mensch, der das Entsetzen des Krieges vergessen möchte, nach schreienden Sensationen hascht und bunten Kostbarkeiten nachjagt. Diese lüsterne, geschmacklose Menge ist ja eine minderwertige Klasse — die Besten aus der Rasse fielen auf dem Schlachtfelde, und dies gilt in erster Reihe für Ungarn, wo bei Mohács unter Führung Tomoris die Blüte unseres Landes verblutete. Auch gegen Napoleon zogen die Adeligen in den Krieg und sie fielen scharenweise in der Schlacht bei Raab. Für den Biologen ist das Land in seiner Geschichte ein gutes Beispiel dafür, zu beweisen, daß der Krieg ein Hemmnis der Auswahl der Besten ist. Es zeugt für die Weisheit unseres jungen Monarchen, daß er die erprobten Auserwählten — die mit der goldenen Tapferkeitsmedaille dekorierten — behufs zukünftiger Veredlung der Rasse aus dem Frontdienst herausziehen läßt. Denn das Blut wird nicht zu Wasser, und wenn irgend eine Klasse der menschlichen Gesellschaft infolge politischer oder sozialer Einwirkung zugrunde geht, dann erscheint sie nimmermehr auf der Schaubühne der Geschichte. Nicht der übertriebene Luxus, auch nicht die Verweichlichung oder die Sittenverderbnis hatte den Untergang Roms zur Folge, sondern Philippi und die übrigen Abenteuer stürzten das römische Reich in den Abgrund. Die Schar der Patrizier ging zugrunde, während der zuhause gebliebene Pöbel der Lastträger und des verkommenen Dienervolkes für die Fortpflanzung der Rasse sorgte. Das Volk des kaiserlichen Rom wandelte sich zu einem ganz neuen, weniger lebensfähigem Großstadt-Typus um, welcher sich selbst nicht zu beherrschen vermochte, geschweige denn Fremde. Mit Marius und Cinna beginnt die Dekadenz der lateinischen Rassen, und diese Dekadenz bekundet heute mit prosaischer Nüchternheit die Rolle Italiens im Weltkrieg. Die schändliche Niederlage der fliehenden Heerscharen Cadornas ist nur eine natürliche Folge des italienischen Verrates.

Wir sehen nun, wie die Biologie die pazifistischen Betrachtungen erledigt. Wir sprechen heute über Rassengesundheit, die Eugenetrie ist Mode, und anstatt der zitierten Autoritäten muß Europa, das nach Wahrheit lechzt, Leichenberge interviewen. Von Tag zu Tag wächst die Ehre der befleckten,

armen weißen Fahne und die Friedensphilosophie Professor Steins lebt nicht allein in der Ideenwelt des Zimmergelehrten. Kräftiger als alles ist heute der Friedenswunsch, und während unsere Soldaten an der Front in der Hoffnung einer besseren Zukunft kämpfen, können wir zuhause jedem Widerspruch, der vor dem pazifistischen Gedanken noch nicht die Waffen streckte, mutig entgegentreten.

Man beruft sich auf Kant, der behauptete, der Friede sei nicht des Menschen natürlicher Zustand, sondern der Krieg. Doch auch dieser Misanthrop, der auch die Behauptung aufstellte, der Krieg sei ein Mittel der Natur zur Bevölkerung des Erdbodens, war in seinem utopistischen Weltstaat im Grunde genommen Pazifist. Ein Weltstaat ist innerhalb absehbarer Zeit gar nicht denkbar, doch ein kräftiger europäischer Bund gehört nicht gerade in den Bereich der Unmöglichkeiten. Die Foederatio Europaea ist kein Phantom und der Gedanke des internationalen Schiedsgerichts ist in eines Kulturmenschen Gehirn entstanden. Die an der Exekutivmacht eines internationalen Schiedsgericht zweifeln, meinen, man könne dem Lauf der Geschichte keinen Halt gebieten. Mein Gott, die Geschichte wird heute wie ein Pensum von Diplomaten erledigt und Monarchen und Präsidenten der Republiken überprüfen die Schulaufgabe. Was unter dem Titel „Gebiets-Aspirationen" der russische Imperialismus, die französische Revanche-Idee und der italienische Irridentismus verkündet, ist ja im Grunde nichts anderes als die besoldete Hetzarbeit der Grünbefrackten. Nationale Gegensätze? Die Sozialisten haben ihnen schon die Spitze abgebrochen. Die Tradition lebt noch in Trinksprüchen am weißen Tisch, die Agitation ist ein Geschäft, aber Überzeugung, die den Krieg wollte, sucht d' Annunzio vergebens. Mögen Popolo d' Italia und Temps schreiben, was sie wollen, ein Volk ist dem anderen nicht feindlich gesinnt. Gottlob! Wir haben bei uns Kriegsgefangene und wir finden weder beim Italiener, noch beim blonden Russen einen Haß gegen uns. Letzterer fühlt sich sogar einheimisch bei uns.

Nein, der allmählich sich ausbreitende Strom des Pazifismus jagt nicht Utopien nach. Der Pazifismus ist eine nüchterne Lebensphilosophie, eine moralische Entrüstung gegen jene Selbstsucht, die den müden Soldaten nicht bemerkt, kein Mitgefühl mit den Leidenden hat und keine Tränen vergießen kann angesichts des Schicksals der Kriegswaisen. Der Friedensgedanke ist eine teuer erkaufte Erbschaft für die Zukunft. Die pazifistische Bewegung konnte in der Vergangenheit kaum etwas erreichen. Auf jede Friedenskonferenz gab es einen Krieg als brutale Antwort: der Freiheitskampf der Buren, der russisch-japanische Krieg und die beiden Balkan-Feldzüge waren ein Hohn auf Haag; die Idee wurde verhöhnt, gepeitscht, und doch feierte sie zum Schluß ihre Auferstehung.

Nach vielen Demütigungen wurde die Idee des Weltfriedens im Weltkrieg ans Kreuz geschlagen, aber der Weltkrieg wird sie zu einem ewigen Leben erwecken. Das ist keine Grübelei mehr, das ist eine Verkörperung der Idee, daran wir alle glauben; diejenigen, die den Weltfrieden wie einen Messias erwarteten, noch mehr aber diejenigen, die ihn fürchteten. Die Welt mußte diesen Krieg haben. Das Leben beschaute sich darin, wie in einem Spiegel, und erkannte sich. Diese Selbsterkenntnis aber ist der Zeitgeist, dem das Los zuteil wurde, das Dogma der Unverwüstlichkeit des Kriegs zu stürzen.

Die Anhänger des Friedensgedankens beschäftigen sich zur Zeit mit den Fragen der Mittel und der Modalitäten. Die Macht der Entscheidungen des internationalen Schiedsgerichts kann nicht illusorisch sein, sobald das Vertrauen in die Unverletzbarkeit des Volksrechts wieder hergestellt sein wird. Eine ganz bedeutende Garantie der exekutiven Macht würde allerdings die Demobilisierung sein. Das revolutionäre Rußland und das des Blutvergießens überdrüssig gewordene Europa wird den Traum Nikolaus II. in Wahrheit wandeln. Die Friedensvereine werden sich vermehren und die Presse wird in den Dienst der guten Sache treten. Ja, die Presse, die während der drei Jahre zur Genüge sich überzeugen konnte, daß die Friedensbewegung eine kulturelle Entwicklung sei, die man unterstützen müsse. Lange Zeit hindurch kämpfte der Pazifismus mit der Indolenz der Presse, lange Zeit war jede Zeile, die man im Interesse des Friedens schrieb, unpopulär. Man brandmarkte den Frieden als antimonarchistische oder unpatriotische Sache und man erledigte ihn in einer kurzen Notiz. Vergebens agitierte der wackere Fried, vergebens gab er seine „Friedenswarte" in Berlin heraus; der Revanchegedanke war damals noch jung, Dreyfus wurde damals nach der Teufelsinsel eskortiert und der russische Bär hatte seinen Schatten über Europa geworfen. Die schweizerischen Friedensblätter fanden im übrigen Europa keinen Widerhall.

Wir können nicht umhin, der Friedensbemühungen des Grafen Michael Károlyi zu gedenken. Die Zukunft mag über die Richtigkeit seiner Wege entscheiden, seine edlen Gesinnungen uud seine patriotische Absicht aber dürfen nicht angezweifelt werden.

Die erste Wendung in der Friedenssache brachte die interparlamentarische Konferenz im Jahre 1900, wo auf Initiative des Grafen Albert Apponyi der internationale Presseverein für Friedenspropaganda ins Leben gerufen wurde. Der Verein erreichte zunächst, daß sich für die Friedenssache ein allgemeines Interesse kundgab. Es war jedenfalls eine ersprießliche Arbeit, doch die wirkliche Teilnahme an der Sache entfachte erst der große Krieg. Niemals wurde soviel und mit solcher Aufrichtigkeit über den Frieden geschrieben, als seitdem der erste Schuß vor Belgrad fiel.

Heute wird der Friede leidenschaftlich gefordert. Inmitten der Hymnen der nationalen Wiedergeburt empfindet und lehrt die Presse, daß die vollkommenste Vaterlandsliebe diejenige ist, die auch das Land der benachbarten Nation in Ehren hält.

Kampflos war das Leben nie und wird es auch nicht werden. Der Pazifismus will ja aus dem Menschen keinen Engel machen; der Mensch bleibe Mensch — ist die Parole des Pazifismus. Das Ringen der Völker zu bezähmen, erstreben, daß anstatt Blut Tinte fließe, anstatt des Dolches die Feder kämpfe: das ist das Ziel und gleichsam der Lohn. Der Krieg, der Massenmord muß eine ultima ratio werden, daran jedoch niemals die Reihe kommen sollte. Die moderne Friedensbewegung erkennt wohl den Krieg als Kulturfaktor in der Vergangenheit an, unter unzivilisierten Völkern auch heute noch, aber in Europa im XX. Jahrhundert muß er ausgeschaltet werden. Der Pazifismus erstrebt die Errichtung einer Kulturfamilie aus den Kulturvölkern Europas, die sich des Kriegsphantoms entledigen.

Vor unseren Augen hat dieses Phantom das Glück von Millionen vernichtet. Und wenn es niemals einen Pazifismus gegeben hätte, Europa müßte aus den Tatsachen sehen, daß es in den großen Feldzügen nur Besiegte gibt. Unter den geänderten Verhältnissen der Gegenwart hat die Wissenschaft von gestern ihren Wert verloren. Neue Dinge beanspruchen neue Mittel: zur Zeit der großen nationalen Revolutionen war ein europäischer Gerichtshof ganz undenkbar, die Jahrhunderte der Kultur, in denen Industrie und Handel eine so große Rolle spielen, sind ohne ihn kaum denkbar.

Die einzige Großmacht der Zukunft sehen wir in dem vereinigten Willen der europäischen Kulturvölker. Die Weltseele ändert sich allmählich, aber niemals hat sie eine größere Änderung erfahren, als in unseren Tagen. Die reaktionäre Bosheit hat das Haus des Friedenswächters in Brand gesteckt, aber der Glanz des großen Feuers scheint in die Zukunft, und bis die Flammen gelöscht sind, wird die Menschheit größer, edler und freier werden. — Die Prophezeiungen des Grafen Goluchowski vor zwanzig Jahren auf den Tagungen der ungarischen Delegation, daß wir im Entwicklungsprozeß Europas zu einem Wendepunkt gelangen, sind etwas verspätet, aber doch eingetroffen. Der edle, polnische Graf hat für unsere Kultur, unser wirtschaftliches Leben die Möglichkeiten eines Weltkriegs befürchtet und ermahnte Europas Völker zu einem Kampf Schulter an Schulter gegen die gemeinsame Gefahr. Seit vier Jahren ist die Möglichkeit eine entsetzliche Tatsache und die gemeinsame Gefahr wütet bereits über unseren Köpfen. Das Genie Goluchowskis prophezeite auch, daß die Lösung der Fragen der materiellen Wohlfart nicht mehr weit entrückt sei. Europa hat den Krieg zur Lösung des großen Problems gewählt, aber es irrte sich, und es hat allen

Grund, daran zu denken, daß die gemeinsamen Interessen der Staaten beiweitem größer sind als die Ursachen des Zwiespaltes.

So manches kommt einem jetzt in den Sinn. Erinnert sich noch Europa eines Mahnwortes des damals noch jugendlichen deutschen Kaisers, mit dem er das berühmte allegorische Bild von Knackfuß dem Zaren Nikolaus II. widmete? Das damals in vielen tausend Exemplaren reproduzierte Bild stellt im Symbol einer Frau die Völker Europas dar, die der Erzengel Michael auf die Spitze eines mächtigen Felsens leitet. Am Fuß des Felsens erstreckt sich eine fruchtbare Ebene mit reinlichen, wohlhabenden Dörfern und durch die prächtige Gegend schlängelt sich ein Fluß, der Segen der schönen Landschaft. Am Saum des Horizontes aber erblicken wir den von Flammen geröteten Himmel und in der Mitte der aufeinander getürmten Wolken ist auf dem Rücken eines feurigen Drachens eine chinesische Pagode zu sehen, in der sich Buddha oder irgendeine andere gelbe Gefahr befindet. Das Bild hatte wenig Bedeutung; umso größere die Worte, die der deutsche Kaiser darunter schrieb: Völker Europas! Wahret Eure heiligsten Güter!

Der junge Kaiser sprach zu den Völkern Europas und von den heiligen Gütern. Die Gefahr, auf die er uns aufmerksam machte, bedrohte Europa vom Osten her. Wir wissen, daß wir heute von Buddha ebensowenig zu fürchten haben, wie von der Sozialdemokratie. Die Gefahr kam trotzdem in der Gestalt des Zarismus vom Osten. Es liegt einiger Humor darin, daß eben jener Herrscher die Welt in Brand steckte, dem der Sprosse Friedrichs des Großen den erwähnten Satz widmete, aber das Schicksal treibt manchmal auch mit Nationen Spaß. Heute fürchten wir zitternd für unsere heiligsten Güter: das Recht, den Humanismus und die Arbeit, diese so oft verleugnete Dreifaltigkeit, aber unsere Sorge ist gleichsam ein Trost dafür, daß das XX. Jahrhundert die an es geknüpften Erwartungen erfüllen wird: eine Ära des sozialen Fortschritts und des Friedens. Des garantierten Friedens, der nicht aus einem Bajonettenwalde entgegenlächelt, sondern der in seinem blumengeschmückten Tempel die Opfer der Kultur empfängt.

Hoch weht die weiße Fahne. Ihre Gemeinde wächst allmählich, und wenn der ewige Frieden den ewigen Krieg besiegt haben wird, dann ist er nicht umsonst an dem blutigen, schändlichen Kreuz der Idee verschieden.

Dr. Walter Meckauer: Die Neuorientierung in der Kunst.

Auf allen Lebensgebieten tut sich heute ein Streben kund, das den Willen zu einer gründlichen Neuordnung der Dinge offenbart. Die Parole von der „Umwertung aller Werte" hat durch Jahrzehnte ihre destruktive Aufgabe erfüllt, das Gebäude der alten Wertwelt ist abgetragen, — jetzt mehren sich die Anzeichen zu entschlossener konstruktiver Neuarbeit. Der Krieg hat diese in Fluß befindlichen geistigen Strömungen nur äußerlich gehemmt, innerlich aber beflügelt. Die Frage der „Neuorientierung" taucht heute nicht nur in politischen und sozialen Fragen auf, sondern steht wie ein Fragezeichen über unserer ganzen nächsten Zukunft. Eine Forderung und ein Fragezeichen — die Forderung, endlich das wahrzumachen, was so lange Theorie, Postulat, Programm: Fragezeichen war.

Wir stehen vor einer Wendung unseres inneren und äußeren Lebens. Aber welches wird die Wendung sein? Brennender als je sind die Fragen: Was ist das Richtige? die rechte Lebenseinstellung? Welches die absoluten Werte? . . . Gegeneinander ringen die Wertkräfte der verschiedensten Zeiten, Rassen und Individualitäten. Welcher Wert aber ist der höchste? der stärkste? Und ist der Stärkste der Richtige??

Man probiert es mit „Einstellungen" aller Art. Mit den verschiedensten „Methoden" und „Attitüden". Allen gemeinsam ist die Sehnsucht nach dem Zeitlosen. Wo ist das zeitlos Geltende in der Zeit? das zeitlos Bestehende in der Relativität der Methoden? Vielleicht kann man zu diesem Zeitlosen gelangen, wenn man nach dem Gemeinsamen fragt, was allen diesen Bestrebungen zu Grunde liegt.

Was ist das Gemeinsame?

Die „Neuorientierung" der Kunst so sehr sie in verschiedene Lager gespalten ist, (Expressionismus, Äternismus, Neuromantizismus, Neusymbolismus, Kubismus, Futurismus usw. usw.), hat gewiß eine gemeinsame Tendenz: ihre Oppositionsstellung. Nämlich: die Opposition gegen die bloße Körperlichkeit der Erscheinungswelt, gegen die Oberfläche, die Außenheit gewohnter Tatsächlichkeiten. Wie Müller-Freienfels sagt: die Tendenz auf „Zersetzung der Wirklichkeit". Diese zunächst negative Gemeintendenz bedeutet, als ganzes betrachtet, etwas durchaus Positives und läßt sich im Gegensatz zu der auf das Externe gerichteten naturalistischen und impressionistischen Kunst des fin de siècle als Internismus bezeichnen. Sätze wie: „Die Kunst und die Tatsache sind zwei Welten, die nichts mit einander zu tun haben" und „Das Ziel jedes Künstlers ist Vereinfachung und

Verinnerlichung" weisen diese Richtung. Was Herwarth Walden, den ich eben zitiert habe, in seinem dieser Tage erschienenen „Einblick in Kunst" ausspricht, das ist auch von anderer Seite, abseits der Sturmbewegung, der Aktion, der Freischaren um Kurt Wolff gefühlt, gedacht und gesagt worden. So vor allem von Busoni, dem revolutionären Musikästheten. Ein Innerliches, ein Letztes ein Absolutes soll von den gewohnten Maßen und Mitteln des Verstandes und der überlieferten verstandesmäßigen Formen befreit werden. Die sinnliche Erscheinungswelt wird weniger um des Sinnlich-Wirklichen willen, als um das, was in der Erscheinung Erscheinendes ist, geliebt und gestaltet. Wir wollen diesen gemeinsamen absoluten internistischen Willen aller neuen Kunstrichtungen an konkreten Erörterungen verdeutlichen. Eine Analogie des Organismus von Kunstwerk und Leben verhilft dazu.*)

Kunstwerke haben auch Schicksale, Namen, Aussehen wie Körper und Leiber. Sie sind singuläre Örtlichkeiten von bestimmter Materie, tastbare Gegenstände. Aber hinter ihnen, hinter der Zufälligkeit ihrer Gestalt verbirgt sich ein notwendiger Gehalt, der sich nur ihrer zeitlichen und räumlichen Diesheit zu höherem Zwecke bedient. Diesen Gehalt bloßzulegen, in reiner Wesenheit herauszulösen und in einem von stofflicher Bedingtheit freien Erleben zu befreien —: das ist die staunende Einsicht und Aufgabe der neuen Kunst. Und daraus entspringt ihre Neuorientierung!

Auch im Kunstwerke gibt es ein Zeitliches und ein Zeitloses wie am Menschen: das Zeitliche, daß es „Kunstwerk", „Erscheinung" ist, — das Zeitlose, daß es als Kunstwerk einen Inhalt hat: eine Seele. Der Sinn, die Seele, das Wesen ist der neuen Kunst das Absolute.

Auch Kunstwerken und Büchern geht es so wie Menschen: ihre äußere Wohlerzogenheit und körperliche Normalität (Schönheit) ist nicht das Letzte: das Letzte ist die Seele, die „aus dem Grab des Stoffes" zum Lichte will.

Kunstwerke und Bücher sind auch Inkarnationen, wie die Person eine Inkarnation der Persönlichkeit ist.

In der Kunstbeurteilung herrscht aber (bisher) dasselbe Verhältnis, wie unter Menschen: der Künstler steht im Leben hinter dem äußerlich Imponierenden zurück. So das Kunstwerk hinter dem Körper des Kunstwerkes, das heißt zum Beispiel bei einem literarischen Werk hinter einem schönen oder schlechten Druck, seinem modischen oder nichtmodischen Papier und der zufälligen Handlichkeit, die ihm der Buchbinder verliehen hat, usw.

---

*) Die „internistische Tendenz" der neuen Kunst findet ihre Parallele in gleichgerichteten philosophischen Bestrebungen der Gegenwart. Ich verweise in dieser Hinsicht auf meine Arbeit: „Ästhetische Idee und Kunsttheorie, Anregung zur Begründung einer phänomenologischen Ästhetik" in Heft III der Kunststudien, Jahrgang 1917, Band 22.

Aus dieser Einsicht in den Dualismus alles Seienden entspringt die programmatische Verkündigung des Geistes in der neuen Kunst.

Selten verbindet sich inneres und äußeres Imponieren, Ewiges und Mode. Immer ist das Allgemeine in die Gestalt gezwungen! „Alles ist Grab des Lichtes, Grab der Seele", sagt Carl Hauptmann, einer der Urheber der neuen Bewegung, in seinem gedankenreichen Tagebuch. Die Seele aus diesem „Grab" zu befreien, die Fesseln des alltäglich Wirklichen zu lösen für eine wahrere, weil intensivere Wirklichkeit — da liegt die Aufgabe der neuen Kunst.

Jedes Erscheinungsding ist eine Inkarnation. Eine Inkarnation in weitestem Sinne. Die Inkarnation seiner selbst zum Wenigsten: seiner eigenen Idee. Das Auge des Künstlers ist es nun, diese Idee in aller Erscheinung zu sehen, d. h. die Dinge als Inkarnationen innerer Zeitlosigkeiten aufzufassen. Diese Inkarnationen durch besondere Formung auch Anderen sichtbar zu machen, die Dinge als Seelen, als Wesen reden zu lassen — das ist es, was die große Mission des neuen Kunstwerkes ausmacht.

Aber war es nicht schon immer so? Fand man jetzt nicht bloß die bewußte Formel und Betonung für lange Geahntes und unbewußt Befolgtes?

Der Dramatiker zum Beispiel ließ immer schon die Gegensätzlichkeit der Erscheinungen reden. Er sah von jeher die Welt als Inkarnation antinomischer Kräfte. So machte er diesen Widerspruch auch anderen sichtbar — entweder von außen, d. h. komisch, oder von innen, d. h. tragisch.

Wie steht es also um die alte, immer wieder aufgetischte Frage: Natur oder Phantasie? Realismus oder Idealismus? Nackte Wirklichkeit oder schöner Schein?

Das Inkarnierte ist wesentlich verschieden von dem bloß-Wirklichen. Sofern man unter „Wirklichem" das Faktische versteht! Es ist aber „wirklich" in einem höheren Sinne. In dem Sinne wie die Persönlichkeit wirklich ist, und doch nicht sichtbar wird wie die Person.

Der Dichter ist nach alldem kein „Träumer", kein bloßer Fabulant, denn er sucht zwar das „Unwirkliche", aber ein Unwirkliches, das Wirklichkeiten schafft: die Seele des Wirklichen.

Eine Gleichheit besteht allerdings zwischen Dichtung und Traum. Aber diese besteht ebenso gut bei Märchen wie bei einem Zola'schen Roman:

Diese Gleichheit ist nicht das sogenannte „Unwirkliche", „Illusionistische", das „Luftreich der Phantasie" —: wer in diesem Sinne „Traum" nicht mehr von „Wirklichkeit" zu trennen vermag, ist kein Dichter, sondern ein Wahnsinniger. Hier zu wissen, was „wahr und falsch" ist, setzt keine großen geistigen Qualitäten voraus. Das kann jeder — gesunde Menschenverstand.

Doch es handelt sich garnicht bei der Beurteilung von künstlerisch-Phantastischem (Unwirklichem) um die Anwendung des Begriffes von wahr und falsch. Dichtung und Traum haben allerdings ein Gleiches. Aber Dichtung und Traum sind nicht darin gleich, daß sie beide „erlogen“ sind, wie die populäre Meinung sagt, daß sie „Erfindung“, „Spieltrieb“, nachahmende Laune sind. Was gleich ist, ist ganz etwas anderes. Es ist die Unmittelbarkeit, mit der sich Erleben „herausstellt“ — wörtlich: aus sich herausstellt! — die Unmittelbarkeit, mit der sich inneres Seelisches projiziert in Bilder, Handlungen . . . Der Traum ist in diesem Sinne der konsequenteste Expressionismus.

Seine Gebilde sind nicht „bloß“ falsch — das sind sie nur vom rationalen Wahrheitsstandpunkte aus. Sie sind vor allem wesenhafte Träger von Gefühls- und Erlebnisbedeutungen. Beispiel: Der Traum von Maikäfern mit Korkenzieherbeinen ist nicht bloß Phantasie — es ist der Schmerz spannender Hautnerven. Also Phantasie, real fundiert: das Wesentliche des Schmerzes in sinnlich gegenständlicher Vertretung empfunden.

Der Traum besteht aus bildhaften Empfindungen wie die Dichtung. Allerdings ohne Kritik. Dadurch unterscheidet er sich von ihr!

Das ist es auch, was von der Verwandtschaft des Dichters zum Kinde zu sagen ist. Nicht auf die sogenannte Kindlichkeit des Dichters kommt es an, — Kindlichkeit an sich ist noch nichts Dichterisches. Sonst wäre jedes Kinderspiel in der Tat mit Kunst verwandt. Nicht darauf kommt es an, daß das „kindliche Dichtergemüt“ Sachen für wahr hält, über die die „erfahrenen erwachsenen Leute“ lächeln — zum Beispiel Märchen oder Träume. Sondern auf die Unmittelbarkeit des Ausdrucks kommt's an. Nicht das Fürwahrhalten ist das Kriterium, sondern das Verstehen bedeutungsvoller Symbole und das unmittelbare konkrete Sehen solcher Wesenheiten. Das findet man beim wahren Dichter wie beim wahren Kinde, das noch nicht durch die Kategorieen von wahr und falsch in seiner Anschaulichkeit beschränkt wurde. Aber das hat nichts mit praktischer Naivität zu tun. Naiv ist da nur der „Realist“, der mit den Kategorieen wahr und falsch das Wesen der Erscheinung zu haben glaubt!

„Die Dichtung will etwas Höheres als das Wirkliche.“ Zugegeben! Dieses Höhere ist aber nicht die Illusion, die Selbsttäuschung, die Schönfärberei und die bewußte Lüge. Es ist das Wirklichere als das bloß-Faktische, — nämlich: dessen Sinn. Den „Ästheten“ interessiert vielleicht der „schöne Schein“, den Ästhetiker nur: die Darstellung des Geistes in der Erscheinung!

Walter Kluge: Der Mut zum Kinde!

„Mitteleuropa braucht Kinder, Kinder, Kinder!" So müssen mit Friedrich Naumann alle die ausrufen, die die wahre Not des Germanentums erkannt haben. Der furchtbarste aller Kriege, der über die Germanen hereinbrach, fand sie gerade noch auf der Höhe, da sich der Geburtenrückgang unter den Jahrgängen vor der Jahrhundertwende noch nicht gezeigt hatte. Aber wo ständen wir, wenn dieser Krieg nur zehn Jahre später gekommen wäre — unsere Gegner hätten ihn gewiß gern noch verschoben — und uns dann auch in einer völkisch bedeutend ungünstigeren Lage getroffen hätte.

Zahlen mögen uns einmal die ganze Tiefe des Abgrundes zeigen, dem wir entgegensteuerten. Es sei darum folgende Tabelle angeführt.

Auf 100 Einwohner entfielen in den Jahren 1911 bezw. 1912 (für Rußland im Jahre 1906) lebend geborene:

Europäisches Rußland (ohne Finnland)	4,68	Italien	3,24
Bulgarien	4,06	Österreich	3,15
Serbien	3,81	Deutsches Reich	2,83
Ungarn	3,50	Großbritannien und Irland	2,42
Japan	3,24	Belgien	2,26
		Frankreich	1,90

Diese Zusammenstellung zeigt im wesentlichen, daß uns die romanischen Völker in bezug auf Zuwachs unterlegen sind, daß hingegen andererseits die Rassen, die wir zu fürchten haben, die slawischen und mongolischen sind, weil sie uns an Fruchtbarkeit um ein beträchtliches übertreffen.

Daß wir selbst bei der seit 1902 abnehmenden Geburtenzahl immerhin noch den Jahreszuwachs von 800 000 Köpfen haben, liegt an der geringen Sterblichkeit. Helfferich faßt diese Tatsache in die kurze Formel zusammen: „Geburtenüberschuß bei abnehmender Geburtenzahl infolge verminderter Todesfälle."

Wieder mag die Zahl beweisen:

Auf 100 Einwohner kamen im Deutschen Reiche

	Geborene	Gestorbene	Gewinn		Geborene	Gestorbene	Gewinn
1902	3,62	2,06	1,56	1908	3,30	1,90	1,40
1904	3,52	2,07	1,45	1910	3,07	1,71	1,36
1906	3,41	1,92	1,49	1912	2,91	1,64	1,27

Der immer schmäler werdende Gewinn aber zeigt, daß wir da so ziemlich am Ende sind, denn eine Herabminderung der Sterblichkeit ist bis auf einen kleinen Rest, dessen ich noch besonders gedenke, kaum möglich. Ich meine die Unehelichen, bei denen ja die Sterblichkeit den Durchschnitt bedeutend übersteigt, sodaß (nach dem Vortrupp) von den 180 000 unehelichen Kindern 20 000 mehr

sterben, als wenn sie die Sterblichkeit der ehelichen hätten. Die folgende Tabelle mag das auch zeigen.

Von 100 Lebendgeborenen starben im ersten Jahre

	überhaupt	eheliche	uneheliche		überhaupt	eheliche	uneheliche
1904	19,6	18,6	31,4	1909	17,0	16,0	26,8
1905	20,5	19,4	32,6	1910	16,2	15,2	25,7
1906	18,5	17,5	29,4	1911	19,2	18,2	29,9
1907	17,6	16,6	28,0	1912	14,7	13,9	23,2
1908	17,8	16,8	28,5	1913	15,1	14,2	23,7

Das sind die Tatsachen!

Sie sagen in der Hauptsache das eine: Wenn Deutschland nicht seines Geburtenrückganges Herr wird durch wesentliche Steigerung seiner Geburtenzahl, so steht es in Zukunft schlecht um Deutschtum und Deutschheit. Der Krieg ist eine große Mahnung an uns, an alle Deutsch-Empfindenden, an das ganze deutsche Volk. Wo es um den völkischen Bestand geht, da können wir die Tiefe des Abgrundes erkennen, an den uns — unsere Feigheit geführt hat.

Unsere Feigheit?!

Ganz gewiß! Denn es fehlte vielen in Wirklichkeit der Mut zum Kinde. Den haben auch viele nicht gehabt, die heute den Mut haben müssen, dem Feinde ins Auge zu schauen. Und dem Tode. Vielleicht bringt mancher den Mut zum Kinde aus dem Schützengraben mit heim. Denn mancher wird sich dort seiner völkischen Pflicht bewußt geworden sein. Denn Kinder zu haben, ist in erster Linie völkische Notwendigkeit, wie wir vorhin sahen, ist Pflicht des einzelnen gegen sein Muttervolk. Ob es nicht auch eine Pflicht des einzelnen gegen sich selbst ist, in seinen Kindern weiterzuleben?

Aber Feigheit war's, die Viele keine Kinder haben ließ. In vielen Fällen sogar eine recht große. In anderen eine vielleicht zum Teil entschuldbare. Aber dennoch schließlich immer noch eine Feigheit. Denn selbst mißliche Umstände dürfen nicht dazu führen, jemanden seinen Pflichten untreu zu machen. Und es besteht — die Pflicht zum Kinde.

Nun aber zur Begründung des Vorwurfes der Feigheit.

Die wenigstens teilweise entschuldbare sehe ich in den Umständen, wo Nahrungs- und Bildungssorgen zur Beschränkung des Kindersegens zwangen. Denn es gab bedauerlicherweise noch viele Familien, bei denen jeder Zuwachs eine Verschlechterung der herkömmlichen Lebensweise bedeutete. Dabei sei jetzt nicht entschieden, ob diese Art der Lebenshaltung die beste und darum erstrebenswert sei. Und dann sind andere, die im Interesse der Bildung ihrer Kinder sich selbst Entsagung auferlegten. Man kann ja vielleicht diese Tatsachen damit entschuldigen, daß sie sich zu dieser Maßnahme veranlaßt fühlen, um dadurch ihrer Nachkommenschaft zu nützen. Es mag auch dahingestellt bleiben, ob dies, oder ob dies immer dadurch geschieht.

Ein böser Zwang der Verhältnisse lag für viele auch in der Wohnungsfrage,

in dem Verhalten vieler großstädtischer Hausbesitzer, kinderreiche Familien nicht in ihre Wohnungen aufzunehmen. In dieser bedauerlichen, ja sogar verwerflichen Maßnahme muß eine Ursache gesucht werden, die den Absichten vieler entgegenkam. Immerhin bei denen, bei denen das Wort Kinder nicht allein einen Segen, sondern auch viel Sorge und vielleicht gar Not einschloß, sei eine Entschuldigung angenommen.

Nimmermehr aber bei denen, die über ihre völkische Pflicht ihre Vergnügungen und gesellschaftlichen Verpflichtungen stellten. Die, die Kinder haben konnten, denen weder deren Ernährung noch deren Erziehung und Bildung die geringste Sorge bereitet hätte, die aber die Kinder als ein unangenehmes Anhängsel und gesellschaftliches Hindernis ansahen. Wir müssen eine solche nur von einem falschen Lebensgenuß eingegebene Handlungsweise scharf verurteilen. Es zeigt sich darin eine völlig undeutsche Lebensauffassung. Eine solche gibt sich übrigens auch bei den Frauen kund, die aus Furcht vor körperlichen Beschwerden und Schmerzen, die nun einmal mit einem Geburtsvorgang naturgemäß verbunden sind, zurückschrecken.

Aber wenn wir dies alles in allem überschauen, so bleibt doch mein Anfangsurteil bestehen: Es fehlt Vielen wirklich — der Mut zum Kinde.

Der Krieg erzog in vielen Männern im Schlachtendonner den persönlichen Mut. Aber er wird auch dort der Erwecker völkischen Denkens und Fühlens. Dennoch dürfen wir nicht uns allein darauf verlassen, sondern müssen planmäßig den Mut zum Kinde den Gliedern unseres Volkes anerziehen. Nicht in der Schule. Aber wohl innerhalb der staatlichen Gemeinschaft, die genügend Mittel dazu in der Hand hat, Mittel, von denen man annehmen muß, daß sie eine direkte bessernde Wirkung ausüben können und werden. Diese Mittel müssen Maßnahmen sein, die den schädlichen Einfluß widriger Verhältnisse aufheben. Es liegt ja im Interesse des einzelnen, noch viel mehr aber in dem der völkischen und staatlichen Gesamtheit. Der Staat hat ja schließlich die Verpflichtung dazu. Und diese muß eine wirtschaftliche und geistige Stärkung derer umfassen, die aus den oben angeführten entschuldbaren Gründen sich scheuten, Kinder zu haben. So muß der Staat Maßnahmen treffen, die bei dem einzelnen den Mut zum Kinde erwecken.

Solche Maßnahmen muß man in der sozialen Fürsorge erblicken. Sind dies auch zunächst nur Hilfen in materieller Hinsicht — zur Erfüllung seiner völkischen Pflicht müssen ja den Volksgenossen im wesentlichen seine völkischen Ideale veranlassen, — so sind sie dennoch nicht zu unterschätzen. Denn es gehören eben zum Kinder-Großziehen die nötigen Mittel. Und die muß der Staat seinen Mitgliedern, d. h. denen, die ihm völkischen Nutzen bringen, also in allererster Linie den Verehelichten, gewähren. Es müssen den Männern solche Einkommen gesichert sein, daß sie mit einer Familie auch ohne Frauenarbeit und Kinderarbeit auskommen können. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger als

ein Besoldungssystem nach sozialen Grundsätzen, bei dem der unverheiratete oder auch schon der jugendliche Arbeiter bei weitem nicht das verdienen darf wie derjenige, der dem Volksstaat seinen weiteren Bestand sichert. Ob man das in den Lohnverhältnissen selbst ausdrückt — es wird das allerdings bei privaten Betrieben schwer zu ermöglichen sein, — oder ob man durch staatliche Familienzuschüsse und Erziehungsbeihilfen das zu erreichen sucht, wird sich aus den praktischen Verhältnissen ergeben müssen. Aber eine genügende und nach sozialen Grundsätzen abgestufte Entlohnung wird für viele den ersten und vielleicht wesentlichen Schritt zur Familie und zum Kinde bedeuten. Zudem ist eine Neuregelung der Altersbezüge notwendig, vor allem eine Heruntersetzung der Altersgrenze, daß nicht nur wenige ganz Alte in ihren Genuß kommen. Wer weiß, daß für ihn auch wenn er altert, gesorgt ist, ohne daß er über seine Kräfte sich anstrengen muß, der wird eher Mut bekommen, Kinder zu haben und großzuziehen, weil er einen beträchtlichen Teil seines Einkommens nicht als Altersrücklage aufzuhäufen braucht aus Zukunftssorgen, sondern weil er sie für Gegenwartswerte, die Kindererziehung, verwenden kann. Das allerwesentlichste aber erscheint mir in diesem Zusammenhang die Heimstätten- und Bodenfrage. Eben darum wird die Kriegerheimstättenbewegung eine so hochbedeutsame Arbeit für unser Volk leisten, weil sie es vielen ermöglichen wird, wieder Kinder zu haben, ohne den Schwierigkeiten und Schädlichkeiten ausgesetzt zu sein, die in der städtischen Mietswohnungsnot liegen. Wo für Kinder Raum ist in Haus und Garten, ohne daß ein verbissener und geldhungriger Hauswirt seine unangenehm spekulationssüchtige Miene hineinsteckt, da wird auch der Raum bald belebt sein von jungem Volk, weil es nicht nötig sein wird, die Sehnsucht nach dem Kinde dem Eigennutz eines alten Griesgrams unterzuordnen.

Zu dieser materiellen Fürsorge muß eine solche treten für das geistige Wohl der Nachkommenschaft. Und wenn das eine wirksame, anspornende, Mut machende sein soll, dann kann es nur eine sein, die für alle Kinder des Volkes die allgemein gleiche und direkte nationale Bildung bringt. Denn wir dürfen die Hemmungen nicht unterschätzen, die für viele treusorgende gewissenhafte Eltern gerade in der Bildungsfrage liegen. Gerade, weil sie auf einen wertvollen Nachwuchs Wert legen, ist es ihnen bei der bestehenden Art des Bildungserwerbs nur möglich, einer sehr beschränkten Kinderanzahl — vielleicht nur einem einzigen — die Vorteile einer umfassenden Bildung zu teil werden zu lassen.

Fassen wir diese Vorschläge in einige Schlagworte zusammen, so müssen wir als Notwendigkeiten für eine Steigerung des Mutes zum Kinde verlangen

erstens: eine Lohnreform, der dann auch eine Geldreform im allgemeinen folgen müßte;
zum andern: eine Wohnungs- und Bodenreform;
zum dritten: eine Schul-, Bildungs- und Erziehungsreform.

Diese Reformen, die die Gesamtheit dem einzelnen bieten muß, um ihm seine Pflicht gegen die Allgemeinheit zu erleichtern, bedeuten gewiß für viele ein Opfer. Sie setzen bei einer großen Anzahl, die sich mit so großen grundstürzenden Umänderungen nicht so leicht befreunden können, eine überaus große Selbstüberwindung voraus. Aber es muß — neben denen die für die Durchführung dieser Ideen in Wort und Schrift und Tat arbeiten und so die Wege zur Verwirklichung bahnen — von jedem wahrhaft national empfindenden Menschen erwartet werden, daß er in Erkenntnis der völkischen Not und der gegen dieselbe notwendigen Hilfe sich diesen Verpflichtungen gegen den Schwächeren nicht entzieht, und so zur Aufwärtsführung seines Volkes mit beitragen hilft.

Aber es muß sich diesen drei genannten Reformen eine vierte anschließen, die der einzelne nun — dem Interesse der Gesamtheit bringen muß. Eine Reform, die ebenso grundlegend, ja vielleicht noch mehr, in das Leben des einzelnen eingreift. Und das ist die Lebensreform, die als Gegenleistung der einzelne auf sich nehmen muß. Sie wird alles das in sich fassen, was dem Menschen dann, wenn ihm von der Allgemeinheit Auskommen, Wohnweise und Bildung geworden ist, das Leben zu einem wahrhaft geschlossenen und lebenswerten macht, zu einem, das den Menschen höher hinauf führt.

Lebensreform nach leiblicher und geistiger Hinsicht wird dann den wahren Wert erkennen lassen. Und auf dieser Erkenntnis wird der Mut zum Kinde wachsen.

Lebensreform wird zunächst beim einzelnen eine Ernährungsreform bedeuten, bei der das Hauptgewicht auf Einfachheit gelegt wird. Ich stehe nicht an, den im allgemeinen sehr guten Gesundheitsstand bei den im Felde stehenden Truppen, die doch gewiß mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben und vielen Unbilden ausgesetzt sind, auf die Einfachheit ihrer Lebensweise zurückzuführen. Viele, die sich nur notgedrungen in diese Verhältnisse fügen wollen, haben doch am eigenen Leibe gespürt, wie gut ihnen das alles getan hat. Das soll nun keineswegs heißen, daß sie, wenn sie nach Hause kommen, sich auch Unterstände bauen sollen und ein solches Leben, wie sie es im Felde führen mußten, weiterleben sollen. Aber sie sollen doch daraus lernen, daß ihnen allen Einfachheit, vor allem im Essen und Trinken — und besonders in letzterem — nottut. Es muß doch, trotzdem immerhin im Felde noch reichlich Alkohol genossen wird, festgestellt werden, daß der Alkoholverbrauch wohl eine beträchtliche Einschränkung erfahren hat — zum Nutzen vieler. Auch auf viele Genußmittel — leider ist ja wohl z. B. ein erhöhter Tabakverbrauch eingetreten — kann getrost verzichtet werden.

Soll ich in diesem Zusammenhange darauf hinweisen, was bei einer einfacheren — und gesunden! — Lebensweise für Summen gespart werden könnten, die dann das ihre beitragen würden, den Mut zum Kinde zu heben, ganz ab-

gesehen davon, daß auch unsere Jugend gesünder auf die Welt kommen würde, wenn z. B. bei der Zeugung der Alkoholgenuß eine geringere Rolle spielte.

Der Einfachheit im Leben muß sich dann eine Erkenntnis und ein Genießen wahrer Freuden anschließen. Das Kneipenlaufen und Nächtedurchwachen bei Alkoholgenuß und Geldverspielen, bei nächtlichem Tanzvergnügen und Ausschweifungen ist für den Geldbeutel ebenso schädlich wie für Körper und Geist und Seele. Wir müssen schon die Jugend zu wahrem Lebensgenuß und wahren Freuden erziehen, Freuden, wie sie uns die schöne Gottesnatur und edler Menschengeist bieten. Ist es notwendig, diese im einzelnen aufzuführen und von Wandern und Spielen oder von guter Lektüre und Bildbetrachten und vielem anderen zu reden? Es hängt hier auch zugleich die Reform der Geselligkeit damit zusammen.

Lebensreform ist gleichbedeutend mit körperlicher und geistiger Gesundung des einzelnen, soziale Reform mit wirtschaftlicher Gesundung der Gesamtheit. In beiden haben wir die Grundlage für die völkische Aufwärtsbewegung. Sie werden uns nicht allein den völkischen Bestand sichern, sondern auch den Mut zum Kinde stärken. So sehen wir, welchen großen Dienst alle die dem Deutschtum leisten, die als Lebens- und Sozialreformer für eine Umwertung vieler bestehender Werte eintreten. Durch sie wird der Mut zum Kinde wachsen und so werden sie ganz wesentlich beitragen zur Stärkung und Erhaltung unseres Volkstums. Bei wahren Sozialreformern und Lebensreformern wird der Ruf Naumanns: „Mitteleuropa braucht Kinder, Kinder, Kinder!" nicht mehr nötig sein, wenn sie es nicht nur mit Worten, sondern auch durch die Tat sind.

Richard Sexau:
Brigitta.

Erzählung.

Fortsetzung.

Erst nach langem Schweigen begann sie wieder:

„Du kennst Augsburg. Kennst seine alten Patrizierhäuser und die Leute, die dort ein- und ausgehen. In einem von ihnen spielt meine Geschichte. In einem, wo stille Menschen hausen, junge und doch nicht lebensfrohe, nicht eben kranke und auch wieder nicht gesunde. Es war, als hätte die lange Kette stolzer Vorfahren im Kampf, Genuß und Sieg ihres Daseins alle Frische und Kraft des ganzen Geschlechtes aufgezehrt. Kümmerlich und zart jedenfalls schienen die Blüten, die der alte Stamm trug. Drei Knaben waren es und ein Mädchen. Im Alter nur wenig von einander verschieden. Niemand hätte geglaubt, daß so viel Kinder in dem düstern Haus lebten. Kaum hörte man je den fröhlichen Lärm, den sonst junge Welt verursacht. Wie auf den Zehen gingen die vier einher; jedes seinen eigenen Weg, einsam fast und abgeschieden von den andern. Selten einte sie gemeinsames Spiel. Und wollte es einmal ein unerhörter Zufall, daß sie sich vergaßen, daß das junge Mädchen, die frischeste noch unter ihnen, gar heiter auflachte, gleich hielten sie alle den Atem an und streiften sich mit scheuen, ängstlichen Augen wie ertappte Bösewichter. Vergnügen schien ihnen ein Verbrecher. Die ernsten Knaben mit den eingefallenen, pergamentenen Gesichtern verzogen über einen tollen Scherz, der ihren Altersgenossen die Brust schier sprengte und sie vor glucksendem Gelächter nicht mehr zu Atem kommen ließ, kaum jämmerlich den Mund.

Wie ein Alp lastete es auf dem alten Haus, seit der Vater in den blutigen Tagen des Jahres 48 gefallen war.

Die zarte Mutter konnte sich von dem entsetzlichen Schlag nie wieder erholen. Sie siechte dahin, ohne daß auch nur ein einziger der ungezählten Ärzte, die man an ihr Lager gebot, die Natur ihres Leidens festzustellen vermochte.

Sie war zu kraftlos, um sich der Kinder anzunehmen. Lehrern und Erzieherinnen blieb daher die junge Welt überlassen. Und da ein richtendes Familienoberhaupt fehlte, dachten all die Fremden mehr an ihr eigenes Vergnügen als an das Wohl der ihnen anvertrauten Kinder.

So wuchsen wir vier Geschwister freudlos heran, fast wie unter einem bösen Zauber; ohne Freunde, ohne Gespielen, frühreif und unkindlich ernst.

Manuel, der Zweitgeborene, trug am schwersten Zweifel und Nöte. Seine Kraft war dem Leben nicht gewachsen. Im fünfzehnten Jahre verließ er uns. Ein unbedachter Lehrer, der sein Ehrgefühl durch grundlosen Verdacht kränkte,

gab den letzten Anstoß. Der Jüngste, Lothar, löschte bald darauf aus wie eine zu Ende gebrannte Kerze.

Und mit unserer Mutter ging es immer schlechter. Lange Jahre hindurch verließ sie ihr Zimmer nicht. Kaum schleppte sie sich mehr vom Bett zum Divan.

Eberhard zog sich nach dem Tod der Brüder ganz in sich zurück. Er lebte nur seinen Studien, versetzte schon auf dem Gymnasium durch seine Gelehrsamkeit Professoren wie Mitschüler in Erstaunen und brachte es in jungen Jahren, wie du ja weißt, zu ungewöhnlichem wissenschaftlichen Ruhm. Seine Sprachforschung ersetzte ihm alles, was ihm das Leben vorenthielt: Elternhaus, Gespielen, Freunde. In der Arbeit suchte er allein Freude und Genuß. Und er mag mit den Jahren immer einsiedlerischer und weltfremder geworden sein, jedem Verkehr mit Menschen abhold. Zum Junggesellen war er geboren. Schon die bloße Gegenwart eines weiblichen Wesens fiel ihm zur Last. Was sollte er nur mit diesen so anders gearteten, ihm unverständlichen Geschöpfen beginnen? Selbst mir, der Schwester, gegenüber blieb er eigentümlich kühl, ja geradezu gleichgültig. Ich merkte wiederholt, daß er mich neugierig, doch mit verständnislosem Kopfschütteln beobachtete. Wenn er es bewerkstelligen konnte, ohne unhöflich zu sein, so ging er mir aus dem Weg.

Kein Schiffbrüchiger auf einem unbewohnten Eiland mochte sich je so gottverlassen elend gefühlt haben wie ich in meiner Jugend.

Ich lechzte nach einem guten, liebevollen Wort, lechzte nach Zärtlichkeit, nach einem Menschen, dem ich vertrauen konnte. Mutter war zu krank und ertrug nur selten eines andern Anwesenheit. Ihr Leiden und die Erinnerung an die Jahre ihres Glückes füllten sie allein aus. Bekannte suchten unser frostiges Haus nur ausnahmsweise auf. Und wenn ich mich einmal zu jemandem hingezogen fühlte, ich konnte doch mein Empfinden nicht durchleuchten lassen. Es wäre mir aufdringlich, wäre mir schamlos vorgekommen. Ich wartete darauf, daß der andre sich um meine Freundschaft bewarb. Und wartete natürlich vergebens. Denn unsrer ganzen Familie ging der Ruf der Sonderlinghaftigkeit voraus und grenzenlosen Hochmuts. Ja, des Hochmuts. Mein Herz krampft sich zusammen, wenn ich daran denke. Es ist lächerlich und grausam zugleich, wie blind die Welt richtet, wie sinnlos sie sich in ihrem Urteil vergreift. Hochmütig . . . ich. Erst später erfuhr ich, wie man mich einschätzte. Hochmütig ein Mädchen, das nach einem guten Kameraden dürstete, das jeden Menschen bei der ersten Begegnung schon voll schüchterner Hoffnung daraufhin anschaute, ob er nicht endlich der Freund, der Erlöser sei. Wenn ich bemerkte, daß man mir kaum einen Blick schenkte, was war selbstverständlicher, als daß ich mich zurückzog? Dem ersten Besten konnte ich mich doch nicht an den Hals werfen, mich und mein sehnsuchtskrankes Herz!

Eine Jugend, so trüb und überlastet von Kummer und Leid, sie hätte bei einem andern Geschöpf, das weniger gottesfürchtig, weniger buchstabengläubig gewesen wäre, zum Selbstmord führen müssen. Und ich gestehe. Oft rang ich

mit dem Entschluß, mich aus dem Leben davonzustehlen. Aber der Gedanke, welch furchtbare Sünde ich durch solch grauenvolle Tat auf mich lüde, der hielt mich ab. Eine Prüfung war mir auferlegt. Ich mußte durchhalten.

Die Religion wurde mein einziger Trost, meine Zuflucht. Achtundzwanzig Jahre war ich, ein vergrämtes, bleichsüchtiges Mädchen, wie eine Knospe, die verwelkt, ohne sich je zur Blüte geöffnet zu haben, da starb meine Mutter.

Ich müßte lügen, wenn ich behauptete, daß dies längst erwartete Ereignis mich in alle Tiefen erschüttert hätte. Geradezu als Erleichterung empfanden wir es. Der Toten war wohler so. Und die Anforderungen, die nun plötzlich an mich gestellt wurden, taten gut, da sie aufgespeicherte, brachliegende Kraft befreiten.

Auf einmal führte jeder Tag in seinem Gefolge ein gut Teil Pflichten mit. Man kam sich nicht mehr so überflüssig vor, nicht mehr so tagediebisch.

Mutters Testament stellte mich vor die verschiedensten Aufgaben. Deren Regelung überließ Eberhard mir umso lieber, als er sonst von seiner Forschertätigkeit abgelenkt worden wäre.

Seltsamerweise ging mir auch die ungewohnteste Tätigkeit nicht einmal übel von der Hand.

Bei Mutters Beisetzung stellte sich heraus, daß die Grabkapelle unsrer Familie einem gründlichen Umbau unterzogen werden mußte. Verfall drohte allenthalben.

Eberhard teilte meine Meinung, man sollte den Eltern bei dieser Gelegenheit ein würdiges Denkmal errichten.

In seinem damaligen Zustand wirkte der große Raum schauerlich öde. Nur zwei Sarkophage standen beiderseits vom Altar. In den Fußboden waren ungezählte wappengeschmückte Gruftplatten eingelassen. Gegenüber dem Altar ruhten unsre Eltern. Frostig nackt und lieblos wirkte dort die kahle Wand. Als Hintergrund jedoch für eine Gruppe nahm sie sich gewiß nicht schlecht aus.

Ich dachte an eine Pietà. Und ich wußte auch gleich, wer sie schaffen sollte. In Ausstellungen waren mir seltsam kraftvolle Arbeiten eines ganz jungen Künstlers aufgefallen, ungleich noch an Wert, aber von einer ergreifenden Begeisterung für schöne Form beseelt und von einer Tiefe des Ausdrucks, wie ich sie bisher im toten Marmor noch nicht gesehen hatte. Man begann von dem jungen Mann zu reden, begann große Stücke auf ihn zu setzen. So ein gewisses Mäzenatentum steckte uns von den Vorfahren her im Blut. Eberhard hatte nichts dagegen einzuwenden, daß ich mir den Künstler kommen ließ, ihn um Entwürfe ersuchte und ihm schließlich die Pietà übertrug. Er war zufrieden, wenn ich nur ihn selbst möglichst wenig mit diesen Fragen behelligte.

Die Stunde, in der ich diesem Bildhauer zum ersten Mal gegenübertrat, war die denkwürdigste in meinem Leben. Eine andre Welt tat sich plötzlich vor meinem staunenden Blick auf. Eine ungeahnte, eine heitere Welt des Lichts, der Kraft,

kindlicher Freude am Sein, eine Welt, in der nichtrastender Wille hohen Zielen nimmermüde nachstrebte.

Ganz anders war dieser junge Mensch als alle, die ich bisher gesehen hatte; so gar nicht mit den Söhnen unsrer Familien zu vergleichen. Etwas wie die frische Luft von Hochlandtälern ging von ihm aus. Sein freies, kühnes, ungebärdiges Wesen schien nur die Hingabe an die Kunst zu bändigen. Er kannte keine gesellschaftlichen Rücksichten. Alles konventionelle Formelwesen verlachte er mit gutmütigem Spott. Frei heraus redete er, und ohne lang zu überlegen, was er dachte, wie er empfand; nur auf eines erpicht, ehrlich zu sein. Geradezu fanatisch war er in diesem Punkt. Ertrug einer die Wahrheit nicht oder das, was er eben dafür hielt, so zuckte er nur geringschätzig die Achseln. Solche Menschen waren nicht wert, daß man sich weiter um sie bekümmerte. Ja, er dachte nicht gering von sich. Aber er hatte auch allen Grund, sich hoch einzuschätzen.

Kaum fünfundzwanzig Jahre war er damals alt, und überall nannte man seinen Namen mit Achtung, erwartete Großes von seiner Kunst. Die Einfachheit seiner Herkunft hatte er nie verleugnet. Mit kindlicher Liebe hing er den bäuerlichen Eltern an. Das Beste verdanke er ihnen, pflegte er zu sagen: die gesunde Kraft, die Gewöhnung, nichts anzufangen, was er nicht vollendete, wenn ihn auch die Schwierigkeiten schier verzagen ließen, und den Glauben an sich und die andern. Ach, dieser Glaube, wie riß er mich hin! Erst traute ich meinen Ohren nicht, als er für einen Freund, der ihn verraten hatte, leidenschaftlich Partei nahm. Ich hielt es für Hohn, für eine gutgespielte Komödie. Aber als ich diese Ansicht äußerte, schaute er mich erst fassungslos an und meinte nach einer Weile in zurechtweisendem Tone:

„Nein, Komtesse. Für das Komödienspiel bin ich mir zu gut. Und zum Henker der andern tauge ich nicht. Wir leben alle von der Gnade oder doch der Nachsicht unsrer Freunde. Und irren wie sie. Wenn sich also einer an mir verging, so darf ich es ihm doch nicht entgelten. Ich machte ihn sonst nur obendrein noch verstockt. Und muß mir die Schuld beimessen, beharrt er im Unrecht. Denn nur ich vereitelte, daß er in sich ging, daß er sich besserte. Danach aber verlangt tiefinnerlich jeden, auch den verkommensten Menschen."

Kaum je in meinem ganzen Leben habe ich mich so geschämt wie damals.

Ich brauchte lange Zeit, um mich in solchen Gedankengängen zurechtzufinden.

Von Hause aus waren wir gewöhnt, allem mit Zweifel zu begegnen. Verneinung war unser täglich Brot. Daß je einmal in unserm Kreise etwas uneingeschränkt anerkannt wurde, ich kann mich nicht daran erinnern. Jedes Ding besitzt eben seine Schattenseiten. Diese beim ersten Blick zu gewahren, darin lag unsre verhängnisvolle Kunst. Und über dem Schatten keine Spur mehr des Lichts zu finden, auch das verstandeen wir gar meisterlich in unwissentlicher, gedankenloser Bosheit; in einer Bosheit, die uns selbst weher tat als den Menschen

und Dingen, denen sie galt. Denn wir betrogen auf diese Weise doch nur uns um unwiederbringliches Frohgefühl.

Dieser junge Künstler hingegen, ihm wurde, was ihm auch begegnen mochte, zur Quelle von Freude, von Genuß, ihm wurde es ein Ansporn zu neuer Leistung. Auf Schritt und Tritt erspähte er Schönheit, gute, edle Züge, auf Schritt und Tritt sah er herzerfreuende, erhebende Kräfte am Werk. Der trübseligste Regentag wurde ihm zum Weihegeschenk. Im verkommensten Lüdrian gewahrte er den Keim göttlicher Eigenschaften. Und wenn er jederzeit und allenthalben inbrünstig bejahte, es lag nicht mehr Lüge in seinem Gehaben als in unserer zersetzenden, zerstörenden Zweifelsucht.

Manchmal gerieten wir hart aneinander, bis ich ihn besser einzuschätzen verstand, bis er mich vollends geschlagen hatte. Und das tat er mit ein paar einfachen Worten. Die Menschen, meinte er, müßten mir arg böses angetan haben, daß ich ihnen so wenig gutes zutraute. Und sie müßten mir auch den Glauben an mich selbst geraubt haben, weil doch jeder den andern nach seinem eigenen Wesen beurteilte. Er war herzlich betrübt, als er mir das sagte, und seine weiche Stimme klang dumpf vor Mitleid.

Ach, ich lernte ihn um seine wundervolle Einfalt beneiden, um diese Urfrische und Unverdorbenheit. Und um die Gabe, so ganz aus sich herauszugehen, unbedenklich impulsiv. Was mußte das für eine Befreiung sein. Wenn man nicht immer alles in sich hineinschluckte, es herunterwürgte, bis man fast daran erstickte. Und was er da so alles hervorsprudelte! Erst kam es mir nur wie ein eigenartiges Schauspiel vor. So etwa wie das Walten der Elemente in der Natur. Es machte tiefen Eindruck auf mich. Und mein Gedächtnis buchte alles. Trotzdem verkannte ich, wie viel tiefe Erkenntnis, fast möchte ich sagen Weisheit in den Reden steckte, die da bisweilen vulkanhaft aus ihm hervorbrachen.

Welche Einsicht verriet er, wenn er die Wurzel aller Schlechtigkeit der andern in uns selbst suchte. Behandle die Menschen, wie du sie haben willst, sie werden so sein. Im Guten wie im Bösen. Die von Natur aus Verworfenen zählen nicht. Gib dem Gewohnheitsdieb die gefüllte Börse zur Aufbewahrung, er wird dein Vertrauen ehren, wird dir nicht die kleinste Münze entwenden. Aber laß durch Argwohn merken, daß du jemand einer Niederträchtigkeit für fähig hältst, und das Spiel ist verloren. Solche Beleidigung wird dieser Jemand nicht stillschweigend einstecken. Achselzuckend vielmehr und höhnisch wird er, weil du ihn nicht höher wertest, nur um dich nicht Lügen zu strafen, die ihm zugetraute Gemeinheit noch übertrumpfen. Zumal wenn der Jemand weiblichen Geschlechtes ist. Denn Weibeslogik wurzelt allein im Gefühl.

So wunderlich einfach spiegelte sich in seinem markigen Kopf die Welt. Als ob ihm rechts und links Scheuleder den Blick begrenzten, so ging er seinen Weg, geradeaus, ohne je zu irren oder zu straucheln.

Wie oft paktieren wir Komplizierteren. Er kannte keine Kompromisse. Das Markten verabscheute er.

Scharf umrissen sah er seine Pflichten, sah er die Grenzen von Gut und Böse. Eine ehrfürchtige Scheu erfüllte ihn vor dem Buchstaben der geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze, vor allem Übereinkommen. Er rüttelte nicht daran.

Kinderfromm blieb sein Glaube. Und nichts vermochte ihn zu erschüttern, so oft man ihn auch auf harte Proben stellte. Wohl wurden seine Vertrauensseligkeit und Güte immer von neuem gemißbraucht.

Ein anderer wäre sich lächerlich vorgekommen; hätte alles darein gesetzt, künftig nicht wieder die Rolle des Genasführten zu spielen.

Ihm war solch kleinliches Denken fremd.

Wenn sie mich betrügen und verraten, sagte er wohl, mich können sie doch nicht beschmutzen. Auf sie fällt die Schande zurück. Nur sich selbst schmähen sie. Also laßt sie immerhin meinen guten Glauben gewissenlos schänden. Sie tun damit ja nur sich allein Arges an und sonst niemandem.

Unsereinen kann doch derart häßliche Erfahrung nicht von Grund aus umstülpen. Sie kann und darf es nicht.

Was für eine unerträgliche Qual müßte es sein, auf Schritt und Tritt argwohnbeladen durchs Leben zu gehen. Nicht mehr menschenwürdig wäre solches Dasein. Lieber lasse ich mich mißbrauchen; lieber verschwende ich alles unbedenklich an Unwürdige, als daß ich in den Kot hinabsteige, ein Halber werde und Zehenschleicher.

Man könnte sonst ja nicht mehr frei atmen. Jede Freude wäre vergällt. Sei's drum!

Du hättest ihn damals kennen sollen, diesen heißblütigen Schwärmer. Das lange Blondhaar trug er in natürlichem Wuchs seitwärts aus der Stirn gestrichen. Wie Halbkugeln wölbte es sich unter dem Gelock. Die Nase war wohl ein wenig derb. Seinen weichen Kindermund verbarg der wellige Bart, der noch heller leuchtete als das Gold des Haupthaares, wiewohl auch ihn dunkle Töne durchsetzten. Und die Augen . . . . ja, diese Augen. Wenn er sprach, schienen sie in weite Fernen zu blicken, über das Menschliche und Allzuirdische hinaus, in bessere Welten, wo man freier und größer empfand und dachte. Und von dem Glanz dieser Welten strahlten sie wieder, schwärmerisch, hinreißend.

Wer konnte diesem Menschen feind sein? Wer ihm nur gleichgültig gegenübertreten? Wer sich seinem Zauber entziehen? Wer fühlte nicht, wie unaussprechlich wohlig Wärme und Glut von ihm ausstrahlten? Wer fühlte sich nicht gehoben, reiner in seiner bloßen Gegenwart?

Frauen und Mädchen war er gefährlich. So behauptete man und erzählte viel von seinen Erfolgen, nicht ohne zu lästern. Mochten sie ihn mit Schmutz bewerfen. Nichts blieb an ihm haften. Verleumdung war alles, was sie hervorbrachten.

Vom ersten Tag an war ich in seinem Bann. Man mußte ihn ja lieben. Und ich versuchte gar nicht, mich gegen das übermächtige Gefühl zu wehren, das immer ausschließlicher mich erfüllte und bald alles verdrängte oder aufsog, was bisher mein Leben ausgemacht hatte.

Mochten sie ihn Verführer schelten und Abenteurer. Neid sprach ja nur daraus und Haß von Frauen, die er hatte beiseite stehen lassen, ohne ihrer zu achten.

Er war jedes unschönen Gedankens, jeder unvornehmen Regung unfähig. Darauf hätte ich unbedenklich den heiligsten Eid geschworen.

Man brauchte ja nur seine Madonnen anzuschauen. Ja, alles, was am Weibe köstlich ist, was seinen Reiz ausmacht, es war hier gestaltet. Aber wie von einem andächtigen Beter, kniefällig, in jungfräulicher Reinheit.

Auch er fühlte sich zu mir hingezogen, obwohl ich mehr als drei Jahre älter war der Zahl nach und mütterlich fast in meinem Empfinden. Und er machte kein Hehl daraus.

Heute weiß ich auch, was ihn fesselte. Später hat er es mir einmal gestanden.

Es war das Unberührte, das Kühle in meiner Natur, jene mimosenhafte Herbheit, die andre mir als Hochmut deuteten. Es war mit einem Wort alles, was den Gegensatz ausmachte zu jenen Frauen, die bisher seine Wege gekreuzt hatten, zu jenen Wesen, die gedankenlos es dem Mann gleichtun wollten, Rechte auf Rechte sich anmaßten, die vorgaben, sich ausleben zu müssen, unbedenklich ihr Leben genossen und nicht einmal davor zurückscheuten, sich dem Manne anzubieten, tat er nicht den ersten Schritt.

Damals regten sich ja die ersten Anzeichen der unheilvollen Emanzipationsbewegung. Damals tauchte jenes Recht der Persönlichkeit auf, dem Nietzsche dann später so verführerisch glühende Worte geliehen hat. Und die Bequemlichkeit jener Weltanschauung: Erlaubt ist, was gefällt, die riß manches Mädchen in den verheerenden Strudel.

Ihn ekelte dies Treiben. Unschuld und Reinheit schienen ihm der höchste Schatz der Frau. Vergebens hatte er sie bisher gesucht. Jene weiblichen Geschöpfe, die jungen Künstlern auf Ateliers oder in Kaffeehäusern begegneten, die trugen andre Sehnsucht.

„Sie stehen über den Dingen", sagte er eines Tages zu mir, fast bewundernd. „Der Schmutz der Lüste und Leidenschaften ringsum, mag er noch so hoch aufspritzen, er reicht nicht bis zum Saum Ihres Kleides. Nie und nimmer besäße der Strom wirrer Gefühle die Macht, Sie mit sich fortzureißen, und wenn er die ganze Erde überflutete."

Der Arme .... Er ahnte nicht, daß dies Über den Wassern Schweben, wie er es nannte, diese göttliche Kühle sein Unheil werden sollte, der Fluch seiner jungen Ehe, daß ihm bestimmt war, maßlos darunter zu leiden.

Er ahnte es nicht; ahnte es ebenso wenig wie ich selbst. Denn er wußte auch nicht viel mehr von Liebe als ich unerfahrenes Mädchen.

Am Tage, da die Pietà in unsrer Grabkapelle aufgestellt wurde, frug er mich, ob ich seine Frau werden wollte. Im ersten Augenblick wußte ich vor stillem Jubel mich kaum zu fassen. Ich vergaß zu antworten. Und erst, als er, mein Schweigen als Ablehnung deutend, ungefüg herauspolterte, ich sollte nur nicht gar so zimperlich meine Worte auf die Goldwage legen, er könne schon einen ordentlichen Puff vertragen, erst da fand ich den Mut, ihm meine Hände hinzustrecken."

Die alte Frau schwieg. Empfindung und Gedanken gingen ihr unter in der Erinnerung. Die Lider hingen schwer über den Bällen der Augäpfel.

Stein saß wie erstarrt auf seinem Stuhl. Er vermochte kein Glied zu rühren, fand, so fieberhaft sein Hirn auch arbeitete, kein Wort, den Bann der Stunde zu brechen oder zum Alltag zurückzuleiten.

Schwester Brigitta räusperte sich, setzte zum Sprechen an. Ein paar Mal brach sie hilflos wieder ab. Die hervorgestammelten Laute wollten sich nicht zu Worten formen lassen. Doch es ließ ihr keine Ruhe.

Sie begann von neuem. Sorgsam setzte sie Silbe vor Silbe, bis sie die widerspenstige Zunge wieder in der Gewalt hatte, bis ihr die Rede wie zuvor mühelos von den Lippen ging.

„Nach der Heirat schlugen wir in München unsern Wohnsitz auf. Werners Schaffen brauchte einen andern Hintergrund als Augsburgs Kleinstädterei und Spießertum. Nur in einem Kunstzentrum konnte er sich voll entfalten.

Diese Einsicht erleichterte mir den Abschied aus den gewohnten Verhältnissen. Ich brauchte geraume Weile, um mich in dem neuen Leben zurechtzufinden, das nun für mich anbrach. Es war ja alles so fremd.

Erst jetzt merkte ich so recht, wie einsam ich bisher in den Tag hinein gehaust hatte. Ich konnte es gar nicht fassen, daß nun ein Mann an meiner Seite schritt, dem ich mein Herz ausschütten durfte, dem nichts unbedeutend, nichts geringfügig erschien, was mich auch immer bewegte, ein Mann, der mir von Herzen zugetan war, der nur darauf ausging, mir Liebe zu beweisen, meine Sorgen und trüben Gedanken zu verscheuchen, dem es Kummer bereitete, war ich verstimmt, der gleich einer Sonne strahlte über ein zufriedenes, glückliches Wort aus meinem Mund.

Wie ein Kind über die Pracht des Weihnachtsbaumes konnte Werner staunen ob dem geräuschlosen Gang eines geordneten Hauswesens. Das verriet zur Genüge, aus was für einer Bohèmewirtschaft er herkam. Früher hatte ich mich wenig um häusliche Fragen bekümmert. Jetzt wurde es mein Stolz, daß alles wie am Schnürchen ging. Ich selbst schmückte die kleine Tafel, schaffte neue Geräte, schöneres Kristall und Silber an. Ein frohes Aufleuchten in seinen Zügen lohnte ja überreich das bißchen Mühe.

Es war ja wohl nicht immer recht, wie ich es anfing. Manchmal mögen meine Anordnungen seinen verfeinerten Geschmack beleidigt haben. Nicht als ob er je etwas derart auch nur angedeutet hätte. Bewahre. Aber ich fühlte es. Schließlich war uns der Sinn fürs Künstlerische einmal nicht angeboren. Den guten Willen jedoch, den erkannte Werner an. Und das dankte ich ihm.

Ich hatte ihm ja so viel zu danken. Viel? Alles.

Nur die Sehnsucht müßiger Dichter konnte solch paradiesisch Dasein aussinnen, hatte ich bisher gedacht und wohl mitleidig spottend gelächelt, vielleicht, wenn ich ganz ehrlich bin, auch ein wenig wehmütig. Und nun war mir dies unfaßlich wonnige Los zugefallen.

Den Glücklichen mag es hart ankommen, soll er sich zurechtfinden, wenn jäh Leid über ihn hereinbricht. Wer aber ein Menschenleben lang blind in Nacht und Kälte gedarbt hat, dessen nun erst dem Licht gewonnenen Augen bereitet die Sonne, bereitet ihr Glanz und die Farbenpracht ringsum bittern Schmerz, und seine erschauernden Glieder frösteln vor Fieber in ungewohnter Wärme.

Wie ein Traum kam mir dies neue Leben vor. Es würgte mich, wenn plötzlich das Gespenst vor mir aufstieg, es könnte je ein Erwachen geben.

Trunken, berauscht, unsicher ging ich die ersten Wochen einher.

Kaum traute ich meinen Augen, wenn ich mit ansah, wie hier vor mir aus einem formlosen Tonklumpen im Nu Wunderwerke entstanden. Gestaltet von einer Hand, die nur zu spielen schien. Ganz und gar aber benahm es meine Sinne, griff Werner zur Violine. Er hatte nie Unterricht gehabt. Schulgerecht Übungen zu spielen oder eine Sonate, dazu reichte sein Können nicht aus. Aber dem geheimsten Fühlen vermochte er in Tönen, Rhythmen und Klängen Ausdruck zu geben, jenem Erleben, das ihn zutiefst durchpulste, aber in seiner eigentlichen Kunst sich nicht recht zur Befreiung durchringen konnte. So etwas begriff ich nicht. Das noch am wenigsten von all den Wundern dieses neuen Daseins.

Ich höre jetzt noch das behaglich spitzbübische Lachen Werners, das ihm so recht von Herzen kam, wenn er gewahrte, wie mich all das Neue verwirrte, wie es mich mit süßer Müdigkeit erfüllte, sodaß ich oft während langer Stunden vom Glück befangen, in einem hohen Lehnsessel verkrochen saß, nur um ihn auch bei der Arbeit nicht aus den Augen zu verlieren. So vielleicht, indem ich ständig in seiner Nähe blieb, konnte ich mir den Glauben, die Gewißheit verschaffen, daß Wirklichkeit war, was mich bis in meine Wurzeln erschütterte, was mich zu einem ganz andern Menschen umbildete.

Es ist mir heute noch nicht möglich, in Worte zu kleiden, was in mir vorging. So überwältigend war es, so unerhört und unglaubhaft.

Wie Werner vermochte wohl kaum ein andrer Mann zu lieben. Nur der Künstler ist solcher Hingabe fähig, der Hingabe ans Werk, der Hingabe an die Frau, die ihn zum Werk begeistert. Die andern Männer fordern, denken nur an sich. Werner fand allein Befriedigung im Schenken. Und nur wenn er sah, daß

verhaltener Jubel den Andern fast erstickte, nur dann war er glücklich. Der schöpferische Mensch, das Vollendetste, was die Natur hervorbringt, vereint eben in sich beider Geschlechter Vorzüge in gesteigertem Grade.

Auf jede meiner Launen wußte er sich einzustellen. Nur mein Wille galt. Es mag nicht leicht gewesen sein, der eingefleischten Einsiedlerin alles zu Gefallen zu machen. Aber seine Liebe brachte freudig jedes Opfer und gab sich den Anschein, als empfange sie gebend Geschenke. Sie verwöhnte mich — es gibt keine Worte, wie sehr.

Das band. Wir wetteiferten, einander zu erfreuen.

Was ich sonst vielleicht nie gelernt hätte, mich einem andern völlig unterzuordnen und über seinen Interessen das eigne Ich zu vergesseen, das lehrte mich seine Liebe. Mein höchster Ehrgeiz bestand darin, ihm bei der Arbeit helfen zu dürfen. Auf den niedrigsten Handlangerdienst, den ich leisten konnte, war ich stolz. Daß unser Geschlecht zu schwach war, um die untergeordneten Steinmetzarbeiten zu leisten, das bildete meinen einzigen Kummer. Alles hätte er aus meiner Hand empfangen sollen, nicht nur die Werkzeuge, wie er sie eben brauchte, auch das roh vorbereitete Material, den Block.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Rundschau der Kriegsliteratur XXIX.

Von Dr. iur. Kurt Ed. Imberg.

Von der im Verlage von Friedrich Pustet in Regensburg erscheinenden Sammlung „Bücher der Stunde" liegt als 5. Band eine kleine Schrift des österreichischen Historikers Richard von Kralik vor, der als Herausgeber und Fortführer der Weiß'schen „Weltgeschichte" bekannt ist. Das vorliegende Büchlein, das sich „Österreichs Wiedergeburt" betitelt, ist leider nicht als ein Meisterwerk unabhängiger, objektiver Geschichtsschreibung anzusprechen; denn allzu sehr merkt man den christlich-sozialen und rein österreichischen Standpunkt, von dem der Verfasser die Ereignisse ansieht. Trotzdem birgt die Schrift viele gute Gedanken, sodaß das Büchlein trotz der oft einseitigen Beurteilung als lesenswert bezeichnet werden kann.

Von Julius Wolf's Schrift „Ein deutsch-österreichisch-ungarischer Zollverband", die wir bereits früher hier zu besprechen Gelegenheit hatten, liegt die dritte Auflage vor, die den neuen Titel „An der Wiege Mitteleuropas" führt. (A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig). Obwohl diese Neuauflage einige interessante Zusätze und Verbesserungen enthält, müssen wir uns hier darauf beschränken, ihr Erscheinen anzukündigen. Vielleicht gibt uns bald eine vierte, hoffentlich wiederum vermehrte Auflage Anlaß, nochmals eingehender auf die interessanten Ausführungen Wolf's zurückzukommen.

Eine kleine lehrreiche Schrift über Rumänien veröffentlicht A. G. Issacénco unter dem Titel „**La Roumanie inconnue**" bei Ferd. Wyß in Bern. Als genauer Kenner gibt er einen wertvollen, wenn auch kurzen Überblick über Land und Leute, über die militärischen Vorbereitungen und die Politik Rumäniens bis zur Kriegserklärung an die Zentralmächte.

Über Polen liegen zwei neue Schriften vor, beides Arbeiten, die aus der recht zahlreich vorliegenden Polenliteratur besonders erwähnt und hervorgehoben zu werden verdienen. Die erstere dieser Schriften ist eine ausführliche Arbeit von W. Feldman über die „Geschichte der politischen Ideen in Polen seit dessen Teilungen (1795—1914)" und ist im Verlage von R. Oldenbourg (München-Berlin) erschienen. Es ist eine außerordentlich interessante, auf gründlicher Verarbeitung der polnischen Literatur aufgebaute Studie, die von großem Wert ist, mag auch die Auffassung Feldmans manchmal etwas zu optimistisch sein. Er steht ja in dieser Hinsicht nicht allein da; ob Polen imstande sein wird, auf eigenen Füßen zu stehen, oder ob die schöne Idee von der polnischen Freiheit nur in der Theorie und in der Literatur bestehen soll, wird sich ja bald zeigen. Hoffen wir, daß ersteres eintrifft, daß das Ideal so vieler hervorragender Polen seit mehr als hundert Jahren sich verwirklicht.

Nicht weniger lesenswert ist die zweite Studie „Zur Soziologie des Polentums" von Prof. Dr. Rudolf Leonhard, die als 39. Heft der von Prof. v. Schanz und Prof. Julius Wolf bei Ferdinand Enke in Stuttgart veröffentlichten „Finanz- und Volkswirtschaftlichen Zeitfragen" erschienen ist.

Leonhard ist nicht so optimistisch wie Feldman; er sieht die polnische Frage vom unabhängigeren Standpunkte aus an. Er schildert in seiner Untersuchung die gesellschaftliche Gliederung des polnischen Volkes, die soziologischen Verhältnisse, wie sie im selbständigen Polen bestanden, und die schließlich zum Verlust der Selbständigkeit führten.

„Die Donau- und die Meerengenfrage" behandelt **Dr.** Wilhelm Knorr im 24. Heft der von Ernst Jäckh im Verlage Gustav Kiepenheuer (Weimar) herausgegebenen „Deutschen Orient-Bücherei." In großen Zügen gibt der Verfasser die völkerrechtliche Entwicklung dieser Fragen, wobei die gesamten geographischen,. politischen und wirtschaftlichen Fragen Berücksichtigung finden. Besonders eingehend behandelt Knorr die großen Ereignisse des Weltkrieges und ihre Wirkung auf die Donau- und Meerengenfrage und die aus der Geschichte und den Lehren des Krieges sich ergebenden völkerrechtspolitischen Vorschläge betreffend die zukünfige Lösung dieses höchst wichtigen Problems.

* * *

In der vorigen Rundschau hatten wir Gelegenheit, das Erscheinen eines neuen großen Sammelwerkes anzukündigen, das vom Kgl. Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel unter dem Titel „Der Wirtschaftskrieg" herausgegeben wird und sich zur Aufgabe gestellt hat, die Maßnahmen und Bestrebungen des feindlichen Auslandes zur Bekämpfung des deutschen Handels und zur Förderung des eigenen Wirtschaftslebens im Zusammenhange darzustellen. Dem im Novemberhefte genannten Bande, der als eine allgemeine Einleitung dienen sollte, sind nunmehr zwei Bände gefolgt, die beide unser reges Interesse in Anspruch nehmen dürften: „England" und „Japan". Der Band „England" ist von Ernst Schuster und **Dr.** Hans Wehberg bearbeitet, die ihrer Arbeit eine große Anzahl ausländischen Zeitungsmaterials zugrunde gelegt haben, das mit der größten Sorgfalt geprüft und ausgewählt worden ist. Auch sämtliche amtliche Veröffentlichungen und die diesen Stoff behandelnde Literatur ist in vorzüglicher Weise benutzt. Den Verfassern ist es gelungen, die großen Gesichtspunkte, die Hauptziele des Wirtschaftskrieges herauszuarbeiten; trotzdem erfährt auch der Leser, der nicht aus einem mehr wissenschaftlichen oder politischen Interesse an diese Arbeit herangeht, für sein praktisches Interessengebiet wichtige und lehrreiche Einzelheiten. Es wird versucht, die rechtliche Behandlung der Deutschen und des deutschen Eigentums auf die dahinterstehenden wirtschaftlichen Interessen zurückzuführen und an Hand der tatsächlichen Ausführung der diesbezüglichen Gesetze zu zeigen, daß sie ein ganz bestimmtes wirtschaftliches Ziel haben, und daß sie in ihrer Gesamtheit ein fast lückenloses handelspolitisches System bilden. Grundlegende Änderungen in der Gesamtstruktur des englischen Wirtschaftslebens haben sich vollzogen, eine Tatsache, die für die Aufnahme der weltwirtschaftlichen Beziehungen nach dem Kriege unbedingt in Rechnung gestellt werden muß. Dies tritt uns in dem Buche besonders klar in denjenigen Kapiteln vor Augen, die sich mit den Änderungen des englischen Bankwesens befassen, die ihren Ausdruck finden in der Gründung der Außenhandelsbank, sowie in denjenigen Abschnitten, in denen die Bemühungen um das Zustandekommen wirtschaftlicher Zentralverbände und die starke Tendenz der englischen Schifffahrt zur Kartellierung und Fusionierung dargelegt werden.

Auch der zweite vorliegende Band „Japan", den Konsul Leo Ulrich bearbeitet hat, ist von großer Wichtigkeit. Der Verfasser behandelt zunächst die Stellungnahme Japans gegenüber

dem deutschen Handel und zur Pariser Wirtschaftskonferenz, sowie die Tätigkeit der Japaner in den von ihnen besetzten deutschen Kolonien. Die Hauptaufmerksamkeit ist der Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte Japans während des Krieges gewidmet. In kurzer, knapper Weise werden hier die auf allen Gebieten gemachten Veränderungen und Fortschritte geschildert, das Bank-, Finanz- und Versicherungswesen, die Zollangelegenheiten und Maßnahmen zur Förderung des japanischen Handels, der Industrie u. s. w. Von besonderem Interesse ist der 3. Abschnitt, der über die Tätigkeit und Erfolge in den verschiedenen Industriezweigen Japans berichtet; genannt seien hier nur die Eisen- und Zinkindustrie, der Schiffbau, der besonders eifrig betrieben worden ist, die Textil-, die chemische und elektrische Industrie, in denen Japan außerordentlich fieberhaft in den letzten Jahren gearbeitet hat, um sich bezüglich des eigenen Verbrauchs von Europa unabhängig zu machen, und darüber hinausgehend auch europäische Erzeugnisse durch japanische auf dem Weltmarkte zu ersetzen. Den Schluß des Bandes bildet eine kurze Betrachtung über die Aussichten der wirtschaftlichen Entwicklung Japans nach dem Kriege. In einem Anhange folgen in Übersetzung die japanischen Gesetze und Verbote betr. den Handel mit dem Feinde.

Einer besonderen Empfehlung bedarf dieses Sammelwerk kaum, das Politikern, Kaufleuten und Industriellen, dem Theoretiker wie dem Manne der Praxis gleich wertvolle Aufschlüsse und Belehrungen bietet, und wir können nur wünschen, daß auch die noch in Arbeit befindlichen Bände über die übrigen Länder in recht kurzer Zeit erscheinen und uns Gelegenheit geben, recht bald wieder auf dieses Werk zurückzukommen.

Als 23. Heft der „Kriegshefte aus dem Industriegebiet" (G. D. Baedeker's Verlagsbuchhandlung in Essen) erschien aus der Feder von Dr. Herbert Kann ein Beitrag zur Währungs- und Valutafrage mit dem Titel: „Gold oder Papier?" Der Zweck, den der Verfasser mit dieser Arbeit verfolgt, ist, den in jüngster Zeit vielfach vertretenen Ansichten entgegenzutreten, die glauben, zur Niederringung der englischen Wirtschaftskraft gebe es nur ein Mittel: eine vollständige Umgestaltung unseres Währungssystems. Außerdem versucht Kann im Gegensatz zu den Vertretern der kartalistischen Richtung nachzuweisen, daß Deutschland nur auf metallistischer Grundlage seine durch den Krieg stark gesunkene Valuta zu verbessern vermag.

* * *

Bei der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. B. ist der 1. Band eines neuen wichtigen historischen Werkes über „Die römische Frage" erschienen. In außerordentlich fleißiger Arbeit hat der Herausgeber Prof. Dr. Hubert Bastgen Dokumente und Stimmen zu dieser interessanten Frage zusammengetragen. Der vorliegende Band, der bis zum Jahre 1860 reicht, bietet eine Menge von Material, das sonst nur schwer oder garnicht demjenigen, der sich mit diesem wichtigen Problem beschäftigen möchte, zugänglich ist. Schon aus diesem Grunde sind wir dem Herausgeber für seine Arbeit Dank schuldig. —

Fünf Vorträge über „Luther und wir Deutsche" werden vom Stiftungsverlag in Potsdam veröffentlicht. Fachleute wie Prof. Karl Benrath, Fischer, Konsistorialrat W. Richter, Prof. Haendtke und Prof. Martin Schulze haben ihre Feder geliehen, um in verständlicher Form, aber doch streng auf wissenschaftlicher Arbeit beruhend Gedanken zu geben, die geeignet sind, Männer und Frauen der führenden Stände Freudigkeit zu schaffen zur Mitarbeit an den großen sitt-

lichen und kulturellen Aufgaben der deutschen Zukunft.

* * *

Eine kleine Lebensbeschreibung von „König Ferdinand von Bulgarien“ läßt Paul Lindenberg bei der Verlagsanstalt Augustin & Co. in Berlin-Charlottenburg erscheinen. In unterhaltender Art schildert dieses mit zahlreichen Bildern geschmückte Büchlein in großen Zügen das Wirken und Schaffen, Streben und Erleben König Ferdinands.

Die bei der Deutschen Landbuchhandlung erschienene Schrift von E. Schmid-Frankfurt a. O.: „Die Deutschen Bauern in Südrußland“ liegt nunmehr in 2. Auflage vor. Man darf dies wohl als ein erfreuliches Zeichen dafür nehmen, daß das Interesse für unsere Volksgenossen im russischen Reiche allmählich mehr und mehr zunimmt, und daß man hoffentlich nachholen wird, was man früher für diese Deutschen zu tun vergessen hat. Der kleinen Schrift von Schmid, die in kurzen Umrissen Leben und Wirken der deutschen Bauern in Südrußland beschreibt, können wir deshalb nur weiter guten Erfolg wünschen.

Im Anschluß hieran wollen wir nicht unterlassen, auf das neue Buch von Prof. Dr. Otto Hoetzsch „Russische Probleme“ (Verlag von Georg Reimer, Berlin) wenigstens kurz hinzuweisen. Es ist eine Entgegnung auf Haller's Schrift „Die russische Gefahr im Deutschen Hause“, in der Haller das Hoetzsch'sche Buch über „Rußland“ angegriffen hatte. Obwohl der Verfasser in dieser neuen Schrift manche Unklarheiten seines Buches klärt, können wir doch leider nicht allen seinen Ausführungen beipflichten. Es würde uns jedoch zu weit führen, wollten wir hier genau auf die Einzelheiten eingehen; dies müssen wir uns für spätere Gelegenheit aufsparen.

Literarische Rundschau.

Von Professor Dr. Heinrich Brömse.

Wir alle wissen, daß Lessing die Allegoristerei in der bildenden Kunst bekämpft hat, und wissen ebenso, daß diese die Allegorie zu keiner Zeit ganz über Bord geworfen hat, es sei denn unter der Herrschaft eines ganz reinen d. h. ganz geistlosen Impressionismus. Ist da ein Widerspruch? Wir können Lessings Meinung ruhig gelten lassen. Er bekämpft nicht die Allegorie, sondern die Allegoristerei; er tadelt den sinnbildlichen Gehalt nur, insofern er zum Gegenstand künstlich hinzugetan, nicht in dem Gegenstand selbst künstlerisch verkörpert ist. Eine völlig abschließende Begriffsbestimmung ist damit freilich noch nicht gewonnen — wo hört das Künstliche auf, wo fängt das Künstlerische an? — aber doch wohl ein Maßstab, der zu einer gerechten Beurteilung dienlich sein kann und außerhalb einer vielleicht strittigen Mittelzone das Schlechte vom Guten sondert, etwa die Zierengel auf Kriegerdenkmälern von dem geistigen Gehalt in Klingers Meisterwerken. In seinen Meisterwerken: denn gelegentlich hat auch er wohl ein wenig Allegoristerei getrieben, aber viel häufiger ist durch Künstlerphantasie und Schöpferkraft alles Gedankliche in lebendige Gestalt umgesetzt, oder vielmehr: der Gedanke und das Bildnerisch-Künstlerische wirkten geheimnisvoll zusammen und verschmolzen in der Tat des Genius zu einheitlichem, unauflöslichem Wesen. So gilt von den weitaus meisten seiner Werke der Satz: „Nicht die Angabe, daß sie Symbolisches enthielten, würde hier entsprechen, nein: sie sind Symbole“.

Dieser Satz stammt von Ferdinand Avenarius und steht in seinem schönen Buch: „Klinger als Poet“*). Da „gerade Kritik,

*) München, Georg D. W. Callwey.

die etwas auf sich hält," gewöhnlich nur von den Kunstmitteln und der Gestaltung zu sprechen pflegt, so ist es bei einem Meister von Klingers Art besonders willkommen, wenn ein feinsinniger Deuter ausführlich den seelischen Gehalt der Werke beleuchtet. Klingers Können im fachlichen Sinn unterschätzt er durchaus nicht, aber sein Letztes, sein Größtes liege jenseits aller Handarbeit; es brenne feurige Gesichte durch unsre Augen in Hirn und Herz, die ein poetisches Genie aus leidenschaftlichem Erleben der Welt offenbare. Das besondere Gebiet des Maler-Poeten, auf dem er einen Gedanken in seiner Entwicklung verfolgen, ihn zum Drama ausgestalten kann, ist die Griffelkunst. Durch ihre Wunderschöpfungen führt uns Avenarius — nicht eigentlich in Erklärungen, sondern mehr in Nachdichtungen, die zum Teil selbst kleine Kunstwerke sind. Das hat er schon im Jahre 1894 in einem Büchlein „Klingers Griffelkunst" getan. Erweitert um ein paar Betrachtungen und vor allem bereichert durch eine Fülle guter Abbildungen, liegt es hier neu vor. Dem Meister selbst ist das hier angewandte Verfahren der Vervielfältigung nicht gut genug für seine Werke, wie er in einem beigefügten Brief an den Verfasser sagt, aber wir wollen uns trotzdem der in ihrer Art oft ausgezeichneten Bilder freuen und dem, der sie hier gesammelt und vortrefflich erläutert hat, dankbar sein. Die Originaldrucke sind doch nur einem kleinen Kreis Beglückter als Eigentum vergönnt. Auch wer sie im Kupferstichkabinett betrachtet hat, wird gern an diesen Blättern Erinnerung und Andacht neu beleben, und wer den Gang zu den Originalen noch vor sich hat, mag sich durch dies Buch dazu anregen und anleiten lassen. So führt uns die Wanderung von den Erstlingen der Griffelkunst bis zu den erschütternden Dramen und zu den Gipfeln, die in die Ewigkeit ragen, „Vom Tode" und „Brahmsphantasie". Angefügt sind Beispiele aus dem Märchenzyklus: „Das Zelt" (46 Radierungen zum Preise von 4800 Mark; wohl uns, daß wir hier ein paar Proben genießen können!) Endlich wird auch der Poet im Maler und im Bildhauer gewürdigt. Überall gelingt es dem Verfasser, eine Vorstellung von der geistigen Größe zu geben, die hinter dem Werke steht, und zur Ehrfurcht vor diesem Werke zu erziehen, dessen kraftvoll herbe Schönheit zu den herrlichsten künstlerischen Offenbarungen des deutschen Wesens gehört.

Auch einem Verfechter des Geistigen in der Kunst ist ein Werk von Wilhelm Stein*) gewidmet: dem Maler Joseph Anton Koch (1768 bis 1839), der aus einem Tiroler Bauernjungen zu einem Stuttgarter Karlsschüler wurde, sich nach kürzerem Aufenthalt in Straßburg und Basel frühzeitig in Rom niederließ und dort fast dauernd blieb. Er überwand die Schwächlichkeit des Rokoko, suchte als Carstens' Schüler in der Darstellung des Menschen Kraft, Charakter, Leidenschaft und wurde vor allem ein Bekämpfer der Vedutenmalerei Hackerts, ein Erneuerer der heroischen Landschaft, ein Meister in der großen Linienführung und der einheitlichen Gesamtauffassung. Wie er schon im Tagebuch der ersten Schweizer Reise die „seelenerhebende Wonne" schildert, die ihm das „große Unermeßliche" bereitet, so strebt er als Maler der Natur zum Erhabenen und Symbolischen. Nachdem Ernst Jaffé vor zwölf Jahren die erste Sonderschrift über Koch veröffentlicht hat, unternimmt Stein es hier, den künstlerischen Gang des Meisters auf Grund von Untersuchungen der einzelnen Werke in umfassender Weise darzustellen, indem er das Schwergewicht auf die besondere Leistung Kochs als Gestalters der Landschaft legt. Er durch-

*) Die Erneuerung der heroischen Landschaft nach 1800. Straßburg, J. H. Ed. Heitz, 1917.

wandert und prüft eingehend und mit unermüdlicher Sorgfalt das ganze Lebenswerk des Künstlers und bestimmt mit sicherer Hand sein Wesen als Persönlichkeit und seine Stellung in den großen Zusammenhängen der Kunstgeschichte. Diese weisen vor allem auf Poussin, den Schöpfer der heroischen Landschaft, zurück: ihm ist das erste Kapitel des Werkes gewidmet. In den folgenden zeigt der Verfasser, wie Koch das Erbe Poussins antritt und verwaltet, wie er stufenweise in kraftvollem Aufstieg zu achtunggebietender Höhe gelangt, sich auf dieser freilich nicht bis ans Ende behaupten kann. Die Betrachtung und Erläuterung der einzelnen Gemälde und Zeichnungen, von denen eine große Zahl in trefflichen Abbildungen dem Leser vor Augen geführt wird, ist so fein im Gefühl, so besonnen im Urteil, so fesselnd im Vortrag, daß die Bekanntschaft mit dem Werk wirkliche Freude bereitet. Neben den Einzeluntersuchungen bleibt verhältnismäßig wenig Platz für die allgemeine, das Einzelne zusammenfassende und abrundende Würdigung. Der wissenschaftliche Wert des bedeutenden Werkes, das gewiß auch über die Kreise der Fachgelehrten hinaus reiche Anregung zu geben vermag, kann an dieser Stelle nicht ausgeschöpft werden.

Für den Schweizer Maler-Poeten Ernst Kreidolf wirbt Wilhelm Fraenger*) in einem gut geschriebenen, auch mit zahlreichen Bildern geschmückten Buch, das die Entwicklung und die hauptsächlichsten Schaffensgebiete des Künstlers behandelt. Kreidolfs Gemälde und Bilderbücher führen uns in eine Welt gedankenvoller Träume. Am eigenartigsten sind seine Falter- und Blumenmärchen, in denen er mit geschmeidigem Linienspiel reizvolle Phantasien vor unsern Blick zaubert. Aber nicht immer ist sein Reich ein friedlich heitrer Garten, auch die Melancholie schlägt ihre Fittige um ihn, und zuweilen läßt er uns heimliche Schauer spüren, als rührten wir an Überirdisches.

*) Ernst Kreidolf, ein Schweizer Maler und Dichter. Zürich, Rascher, 1917.

Die Phantasie des bildenden Künstlers im Dienste des Gedankens tritt uns in einem Entwurf entgegen, den Martin Mächler*) in Wort und Bild vorlegt: als weihevolles Wahrzeichen der im Weltkrieg neu gekräftigten deutschen Einheit möchte er bei Potsdam am Ufer des Schwielowsees auf dem Franzensberg ein groß angelegtes Heiligtum, Walhall und Gralsburg zugleich, errichtet sehen. Er trägt seine Gedanken so beredt und großzügig vor, daß die aus dem Ganzen sprechende Begeisterung wohltuend wirkt, auch wenn man an der Ausführbarkeit zweifelt.

*

Häufiger noch als die Maler-Poeten finden wir in der deutschen Geistesgeschichte die Dichter-Philosophen. Der Edelsten einer, dessen Name nicht nur in der engeren Wahnfriedgemeinde, sondern im größeren Kreise deutscher Idealisten guten Klang hat, war Heinrich von Stein. Seine philosophischen Werke sind kaum über die wissenschaftliche Welt hinausgedrungen, haben, wie es scheint, auch in ihr keinen starken Nachhall gefunden. Etwas mehr Wirkung ins Weitere haben einige mehr volkstümlich gehaltene Arbeiten — so über Schiller und Goethe — gehabt. Seine Dichtungen, bisher zerstreut und zum Teil vergriffen, legt der Insel-Verlag in einer schönen dreibändigen Ausgabe vor**). Sie ist aus zwei Gründen hochwillkommen. Erstens wegen der Persönlichkeit des Verfassers, die, kernhaft und wand-

*) „Die deutsche Einheit". Skizze zu ihrer symbolischen Auffassung. Berlin, Ring-Verlag.

**) Heinrich von Stein, Gesammelte Dichtungen. Herausgegeben von Friedrich Poske. Leipzig, Insel-Verlag.

lungsfähig zugleich, mit ihren ans Heldische und Heilige mahnenden Zügen auch auf die Nachlebenden einen eigenartigen Zauber ausübt. Noch tiefer würden wir gewiß in ihre Entwicklung hineinblicken können, wenn auch die im Nachlaß aufbewahrten vierzehn Tagebuchhefte wenigstens in größeren Auszügen veröffentlicht würden. Zum andern ist doch aber nicht zu verkennen, daß diese Bände mehr als nur einen Beitrag zur Erkenntnis einer bedeutenden Persönlichkeit bieten, daß sie viele auch an sich bemerkenswerte Dichtungen enthalten, in denen sich Tiefe des Gedankens und künstlerische Anschauung glücklich vereinigen. Der philosophische Roman: „Die Ideale des Materialismus" zeigt die Gedanken- und Gefühlswelt des Verfassers noch in voller Gärung. Einer, der vom Studium der Theologie zum Atheismus und Materialismus gekommen ist, schreitet schon zu neuen Höhen. Sein Lebensgesetz ist ein tief empfundenes „Stirb und werde!" Ein neuer Hölderlin, mischt er Betrachtungen und Gespräche, Lebensschicksale und Lieder zu einem bunten Strauß, ohne ihn doch zu einheitlicher Wirkung bringen zu können. Nehmen wir dann aus dem letzten Bande die Erzählungen vorweg, deren sachlicher Stil aufhorchen läßt, die aber doch mehr gedankenhaften als anschaulichen Inhalt haben, so bleibt als Mittel- und Hauptstück die lange Reihe dramatischer Szenen und unter ihnen eine stattliche Anzahl vortrefflich geratener, ausgereifter Abschnitte. Im allgemeinen dienen sie dazu, große Gestalten der Geschichte in den bestimmenden Grundzügen ihres Charakters und auf Höhepunkten ihres Schicksals vorzuführen. Das Charakterbild ist fast stets gut getroffen mit allen Mitteln der Geschichtskenntnis, der Seelenkunde, der Darstellungskunst. Für die Handlung ist nicht immer ein wirklich dramatischer Augenblick gewählt. Nicht jeder Höhepunkt ist ein solcher; fruchtbar allein sind die Wendepunkte, aber auch nicht jede Schicksalswendung, sondern die Augenblicke, in denen der Held selbst vor große Entscheidungen gestellt wird oder solche herbeiführt. Wo Heinrich von Stein solche Augenblicke wählt wie etwa im „Alexander", da erzielt er gute dramatische Wirkung. Zum eigentlichen Bühnenstück fehlt noch allerlei, aber es sind doch mehr äußerlich technische Fertigkeiten, deren er gewiß auch noch Herr geworden wäre. Ja, einige der Szenen könnten auch schon so, wie sie sind, mit einiger Nachhilfe in ihrer Bühnenwirksamkeit erprobt werden. Jedenfalls spricht trotz aller Verwandtschaft mit Gobineau ein eigenartiger Dichtergeist bedeutungsvoll und gestaltungskräftig zu uns.

Eine gewisse Geistesverwandtschaft verbindet, wie mir scheint, mit diesem Dichter-Philosophen den reichsten Stilkünstler unserer gegenwärtigen Lyrik, Stefan George. Daß man ihm doch nicht allein mit diesem Kennwort gerecht wird, daß er in prachtvoller Rede voll edlem Sprachgut und manchmal unnötigem Zierrat lebensstarke Gefühle und wuchtige Gedanken darzustellen weiß, zeigt er in seiner Dichtung: „Der Krieg"*). „Lob und Fehm, Gebet und Sühne", eine oft gewaltige Predigt von den Sünden des Zeitalters, vermag sie wohl nicht nur Bewunderung zu erwecken, sondern auch das Herz zu ergreifen, mutet allerdings gelegentlich dem Verständnis reichlich viel zu. Die Rede, die anfangs so kalt erhaben und strafend klingt, wird schließlich doch zu einem Preis des Heimatlandes: „Land, dem viel Verheißung noch innewohnt — das drum nicht untergeht!"

*

Von den deutschen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts hat kaum einer die ausgleichende Gerechtigkeit der Ge-

*) Berlin, Georg Bondi, 1917.

schichte so zu seinen Gunsten erfahren wie Friedrich von Logau. Lessings gewichtiges Wort hat ihm ein für allemal einen Ehrenplatz gesichert. Das starke vaterländische Gefühl, das bei ihm oft herzerfrischenden Ausdruck findet, macht ihn gegenwärtig wieder recht zeitgemäß. Seltsam, daß seine Kunst nicht längst eingehend dargestellt und gewürdigt worden ist! Paul Hempel*) füllt diese Lücke mit einem vortrefflichen Werke aus. Er hat sich in Geist, Inhalt und Form der nach Tausenden zählenden Sinngedichte so eingelesen, er beherrscht zugleich die literarischen Vorbilder Logaus, unter denen der Römer Martial und der Engländer Owen die wichtigste Rolle spielen, und nicht minder die zeitgenössische deutsche Literatur mit solcher Sicherheit, daß er ein durchaus umfassendes Bild von der dichterischen Persönlichkeit und ihrer Stellung im deutschen Geistesleben geben kann. Mit einer genauen Kenntnis aller verschlungenen Wege der Poetik verbindet er feines künstlerisches Gefühl, das ihn bei aller liebevollen Versenkung in die Art seines Helden nicht blind gegen dessen Schwächen werden läßt. Die allgemeinen Ausführungen, besonders die vorausgeschickte ausgezeichnete Gesamtwürdigung Logaus werden auch weiteren Kreisen erfreulich sein.

Mit einer fast rührend zu nennenden Sorgfalt hat Albert Koch**) Goethes Verskunst untersucht. Eingehende Einzelstudien über den Versbau in Iphigenie, Tasso und der Natürlichen Tochter werden eingerahmt von zwei allgemeineren Betrachtungen. Die erste zeigt, ohne tieferen Einblick zu geben, die Entwicklung des Verskünstlers Goethe und fügt eine nützliche Zusammenstellung seiner Äußerungen über Fragen der Verslehre hinzu. Die andre handelt über den Hiatus in Goethes Dichtungen mit einer Vollständigkeit und Umsicht, die Anerkennung verdient; ein vergleichender Rundblick über die Werke andrer Dichter erhöht den Wert der Ergebnisse. Im ganzen leidet das Buch daran, daß der Verfasser mit der Forschung nicht immer Schritt gehalten hat, daß er auf Äußerlichkeiten zu viel Gewicht legt und den Versbau nicht genug im Zusammenhang mit dem Stil betrachtet. Auch sonst gibt die Methode manchmal zu Bedenken Anlaß. Trotzdem und trotz anfechtbarer Einzelheiten gibt das Werk, das augenscheinlich das Ergebnis einer Lebensarbeit ist, so viele gute Anregungen und Belehrungen, daß es auf unsre Dankbarkeit rechnen kann.

*

Zum Schluß mag aus Kunst- und Literaturwissenschaft noch ein Seitenblick auf Unterricht und Erziehung erlaubt sein, ist doch die Pädagogik selbst zugleich Wissenschaft und Kunst, wenn sie nicht im Handwerk stecken bleiben will. Auch ist das Werk, auf das ich kurz hinweisen möchte, von so weitem Gesichtskreis, daß es zum Schrifttum vom allgemeinen geistigen Leben Deutschlands gehört. Es nennt sich bescheiden: „Erläuterungen zu der Ordnung der Prüfung und zu der Ordnung der praktischen Ausbildung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen"*), bringt tatsächlich aber in knapper Form eine Gesamtdarstellung der praktischen Pädagogik. Von maßgebender Bedeutung ist es zunächst deswegen, weil sein Verfasser an hervorragendster Stelle in der Leitung der preußischen Unterrichtsan-

*) Die Kunst Friedrichs von Logau. Berlin, Mayer & Müller, 1917.

**) Von Goethes Verskunst. (Beiträge zu ihrer Kenntnis.) Essen, G. D. Baedeker, 1917.

*) Von Dr Karl Reinhardt, Geh. Oberregierungsrat und vortragendem Rat im Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten. Berlin, Weidmann, 1917.

gelegenheiten steht, zugleich aber auch ganz abgesehen von seinem halbamtlichen Gepräge deshalb, weil es, auf bester Sachkenntnis beruhend und von edlem Geist erfüllt, Anspruch darauf hat, zu den klassischen Schriften von deutscher Bildung gezählt zu werden. Es behandelt Studium und Lehramt mit besonderer Rücksicht auf die Prüfungen der Kandidaten, gibt aber darüber hinaus eine Fülle von Anregungen und Anweisungen für die wissenschaftliche Ausbildung, die Aufgaben des Klassenunterrichts und die Fragen der Erziehung, so daß Lernende und Lehrende, auch Eltern und endlich alle, die an diesen Fragen innerlich Anteil nehmen, viel Gewinn aus dem Buch ziehen können. Sollen ein paar Vorzüge herausgehoben werden, so möchte ich vor allem drei Gesichtspunkte betonen: den bei aller Gründlichkeit im einzelnen stets aufs Ganze gerichteten Blick, den Grundzug echter Wissenschaftlichkeit und die bei aller Betonung des Notwendigen zutage tretende Anerkennung geistiger Freiheit. Nur einen Weg will der Verfasser zeigen, wie es gemacht werden kann; es ist ein guter Weg, der eine sichere Wanderung verheißt, wenn der Wandernde den Wert einer guten Persönlichkeit mit auf die Reise nimmt. Es ist nicht nur eine Anweisung für die Lehrkunst und -wissenschaft, sondern auch ein Buch voll goldner Lebensweisheit.

Literarwissenschaftliche Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Hermann Sudermanns neues Buch.

Ganz einfach Glück geht von den „Litauischen Geschichten"*) aus. In diesem Glück gehen wir nun dahin als sehr Dankbare. Ach wie gut, daß es noch mitten unter uns einen so gnadenreichen Erzähler gibt. Wie schön, daß er gerade jetzt seine Geschichten uns schenkt; es ist, als hätten wir uns schon sehr nach ihnen und gerade nach ihnen gesehnt. Wer sie liest, wer an ihren Gestalten den großen Schöpfer, das Leben und zugleich die reine Kunst verspürt, der weiß plötzlich, was ihm gefehlt hat. Immer ist das Erlebnis der Kunst irgendwie die Erfüllung, und um so mächtiger fällt die Erfüllung aufs Herz, je mehr sie sich zu verziehen schien. Nun ist sie gekommen.

Liest einer die erste der Geschichten, „Die Reise nach Tilsit," und ist ihm die sanfte, feine Indre, das süße Weib und die gute Mutter, wie von selbst hineingeschritten in den goldenen Kreis jener Namen und Gestalten, die seine Seele auf ihrem Erdenweg speisen, dann glaubt er bestimmt, eine bessere und schönere Geschichte könne nicht mehr kommen. Und vielleicht ist es auch die schönste der „Litauischen Geschichten". Denn nichts Ergreifenderes kann es geben als diese Indre. Demütig und voll himmlischer Würde, klarschauend und mitleidig mit dem schwachen, verführten Gatten trägt sie seine Untreue im eigenen Haus und begibt sie sich in seine Hände, die ihre Vernichtung, ihren Tod beabsichtigen. Indre mit ihrem Mann im Boot auf dem Wege nach Tilsit, ihr Todesahnen und ihre Todesangst, ihre Ergebung und ihr herzbrechender Gram um die Kinder; Indre in den Straßen und Läden und lustigen Gärten Tilsits, anfangs noch mit dem schrecklichen Herzdruck, dann immer freier und lebenssicherer an der Seite des Mannes, der mit den Augen der anderen seine Frau wieder sieht und wieder stolz auf sie wird, und dem dann die schlafende, alte Liebe wieder erwacht; Indre endlich im Boot auf der Heimfahrt, wie sie ihrem Mann das Geständnis seines Vorhabens abringt, mit ihm für sich beide betet und darnach seine Seele wieder aufrichtet, so

*) J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin 1917.

herrlich aufrichtet, daß er später über der Rettung der Frau aus Wellennot der eigenen Sicherheit vergißt und untergeht: in dieser Indre ist ein ewig Schönes verkörpert und lebendig geworden.

Es ist sicher die schönste der Geschichten. Nicht nur, daß Indre das Ideal ist, und auch ihr Ansas ein Held und Heiliger wird, hier wirkt auch das rein Künstlerische, der Gang der Ereignisse, ihre innere Notwendigkeit, ihre aus den Menschenherzen geborenen Wunder, am vollendetsten.

Ich merke, wie ich mich umsonst mühe, hier den sittlichen Gehalt vom Ästhetisch-Künstlerischen rein zu trennen. Beides fließt zusammen. Das Ethos ist wohl doch der heimatliche Boden der Kunst; wo sie das sittliche Ideal trägt, wobei dann Gefäß und Inhalt wie wechselseitig bedingt erscheinen, da geht nichts über sie.

Keine der Geschichten, nicht die von „Miks Bumbullis," nicht die von „Jons und Erdme" und nicht die von der „Magd" sind ohne das herzbewegende Sittliche. Dieses ewig Heimatliche des Menschengeistes enthüllt sich in größerer oder geringerer Klarheit bei allen diesen Helden und Heldinnen; es lebt im Wilderer und Mörder, in den armen, hartwerkenden Eheleuten des Moors, lebt in der Magd Marinke, und in manchem anderen Mann und manchem anderen Weib der „Litauischen Geschichten".

Ist es mit Indre ein steter Höhenweg und eine stete heilige Feier, so ist es mit den anderen ein Weg durch allerlei sittliche Lebenstiefen, wo plötzlich und erschütternd das Gute und Zarte wie Himmelslicht einbricht.

Indre steht am Anfang des Buches als hohes, allsiegendes Lied. Indres Höhenpfad ist überschaubar, eindeutig, ihre Seele von göttlicher Einfalt, diese schöne einfache Linie senkt sich auch über das äußere Geschehen; bei den anderen, tieferen sind die Empfindungen, Entschlüsse und auch die Ereignisse verwirrter und verwickelter. Wieviel dichterische Weisheit spricht doch hieraus!

Seine ganze Schöpfungslust hat der Dichter seinen Frauengestalten zugewandt. Wer die Indre, die Erdme, die Marinke, auch die Madlyne in „Miks Bumbullis" kennen lernt, der merkt, wie der Dichter die Frauen durch und durch kennt, wie er an sie glaubt, und wie er sie liebt. Ein rechtes Frauenbuch sind deshalb die „Litauischen Geschichten". Da ist einer, dessen Liebe uns erhöht. Wie danken wir es ihm. Da ist einer, der nicht nur von seiner Marinke, seiner Erdme und Madlyne spricht, nein, auch von dir und mir. Wie bewegt es uns, daß er so vieles an uns versteht, und daß er so zart ist.

Bei den männlichen Porträts überraschen und ergreifen überaus zarte Einzelzüge, so die Liebe zum Kind bei Miks Bumbullis, die zugleich Sehnsucht ist, schmerzende Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies der Unschuld: beim altgewordenen Jons das kindliche Zutrauen zu seiner Erdme, seiner hegenden und pflegenden Erdme, beim „Nachbar" Witkuhn feinste Rücksichtnahme auf den Ruf der geliebten Frau. Man muß bedenken, daß alle diese Menschen der „Litauischen Geschichten" geistig einfache Menschen sind; um so rührender sind die Lichter ihrer inneren Schönheit, als sie eben da ist ohne Hilfe des Geistes, allein entstanden im Herzen. Und es ist auch bei den Armen die Herzensgüte erschütternder als bei den Reichen, weil dort das Gutsein stärker und einsamer ist, gleichsam ohne jeden anderen Trost und Zuspruch. Auch in diesem Sinn ist es ein gar bewegendes Buch.

Ein Buch voll Lebensweisheit ist es. Wo nun solche Weisheit zugleich feinstes künstlerisches Mittel ist, wie dort, wo die alte Frau zur Schwiegertochter meint: „... nur muß man den Knaben liebhaben, wenn man ihn

täuscht," und so Marinkes liebender Betrug vorweggenommen und von höherer Warte aus gutgeheißen wird, da gibt es einen Eindruck des Vollkommenen. Diese Stelle haftet wohl deshalb so besonders fest, obgleich es genug gleichwertige Eindrücke in diesem Buche gibt, weil Marinkes Gestalt zum Typus erhoben ist. Sie ist Hingabe, Geschenk, Dienst, ist die „Magd". Sie steht als zärtliche Melodie an des Buches Ende, das ja mit dem hohen Lied der Jndre beginnt.

Daß die anderen Werte des Buches so kurz kommen, die frische Sprache, der ursprüngliche Ton, die echte Epik, die anziehenden Kulturbilder, hat seinen Grund hierin: es sollte von dem Erlebnis des Buches gesprochen werden, und der Mittelpunkt des Lebens, auch des im Kunstgenuß erhöhten Lebens, ist das Gemüt; es hat das Herz versucht, dem Dichter zu antworten. Es hat auch versucht, in den anderen den beglückenden Widerhall auf das Dichterwort vorzubereiten.

Theater-Rundschau.

Von Assaf Ciffrin.

I.

Dieser Theaterwinter begann tief verschneit und vereist, als gäbe es keine Bühnenspiele mehr. Kalte Spiele, wesenlos in ihrer Art, nichtssagend in ihrem Gehalt, wehen vorüber und gehen schnell zu Grabe. Gute Nacht, Ihr Armen!

Selten ein warmer Hauch, der in das Innere drang — und wenn es wärmende Strahlen von Zeit zu Zeit gab, so kamen sie aus gestriger und vornächtiger Erinnerung. Alte Spiele, die, neu belebt, noch Wärme gaben.

Das Wintereis brach noch nicht. Lauscht man in der neuen, aufgeführten Dramenliteratur, so ist kein lebendig Herz herauszulauschen. Nichts pocht; unter den Bewegungen, die zu drängen scheinen, gewahrt man nur jene, die nach dem Grabe drängen.

Wie vieles gab man doch? — oder wie vieles gab man vor zu geben? — und empfing nur einen Gran, der erstickt ward im Wust der Eintagsliteratur. Erinnerung, halte fest! Wo gab es Kerne, die Wesenheiten zeigten — oder war so vieles nur von berühmten Vätern und fiel weit, weit ab vom echten Stamm? — Man hat ausgegraben, und jene Ausgegrabenen waren die Lebendigsten. Nur trieb man mit ihnen mehr Personenkult und beschränkte sich darauf, ein Licht hineinzustellen und anzuzünden. Und alles strömt herbei, will das Licht nur sehen, weil es schauenswert ist, weil in der Zeit des Dunkels eine echte, warme Leuchte selten ist ... unauffindbar fast.

So gab man im „Deutschen Theater" den „Lebenden Leichnam" von Tolstoi und Büchners „Dantons Tod", um Alexander Moissi leuchten zu lassen. Und in der Tat, er besitzt so viel innere Wärme, so viel überquellendes Temperament, daß er den Slaven und Romanen unvergleichlich fein, in jeder Faser willensschwach wiedergibt. Sein Marquis Posa — im „Don Carlos", an dessen erste vollkommenere Vorstellung vor einem Jahrfünft zu denken fast schöner ist — ist edel in jedem Zug. Moissi hat sich, im Bewußtsein seines Könnens, ein wenig gewandelt; und das ist schade! Die Aufführungen sind von einstmals bekannt. Reinhardt gibt Glanz und Innigkeit — und der „Lebende Leichnam" bildet eine Insel in diesem großen, weiten Meer der literarischen Vergessenheit. — Dann versuchte man in den Kammerspielen mit einem Stücke von Johannes V. Jensen: Mme. D'Ora. Diese Bühnenheldin war ehedem nur Romanheldin. — Das Spiel mochte gut sein,

allein es war nichts zu retten. Werner Krauß, dem wir noch anderwärts begegnen, ist ein fleißiger Könner; nur daß er leider zu sehr das Können in den Vordergrund stellt. Das ganze Stück mißlang. Hier liegt, wie in so vielen Stücken, der Fehler der Übertragung von Gestalten und Geschehnissen aus Romanen in das Dramatische; ein Fehler, der nicht minder wesentlich (ja unkünstlerisch) ist, wie die Leinwandbearbeitung eines Dramas. In allen Dingen ruht die Zeit, formal endgültig gegeben, die nicht willkürlich gespannt, gedrängt, zerfetzt zu werden vermag. Die Zeit regiert überall — in ihrer Art im Roman, im Drama, im Film — nur, daß die Zeiten einander nicht gleichen. Auch in der Überwältigung und Erwärmung menschlichen Gefühls bleibt es wie beim Weltgeschehen: Die Zeit wird Herr! — die Zeit! Die Übertragenden mögen begreifen: — in der Zeit!!

So mußte auch Raskolnikoffs Schuld und Sühne, nachgedichtet von Leo Birinski, im Residenz-Theater eine halbe Empfindung nur erzeugen, weil die Dimensionen in Roman und Drama nicht die gleichen sind. Nicht sein wollen, nicht dürfen! (abgesehen von einem Raskolnikoff-Darsteller, der nur das Äußerliche kennt. Julius Szalit bleibt einer, der enttäuscht.) „Dykerpotts Erben" im gleichen Theater nennt sich eine Satyre, war kaum ein Hauch und ging schon zur Ruh. Und viele andere sterben mit. „Der Blaufuchs" von Franz Herczeg auf der Lessing-Bühne bleibt im Äußerlichen stecken und will nicht mehr sein. Verwandt mit Fasching — weniger verwandt mit Molnar. Nur hingehaucht, ohne Spuren zu hinterlassen. Theodor Loos haucht wie immer dahin — und birgt so viel Innigkeit. Zu besserem wert und fähig, wenn er Ewigeres auf die Schultern vom Dichter empfängt. — Die Volksbühne wiederholte Wolzogens „Lumpengesindel" von naturalistischen Pseudomotiven gespickt, daß es weh tat. . . Und die ehemaligen Bekannten: „Die glückliche Ehe" von Nansen (Kammerspiele) und Sternheims „Bürger Schippel" (Kleines Theater) kamen wieder, erfreuten und scheinen Rettungsinseln des Publikums zu bilden . . .

Das Neue war Schaum — und ist schon zerronnen. Gäb es so wenig im Leben, Symbol und Wahrheit zugleich, (was Strindberg leider oft untermischt), daß nur das Entfernteste gut genug erst scheint? — So weiß ich eine andere Weise, von nächsten Freunden erlebt und durchtobt — von einer „Schaukelliebe", die zerwühlt: einer Himmel-Höllen-Liebe. Die gestern Paradieseshelle gab und heute Infernogifte spie, weil beide Menschen waren, Menschen mit ihren Schwächen und Nerven — Menschen mit ihrem ewigen Widerspruch. Sie: sein Augapfel, er: ihr Liebling, wandelnd wie Liebesgötter hienieden. All ihr Begehren in einen Wunsch zerronnen — Tristan und Frau Isolde, von Erdenluft umfangen. . . Auf Höhen schauen, zusammen Sterne erraten, fern verweilen; morgen reisen, heute packen, Koffer holen, die innen glänzen, Freude, die Ekstase wird! — Da reißt ein Faden, ein Nerv; wie? was ist? Innen riß ein Liebesring, die Kette brach — verjagt, verstoßen. — Um nichts. Weil es kam. Ein Wort betört das Hirn, Inferno speit wüste Gifte. — Und gestern noch, vor wenigen Minuten, lag sein Kopf in ihrem Schoß — und darf nicht jagen nach ihr: Ehre wider Trieb, Hirn gegen Herz — und möchten, ach, so gern sich umschlingen. Brandherde, die Menschenwitz, mit ewigem Widerspruch, einzuengen trachtet — und gehen beide zugrunde. Menschen! C'est la vie! . . . Da kann der Dichter, hat er den Kampf empfunden und erlebt, an den Herd sich drängen, brennende Kohlen in das Zuschauerhaus schleudern — und wird

nur Schuldige treffen, wofern sie Menschen sind. Der Dichter suche im Klirren menschlicher Ketten nach Menschenkettengesetzen!

II.

Gerhart Hauptmanns gestriges Wesen hieß ihn diese Menschenkettengesetze suchen, finden, feiern . . .

Er ist der Dichter von Gestalten, braucht er die Idee ihnen nicht erst zu unterweben, anzudichten. Die Gestalten leben, atmen, wenn er sie in die Daseinswelt der Idee, eines naturgegebenen Geschehens oder Gesetzes verweist. Nur aus dem ideellen Nebeldunst, aus dem dichterischen Gedankengewölk, das eine Idee geschaffen, vermögen sich Gestalten zu Teildasein zu entfalten, die Mosaikbildern gleich, mit großen und kleinen Herzen, zusammenfassend das Gewirk der hehrsten Idee ergeben. Die Idee, ganz gleich, wie andere sie benannt, (sozial, transzendental, allein nie Moral!) quoll aus innerstem Menschenborn, und Hauptmann besitzt dies Menschenherz, um der Idee, ohne Zweckdienerei, die Form zu geben. So empfand man die ungleich schönste Dichterkraft, wenn seine Menschen- und Gedankenkinder zu zehren hatten von einer Mutteridee; wenn sie wie Nebelschwaden aus atmender, heißer Erde in kalte Lüfte emporstiegen, um zu klaren Bildern sich zu verdichten, zu festen Formen sich zu ballen . . . dieweil drunten eine atmende Erde immer weiter dampfte . . .

Dieser Hauptmannsche dramatische Grundzug fehlt in der „Winterballade“*), die das Deutsche Theater auf die Bühne brachte. Hier ging er den umgekehrten Weg: von den Gestalten — zur Idee.

Und die Idee zersplitterte und entstand nicht mehr; (wie denn auch Worte nur Ideen färben — sie indes nicht formen). Dies ist die Schwäche, die dem Stück innewohnt.

Hauptmanns Überwirklichkeiten, Wahrheiten, Ahnungen, Wunder, waren stets nur Ausflüsse einer Idee, der er dichterisch intuitiv nachging — niemals Zwecke bewußter Technik. In der Winterballade geht er der Gestalt nach, die ihn mächtig anzieht, folgt ihr und verliert darüber die Idee, die dem Gewirk lebendigen, ewigen Wert verliehen hätte. Hier steht die Gestalt im Vordergrunde, hinter der das Gesamtbild unmotiviert verbleicht. Zeigten die ersten Bilder bis zur Anklage des Pfarrsohnes, bis zum Racheschrei um den Mord zu Solberga einen klaren Anstieg, der eine Idee ahnen läßt, den herrlichen Konflikt von Liebessehnen und Gerechtigkeitsfiktion in Kopf und Busen des Kindesmenschen Elsalil — so zerfällt es fortan in einzelne Blüten Hauptmännischen Könnens, ohne Hauptmanns umspannende Seele aufzuweisen. Man empfindet: Wunderbares wird nur Ereignis, weil es wunderbar enden soll, nicht weil ein wunderbarer Zwang, wie im Märchendrama, vorliegt. Elsalil erscheint leibhaftig und zugleich wie ein wesenloser Schemen. Ihre „Liebe“, (die keineswegs Neigung ist), erleidet einen dramatischen Zwang. Und doch wäre ihr Wesen prädestiniert, dem Ganzen Klarheit zu geben. Ihr Herz könnte tauen, aufgehen, wenn der Schnee im Norden schmilzt und das Eis in den Buchten unter der wärmenden Sonne bricht. Allein jede Motivierung fehlt. Ein Vorübergehen an menschlichen Gründen zu dramatischem Abgrund, was Hauptmann ehedem niemals kannte! Elsalil ist kein Wesen der Natur. Und ihr Ende bleibt gleichsam zwischen Wolken hängen. — Wo blieb Elsalil? Überhaupt dünkt mich, verschiebt sich der Schwerpunkt ganz allmählich auf Sir Archie (der wiederum im Schatten der Gestalt Arnesohns steht). Er wird der Held — aus der Schwäche des Ganzen. Die Idee zerschmilzt, die

---

*) Verlag S. Fischer, Berlin 1917.

Gestalten ziehen vorbei, bleiben fremd, weil sie von keiner Mutteridee genährt sind. Da empfindet der Anatom: Gestalten ohne Rückgrat — der Physiologe (der Synthetiker): zerfließend, weil keine irdischen Wesen. Einzig der Mystiker wird glauben dürfen: Das Wunderbare darf Ereignis werden.

Hauptmann blieb sich hier nicht mehr treu. Und der ehrliche Bewunderer, der wahrhaft tief seine Dichtergröße empfand, ahnt bebend gezwungenes Wollen im Dichter, nicht Freiheitszwang mehr, der ihn groß schuf.

Könnte man noch von der Aufführung sprechen, die losgelöst vom Innenwert der Ballade erstand, so müßte man gestehen: so innig wird nur selten gespielt und aufgebaut. Reinhardt ist von Natur Romantiker; er spielt auch naturalistische Stücke romantisch. Er spielt alles romantisch. So mußte ihn auch das andere Extrem orientalischer Farbenpracht fesseln, ihn der eisige Fjord im Norden mächtig anziehen. Reinhardt gibt romantisch wieder: er erhitzt oder vereist, macht lebendig oder macht erstarren, eine Kunst, die keine Zwischenstufe kennt noch duldet. So gibt Reinhardt alles wieder. Daher brauchte auch das Schiff nicht natürlich dargestellt sein. Man sah nur einen Rumpf, der in seiner Größe an die Fahrzeuge modernster Technik gemahnt (und die es im Norden selbst heute kaum gibt, noch vor mehreren Jahrhunderten gab). Ein Schiffsrumpf ohne Masten — wie ein Riesensarg. Dem Regisseur kommt es ja in der Tat nur auf die Wirkung, weniger auf die Wahrheitstreue an. Und in der Wirkung bleibt Reinhardt Romantiker mit unerhört künstlerischer Konsequenz. — Auch die Darsteller konnte man selten in dieser herrlichen Klarheit spielen sehen: Die knorrigen Eichengestalten von Pfarrer nnd Pfarrersohn (Diegelmann und Krauß), Sir Archie (Wegener), der edle Mörder — und die anderen. Helene Thimig als Elsalil konnte nur wenig von ihrem inneren Können zeigen.

Gerade im Besitz so individueller und doch in ein Ganzes sich fügender Kräfte, solch lebendig-formaler Kunst, müßte es Reinhardt zu den Jüngsten der dramatischen Literatur ziehen.

Man hört schon ganze Worte aus jenem Bereich kommen, einen Sinn ergebend, die Bühnentorriegel werden zurückgeschoben, und es ist zu hoffen, daß die Jüngsten nicht vergeblich harren ...

Was bedeuten einige Monde nur — war das Harren nur nicht vergebens ...

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Dr. Robert Friedberg.
d. 24.12.17

Bildnis und eigenhändige Unterschrift Sr. Exzellenz des Herrn Staatsministers und Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums Dr Robert Friedberg.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

42. Jahrgang. Band 164. Heft 521. Februar 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein: Das Dasein Gottes.

Das Dasein Gottes ist in den Wirrnissen und Bitternissen des Weltenringens das Um und Auf aller Probleme. Daß die Natur, mit Voltaire zu sprechen, uns täglich, ja jede Sekunde entgegendonnert, daß ein ordnendes Prinzip im Weltengefüge vorherrschen müsse, wird Jedermann einleuchten, der die Gesetze von Maß und Zahl, nach denen sich das Planetensystem regelt, mit Bewunderung und Ehrfurcht angestaunt hat. Daß aber auch der Prozeß der Geschichte den Finger Gottes zeige, leuchtet jenen Kleinmütigen gerade im Weltkriege nicht ein, die sich ihren Gott nicht bloß anthropozentrisch, sondern geradezu egozentrisch zurechtgeschnitzt haben. Mir ist umgekehrt das Dasein Gottes niemals eindringlicher als logische Notwendigkeit erschienen, als gerade in diesem apokalyptischen Zusammenbruch aller überkommenen naiv-anthropomorphen Vorstellungen über Gott. Schon Aristoteles dachte sich den Gottesbegriff als universales Prinzip der Weltenbewegung unendlich erhabener als die überlieferten kirchlichen Vorstellungen. Nur die Naturgesetze sind ein unmittelbarer Ausfluß Gottes, nicht aber die Einzelschicksale der Menschen, die ihrerseits den Naturgesetzen unterstellt sind. Deshalb ist es völlig abwegig, den Gottesbegriff dafür verantwortlich zu machen, was die Weltbrandstifter Iswolsky und Genossen an der Menschheit verbrochen haben. Diese Pestbeulen des Menschengeschlechts werden dem Fluche der Nachwelt anheimfallen, während der Fixsternhimmel mit strahlender Glorie von Ewigkeit zu Ewigkeit seine vom göttlichen Weltgesetz festgelegten Bahnen vollziehen wird. Etwas von diesem Ewigkeitsatem möchten wir auch im Prozeß der Geschichte als Gottesodem feststellen, um uns in diesem Irrgarten der Weltbegebenheiten logisch zurechtzufinden. Die Logik ist und bleibt der Ariadnefaden im Labyrinth der Wirrsale im Menschenschicksal. —

Den beiden seelischen Wesenshälften, Gefühl und Wille auf der einen, Verstand auf der andern Seite, korrespondieren nämlich jene zwei großen religionsphilosophischen Rechtfertigungen der religiösen Gewißheit, die als Irrationalismus bei Schleiermacher und Feuerbach, als Rationalismus

bei Descartes und Hegel in die Erscheinung treten. Die seelischen Wurzeln des Gottesglaubens liegen nach Feuerbach und Schleiermacher im Gemüt, im Gefühl, letzten Endes im Willen. So sieht Schleiermacher in der Religion ein gefühlsmäßiges Ergriffensein von unserem Zusammenhang mit dem Universum, das Gefühl unserer Abhängigkeit von der allgemeinen Ordnung der Dinge. Die spezifisch religiöse Ideenbildung — gleichsam das religiöse Apriori — ist nach Schleiermacher keine Verstandesnotwendigkeit, sondern eine Gefühlsnotwendigkeit, das Gefühl nämlich von der Einheit von Endlichem und Unendlichem. Da nun aber Gefühl oder Gemüt rein menschliche Eigenschaften sind, mit denen wir die übrigen Lebewesen oder gar die unbelebten Dinge niemals ausstatten werden, so bleibt nach Schleiermacher jedes religiöse Erlebnis ein rein subjektiver Vorgang des Menschengeschlechts.

In dieser irrationalistischen Grundauffassung der religiösen Gewißheit, wonach in dem menschlichen Abhängigkeitsgefühl von über ihm stehenden Mächten wie die psychologische Quelle, so der zureichende logische Grund des Gottesglaubens zu suchen sei, weiß sich Feuerbach, wie ich anderwärts dargetan habe, mit Schleiermacher eins. Das Urphänomen aller Religionen bleibt für Feuerbach wie für Schleiermacher das Wunder. Nur gräbt Feuerbach tiefer als Schleiermacher. Im Sinne des Schillerschen Wortes „In seinen Göttern malt sich der Mensch", dem schon der Eleate Xenophanes die erste, etwas unbeholfene Prägung gegeben hatte, verfolgt Feuerbach die Spuren des religiösen Urphänomens bis in die feinsten seelischen Verästelungen hinein. Der Mensch kann, sagt Feuerbach, schon die Natur, vollends Gott nur von sich aus erfassen. Jedes Weltbild ist unaufhebbar mit einem anthromorphischen Zug behaftet. Nur Vorgänge und Züge, die wir Menschen an uns selbst beobachten, nur Gefühle und Stimmungen, die der Natur des Menschen selbst eigentümlich sind, vermag er durch eine Art von Selbstverdoppelung den Außendingen zu verleihen. Das protagoreische Wort „Der Mensch ist das Maß aller Dinge" erhält bei Feuerbach den tieferen Sinn, daß wir vermöge unserer menschlichen Stammesnatur allen Außendingen, die unsere Sinne affizieren, notgedrungen solche Züge leihen müssen, die wir in unserem eigenen Innern beobachtet haben. Deshalb ist jedes wie immer geartete Weltbild unaufhebbar menschliche Verdoppelung, ein Hinausprojizieren menschlicher Eigenschaften in die Außenwelt. Francis Bacon rechnet diesen tief in der Menschennatur begründeten Zug zum Anthropomorphismus zu den „idola tribus", deren Aufhebung er ebenso energisch wie aussichtslos fordert. Die Natur beseelen, wie es den fetischistischen Religionen eigentümlich ist, heißt nichts anderes, als sie vermenschlichen. Die menschliche Einbildungskraft schafft so eine Art von Doppelreich, wie es einst Aristoteles seinem Lehrer Platon entgegengehalten hat, daß seine Ideen nichts weiter seien als Verdoppelungen, d. h. die

wirkliche Welt noch einmal gedacht, in den Formen der Idee. Nur ist diese Verdoppelung bei Feuerbach kein willkürliches Gebilde der Einbildungskraft, „aus Furcht und Hoffnung geboren, durch den unaufgebbaren Glückseligkeitstrieb des Menschen beflügelt", sondern ein im tiefsten Seelengrunde unbewußt ruhender Prozeß, den er einmal den „Instinkt der Religion" genannt hat. Fassen wir den Feuerbachschen Gottesbegriff auf die knappste Formel zusammen, so ist ihm Gott nichts anderes als der in der Phantasie befriedigte Glückseligkeitstrieb des Menschen, somit ein reines Wunschwesen. Gott ist ihm ein aus dem „religiösen Instinkt geborener, in ein wirkliches Wesen verwandelter Mensch". Gott ist die personifizierte Sehnsucht, das in das Unendliche hinausprojizierte Ideal, oder, wie der Mystiker Sebastian Frank unter jubelnder Zustimmung Feuerbachs sich ausdrückt: „Gott ist ein unaussprechlicher Seufzer, im Grunde der Seele gelegen." Daher erklären sich die mannigfachen Typen des Pantheismus. Der ästhetische Pantheismus der Hylozoisten ist primitiver Makrokosmos, d. h. eine Übertragung menschlicher Stammeseigenschaften auf Gott. Der mystisch-religiöse Pantheismus ist Hinüberprojizierung der Sehnsüchte und Wünsche auf Gott. Der logisch-mathematische Pantheismus endlich ist die Einlegung der menschlichen „ratio" in das Wesen Gottes.

Die Rationalisten mit Hegel und Spinoza behaupten: Gott ist kein bloßes Wunschwesen, keine phantastische Illusion, kein Produkt eines bloßen Abhängigkeitsgefühls, keine Schöpfung eines unkontrollierbaren religiösen Instinkts, kurz, Gott ist keine bloße Gefühlsnotwendigkeit, sondern eine unaufhebbare Denknotwendigkeit; Gott ist kein Erzeugnis eines psychologisch-subjektiven Faktors im menschlichen Bewußtsein, sondern, nach Hegel, das Ergebnis eines in der Geschichte sich realisierenden, unausweichlichen, logisch-objektiven Prozesses. Soll Religion nur als Gefühl da sein, so wirft Hegel einmal gegen Schleiermacher ein, so verglimmt sie zum Vorstellungslosen wie zum Handlungslosen und verliert allen bestimmten Inhalt. Wäre das Gefühl, also die subjektive Stimmung, wie der Ursprung, so die einzige Rechtfertigung der religiösen Wahrheit, so wäre nicht abzusehen, warum man dem Gottesglauben einen höheren Grad von logischer Zulänglichkeit zuzubilligen sich genötigt sähe als der Zauberkraft des Fetischs. Aus Gefühlsnotwendigkeit läßt sich niemals eine Seinsnotwendigkeit folgern, es sei denn, man stelle sich auf den Boden jener Gefühlsphilosophen, deren Lehre sich in die Worte zusammenpressen läßt: Zu Anfang war das Gefühl, oder Frohschammers, des Philosophen der Weltphantasie: Zu Anfang war die Einbildungskraft.

Ich selbst stehe auf dem Boden: Zu Anfang war der Geist. Nicht Stimmung oder Laune, nicht Gefühl oder Willkür stehen an der Schwelle des Weltprozesses, sondern die göttliche Weltvernunft, der

Logos, muß der Urgrund aller Dinge sein. Daß aus Vernunft als Weltenregel und Weltgesetz zuweilen Unvernunft — Zufall genannt — als Ausnahme hervorgehen kann, wie das Problem der Theodicee uns tausendfach nahelegt, ist wohl einzusehen, aber umgekehrt, wie aus ursprünglicher Unvernunft, sei es aus dem „Unbewußten" Hartmanns oder gar dem blöden „Weltwillen" Schopenhauers, Harmonie und Schönheit, Rhythmus und Gleichklang, Ordnung und Gesetzmäßigkeit im Universum herkommen sollten, das vermögen wir nicht zu fassen. Vernunft als Regel und Unvernunft als Ausnahme, das geht uns noch ein, aber das Umgekehrte können wir nicht begreifen. Denn was sind Naturgesetze anderes als die im scheinbar blinden Naturmechanismus sichtbar hervortretenden logischen Prinzipien der Natur, anders ausgedrückt: soviel Gesetzmäßigkeit in der Natur gefunden wird, ebensoviel Geist, ebensoviel Weltvernunft wird in ihr angetroffen. Was die Romantiker „Mathematik der Natur" nannten, nämlich die vorzeitliche und überräumliche Gesetzmäßigkeit des Weltalls, das ist im letzten Grunde nur die Logik der Natur. Gewiß tragen wir unsere Denkformen in die Interpretationen der „Natur" hinein; aber die identisch organisierte Vernunft, die nur eine Logik kennt, hätte diese Denkformel nicht, wenn sie sie nicht zuvor aus der „Natur", die doch der Menschwerdung zeitlich vorausgeht, ja vermittelst ihrer Gesetze erst die Menschwerdung ermöglichte, herausgeholt hätte. Der Naturprozeß verläuft nach strengen mathematischen Prinzipien. Mathematik selbst aber ist nichts anderes als auf Raum, Zeit und Zahl angewandte Logik. Sie sieht von allen Inhalten des Denkens ab; sie hat es daher nur mit den Formen oder Beziehungen des Denkens selbst zu tun. Jede mathematische Operation läßt sich bei näherem Zusehen auf einen logischen Prozeß zurückführen.

Es gilt nunmehr, der religiösen Gewißheit für das Dasein Gottes gegen die Einwürfe Kants ein logisches Fundament zu schaffen. Die geschichtliche Basis, die Berufung auf äußere Offenbarung oder das Argument der Übereinstimmung der Denkfähigen aller Zonen und Zeiten im Bezug auf Sinn und Plan des Universums mag ein willkommener Schnörkel, meinethalben auch ein wertvoller Stützpfeiler im Monumentalbau der theistischen Weltanschauung sein — das Gebäude steht unfest und bleibt undicht, solange es nicht auf dem felsenfesten logischen Untergrunde ruht, welcher der Mathematik und weiterhin allen auf diese gebauten exakten Wissenschaften ihre Sicherheit verleiht. Die Zurückführung der religiösen Gewißheit auf das emotionelle Element, wie auf das Abhängigkeitsgefühl bei Schleiermacher, auf personifizierte und verdoppelnd hinausprojizierte Wunschwesen und Sehnsuchtsseufzer bei Feuerbach, endlich auf Forderungen des sich zum Intellekt emporwindenden blöden Weltwillens bei Schopenhauer, alles dies führt in die Irre. Aus Gefühlswerten und Geschmacksurteilen, die aller Verallge-

meinerung widerstreben, ferner aus subjektiven religiösen Instinkten lassen sich schlechterdings keine Denknotwendigkeiten logisch ableiten und somit rechtfertigen. Wer seinen Gott nur deshalb in sich trägt, weil er ihn dunkel fühlt, aber nicht darum, weil er ihn klar begreift und als strenge Forderung der Logik, als unaufgebbare Denknotwendigkeit zu erweisen vermag, der wird es nie seinem Nachbarn verdenken können, wenn er ihm entgegenhält: Was du fühlst, geht nur dich, nicht mich an. Deine Gefühle wechseln und wandeln schon in dir selbst. Morgen, ja in der nächsten Stunde fühlst du vielleicht schon etwas ganz Entgegengesetztes. Wie willst du mich zu deinem Gottesglauben bekehren oder gar zwingen, wenn du Gott nur fühlst, also verschwommen, dunkel, experimenteller Beobachtung unzugänglich, nur ahnst, wenn du nicht einmal für dich die Gewähr leisten kannst, daß du morgen, ja vielleicht schon in der nächsten Stunde anders, wenn nicht ganz entgegengesetzt, fühlen wirst. Gefühle sind eben nicht wie Ideen generell subjektiv, d. h. allen Menschen zu allen Zeiten gleichmäßig einleuchtend, wie die logisch-mathematischen Wahrheiten, über die es keine zweierlei Meinung geben kann, sondern Gefühle sind individuell-subjektiv; sie gelten nur für den Mann und für den Moment; sie sind streng persönlich gefärbt wie die Sprache. Für Gefühle gilt der protagoreische Satz nicht in der generellen Fassung: Der Mensch ist das Maß aller Dinge, sondern in der individuellen: Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Die Denknotwendigkeit Gottes auf die Gefühlsnotwendigkeit der Abhängigkeit, des Wünschens oder Hoffens gründen, heißt die Laune oder die Willkür substantialisieren, die Stimmung, das Einmalige, das Unwiederholbare, das Zufällige, Momentane, kurz die Caprice, den Fetisch zum Weltprinzip erheben. Das Dasein Gottes in Natur und Geschichte ist kein willkürliches Sehnsuchtsgebilde, sondern eine strenge Forderung der Logik.

Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein:
Amerikanische Moral.

Es ist für den Politiker gewiß richtig, mit kühlem Verstand die Lage zu prüfen und die einzelnen Persönlichkeiten abzuschätzen, ob sie geeignet sind, Wirkungen hervorzurufen, welche die Entwicklung beeinflussen können. Schwer verständlich ist es aber, daß in der Presse die letzten Auslassungen des Präsidenten Wilson nicht schärfer gebrandmarkt worden sind und die Beleuchtung erfahren haben, die sie verdienen. Präsident Wilson wagt es, seine moralische Entrüstung über deutsche Zustände wiederholt zu äußern und von dem unmoralischen Einfluß zu sprechen, den Deutschland als Monarchie auf andere Völker ausüben würde, wenn es siegreich sei. Selbst bei oberflächlicher Kenntnis amerikanischer Zustände wird es bekannt sein, daß wohl kaum in irgendeinem Land die Korruption dermaßen zu einem regelrechten System erhoben ist wie in Amerika. Die Wahl wird durch den „Boß" gemacht, jeder, der gewählt werden will, kann nur durch den Boß seine Wahl durchsetzen, und dieser fragt ihn ganz offen, wieviel er anlegen will. Wenn die Summe sich nicht in sehr vielstelligen Zahlen bewegt, so lacht der Boß ihn aus und sagt ihm mit dürren Worten, daß es sich nicht verlohne, sich zu bemühen.

Der amerikanische Geldmagnat rühmt sich ohne Scham, daß er sich einen oder zwei Senatoren und mehrere Kongreßmitglieder halte. Darin wird zumeist gar nichts Unschickliches gefunden, es ist das System. Herr Wilson weiß dies so genau wie jeder andere Amerikaner, er weiß auch, daß, was man immer gegen deutsche Beamte vorbringen kann, dieselben doch in der ganzen Welt den Ruf der weißen Weste, wie Fürst Bismarck sich ausdrückte, genossen haben, und diese Unbestechlichkeit von fast allen Nationen respektiert worden ist.

Ich will annehmen, daß Präsident Wilson so viel von deutschen Zuständen kennt, denn er ist ja doch Professor, daß er darüber unterrichtet ist, Deutschland habe das demokratischte Reichstagswahlrecht, das irgendein Staat besitzt, und zwar ohne Oberhaus, wie es in Amerika im Senat, England im House of Lords, überhaupt allen Staaten sonst zu eigen ist. Daß er von unserer Reichsverfassung bitter wenig weiß, möchte ich nach seinen verschiedenen Auslassungen annehmen, überhaupt möchte ich wetten (und Amerika ist ja das berüchtigte Land der Wetten!), daß unter tausend Amerikanern vielleicht ein einziger über unsere Reichsverfassung Bescheid weiß. Leider sei es geklagt, daß auch bei uns in Deutschland eine erschreckende Unkenntnis nach dieser Richtung sich geltend macht. Jedenfalls hätte jeder zu meiner Zeit nach dem Abiturium eine ziemlich lückenlose Darstellung der Verfassung des alten Roms oder Athens geben können, aber über

unsere eigenen Zustände waren wir nicht unterrichtet. Vielleicht ist es heute besser geworden, dies war aber der Zustand in dem mit Recht auf seine öffentlichen Anstalten stolzen Sachsen.

Wenn ich auch nicht glaube, daß amerikanische Zustände die unausbleibliche Folge demokratischer Einrichtungen sein müssen, die Schweiz bildet eine rühmliche Ausnahme, und auch Norwegen und Dänemark haben bisher nicht Anzeichen einer weitverbreiteten Korruption ergeben, so gehört doch eine Unverfrorenheit sondergleichen dazu, als Präsident eines Landes, dessen Vertretung allbekannt derartig verwerflichen Gewohnheiten huldigt und durch sie erst ihr Mandat erhalten hat, als Moralprediger anderen gegenüber aufzutreten. Dabei gibt die Stellung des Präsidenten von Amerika demselben während des Krieges weitergehende Befugnisse, als wie sie irgendein König in einer Monarchie verfassungsmäßig ausübt, jedenfalls führt Präsident Wilson seine Präsidentschaft in autokratischer Weise. Wäre er nicht der Leiter eines so ungeheuren Staates wie Amerika, könnte man ihn als politischen Phantasten abtun.

Der Deutsche ist dem Haß nicht so zugänglich wie der Romane, und vielleicht ist es ein schöner Charakterzug, denn der Haß ist eine erniedrigende Eigenschaft. Wäre jedoch heute eine Abstimmung im Deutschen Reich darüber, wer der bestgehaßte Mann ist, ich glaube, der Präsident Wilson würde mit überwältigender Majorität, vielleicht beinahe einstimmig, aus der Urne hervorgehen. Und nicht so sehr wegen der Munitionslieferungen Amerikas, die so vielen der Unseren das Leben gekostet haben, sondern wegen seines Pharisäertums, seiner so salbungsvoll klingenden Entrüstung, die in so krassem Widerspruch zu seinen Taten steht.

Ich bin überzeugt, der Amerikaner, welcher gewohnt ist, alles auf die Wirkung gegenüber der Masse gestimmt zu sehen, wo jede Rede nur diesem Zweck dient, ganz gleichgültig, ob der Redner seinen eigenen Worten glaubt oder nicht, würde über unsere Entrüstung erstaunt sein, denn er selbst weiß ja, was von Reden zu halten ist. Aber der bittere Ernst, den diese Reden ausgelöst haben, die verderblichen Folgen in Hekatomben von Leichen, sie rechtfertigen bei uns das schärfste Wort, da der Präsident der amerikanischen Republik es in seiner Hand hatte, das Schicksal von Millionen zu bestimmen und die blühende Jugend ganzer Länder vom Tode zu erretten, sowie unermeßliche Kulturwerte der Menschheit zu erhalten. Präsident Wilson war in der Lage, in den Falten seiner Toga Krieg oder Frieden der Welt zu bringen, eine Aufgabe, die ihm das Schicksal zugewiesen, eine Stellung, in die er gelangt war, wie sie in Jahrhunderten kaum einem Erdgeborenen zuteil geworden ist. — Und allem Anschein nach wogen diese ethischen Werte bei ihm gering gegenüber dem unheimlichen Einfluß des Morgantrusts, des plutokratischen Drucks in seiner abschreckendsten Form. —

Die Weltgeschichte wird über den Namen Wilson das Urteil sprechen, ob dieser der Unheilvollsten einer war, die sie verzeichnet.

Germanicus alter:
Die Lettenfrage.

Die Frage der Fremdvölker hat in diesem Kriege eine nicht unwesentliche Rolle gespielt und die Öffentlichkeit in immer zunehmendem Maße beschäftigt, teils aus dem berechtigten Grunde, daß die Stunde, die über die künftige Gestaltung Europas entscheidet, auch der psychologische Moment für das Schicksal einer Reihe kleinerer, im Laufe der Geschichte in die Lage von Unterworfenen oder gar Unterdrückten geratenen Nationalitäten sein muß, teils aus dem 'innerlich weniger berechtigten der Agitation und Propaganda. Hüben und drüben will man der Verfechter gerechter und zweckmäßiger Forderungen sein oder möchte sich doch wenigstens vor der Welt in der Rolle des Befreiers von vermeintlichem oder tatsächlichem Joch zeigen. Armenier und Iren, Mazedonier, „unerlöste" Italiener, Polen und Litauer, und wie sie alle heißen mögen, treten als Begleitchöre in diesem Schauspiel des gewaltigsten Völkerkampfes auf. Nach einer Zeit, wo hauptsächlich dynastische Interessen maßgebend waren oder edlere Geister im Weltbürgertum ihr Ideal suchten, ist im Laufe des 19. Jahrhunderts der nationale Gedanke wieder stärker hervorgetreten und das Nationalitätsprinzip zu einem politischen Leitsatz erhoben worden, um den innere und äußere Kämpfe entbrannten. Sehr im Gegensatz zu seinem großen Oheim, dem Welteroberer, machte Napoleon III. dasselbe zum Vorwand seiner Politik. Und gleichsam als Abwehr gegen die Gleichmachung des alle Grenzen verwischenden modernen Weltverkehrs haben selbst kleine und kleinste Völkerschaften sich ihrer nationalen Sonderheiten erinnert. Ohnmächtig, gegen die Technik anzukämpfen, haben sich diese Bestrebungen in der ethisch-politischen Richtung geltend gemacht. Die Zunahme der Bildung in den unteren Volksschichten hat sie gefördert.

Die Eroberung der westlichen Gebiete Rußlands, sodann der Zusammenbruch des zarischen Reiches hat die Frage der Fremdvölker Rußlands zu einer besonders aktuellen gemacht. Das Novemberheft dieser Zeitschrift war ihr gewidmet. Mit dem Versuch einer praktischen Lösung ist ihr zuerst durch die Proklamation des Königreichs Polen vom November 1916 nähergetreten worden, nachdem die Rede des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg über die Kriegsziele vom 5. April 1916 bereits einen allgemeinen Hinweis auf die Befreiung der dem Szepter des Zaren unterworfenen Fremdvölker an unserer Ostgrenze enthalten hatte.

Zu den Fremdvölkern Rußlands werden auch die im Baltenlande wohnenden Letten gezählt. Durch Abstammung, Sprache und Religion sind sie den Russen stamm- und kulturfremd und haben daher ethnologisch

ein Anrecht auf diese Bezeichnung. Können sie hieraus auch Anspruch auf Geltendmachung politischer Sonderrechte erheben, und wieweit?

Die Letten sind ein eigener, zwischen Germanen und Slaven stehender Zweig der indogermanischen Völkerfamilie. Über ihrer Vorgeschichte waltet einiges Dunkel. Als der Orden in die baltischen Provinzen kam, fand er die Letten in Kurland und der südlichen Hälfte von Livland vor, den Gebieten, die sie auch heute noch bewohnen, ein armes, kulturell nicht hochstehendes Volk, das sich von Jagd und Fischerei nährte und Ansätze zur Landwirtschaft zeigte. Hier an der Ostsee hatten sich vorher, geschichtlicher Mutmaßung zufolge, auch die Goten für kurze Zeit niedergelassen, bevor die Völkerwanderung sie weiter südwärts trieb. Als eigentliche Urbewohner dieser baltischen Küstenländer gelten die Kuren und Liven, zwei finnische Stämme, von denen sich heute noch einige spärliche Reste vorfinden. Über sie waren als Eroberer und Eindringlinge die Goten, die Letten, die deutschen Ordensritter gekommen. Mit letzteren beginnt eigentlich erst die geschichtliche Zeit Kurlands, insofern man mit diesem Ausdruck die Zeit bezeichnen will, über die es eine sichere Kunde der Geschehnisse gibt. Die Ordensritter und ihre Nachkommen haben durch siebenhundertjährige Herrschaft dem Lande ihren Stempel aufgedrückt. Es ist der Gang der Geschichte gewesen, daß ein Volk sich über das andere geschichtet, sich mit ihm amalgamiert hat. So haben sich neue Rassen und Reiche gebildet. Das Longobarden- und Frankenreich, die Reiche der Normannen und anderer sind dadurch entstanden, daß kühne Eroberer in ein Land zogen und dort, als Herrenvolk meist in der Minderzahl, ihre Herrschaft aufrichteten. In allen deutschen Gebieten östlich der Elbe ist dasselbe der Fall gewesen.

Die Zahl der Letten betrug vor dem Kriege 600000, von denen bei dem Abzug der Russen etwa 250000, gezwungen oder freiwillig, nach Rußland abgewandert sein mögen. Auf die Rückkehr, wenn auch nicht aller, so doch des größten Teils derselben nach dem Frieden ist wohl bestimmt zu rechnen. Nimmt man Südlivland und die drei früher von Livland abgetrennten Kreise des Gouvernements Witebsk hinzu — die andere Hälfte Livlands wird von Esten bewohnt — so beläuft sich die Gesamtstärke des lettischen Volksstammes auf nur etwa 1, 4 Mill. Kurland hat 26522 qkm., das lettische Livland 47030. Die lettisch-estnische Sprachgrenze läuft mitten durch das Land, verschiebt sich aber allmählich etwas nach Süden zu Gunsten der Esten, die an Zahl den Letten ungefähr gleichkommen. Am 1. Januar 1905 bestand die Bevölkerung Kurlands, deren Gesamtzahl sich auf etwa 759000 belief, aus 78,1% Letten, 7,6% Deutschen, 5,6% Juden, 5,8% Russen und 2,9% Polen. Die Russen, meist Beamte und Militärs, sind verschwunden. Im lettischen Livland ist das Zahlenverhältnis annähernd dasselbe, nur ist das polnische und jüdische Element noch geringer. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß

am 1. Januar 1912 die Bevölkerung Deutschlands per qkm. 120 Köpfe und die Sachsens z. B. 320 betrug, in Kurland aber nur 28,6 Einwohner auf den qkm. kamen, so beweisen diese Zahlen genügend, daß das große von Letten bewohnte und größtenteils sehr fruchtbare Gebiet für eine gedeihliche wirtschaftliche Entwicklung viel zu schwach bevölkert ist. Auf eine starke Vermehruug der Letten ist nicht zu rechnen, da sie dem Zwei-Kinder-System huldigen. Zu einer rationellen Erschließung des Landes ist eine großzügige Kolonisation erforderlich; auch die russische Agrar-Reform hatte sie schon ins Auge gefaßt Deutschland bedarf dringend Kolonistenland. Die Kurländische Ritterschaft hat bereits $1/3$ ihres Besitzes zu Kolonisationszwecken angeboten. Außerdem stehen große Staatsländereien zur Verfügung. Setzt man in Kurland die genügende Anzahl deutsche Kolonisten an, selbst bei Zunahme der Einwohner um 1 Million würde die Bevölkerungsdichtigkeit erst etwa die Hälfte derjenigen Deutschlands erreichen, so befinden sich die Letten bereits in der Minderzahl. Sie sind ein begabtes, fleißiges und strebsames, dabei realistisch veranlagtes und gewinnsüchtiges Volk, nicht frei von Verschlagenheit. An der Hebung des Bodenwertes und der Erschließung des Landes haben sie selbst das größte Interesse. Wenn sie wirtschaftlich prosperieren, werden sie zufrieden sein. Eine eigene Kultur und Literatur fehlt den Letten, das Land ist von deutscher Kultur durchtränkt, die Universitäten und höheren Schulen waren deutsch, der Glaube fast durchweg lutherisch, alle zivilisatorische Befruchtung ist deutschen Ursprungs. Auch die ersten lettischen Bücher wurden von deutschen Geistlichen geschrieben.

Jeder praktisch Denkende muß erkennen, daß ein kleines Volk von 600000 bzw. 1,4 Mill. Seelen, ohne den Rückhalt einer eigenen Kultur, allein auf sich angewiesen, in den Daseinskampf des heutigen Völkerlebens nicht eintreten, daß es mit seiner Sprache, die über die Landesgrenzen hinaus nicht verstanden wird, im modernen Weltverkehr nicht konkurrieren kann. Es ist allgemein festgestellt, daß in den $2^1/_2$ Jahren unserer Okkupation die Letten sich bereits eifrig bemüht haben, deutsch zu lernen, daß sie freiwillig deutsche Schulen besuchen und daß die Kenntnis der deutschen Sprache unter ihnen zusehends zunimmt. Wenn hier früher manches versäumt ist, so lag das an politischen Verhältnissen, an den Auffassungen anderer Zeiten, letzthin an der antideutschen Tendenz der russischen Herrschaft. Die lettisch-nationale Propaganda ist größtenteils von den Russen in das Land getragen als Mittel zur Bekämpfung des Deutschtums. Denn gleichen Schrittes damit gingen die Versuche der Bekehrung zur Orthodoxie und Russifizierung. Zu einer Unterdrückung der gegen die deutschen Gutsbesitzer gerichteten Revolution im Jahre 1905 entschloß sich die russische Regierung erst, als sich dieselbe auch gegen das russische Beamtentum und den russischen Besitz zu wenden begann.

Ein klarblickender Lette hat geäußert: „Uns bleibt nichts anderes übrig, als in Rußland unter- oder in Deutschland aufzugehen, es ist keine Frage, daß wir das letztere vorziehen müssen." Man gewähre den Letten, ebenso wie den Deutschen, alle Rechte, die mit dem Staatszweck vereinbar sind, man sorge für gute Schulen, deutsche wie lettische — die Letten werden von selbst aus praktischen Gründen die deutschen vorziehen —, man schone ihre Eigenart und Sprache, aber behandle sie mit strenger Gerechtigkeit, ohne Chikanen und Härten, aber auch ohne Verhätschelung (keine Notablen-Politik!), so werden sie sich bei ihrer großen Anpassungsfähigkeit in die neuen Verhältnisse schnell einbürgern und die Wohltat schätzen lernen, die die Ordnung des deutschen Rechtsstaates gewährt. Um einen eigenen Lettenstaat zu bilden, sind sie numerisch zu schwach, kulturell zu rückständig, es fehlen ihnen die Möglichkeiten, diese Mankos zu ersetzen. Durch das Band der gemeinsamen Religion, durch den Genuß der wirtschaftlichen Vorteile und der Segnungen der höherstehenden deutschen Kultur wird der Lette sich bald mit den deutschen Siedlern verschmelzen, sich e i n d e u t s c h e n. In 2—3 Generationen wird die lettische Frage nur noch ein historisches Interesse haben, der man eine politische Bedeutung ebensowenig geben wird, wie man von einer Livenfrage in Kurland oder einer Wendenfrage im Spreewald sprechen kann. Ein „lettischer Nationalstaat" wäre eine Utopie und historische Anomalie, seine künstliche Kreierung würde nur die Aufgabe deutschen Besitzes, die Unterdrückung einer jahrhundertealten Kultur bedeuten, ohne gleichwertigen Ersatz zu schaffen.

Für uns aber ist es eine heilige Pflicht, nachdem das Geschick des Krieges einen Teil des alten Ordenslandes wieder in unsere Hand gegeben hat, das Deutschtum, dessen Samen hier einst niederdeutsche Missionare, Kaufleute und Ritter gesät, das ihre Nachkommen gegen alle slawischen Stürme durch 700 Jahre treu und zäh verteidigt haben, jetzt auch zu erhalten und zur vollen Entfaltung zu bringen, zu unserem eigenen Nutzen und zum Segen des Landes selbst.

Graf Julius Andrássy: Über die polnische Frage.*)

Nach unseren ersten militärischen Erfolgen, die es ermöglicht haben, daß die polnische Frage aufgeworfen werde, habe ich vor der Öffentlichkeit meine Ansicht ausgeführt, daß das Königreich Polen wieder errichtet werden muß. Ich führte aus, daß den Interessen Polens und Europas diejenige Lösung am besten entspricht, welche keinen vollkommen unabhängigen Staat errichtet, sondern das neue Königreich mit seinen westlichen Nachbaren, beziehungsweise mit Österreich-Ungarn in Verbindung bringt.

Diese meine Überzeugung änderte sich auch heute nicht. Es spielten sich seither zwei große welthistorische Ereignisse ab, welche geeignet sind, auf die Einstellung des polnischen Problems einen entscheidenden Einfluß auszuüben.

Das eine ist, daß der Zarismus mit seiner polenfeindlichen Tendenz stürzte und an Stelle desselben die das Selbstbestimmungsrecht der Völker verkündende, mithin auch das Selbstbestimmungsrecht der polnischen Nation anerkennende revolutionäre Republik trat.

Das zweite große Ereigniß aber ist, daß Österreich-Ungarn und Deutschland das selbständige Polen proklamierten und an die Organisierung desselben schritten.

Diese beiden großen Ereignisse mögen vielleicht die Durchführung der durch mich geplanten Lösung wohl erschweren, änderten jedoch — zumindest meiner unmaßgeblichen Ansicht nach — an der Tatsache nichts, daß für alle interessierten Faktoren auch heute noch das vom russischen Einfluß befreite und sich auf uns stützende Polnische Reich am besten wäre.

Der in den breiten Schichten der polnischen Nation herrschende Haß gegen den Zarismus und die Befürchtung, daß der neue Staat, wenn er an einer Großmacht keine Stütze findet, sehr leicht unter das alte Joch geraten kann, war das wirksamste Argument dafür, daß der Pole nicht nach vollkommener Unabhängigkeit zu streben, sondern bei einem seiner westlichen Nachbarn eine beständige Stütze zu suchen hat. Heute ist das Gespenst des Zarismus zerflossen, mithin wurde auch die Beweiskraft dieses Argumentes geschwächt, doch besteht auch heute noch die Notwendigkeit, daß sich die polnische Nation vom Schicksale der Rußland bildenden Völker unabhängig mache, und dies ist auch heute nicht anders zu sichern, als durch einen steten Anschluß an den Westen.

*) Erscheint gleichzeitig in der in Budapest erscheinenden ungarischen Zeitschrift „Politika“.

Die Richtung und die Zukunft der russischen Revolution ist ganz unabsehbar. Heute scheint Lenin mit seinem vollständigen, in großen Zügen noch niemals erprobten Kommunismus, der ebenfalls noch nirgends verwirklichten Theorie des Selbstbestimmungsrechtes der Völker die Oberhand zu gewinnen. Doch wer weiß, wielange das währen wird. Staatsmänner standen noch niemals vor einer so schweren Aufgabe, wie die Führer der russischen Revolution. Sie müssen gleichzeitig zwei solche Aufgaben lösen, von denen auch nur einer beizukommen es bisher nirgends und niemals gelungen ist. Sie müssen den unerprobten Kommunismus und die Bodenaufteilung verwirklichen, der gewiß erbitterten Selbstverteidigung der besitzenden Klasse gegenüber, und zur selben Zeit sollen sie auch die lebensfähige Konföderation der verschiedenen Völker mit der vollständigen Freiheit der Bestandteile in Einklang bringen.

Und die erste, an sich geradezu unbesiegbare Aufgabe wird noch dadurch erschwert, daß die Besten der Führer der Revolution reinherzige Idealisten sind, welche durch den Zarismus aus dem öffentlichen Leben vollständig verdrängt wurden, die dann am Schreibtisch oder aber als Emigranten oder Häftlinge ihre Träume weitergesponnen haben; die niemals die Geburten der schrankenlosen Tätigkeit ihrer Phantasie verwirklichen mußten, die es nie lernten, der Schwierigkeiten der Regierung, der Kraft der Traditionen, derjenigen Bestrebungen, Interessen und natürlichen Impulse, welche der Verwirklichung jeder weitgehenden, radikalen Reformbestrebung in dem Wege stehen — Rechnung zu tragen; und daß, wie die Führer so wenig praktische Schulung haben, die großen Massen des russischen Volkes an Wissen, an Gedankenfreiheit noch immer sehr zurück, innerlich noch immer Anhänger des Zarismus sind und unter dem Einflusse der orthodoxen Kirche stehen. Auch fehlt bei ihnen die Schule der Selbstverwaltung und Freiheit, welche durch die korrupte Bürokratie des Zarismus erstickt wurde.

Die zweite Aufgabe wird dadurch äußerst erschwert, daß diejenigen einzelnen Völker, welche man bei vollständiger Anerkennung ihres Rechtes, sich loszureißen, beständig und friedlich zusammenwirken lassen müßte, nicht über von Natur aus, durch Berge oder Flüsse gezogene oder durch historische Traditionen bestimmte gewisse Grenzen verfügen, daß zwischen den einzelnen Rassen viel althergebrachte Gegensätze, viel Haß obwaltet, daß dem durch die führende Rasse, die Großrussen bewohnten Gebiet jede natürliche Grenzlinie besonders mangelt, es vom Meere, dieser Vorbedingung der gesunden wirtschaftlichen Entwicklung, entfernt liegt, daß also vorauszusehen ist, daß Reibungen und Zwistigkeiten zwischen diesen Rassen zu unhaltbaren Zuständen führen werden.

Und diese Konföderation wird auch schwere außenpolitische Aufgaben haben. Einesteils der stets wachsende Druck der gelben Rasse, die Böswillig-

keit der lebenskräftigen, von Eroberungssucht durchdrungenen Japaner, anderenteils die des Britischen Reiches wird ihre Existenz bedrohen. Dabei wird eine Riesenschuld diesen Staat bedrücken, welche seine heutigen Verbündeten von ihm unbarmherzig fordern werden.

Diese ungeheuren Schwierigkeiten werden am besten durch eine kurze Parallele mit der Geschichte der amerikanischen Union beleuchtet. Die ersten Einwanderer Amerikas brachten den Kultus der Freiheit, große politische autonomistische Traditionen bereits aus ihrer alten Heimat mit sich. Die konfessionelle und politische Unduldsamkeit in Europa vertrieb die vornehmsten Kämpen der Freiheit in die neue Welt. Diese machten, in der neuen Heimat kleine selbständiges inneres Leben führende Kolonien, später Staaten organisierend, die vollkommenste politische Schule durch. Seit die französische Expansivkraft durch die britische Macht gebrochen wurde, wurden diese nebeneinander lebenden angelsächsischen Kolonien durch keine äußere Gefahr bedroht. Die Kolonien gewöhnten sich auch in ihrer Einheit im Rahmen des britischen Reiches an ein gewisses Zusammenwirken. Auf ihnen lastete die Notwendigkeit der Lösung der größten sozialen Probleme und der große gesellschaftliche Gegensatz, den die russische Revolution hinterließ, nicht, die überseeischen britischen Kolonien konnten unter äußerst günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen nebst sehr geringer Vermögensungleichheit den höchsten Grad menschlichen Wissens und Könnens auf einem reichen und reichlich zur Verfügung stehenden Boden entfalten.

Und dennoch konnte sich diese harmonische Welt, welche über alle Vorbedingungen der Ausbildung einer freien Konföderation verfügte, bei Anerkennung der Suveränität, des vollen Selbstbestimmungsrechtes der einzelnen Bestandteile nicht friedlich entwickeln. Nach langwierigen inneren Krisen mußte gerade das Amerika, welches heute uns gegenüber das Recht der Völker verkündet, sie können, wenn sie wollen, sich von ihrer Nation losreißen, diese These aus der allgemeinen Auffassung ausmerzen, da dieses vermeintliche Recht der Teile das Zusammenleben unmöglich machte. Der enorme Aufschwung Amerikas basiert gerade auf der bewußten Negation und auf der blutigen Eliminierung dieser Theorie, welche heute Amerika als einzig seligmachende für andere propagiert und auf die man auch die russische Konföderation aufbauen will.

Es ist also sehr fraglich, ob es der russischen Revolution gelingen wird, das nationale Leben innerlich vollständig umzugestalten, auf eine unerprobte theoretische Grundlage zu stellen, gleichzeitig aber nebst vollständiger Anerkennung des Rechtes einzelner Rassen, sich loszureißen, dieselben dem Druck Asiens aussetzend, nebst Wahrscheinlichkeit englischer Rache dieselben beständig friedlich zusammen zu halten. Ob nicht dieses Streben nach unmöglichen Aufgaben zum Triumphe der Reaktion und zum Siege des Zarismus führen wird?

Ob es nicht im Interesse Polens steht, seine eigene Entwicklung aus dieser Ungewißheit auszuschalten, desjenigen Polens, welches nach mehrere Jahrhunderte währender Fremdherrschaft vor dem schwierigen Problem des Auferstehens steht und bei dem ein Fiasko einen endgültigen Sturz herbeiführen kann.

Die schwierige Aufgabe der Rekonstruktion kann es nur so lösen, wenn es sich auf den Westen stützt, wenn es einen steten Bund mit den Mächten Mitteleuropas schließt. Ein vollständig unabhängiges Königreich Polen, dem es auf die polnische Bevölkerung Deutschlands und Österreichs gelüstet, kann der revolutionären Propaganda von Osten nicht widerstehen und müßte seinerseits wieder im Dienste dieser revolutionären Propaganda gegen Westen Zersetzungsprozesse anstreben. Polen wäre in dieser Lage unfähig, die Richtung seiner Entwicklung selbst zu bestimmen. Es müßte in das Labyrinth der russischen Evolution geraten und würde aller Wahrscheinlichkeit nach nach vielen Krisen in die Arme des Zarismus oder irgend eines neugearteten Napoleonismus zurückfallen, in die derjenigen Staatsform, welche die Reaktion des bezüglich Asiens schwer zu ersetzenden und über tiefdringende Wurzeln verfügenden russischen Imperialismus, gegenüber der Machtlosigkeit der Konföderation, aufwerfen wird.

Es ist auch heute noch das Lebensinteresse der polnischen Nation, daß sie nicht in drei Teile geteilt bleibe. Dieses Interesse ist wichtiger, als die papierne Unabhängigkeit, welche nur in dem Falle eine wirkliche ist, wenn hinter ihr entsprechende Kraft steht.

Die Teilung in drei Teile kann aber nur in dem Falle aufhören, wenn sich Russisch-Polen von Rußland losreißt und ein Staat entsteht, welcher mit einer mitteleuropäischen Macht in innerem Kontakt steht.

Davon sind wir überzeugt, daß es die eine Folge des Weltkrieges sein wird, daß in jedem Staate ein großer Fortschritt zur Demokratie und Freiheit erfolgen wird. Doch wir, die wir allen unseren Traditionen und Interessen gemäß monarchistisch gesinnt und nicht Willens sind, alle kühnen Schwärmereien des schwachen menschlichen Geistes am eigenen Leibe zu erproben, da wir wissen, daß das ungeheuer viel Blut und Leiden kosten kann, die wir nur für die organische und stufenmäßige Entwicklung von Innen aus sind und in den uns aufgedrängten, auf fremdem Boden gewachsenen von außen her gebrachten Theorien eine große Gefahr erblicken; wir wollen und werden die Selbständigkeit der historischen Grundlage unserer Entwicklung beibehalten.

Diejenige polnische Nation, die mit einem Fuß in der gärenden russischen Welt, mit dem anderen bei uns wurzelt, würde einen Konflikt zwischen der russischen Revolution und unserer Weltordnung unvermeidlich machen, den Samen eines neuen Weltkrieges ausstreuen, während ein gegen Westen gravitierendes Polen das friedliche Nebeneinanderleben der zwei gegensätzlichen Weltordnungen

möglich machen könnte. Das polnische Warschau könnte eine natürliche Basis gegen das polnische Krakau und das polnische Posen sein für die in Warschau vorherrschenden revolutionären Ideen, kann aber nicht als Basis für das moskovitische Moskau und das ukrainische Kiew dienen für denjenigen monarchistischen Konstitutionalismus, der sich bei ihm voraussichtlich geltend machen wird.

Das sich auf Westen stützende Polen gefährdet die unabhängige Entwicklung der übrigen Völker der russischen Welt nicht, während ein Polen, dessen einer Teil Exponent der revolutionären Ideen Rußlands ist, auch den inneren Frieden der von polnischer Bevölkerung bewohnten westlichen Nachbarn bedroht. Die zukünftige Entwicklung kann aber nur dann friedlich, vielseitig und segensreich sein, wenn die natürlichen Folgen der gegenwärtig gegeneinander kämpfenden verschiedenen Lebenstypen, Auffassungen, Temperamente, Klimen harmonisch nebeneinander zu bestehen vermögen, nicht aber wenn der eine Typus nach Alleinherrschaft strebt, sich Völkern von entgegengesetztem Interesse und Auffassungen aufdrängen will, sich als den einzig seligmachenden verkündet.

Die bessere Zukunft ist nicht in einer größeren Einförmigkeit, als sie in der Vergangenheit bestand, sondern in einer größeren Harmonie der vielseitigen besonderen Existenzen und Impulse zu suchen.

Die Tatsache der Proklamierung der Selbständigkeit Polens änderte an denjenigen realen Interessen nichts, welche es wünschenswert machen, daß Polen dem Westen zu gravitiere. Diese Tatsache mag wohl jede Anknüpfung an einen Nachbarn in dem Lichte erscheinen lassen, als wäre dies ein Schritt nach rückwärts der bereits zugesagten Selbständigkeit gegenüber, doch auch bei Proklamierung der Selbständigkeit wurde die Notwendigkeit des Anschlusses an die westlichen Nachbarn betont und diese Proklamierung vermehrte die selbständigen Kräfte keineswegs. Die Möglichkeit der Selbständigkeit aber hängt von diesen Kräften ab. Das zwölf Millionen zählende Volk, welches Kongreßpolen bewohnt, könnte zwischen die vor einer Reihe von Krisen stehende russische Welt und die deutsche und österreichisch-ungarische Großmacht geschaltet, sich den Rang im europäischen Leben nichtf ichern, welchen das alte Königreich Polen eingenommen hat. Ein solches kleines Polen könnte nur eine problematische Existenz führen, wäre nur sehr schwer imstande, sein durch den Krieg zerstörtes Gebiet wieder neu herzustellen, und müßte eine Heimstätte der Unzufriedenheit werden. Die Agitation gegen diejenigen, denen dieses unvollständige Leben zugeschrieben würde, wäre ein Leichtes und ich befürchte, daß wir uns nur in dem Königreich, das eine große Vergangenheit, doch sehr geringe reale Macht besitzen würde, nur einen Feind erziehen würden, der sehr leicht einen Irredentismus bei uns anstreben könnte. Die Unzufriedenheit würde die russische revolutionäre Agitation nähren und könnte

durch dieselbe sehr bald mitgerissen werden. Ein lebensfähiges Polen ist nur so denkbar, wenn zumindest zwei Teile des in 3 geteilten Körpers von Polen vereint werden, was aber — wie bereits ausgeführt — nur in dem Falle durchzuführen ist, wenn es sich auf Westen stützt; dies spricht also für die westliche Orientierung.

Und wenn es das Interesse unser Aller erwünschen läßt, daß sich das neue Polen auf einen seiner westlichen Nachbarn stütze, halte ich es für die natürliche Lösung, daß sich Polen an Österreich-Ungarn anschließe. Da die preußisch-polnischen Provinzen Vorbedingungen des inneren territorialen Zusammenhanges des preußischen Staates sind, läßt sich selbst eine Autonomie von vollständigerem Wirkungskreis dieser Gebiete nicht denken. Viel leichter wäre es, Galizien mit dem Königreich Polen zu vereinen. In der Vergangenheit knüpfen sich an das preußisch-polnische Verhältnis mehr bittere Erinnerungen, als an das österreichisch-polnische. Das Polentum lebte in den letzten Jahrhunderten in Galizien am zufriedensten und auf der nationalsten Grundlage. Die ungarische Nation aber wäre eine natürliche Vermittlerin zwischen den Polen und den übrigen Völkern Österreichs, da sie doch ebenfalls einen Staat auf nationaler Grundlage bildet, welcher zum polnischen Volk alte Sympathien hegt. Auch die katholische Religion der Dynastie Habsburg und der Mehrheit der Bevölkerung Österreich-Ungarns erleichtert den Anschluß Polens an uns. Ich glaube, die Verbindung mit uns würde auch in der ganzen Welt leichter Beruhigung schaffen, als die mit den Deutschen.

Es versteht sich jedoch von selbst, daß diese Lösung nur bei Wahrung der berechtigten Interessen der Deutschen und nur auf Grund einer vollen Übereinstimmung mit den Deutschen möglich ist. Bismarck, der von Antipathie gegen die Polen erfüllt war und der Idee des russischen Bündnisses anhing, als Realpolitiker, der immer die wahrhaftige Lage zu erkennen weiß und seine Gefühle den Interessen immer unterzuordnen verstand, äußerte sich wiederholt, daß im Falle eines russischen Krieges die Neuherstellung Polens notwendig werden könnte und daß man in diesem Falle Polen in irgend einer Form dem habsburgischen Reiche näher bringen muß.

Diese Lösung müßte naturgemäß erst bei den Friedensverhandlungen finalisiert werden. Es wäre ein großer Fehler, ich glaube jedoch, daran denkt auch niemand, schon jetzt ein Fait accompli schaffen zu wollen, weil dies den Friedensschluß erschweren und dennoch keinen rechtlich bestehenden endgültigen Zustand schaffen würde.

Beim Friedensschluß wird die polnische Frage kaum auf unüberwindbare Hindernisse stoßen, da doch das neue russische Regime nur einer Schwierigkeit entledigt wird, wenn sie die polnisch-ukrainische Frage nicht zu lösen hat und kein Element von verschiedener Orientation und Religion in der neuen schwerfälligen Konföderation unterbringen muß. Der Anschluß Polens bei

Wahrung seiner staatlichen Existenz wäre auch keine solche Annexion, die einen odiösen Charakter hätte, der also für diejenigen unannehmbar wäre, die prinzipielle Feinde von Annexionen sind, da sie doch nicht die Vergewaltigung eines Volkes bedeutet.

Zum Erfolge ist es jedoch notwendig, daß sich die Regierungen Österreich-Ungarns und Deutschlands hinsichtlich des Standpunktes vereinen müssen, den sie in dieser Frage bei den Friedensverhandlungen gemeinsam vertreten sollen. Dies muß tunlichst bald geschehen, schon aus dem Grunde, daß sie das durch sie gebildete Königreich Polen für diese Lösung gewinnen und damit die Inkonsequenz eliminiert werde, welche bisher in Fragen der polnischen Politik wahrzunehmen war und nur schädliche Folgen hatte.

Nur ein übereinstimmendes und konsequentes Verfahren kann die Aktion der Entente, welche in Überlizitieren besteht, paralysieren.

Mit der Frage, welcher Art die Verbindung zwischen der habsburgischen Monarchie und Polen zu sein habe, will ich mich heute noch nicht befassen. Es versteht sich von selbst, daß, wenn Österreich Galizien überläßt, auch die Interessen der in Galizien seßhaften, übrigen Nationalitäten und auch die Machtinteressen der habsburgischen Monarchie gesichert und die paritätische Lage, die gesetzliche Unabhängigkeit Ungarns und die staatliche Existenz Polens gewahrt werden müssen.

Die endgültige Lösung kann nur durch gegenseitiges Übereinkommen, nach Zustimmung der interessierten Legislativen stattfinden, doch ist ein Erfolg nur dann zu erwarten, wenn die verantwortlichen Leiter Deutschlands und Österreich-Ungarns einen bestimmten Plan und Willen haben und rechtzeitig zielbewußt richtunggebend einschreiten.

Die Machtlage zwischen Rußland und uns wird meiner Meinung nach für lange Zeit endgültig zu unserem Vorteil entschieden. Die Vereinigung der von einander losgerissenen polnischen Nationalteile unter russischem Protektorat wäre erst nach unserer vollständigen Niederlage zu erreichen, in einem Verständigungsfrieden ganz ausgeschlossen, ist also heute undurchführbar. Nur auf Grund des Anschlusses an den Westen ist die Vereinigung von zumindest zwei voneinander losgerissenen polnischen Nationalteilen zu erreichen.

Derjenige Pole, der die Vereinigung erwünscht, kann nur nach Westen blicken, wenn er eine reale Politik befolgt und der tatsächlichen Lage Rechnung trägt. Von einer unbesiegten Macht — und wir sind es doch — läßt sich doch nicht erwarten, daß es Gebiete überlasse, ohne Garantien dafür zu bekommen, daß derjenige Faktor, der diese Gebiete erlangt, unter allen Umständen beständig und sicher auch sein Volk verteidigen wird.

Und auch an unseren Interessen, den Interessen Deutschlands und Österreich-Ungarns ändert die russische Revolution nichts. Heute können wir uns ebenso wenig dreinfügen, daß Warschau die Basis einer gegen uns gerichteten

russischen Aktion sei, als da der Zarismus feststand, nicht nur weil der russische Imperialismus, wie ich oben darauf hingewiesen habe, in irgend einer Form neubelebt werden kann, sondern auch weil Warschau die offensive Basis einer russischen Revolution gegen die Freiheit der inneren Entwicklung Mittel-Europas bilden kann.

Unsere Regierungen haben sich der russischen Revolutinn gegenüber sehr richtig auf den Standpunkt gestellt, daß sie dieselbe in ihrer Ausbildung nicht hemmen wollen, daß sie Rußland gegenüber keine prinzipielle Politik betreiben, daß sie sich in Rußland nicht mit der Monarchie identifizieren, welche diesen fürchterlichen Weltkrieg uns als Erbschaft hinterließ, sondern anerkannten das unbedingte Recht des russischen Volkes, in seinen internen Angelegenheiten das zu tun, was es für recht findet, und erklärten, daß sie auch mit der russischen revolutionären Regierung einen Frieden abzuschließen bereit sind, wenn dieselbe annehmbare Bedingungen anbietet. Aber war auch dieser prinzipielle Standpunkt der Regierungen der Zentralmächte sehr weise, ist es dennoch naturgemäß, ja sogar eine logische Folge des Obigen, daß auch wir eine vollständige Unabhängigkeit unseres eigenen Lebens vom russischen Einfluß für uns aufrechterhalten wollen. Wir wollen nicht im Wege der russischen Revolution stehen, weil sie uns nicht angeht, aber bei uns wünschen wir sie nicht zu haben.

Karl von der Heydt: Das polnische Problem.

Es ist schon eines: denn es wird seit dem denkwürdigen 5. November 1916 in der Öffentlichkeit unermüdlich herumgedreht. Und auch schon vorher. Es ist fast wie das Kinderproblem, des Übersetzens einer Ziege, eines Kohlkopfes und eines Wolfes über einen Fluß. Mit dem einzigen Unterschiede, daß dies letztere eine glatte Lösung kennt, wo weder die Ziege, noch der Kohl gefressen wurden. Das polnische Problem aber hat leider keine glatte Lösung. Wie man's auch immer anfaßt, es entsteht eine Irredenta: der Wolf, der direkt oder indirekt Kohlkopf und Ziege, d. h. Preußisch und Österreichisch Polen gefährdet.

Daran ist nun einmal nicht vorbei zu kommen! Und es entsteht, — das ist die indirekte Gefährdung —, eine Revolutionierung, zum mindesten der preußischen Polenpolitik, der ja ihre Freunde so glänzende Erfolge nachrühmen!

Schnell ist man einig geworden über das negative, daß nämlich die Formel, mit der man am 5. November 1916 zur Lösung gelangen wollte, ungangbar sei.

Es war die Gleichung, worin gefragt wurde: Wie stark ist J = Irredenta, wenn a = Kongreßpolen seine Anziehung auf b und c ausübt (preußisch Polen und Galizien).

Es gehört zum ständigen Arsenal der Vorwürfe, gegen einen im Juli zurückgetretenen Staatsmann, ihm diesen Lösungsversuch als einen jener Fehler anzurechnen, die nach Talleyrand schlimmer sind als ein Verbrechen.

Vor einigen Wochen tauchte nun, vom Bundesgenossen her, die Gleichung auf: Wie groß ist J, wenn a + c vereint auf b wirken? Man beachte, es ist dies chemisch gesprochen das Prinzip der mehr oder minder gesättigten Verbindung. J kann dabei kleiner sein, weil a + c der vollen Sättigung näher stehen. Dafür ist aber wieder die einwirkende Masse größer! Und noch tausend andere Aber stellen sich ein. Die Lösung ward wiederum flink, gar zu flink, verworfen. Wenn man die heftigsten Kritiker der bisherigen Lösungsversuche dann um ihr eignes Rezept bittet, so lautet es vielfach und von Seiten der Vorsichtigen, die auch schon an dem Geduldsspiel herumprobiert haben: Abwarten! Weiter nichts! Eine Antwort, die offenbar den Verzicht auf eine Antwort darstellt. Die Kouragierten hingegen sagen gerade heraus, die Lösung sei, Polen Rußland zurückzugeben. Sie müssen dabei wohl an das alte, von der Zeiten Wandel unberührte ante bellum Zarentum denken, welches Polen, nicht ohne politisches Geschick, d. h. sich auf den Kleinbauern stützend gegen die Schlachta, unter seiner väterlichen Knute hielt. Käme dieses Zarentum wieder, dann wäre die Gleichung richtig, daß der Wert J sich Null nähert, sofern a, nämlich Kongreßpolen, völlig geknebelt und zur Auswirkung politischer Anziehungskräfte auf b oder c unfähig ist. Dann bliebe nur noch der rein militärische Zweifel: darf man dem russischen Koloß — denn dann gäbe es ja wieder einen, dem imperialistischen Teufel verschriebenen, russischen Koloß — eine solche, tief in unsern Körper hineinragende, Bastion belassen? Könnte man hoffen, die darin lauernde Gefahr durch strategische Grenzberichtigungen zu bannen, die nicht wieder zur Annexion von halb Polen führten?

Aber dies Zarentum gibt's nicht mehr! und es gehört gar keine besondere Prophetengabe dazu, um vorauszusagen, daß es auch *so* nicht wiederkommen *kann*, obgleich seine Wiederkunft an sich *sehr* möglich ist.

Was jetzt im Augenblick besteht und was darnach folgen kann, läßt aber jenen Lösungsversuch der Kouragierten noch gefährlicher als alle andern und gradezu waghalsig erscheinen. Kongreßpolen würde eine Schwester-Republik des großen russischen Staatenbundes werden, volle Freiheit erhalten, seine Irredentaträume, über die Grenzen hinaus, weiter zu träumen, und das würden dann bald keine Träume mehr sein! Das, wofür schon das Zarentum, in seiner letzten Phase, zu kämpfen vorgegeben hat: ein Polen als Schwester der russischen Völker, vereint mit allen seinen abgesprengten Teilen, das würde dann sehr rasch auf die Fahnen des ganzen riesenhaften Republikenbundes geschrieben werden. Die Irredentaforderung würde mit dröhnender Faust, und zwar mit der Faust des *ganzen*

russischen Reiches an unsre Tore pochen. Die Lösung wäre wahrlich die verbriefte Katastrophe! Grenzberichtigungen strategischen Interesses würden ihr gegenüber wirken, wie der Einbau einer Kiste in einen durch die Sturmflut reißenden Damm!

Die andern Versuche an dem „boss puzzle“: Annexion nebst Zwingherrschaft, Schutzherrschaft mit oder ohne Kondominium — sie sind alle schon publizistisch vertreten worden — sind einer Widerlegung kaum wert. Es genügt auf die Uhr zu blicken, die Uhr der Zeitgeschichte, und festzustellen, daß wir 1917 schreiben und daß die Einführung des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts in Preußen, mag man ihm zujubeln oder nicht, nun einmal vor der Türe steht.

Es wird immer klarer, daß der puzzle überhaupt nicht zu lösen ist. Wir sahen aber oben schon, bei der Schilderung der russisch-polnischen Gefahr, ein bedeutsames Streiflicht fallen, auf den Kern seines verzwickten Mechanismus. Wir sahen, worauf es vor allem ankommt. Das ist: Polen seelisch von Rußland lösen. Seinen guten Willen uns für die Zukunft sichern, und zwar obgleich ein Blick auf die Karte Preußens genügt, um zu zeigen, daß wir niemals, niemals aufhören können, polnisches Volkstum in unserm Staatsverband zu halten.

Das ist eine ungeheuer schwere Aufgabe, das Problem wird wahrlich nicht leichter dadurch, daß man seine Hauptforderung ausspricht, fast das Gegenteil, aber wir müssen sie lösen, um unserer ganzen Zukunft willen. Wir haben das Problem nicht im Übermut uns geschaffen! es liegt wie ein Felsblock vor uns da, unser Krieg, den wir uns auch nicht geschaffen haben, mußte diesen Block ins Rollen bringen, es ist eine Kriegserrungenschaft mit negativen Vorzeichen, aber es ist. Und schon Hegel sagte: alles was ist, ist vernünftig! und ein Vernünftiges kann ja nicht auf die Irrationale Zahl ausgehen, sondern muß vernünftig, d. h. praktisch, in den Annäherungswerten jeder Wirklichkeit, lösbar sein.

Wir müssen es verstehen, den 3,5 Millionen in geschlossener Siedlung, auf altererbtem Boden wohnenden Polen Preußens eine Stellung im Staate zu geben, die sie zu unsern wahren Brüdern macht, die sie am Staate, gleichberechtigt, Anteil nehmen läßt, und die sie dann schließlich nicht mehr zum Objekt der Attraktion durch a oder a + c, sondern zu einer lebendigen Kraft macht, die mit den Kultur- und Lebensgütern des preußischen Staates und des deutschen Reiches a oder a + c selbst wie einen Planeten in den Bannkreis unsrer deutschen Sonne zieht.

Die Sprachenfrage, so wichtig ihre Lösung ist, ist dabei noch nicht einmal die Hauptsache. Dies ist vielmehr die Gewährung des gerechten und gleichen Anteils am Staate und seiner Regierung an die Mitbürger polnischer Zunge, die Aufhebung jeder Art von „disability“ d. h. von praktischer Ausschließung von den Staatsämtern, zumal von denen im polnischen Sprachgebiete selbst.

Geheimrat Professor Julius Wolf: Die Aera der Professoren-Minister.

Seitdem Professor Graf Hertling deutscher Reichskanzler und Professor Robert Friedberg Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums geworden sind, hat auch für Deutschland die „Aera der Professoren-Minister", die in anderen Staaten seit einem halben Jahrhundert eröffnet war, als angebrochen zu gelten. An deutsche Bundesstaaten und das Reich ist die Versuchung, ehemalige oder noch im Dienst befindliche Professoren an verantwortliche Stellen des Staats- und Reichsdiensts zu berufen, am spätesten unter den Kulturstaaten herangetreten, oder wenn sie herantrat, hat man sich ihrer zu erwehren gewußt. Während die abend- und morgenländische Kulturwelt sonst längst auf das Kapital an Wissen und Können Beschlag gelegt hatte, das in der Person einzelner Akademiker hier und dort nicht nur schlummerte, sondern etwa auch vor Jedermann aufgeschlagen war, hat Deutschland, offenbar dank der Überfülle politischer Talente, deren es sich erfreut, diese Kraftquelle bisher für politische und Ressortaufgaben unangetastet gelassen.

Am Gitter, das das Gebäude der Universität Berlin von der Straße Unter den Linden vornehm abschließt, hat allerdings das Denkerpaar der beiden Humboldt, durch die Meisterhand Paul Ottos verewigt, Platz gefunden, und Wilhelm von Humboldts diplomatisches Können war bekanntlich hochgeschätzt, aber seine Herkunft brachte es mit sich, daß er nicht Professor, sondern Legationsrat und späterhin Gesandter, schließlich sogar Kultusminister wurde, als welcher er sich um die Gründung der Berliner Universität und durch die Ausstattung derselben mit Lehr- und Lernfreiheit hoch zu wertende Verdienste erwarb. Bürgerlich geboren wäre er zweifellos Professor geworden und — geblieben und hätte niemals Gelegenheit gehabt, die diplomatischen Geschäfte des preußischen Staates vor und in dem ersten Pariser Frieden zu führen, noch auf dem Wiener Kongreß sich für die deutsche Sache zu betätigen, noch als Mitglied der Territorialkommission zu Frankfurt a. M. die Gebietserwerbungen zu regeln, die Preußen nach dem endgültigen Sturze Napoleons zugefallen sind. Seine adlige Herkunft, die ihm über den Professor hinweghalf und ihn unmittelbar zum Minister befähigte, nachdem der Weg über den Legationsrat zurückgelegt war, hat allein ihn seine politische Begabung auch im politischen Dienste für den Staat auswerten lassen. Nicht als „v. Humboldt" geboren, hätte er die Möglichkeit gehabt, seinen gelehrten Studien nachzuhängen, der Habilitation wäre wohl auch die Professur gefolgt und in der Gelehrtenstube hätte er hochgeachtet sein Leben beschlossen.

Der Fall v. Bunsens liegt ganz ähnlich. Auch er, der „geboren

Professor" — er wäre eine Zierde jeder theologischen Fakultät für das Fach der Kirchengeschichte und Liturgie gewesen — hat den Weg über den Legationsrat genommen, den er der Familien-Tradition schuldig war, und hat schließlich das Londoner Protokoll von 1852 über Schleswig-Holstein unterzeichnet. Seine Söhne waren fast sämtlich — mit einer Ausnahme — nicht viel weniger wissenschaftlich interessiert als er. Darum Professoren? Nein. Politiker, Gelehrte, Soldaten, Diplomaten! Zwei von ihnen, Karl und Theodor hat der Staat gern in den diplomatischen Dienst genommen und sie haben ihm, wenn sie auch an den Vater nicht heranreichten, treffliche Dienste geleistet.

Nur der Fall Niebuhrs scheint den anderen Entwicklungsgang als möglich zu erweisen. Gräflicher Privatsekretär, Bankdirektor, preußischer Geheimer Staatsrat, hielt er schließlich Vorlesungen an der neueröffneten Berliner Universität und wurde trotzdem als Gesandter beim Vatikan verwendet. Ihn zog es freilich zur Wissenschaft zurück. Ihr wollte er sein Leben weihen und er hat es bekanntlich mit dem größten Erfolge getan.

Vielleicht ist mir der eine oder andere Fall nicht gegenwärtig. Aber im Allgemeinen hat man die Probe auf das Exempel in Preußen-Deutschland nicht gemacht. Selbst der Fall Savigny ist nicht die Ausnahme von der Regel, sondern einfach die Regel selbst. Friedrich Karl hat als von Savigny, als Abkömmling eines alten fränkischen Rittergeschlechts, über die Professur 1842 den Weg in das ad hoc geschaffene Ministerium für Gesetzesrevision gefunden, ein Ihering, Laband, Gierke, Wach oder andere Zierden der Jurisprudenz sind trotz vorhandener Tauglichkeit meines Wissens niemals angegangen worden, sich im Sattel des Justizministers zu versuchen. Auch Moritz August von Bethmann Hollweg, der große Berliner Prozessualist, hätte, wenn nicht als Sprößling des Frankfurter Patriziats geboren, es kaum zum preußischen Kultusminister gebracht.

Woran liegt oder vielmehr „lag" dieser Ausschluß der Professoren als vielfach bester Köpfe der Nation von den hohen Amtsstellen? Er lag an dem Einschachtelungssystem, dem Kastengeist, an dem — das Rußland von vorgestern und China ausgenommen — kein anderes Land der Welt so reich wie das unsere ist. Wäre es auch viel zu viel gesagt, wenn heute noch ausgesprochen werden wollte, man sei in Deutschland in den Stand hinein „geboren", so ist doch auch die Beamtenschaft darauf eingestellt, jeden in der Sphäre zu belassen, in der er einen Rang gewonnen hat. Der Professor ist Außenseiter. Und das „Schuster bleib bei deinem Leisten" hat für ihn selbst mehr als für den Kaufmann (man vergleiche neben v. d. Heydt die Fälle Hansemann, Camphausen, Möller, Dernburg!) zu gelten. „Subversive" Kräfte mußten frei werden, um das früher Unmögliche möglich zu machen. Wer möchte noch heute dem Grafen Hertling — auch freilich als Freiherr von Hertling geboren! — das staatsmännische Geschick bestreiten und wer,

der Friedbergs erste Ministerrede hörte, möchte der Meinung sein, daß er der unrichtige Mann auf diesem Posten sei? Man mag seine politische Richtung teilen oder nicht, die Geschicklichkeit und Vornehmheit, die bescheidene Selbstsicherheit, mit welcher er sich einführte, hätte auch jemand, der nicht den Weg über den Professor nahm, nicht leicht überbieten können.

Auf die Präsentation fast sämtlicher Parteien des Abgeordnetenhauses Minister geworden, tut er dar, daß man als Professor Meister in der Behandlung besonders schwieriger Fragen der Stempel- und Börsensteuer-Gesetzgebung sein kann, ohne der staatsmännischen Eigenschaften, die den Minister machen, notwendig zu entraten. Mag es ihm glücken oder nicht, die Tauglichkeit des Gelehrten auch für die ministeriellen Aufgaben kann angesichts dieses Schulfalls schwerlich mehr verdunkelt werden. Nicht „jedes" Gelehrten. Wer wollte leugnen, daß der Gelehrtenberuf leicht den Bedürfnissen des Lebens entfremdet! Eine „Notwendigkeit" dieser Art liegt aber nicht vor. Es soll noch grüne Tische anderwärts, außerhalb der Hörsäle geben. Die in den Hörsälen sind überdies von sehr unbestimmter Farbe. Und ein Mensch, der doziert, braucht also nicht allezeit ein „Mensch, der spekuliert" zu sein. So weist sich aus, daß es nicht sinnlos, vielleicht sogar sinnvoll ist, wenn die ererbte Ordnung, jene Praxis, die, auch wenn er dem Staate an anderer Stelle größere Dienste leisten konnte, den Professor unter allen Umständen als **glebae adscriptus** behandelte, an die Scholle band, im Begriffe ist, sich wie manches andere mit Recht zu überleben.

Jenseits der schwarz-weißen Pfähle — schwarz-weiß-rote haben wir ja nicht, sonst könnte das Gebiet weiter gezogen werden — war man sich längst darüber im Reinen.

In Österreich hat es vom Ministerium Hohenwart an wenig Kabinette gegeben, die nicht gleich einige Professoren beherbergt hätten. Über die Ministerprofessoren in Österreich wäre ein Buch zu schreiben. Von den Professoren der Nationalökonomie haben wohl zwei Drittel dem Staate — meist als Finanz-, gelegentlich auch als Handelsminister — gedient und sie haben sich dann auch meist als Staatsmänner der gestellten Aufgabe gewachsen, ja oft mit überlegenem Geschick ausgestattet gezeigt.

Die Aera Hohenwart mit Schäffle, Tübinger und späterem Wiener Professor, als Handelsminister, löst in Österreich heute noch „geteilte Gefühle" aus. Schäffle ist, weil er den Tschechen eine ähnliche Stellung im Gesamtstaat einräumen wollte, wie sie kurz vorher die Ungarn errungen hatten, bis in unsere Tage Gegenstand des erbitterten Hasses und der Verachtung der deutschen Parteien geblieben. Er wollte den deutsch-tschechischen Streit begraben, vor jetzt fast einem halben Jahrhundert, und er hatte ein Rezept bereit, das sich damals nur auf Kosten der Deutschen hätte verwirklichen lassen. Nach einer Ministerschaft von wenigen Monaten war er gestürzt. Tatsache

ist aber, daß man auch seit Schäffle das tschechische Problem zu lösen nicht verstanden hat und daß es eine Quelle schwerster Kraftverluste für Österreich vor dem Kriege, wie im Kriege war und heute noch ist, wie vermutlich lange noch sein wird. Dieser Professor, wenn schon von den Deutschen verständlicherweise als Renegat behandelt, hat doch mindestens die politische Witterung gehabt, daß vor allem die tschechische Frage bereinigt sein müsse, wenn Ruhe einkehren solle im österreichischen Kaiserstaate. Aus Schwaben „importiert", hat er, Professor der Nationalökonomie in Wien geworden, die lebenswichtige Bedeutung dieser Frage für Österreich doch voll empfunden und hat aus ihr Konsequenzen gezogen, die ihm — als Deutschen vielleicht — nicht Ehre machen, die ihn aber als politisch kaum allzu kurzsichtig ausweisen. Ich bin zuletzt wegen „Mitteleuropas" mit ihm in Briefwechsel gestanden. Er war einer der Paten des vor bald fünfzehn Jahren begründeten Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins. Der ideale Zug, den er in der Behandlung dieses Gegenstandes offenbarte, spricht bei meiner Beurteilung seiner Persönlichkeit aber nicht mit.

Heute amtet aber als sein Nachfolger im Wiener Barbara-Stift ein Mann, der ganz wie Schäffle bis vor kurzem Nationalökonomie an der Wiener Universität docierte, Freiherr von Wieser, ein Gelehrter von echtem Schrot und Korn, der aber trotz der tiefgründigsten Untersuchungen zur Theorie der Volkswirtschaft seiner neuen Aufgabe zunächst — er ist erst wenige Monate auf dem Posten — wieder voll gewachsen scheint, der ganz jene Energie auf der einen Seite und jene Vorsicht auf der anderen walten läßt, ohne welche politische Aufgaben nun einmal nicht zu lösen sind, und dessen Ideenschatz zweifellos dem Kabinett, dem er angehört, noch zugute kommen wird, obschon der Mann an der Spitze desselben, Ritter von Seidler, darüber nicht in geringerem Maße verfügt. Man hat das jetzt in Wien arbeitende Ministerium überhaupt ein Professoren-Ministerium genannt. Mit vollem Recht — da Ritter von Seidler gleichfalls jahrelang Nationalökonomie in Wien dozierte und neben jenen beiden nicht weniger als drei andere bisherige Professoren einzelnen Ressorts vorstehen: neben Seidler und Wieser als dritter ehemaliger Professor der Nationalökonomie, wieder auch in Deutschland wohlbekannt, Mataja, der jetzt in mustergiltiger Weise ein Ministerium für soziale Fürsorge organisiert hat. Seidler hat bisher unter den schwierigsten Verhältnissen das Steuer mit großem Geschick geführt, ist nach dem Abgange Körbers und Clams persönlicher Vertrauensmann des jungen Kaisers geworden und hat nach Bildung seines neuen Kabinetts ein Programm des volkswirtschaftlichen Wiederaufbaues Österreichs entwickelt, wie es großzügiger nicht gedacht werden kann.

Auch sonst haben in Österreich die Professoren als Ressortminister und Politiker nicht üble Figur gemacht.

Meine persönlichen Erinnerungen gehen bis zur Ministerschaft Dunajewskis zurück. Ritter von Dunajewski, früher Professor der Nationalökonomie in Lemberg und Krakau, hat als Finanzminister 1880 eine Schrift von mir über die Reform der Zuckersteuer in Österreich entgegengenommen, die ich als Student der ersten Semester ausgearbeitet hatte und deren Vorschläge später durch den österreichischen Sektionschef von Baumgartner und seinen mir unbekannten ungarischen Kollegen und von Österreich „weiterkommend" in anderen Staaten, schließlich auch in Deutschland Verwirklichung gefunden haben. Die Schrift hatte die Verbrauchsabgabe statt der damals in Deutschland herrschenden Rübensteuer und der in Österreich herrschenden sogenannten Pauschalierungssteuer, der denkbar fatalsten Steuerform, einer Steuer, die gelegentlich dazu führte, daß der Staat mehr aus ihr herauszuzahlen hatte, als er einnahm, in Vorschlag gebracht. Ich suchte, da die Misère dort am größten war und man einen Ausweg nicht finden zu können schien, zunächst das Interesse des früheren Professors der Finanzwissenschaft dafür zu wecken. Die Behandlung, die er dem schmächtigen Studentlein mit dem grünen Heftchen in der Hand zuteil werden ließ, war so freundlich wie möglich. Daß er sich meine Vorschläge sofort angeeignet hätte, kann freilich nicht gesagt werden. Sie fanden erst, als Dunajewski nicht mehr Minister war, Verwirklichung. Als Politiker war aber Dunajewski — das muß wieder, trotz seiner entschiedenen und verhängnisvollen Gegnerschaft gegen die Deutschen und trotz der Skrupellosigkeit in der Wahl seiner Mittel gesagt werden — einer der hervorragendsten politischen Köpfe im Österreich jener Tage. Er hat sich unter schwierigen Verhältnissen elf Jahre lang als Finanzminister behauptet.

Führte Dunajewski die Hand des Grafen Taaffe in der ersten Periode von dessen Ministerpräsidentschaft, so fiel für den zweiten Teil derselben diese Rolle Steinbach zu, gleichfalls zunächst Professor der Nationalökonomie in Wien. Machte Dunajewski als Kabinettsmitglied polnische Politik, so Steinbach, der übrigens neben seinem Lehramt als Professor der Nationalökonomie gleichzeitig Sektionrat, dann Ministerialrat, schließlich Sektionschef im österreichischen Justizministerium war, wohl nicht deutsche, aber — er schrieb über die Pflichten des Besitzes und hätte hier dem schärfsten Programm seine Zustimmung gegeben — soziale Wahl- und Wirtschaftspolitik. Er hat damit einer Aera die Bahn gebrochen, die in der Geschichte Österreichs bedeutsam genug gewesen ist und in deren Spuren man heute noch wandelt. Lange vor Lueger hat er, gleichzeitig etwa mit dem Freiherrn von Vogelsang, die Fundamentalgedanken des christlichen Sozialismus in Österreich vertreten, Gedanken, die sich dort politisch bekanntlich viel stärker durchzusetzen verstanden haben als irgend anderswo.

Dem klerikalen Steinbach sind die liberalen Unger, Herbst und

Glaser gegenüberzustellen, wie der jetzt noch lebende Franz Klein, Sterne erster Größe am Juristenhimmel Österreichs, Standartenträger gleichzeitig des liberalen Gedankens daselbst. Sie alle, zumal Unger und Herbst „Meisterredner," wußten, wenn sie sprachen, das intellektuelle Österreich zu ihren Füßen, Unger ist übrigens erst vor wenigen Jahren gestorben.

Die größere Aussicht, zur politischen Sisyphusarbeit berufen zu werden, bestand in Österreich übrigens für die nichtdeutschen Volkswirte und Juristen, aus dem naheliegenden Grunde, weil die nichtdeutschen Völker über Autoritäten in geringerer Zahl verfügen. Als nationalökonomische oder juristische Forscher oft minder erheblich, wie zuletzt Kaizl, Braf, Madeyski, haben diese Tschechen und Polen doch, das muß ihnen zugestanden werden, als Minister sich stets durchzusetzen verstanden, teilweise allerdings auf Wegen, die nichts weniger als einwandfrei genannt werden konnten. Hier ist vor allem Kaizl zu nennen, in dieser Hinsicht das Gegenstück seines Kollegen Braf, der seinem Namen in deutscher Schreibung hohe Ehre machte.

Eine besondere Hervorhebung in dem klassischen Lande der Professoren-Minister verdienen noch zwei Männer, zunächst, da von slavischen Nationen die Rede ist, Ritter v. Bilinski. Meine Beziehungen auch zu ihm gehen bis in die ersten 80er Jahre zurück. Zu meinem großen Buch über die Branntweinsteuer, das später den Grund legte für meine Mitarbeit an dem Branntweinmonopol in der Schweiz, weiterhin in Rußland, hat Bilinski das nicht unerhebliche polnische Material beigesteuert und ich habe im Vorwort 1884 seiner mit Dank gedacht. Bald darauf ins Parlament gewählt, hat er das Handels- und das Finanz-Portefeuille musterhaft verwaltet, längere Zeit auch mit Erfolg der Österreich-Ungarischen Bank vorgestanden — unter seinen Auspizien und denen seines Mitarbeiters Pranger wurde Österreich-Ungarns damals vorbildliche Devisenpolitik ins Werk gesetzt, von der auch wir in Deutschland zu lernen hatten — jetzt ist er wieder, nachdem er vorübergehend noch gemeinsamer Finanzminister und Präsident des in Österreich mächtigen Polenklubs des Reichsrats gewesen war, einfacher Politiker.

Die meisten Nationalökonomen hat die politische Tätigkeit für die gelehrte unbrauchbar gemacht. Sie brachten nicht mehr die Liebe für die Wissenschaft auf. Nicht gilt das allerdings von Steinbach, ebensowenig von Schäffle und vor allem auch nicht von dem bisher nicht genannten Böhm-Bawerk, dessen unter dem Schlagwort last not least hier noch auszeichnend zu gedenken ist. Schäffle hat nach dem Sturze des Kabinetts Hohenwart den Wanderstab ergriffen und ist in die liebe schwäbische Heimat zurückgekehrt. Sein wissenschaftliches Können und seine sozialpolitische Überzeugung hat ihn an die Seite Adolf Wagners geführt. Mit Karl Bücher hat er die altangesehene Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, die sogenannte „Tübinger Zeitschrift" herausgegeben. Seine Werke über Finanz- und Gewerbepolitik

sind vielfach richtunggebend gewesen. v. Böhm-Bawerk, einer späteren Periode angehörend — er ist ausgehend von einer Professur der Nationalökonomie in Innsbruck, nicht weniger als dreimal Finanzminister gewesen — hat nach seinem Abgang den schwarzen Rock des Professors wieder angezogen und ist bis zu seinem viel zu frühen Tode wieder richtiger Dozent der Nationalökonomie in Wien gewesen, als solcher Führer der sogenannten österreichischen (von Karl Menger begründeten und gegen Gustav Schmoller gerichteten) Schule, auf beiden Hemisphären hochangesehen, auch in Amerika eine Legion gelehriger Schüler nach sich ziehend. Als Nachfolger des österreichischen Geologen Sueß, auch einer stark politischen und höchst charaktervollen Persönlichkeit, der wir das klassische Werk über das Antlitz der Erde verdanken, ist Böhm-Bawerk die letzten Jahre seines Lebens auch Präsident der Wiener Akademie der Wissenschaften gewesen. Seine Verdienste als Finanzminister sind unbestritten und unvergessen. Hat Steinbach als Finanzminister zusammen mit dem großen ungarischen Volkswirt Wekerle die österreich-ungarische Valuta auf neue und — für die Friedenszeiten — gesunde Grundlagen gestellt, so ist Böhm-Bawerk hauptsächlich die Reform der Einkommensteuer zu danken, die den Weg frei machte und den erforderlichen Boden schuf auch für den steuerpolitischen Monumentalbau, den der kommende Friede bringen muß.

In Österreich die Zahl der Professoren-Minister also Legion! Und kaum einer, der nicht auch als Politiker der Aufgabe des Tages gewachsen gewesen wäre. Eigentliche „Geschichte" zu machen ist ja den österreichischen Ministern, so lange das Reich nicht sein inneres Gleichgewicht gefunden hat, d. h. so lange der Kampf vor allem der Slaven gegen die Deutschen tobt, nur ausnahmsweise diesem oder jenem vergönnt gewesen.

In dem Österreich verbundenen Ungarn haben die Professoren keine geringere Rolle gespielt. Hoch auf ragt die Person Desider v. Szilagys, eines der gewaltigsten Redner in dem an Meistern des Worts nicht armen Lande. Seit 1874 Lehrer des Strafrechts und der Politik an der Budapester Universität, ist er nach mancherlei politischen Peripetien (die ihn u. a. auch für längere Zeit an die Seite des Grafen Albert Apponyi führten) als Justizminister 1889 im Kabinett Koloman Tisza gelandet. Und die gleiche Stellung hat er im ersten Ministerium Wekerle innegehabt. Er hat die ungarische Justiz an Haupt und Gliedern reformiert, auch seinem Lande eine neue Strafrechtsordnung gegeben. Nachfolger Szilagys auf seiner Lehrkanzel war Julius v. Wlassics. Nach Veröffentlichung wertvoller Arbeiten durchweg auf dem Gebiete des Strafrechts wurde er 1895 von Banffy für Kultus und Unterricht in dessen Kabinett geholt und dann von Szell und Khuen-Hedervary übernommen. Seine ministerielle Tätigkeit hat dauernde Spuren hinterlassen. Ein durchaus moderner Mensch hat er u. a. den Frauen den

Weg zur Universität geöffnet und sich für die Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung eingesetzt. 1907 zum Präsidenten des ungarischen Verwaltungsgerichtshofes bestellt, bekleidet er meines Wissens diese Stellung noch heute. Bei uns in Deutschland hat in jüngerer Zeit der frühere Budapester Professor und spätere Justizminister Alexander Plosz die Aufmerksamkeit der Fachkreise auf sich gezogen. Ich habe den Abdruck der Reden in der Hand, die er vor kurzem in der Leipziger Juristischen Gesellschaft und in der Rechtsabteilung der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung gehalten hat. Sie zeigen einen universellen Geist und sind bei allem Reichtum des Stoffs für den Fachmann eine anziehende Lektüre.

Als Sproß eines Geschlechts, dessen der Ungar nur mit Bewegung gedenkt, hat Baron Roland Eötvos, der Sohn des „Dorfnotars", zuerst das Amt des Professors der Physik an der Budapester Universität, später das des Ministers für Kultus und Unterricht verwaltet, er ist, vorher schon Präsident der ungarischen Akademie der Wissenschaften, zur Professur wieder zurückgekehrt.

Die Zahl der Namen häuft sich. Eine zweifelhafte Rolle als Fachmann hat Karl Kerkápoly gespielt. Professor der Philosophie, Hegelianer von reinstem Wasser, einer der Getreuesten um Deak, hat er doch den allerdings billigen Nachweis geführt, daß das Studium der deutschen Philosophen die für den Finanzminister erforderlichen Fachkenntnisse nicht vermittelt. Er war einer der sehr wenigen „Versager" unter den Professoren-Ministern. 1870 als Finanzminister in das Kabinett Andrassy berufen, zeigt er sich dem Rothschild-Concern in der Geschäftsbehandlung so wenig gewachsen, daß er von der Opposition bedrängt und nicht aus den Fängen gelassen, sich 1873 auf eine Professur diesmal der Staatswissenschaften an der Budapester Universität zurückzog. Julius Kautz, der es von der gleichen Professur zum Gouverneur der Österreich-ungarischen Bank gebracht hat, und dessen warmherzige Art niemand, der einmal mit ihm in Berührung kam, vergessen wird, (der übrigens die deutsche Nationalökonomie durch sein Buch „Theorie und Geschichte der Nationalökonomie" mit einem der Standard-Werke des manchesterlichen Zeitalters beschenkt hat), hat ihm eine schöne Dankrede gehalten.

Mit diesen Namen sind wir auch für Ungarn in den Bereich der nationalökonomischen Minister-Professoren eingerückt. Hier ist dann Ludwig Lang's, Ladislaus v. Lukacs, Bela Földes, und — Alexander Wekerles zu gedenken. Der erstere, eine beschauliche Natur, als Statistiker von internationalem Rufe, hat den Weg vom Handelsminister zur Professur zurückgefunden, Lukacs, zunächst Professor an der Rechtsakademie in Raab, hat, von Wekerle bei seinem Rücktritt vom Finanzministerium in dasselbe empfohlen, im politischen Leben Ungarns eine beträchtliche Rolle gespielt,

u. a. das Finanzportefeuille nicht weniger als zehn Jahre und dann wieder zwei Jahre verwaltet und später das Ministerpräsidium innegehabt. Bela Földes, bis vor kurzem — als Nachfolger von Kautz — Professor der Nationalökonomie in Budapest, ist jetzt Minister für Übergangswirtschaft im Kabinett Wekerle. Durch feinsinnige Untersuchungen zur Theorie und Finanz — echte Gelehrtenarbeit — ist sein Name auch den deutschen Nationalökonomen vertraut geworden. Er ist der hervorragendste Interpret der deutschen Nationalökonomie in Ungarn, jetzt entfaltet er als Übergangsminister eine vielseitige, auf genauer Vertrautheit mit der ungarischen Volkswirtschaft gegründete Tätigkeit.

Nur halb und halb dürfen die Professoren-Minister auch Alexander Wekerle zu den ihren rechnen. Er hat allerdings längere Zeit an der Budapester Universität Finanzrecht und Finanzwissenschaft doziert, alsbald ist aber sein praktisches Können mit ihm durchgegangen, mit 41 Jahren saß er als Finanzminister im Kabinett Koloman Tiszas, der ein paar Jahr vorher auf ihn aufmerksam geworden war und sich seiner alsbald ganz bemächtigt hatte. Er hat Ungarn finanziell in die Reihe der europäischen Großstaaten eingeführt. Kaum ans Ruder gelangt, hat er die Konversion der ungarischen Staatsanleihen ins Werk gesetzt, dem Parlament das erste defizitfreie Budget vorgelegt, die Reform der Brantweinnsteuer und der Staatsmonopole gebracht, hat auch in Verbindung mit Österreich die Valuta auf die Grundlagen gestellt, die sie bis zum Weltkrieg innehatte. 1892, 1906, 1917 wurde er zur Ministerpräsidentschaft berufen. Er hat daneben die Finanzen — seine alte große Liebe — immer noch besonders betreut. Auch augenblicklich hat er noch das Finanzportefeuille inne, um es freilich demnächst, wie es heißt, an einen seiner alten Getreuen abzugeben. Wekerles Leistungen als Finanzminister gründen sich auf die ebenso vollkommene Beherrschung des budgetären, wie des steuerpolitischen, wie des kredit- und währungspolitischen Stoffes, so ist er sein eigener Vortragender Rat und repräsentiert in seiner Person fast schon das ganze Ministerium der Finanzen.

Übrigens kann der Rundgang durch Ungarn nicht beendet werden, ohne des gegenwärtigen Präsidenten der dortigen Akademie der Wissenschaften zu gedenken, Albert v. Berzeviczys, der an der Rechtsakademie in Eperies Politik und Nationalökonomie las und später als Unterrichtsminister (wie früher schon als Ministerialrat) um die Organisation des höheren Unterrichts, wie um die Entwicklung des Kunstlebens in Ungarn sich hohe Verdienste erwarb. Er ist einem großen Berliner Kreise durch die formschöne und gedankenreiche Rede, die er auf Veranlassung der Waffenbrüderlichen Vereinigung vor Jahresfrist im deutschen Reichstag hielt, bekannt geworden.

Die Stelle unmittelbar nach Österreich und Ungarn haben in der Verwendung von Professoren der Nationalökonomie, der Rechte und der Ge-

schichte als Staatsmänner Rußland und Italien. Rußland ragt allerdings weniger durch die Zahl, wie durch die Qualität seiner Professoren-Politiker hervor.

Vor allem wird hier der Name Nikolai Christjanowitsch Bunges zu nennen sein. Professor der Nationalökonomie in Kiew, dann Direktor der Kiew'schen Bank, hat er eine der frühesten Arbeiten Adolf Wagners, jene über das Papiergeld, ins Russische übersetzt. 1882 wurde er Nachfolger des Finanzministers Abasa, 1887 trat er an die Spitze des Ministerkomitees. Bunge, persönlich eine überaus vornehme Natur, hat eine außerordentlich umfassende Tätigkeit entfaltet. Der mittelalterlichen Organisation der Steuern in Rußland gab er den Rest. Er hob die Salz-, aber auch die Kopfsteuer auf und setzte die Loskaufzahlung der Bauern herab. Er schuf die Bauern-Agrar-Bank, die bestimmt war, besitzlosen Bauern zu Land zu verhelfen. Nicht zuletzt verstand er durch Herabsetzung des Papiergeldumlaufs den Rubelkurs zu steigern.

In unseren Tagen ragt vor allem die Figur des Professor-Ministers Miljukow über viele andere hinaus. Miljukow, am Marxismus so wie Lenin geschult, ist der Vater des Czaren-Sturzes und damit der russischen Revolution. Er hat mit ihrer meisterhaften Inszenesetzung seine Probe als Realpolitiker bestanden, wenn es ihm auch — zu unserer Freude — nicht beschieden war, sich gegen die andringenden radikaleren Parteien des eigentlichen Volkes zu behaupten. Ausgegangen von der Wissenschaft, zehn Jahre Dozent in Moskau, weitere drei in Sofia, hat er wissenschaftlich sehr wertvolle Skizzen zur russischen Kultur verfaßt. Er war und ist Mittelding zwischen Finanzwissenschafter und Historiker. Seine Studien zur Finanzgeschichte des moskowitischen Staates und des Staates Peters des Großen stehen ebenbürtig neben den Arbeiten Schmollers zur preußischen Finanzgeschichte.

Als Miljukow das Außenministerium niederlegte, übernahm Oldenburg als Vertreter der Kadetten das Unterrichtsportefeuille, seine Tätigkeit war aber eine zu kurze, um eine Würdigung zu gestatten. Schließlich ist hier des Leiters der russischen Finanzen, bevor dieselben in den Abgrund stürzten, Professors Birnatzki zu gedenken. Er hat als letzter die russischen Finanzen mit den Mitteln, die — wenn man den Staatsbankerott nicht will — einzig in Betracht kommen können, zu retten versucht.

An der Schwelle des geeinten Italien, aber vorher schon bewährt, steht die Figur Sellas, der als Professor der Geologie in Turin begann, einer der Getreuen Cavours war und zunächst im Ministerium Rattazzi, dann im Ministerium Lamormara, ein drittes Mal unter Lanza Finanzminister wurde und dem es gelang, den Augiasstall der italienischen Finanzen zu reinigen und dem Defizit erstmals den Garaus zu machen. Er hat später die

Accademia dei Lincei neu organisiert. Minghetti, dessen Standbild heute den Corso Vittorio Emanuele schmückt, hat über Nationalökonomie nur geschrieben, ohne Professor gewesen zu sein, bevor er im Kabinett Farini Finanzminister wurde. Er hat als späterer Finanzminister und gleichzeitiger Ministerpräsident nicht nur durch die Aussöhnung mit Österreich und den Abschluß des Bündnisses mit Deutschland, sondern auch durch Finanzreformen großen Stils Lorbeeren um sein Haupt gewunden.

Weit über die Grenzen Italiens hinaus hat Luzzatti, zuerst Professor des Staatsrechtes in Padua, dann dreimal Finanzminister, Notorietät erlangt. Auch diesem Schützling Minghettis hat sein Land sehr viel zu danken. Jedesmal nach Räumung des Ministersessels wieder Professor, hat er sich auch für außerordentliche Missionen verschiedenen Kabinetten zur Verfügung gestellt. Auch er hat geholfen, die italienischen Finanzen auf ein höheres Niveau zu heben. Durch den Abschluß des Handelsabkommens mit Frankreich 1898 hat er für die gedeihliche Entwicklung der Handelsbeziehungen zwischen Italien und dem großen lateinischen Bruder den Grund gelegt.

Zuletzt in der Reihe erscheint der Rechtslehrer Orlando. Zunächst Professor des Verwaltungsrechts in Modena, Messina und Palermo, steht er heute als Kabinettchef im Vordergrunde der italienischen Politik, und vielleicht haben wir von ihm nach Ausschaltung Sonninos, der sein Mephisto ist, Besseres zu erwarten als in dem Augenblick, wo diese Zeilen zum Drucke gehen.

Hinter diesen italienischen Minister-Professoren ersten Ranges, deren Aufzählung übrigens durchaus nicht vollständig ist, stehen Dutzende anderer Hochschullehrer, die teils als Ressortminister auf dem Ministersessel Platz gefunden, teils als Unterstaatssekretäre dem Staate treffliche Dienste geleistet haben. Nur beiläufig sei hier der Name der beiden Ferraris genannt, Carlos und Maggiorinos, die beide an den Brüsten der deutschen Wissenschaft gesäugt, der eine als Postminister, der andere als Unterminister im Landwirtschaftsministerium durch Sachkenntnis, Initiative und politische Redlichkeit fast vorbildlich gewirkt haben. Sie waren „nordwärts" orientiert.

Die gleiche Orientierung weist uns nach den skandinavischen Ländern, und nach einer Umbiegung nach Westen hin, nach Holland, Großbritannien, auch Frankreich, wo der Professor-Minister gleichfalls keine Neuheit des letzten Tages mehr ist.

Aus Dänemark habe ich mich des Umgangs mit dem Finanzminister Scharling, als früherem Professor der Nationalökonomie in Kopenhagen, aus Holland jenes mit dem Finanzminister und Ministerpräsidenten Pierson, als früherem Professor der Nationalökonomie in Amsterdam, erfreuen dürfen. Pierson hat das holländische „standard work" über Finanzen geschrieben, ist auch Direktor und Präsident der Niederländischen Bank gewesen und hat als

Steuerreformer in Holland ähnlich wie bei uns Miquel gewirkt. Die Finanzen waren seine Liebe. Zunächst Finanzminister im Ministerium Tak van Poortvliet, hat er, als er 1897 das liberale Union-Ministerium bildete, auch als Ministerpräsident die Finanzen verwaltet. Der Däne Scharling war konservativ. Wir verdanken ihm u. a. sehr wertvolle Untersuchungen zur Ergründung des Zusammenhangs von Geld und Preis, die er mit Vorliebe in deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichte, als Finanzminister hat er im Kabinett Schestedt nur kurze Zeit gewirkt. Er war ein durchaus deutscher Gelehrtentypus trotz einer mehr als zwanzigjährigen Tätigkeit als führender Politiker im Folkething.

Ganz besonders eng ist die Verbindung von Wissenschaft und Politik allzeit in Frankreich gewesen. Von der Akademie zum Ministersessel und umgekehrt ist der Weg nie weit gewesen.

Vor allem fühlt in Frankreich freilich der Advokat den Beruf zum führenden Politiker in sich. Immerhin haben auch Generationen von Professoren auf der Regierungsbank gesessen. Quesnay, der Begründer der Schule der Physiokraten, wollte, um seine wissenschaftlichen Überzeugungen in die Tat umsetzen zu können, Minister Ludwigs XV. werden, hatte die Pompadour an seiner Seite, seiner Kandidatur war aber kein Glück beschieden. Turgot, wieder eine durchaus wissenschaftlich verankerte Natur, hat zuerst als Marine-, dann als Finanzminister Ludwigs XVI. der Sache der Gewerbefreiheit und der Steuerreform unschätzbare Dienste geleistet und ist mit einer Denkschrift aus dem Amte geschieden, deren Beherzigung Ludwig XVI. die französische Revolution möglicherweise zu einer monarchistischen gestaltet hätte. Unter Napoleon I. ragt vor allem die Figur Chaptals hervor, der, zunächst Professor der Chemie in Montpellier, die Volkswirtschaft des ersten Kaiserreichs sozusagen eingerichtet hat. Er hat, von 1800 bis 1804 Minister des Innern, der Konzeptionen voll, technologisch zumal von England lernend, für Frankreich Ungeheueres geleistet, hat dem volkswirtschaftlichen Fortschritt daselbst ganz ähnlich Flügel an die Sohlen geheftet wie unter Ludwig XIV. Colbert. Napoleon mochte seiner auch während der Hundert Tage nicht entraten und rief ihn als Handelsminister an seine Seite.

Aus dem 19. Jahrhundert ist weiterhin des Trios Guizot, Thiers und Say zu gedenken. Guizot, der der Regierung Louis Philipps das Gepräge gab, früher Professor der Geschichte, war einer der Paten der Juli-Revolution. Unter Louis Philipp, der ihn nicht missen konnte, war er Unterrichtsminister, Minister des Innern, schließlich Minister des Äußern, zu allerletzt Premier. Thiers, der nach Wesen und Erscheinung an Windthorst gemahnte, ist wohl nicht beamteter Professor gewesen, hat aber mit finanzwissenschaftlichen Studien sich in die Wissenschaft eingeführt. Seine geschichtlichen Arbeiten sind auch in Deutschland allgemein bekannt. Schon unter Louis Philipp

Minister des Innern, dann des Handels und der Öffentlichen Arbeiten, später des Äußern, hat er Napoleon III. bekämpft und 1871, Vertrauensmann von ganz Frankreich, von zwanzig Departments in die Nationalversammlung gewählt, die Annahme des Friedens mit Deutschland durchgesetzt und ist der erste Präsident der Republik geworden. Testamentarisch hat er das Institut für soziale Wissenschaften und Völkerrecht begründet. Léon Say ist einer der glänzendsten Namen der französischen Finanz gewesen. Der Name der Says wird vom Volkswirt mit Andacht genannt. Jean Baptiste hat die klassische Nationalökonomie in Frankreich eingeführt. Sein Enkel Léon hat kein Lehramt bekleidet, aber sich mit seiner wissenschaftlichen Kritik der Finanzwirtschaft des Kaiserreiches zuerst einen Namen gemacht. Ein aufrichtiger Republikaner hat er viermal unter der dritten Republik das Finanzportefeuille verwaltet, mit ausgezeichnetem Erfolg. Sein Vermächtnis an die Wissenschaft ist das Dictionnaire des finances, dem wir in Deutschland nichts Gleiches an die Seite zu stellen haben. Aus jüngerer Zeit ist in Frankreich vor allem der naturwissenschaftlichen Professoren zu gedenken, Leuten vom Schlage Ostwalds oder Häckels, die auch als radikale Politiker sich einen Namen machten und in der demokratischen Aera dann auf die Ministersessel kamen. Ihr Vorläufer war Dominique François Arago, der, Professor der Geodäsie an der Polytechnischen Schule in Paris und dann Direktor der Sternwarte, als Physiker es zu Weltruf brachte und während der zweiten Revolution zuerst als Minister des Innern, dann des Krieges sich bewährte. In seinen Spuren wandelten während der dritten Repuplik vor allem Jules Simon, dann Bert und Berthelot. Jules Simon, Professor der Philosophie an der Sorbonne, wurde seines Amtes enthoben, als er sich weigerte, Napoleon III. den Huldigungseid zu leisten, nach dessen Sturz wurde er 1870 Unterrichtsminister, zunächst für kurze Zeit, dann 1873 abermals, schließlich 1876 Premier. Er war übrigens in seinen politischen Anschauungen maßvoll und erst der klerikale Ansturm unter Mac Mahon gab ihm den Rest. Noch in seinem Todesjahr 1896 hat er sich in einer Porträtskizze Kaiser Wilhelms II. versucht.

Der Physiologe Paul Bert, zuerst an der faculté des sciences in Paris, unter Gambetta 1881 Unterrichtsminister, hat die Verweltlichung des Unterrichts in Frankreich durchgeführt und ist als Generalgouverneur von Indo-China gestorben. Ein paar Jahre darauf wurde der Chemiker Berthelot, einer der glänzendsten Namen der chemischen Wissenschaft, zum Unterrichtsminister gemacht.

Aus England belegen Namen wie der klassische Macauleys, dann jene Balfours und Haldanes die Tatsache, daß gelehrte Interessen und wissenschaftliches Können staatsmännisches Geschick nicht ausschließen. Macauley hat als Lord-Rektor von Glasgow wohl die ihm angebotene Professur in

Cambridge ausgeschlagen, überdies sind ihm diese akademischen Ehren erst widerfahren, nachdem er Kriegsminister im Kabinett Melbournes und später Generalzahlmeister gewesen war. Seine ersten vielbewunderten wissenschaftlichen Leistungen, die hier zu seiner Nennung verpflichten, liegen aber fünfzehn und zwanzig Jahre hinter seiner ersten Ministerschaft. Von Genossen unserer Tage war Haldane Professor der Philosophie in Edinburg, hat Schopenhauer übersetzt und das Leben des großen Volkswirts Ad. Smith beschrieben. Balfour ist vom Schlage derer, die, wenn sie auch nicht Professor gewesen sind — aus den gleichen Gründen, aus denen z. B. die beiden Humboldts keine waren — es nicht nur hätten werden können, sondern als Kinder der bürgerlichen Mittelschicht, vielleicht auch des Proletariats, es wohl geworden wären. Er hat nun Sitz und Stimme im Kabinett Lloyd George und ist in der kommenden Zeit, wo England die Besinnung wieder erlangt haben wird, vermutlich wieder zu einer großen Rolle berufen. Lehrhaft und eindringlich im Gespräch, wenn allein, in sich vertieft, ist er auch äußerlich, ähnlich wie Lloyd George, der bekanntlich Lehrer war, entfernt nicht der Typus des englischen Mannes von Stand, sondern, trotz des mächtigen Wuchses, fast schon der des Fliegenden-Blätter-Professors.

Der Vasall Englands, Portugal, verdient daneben kaum eine Erwähnung, aber doch sei der Tatsache gedacht, daß der erste wie der jetzige Präsident der Republik sich einen Namen zunächst als Professoren gemacht haben. Machado hat als Professor der Geographie begonnen. Paes war Lehrer der Mathematik an der Kriegsakademie von Lissabon. Guten Klang in der literarischen Welt hat der Name Pinheiro Chagas', dessen „Poema da Mocidade" Anlaß zu der berühmten Coimbraner Fehde war. Er war Professor der klassischen Literaturen am Curso Superio de Lettras in Lissabon und 1883 — Marine-Minister. Auch sonst hat auf der iberischen Halbinsel der Weg von der Lehrkanzel nicht nur zum Ministersessel, sondern auch zum Präsidentenstuhl der Republik geführt. Vor allem ist hier Salmerons zu gedenken, der nach dem Sturz des italienischen Amadeo ein Halbjahrsdasein als Präsident der spanischen Republik gefristet hat. Er war trotz des Feuers, das ihm innewohnte, den Gegnerschaften nicht gewachsen und ist, bevor er aus dieser Zeitlichkeit abberufen wurde, nach Ablehnung eines Rufes an die Sorbonne, wieder Professor an der Universität Madrid geworden. Der Aera Amadeos gehörte übrigens auch, was heute in Vergessenheit geraten ist, José Echegaray, der große spanische Dramatiker, als Handels- und Unterrichtsminister an. Wenn er hier erwähnt wird, so darum, weil er zur Zeit, als Amadeo ihn ins Kabinett berief, an der Madrider Ingenieurschule Mathematik und Physik lehrte, auch er also den Weg von der Lehrkanzel zum Ministerstuhl nahm. Es war aber nur ein Gast-

spiel, das er an dieser Stelle gab. Seinen eigentlichen Beruf, der von dem der Politik weit ab lag, hat er unmittelbar darnach entdeckt.

Vom Kap Finisterre ist die Brücke nach Amerika leicht geschlagen. Hier bietet sich, heute alle überragend, die Person Wilsons, des allmächtigen zum zweiten Male gewählten Präsidenten der nordamerikanischen Union dar. Auch er hat „klein" als Professor angefangen. Über Geschichte und Nationalökonomie hat er schon am Bryn Mawr College, und nachher an der Wesleyan University gelesen, um schließlich, 1890 einem Rufe an die Princeton-Universität zu folgen. Hier war es, wo ihm seine Tüchtigkeit als Völkerrechtler und Nationalökonom bald den Ruf einer Autorität verschaffte, trotzdem er Entlehnungen von Dritten nicht ganz abhold war, und wo er die Grundlagen für seine staatsmännische Laufbahn legte. Der Zulauf, den er fand, war so groß, daß er seine Vorlesungen in der Universitätskirche halten mußte. Das Urteil der Geschichte über Wilson als amerikanischen Patrioten steht heute noch nicht fest. Aber ich erinnere mich, einen Ausspruch des in politischen Dingen nicht gerade unkundigen Grafen Andrassy d. J. gelesen zu haben, der da besagte: „Wilson hat sich auf dasselbe Metier eingeschworen wie Poincaré in Frankreich und Lloyd George in England. Aber man muß gestehen, er tut dies mit größerer Geschicklichkeit als seine Genossen".

Hiermit mag diese „Revue" ein Ende haben. Ist sie auch bewußtermaßen unvollständig, — so ist zumal der kleineren Staaten nur ganz ausnahmsweise und lückenhaft gedacht — so zeigt sie doch, daß die in Deutschland jetzt gesprengte Pforte in anderen Ländern längst weit offen stand und im ganzen mit Erfolg durchschritten worden ist. Vielfach ihre besten Ressortminister und auch führende Staatsmänner, teilweise solche von geschichtlicher Sendung, haben die anderen Länder von der Lehrkanzel bezogen. Der Professor tritt im allgemeinen nicht nur nicht kenntnislos in sein Amt, sondern ihm fehlt auch kaum so ganz jener Wirklichkeitssinn, dessen der Politiker vor allem anderen bedarf, auch nicht der psychologische Scharfblick für die Durchschauung Anderer und ihrer Motive, ohne welchen politische Geschäfte nicht zu führen sind, schließlich — mit Ausnahmen wohl auch — nicht der Tropfen macchiavellistischen Oels, mit dem der Politiker gesalbt sein muß, zumal wenn auch das Geschäft des Auslandes ihm anvertraut ist.

In einem Briefe, den der Herausgeber dieser Zeitschrift von dem früheren Professor der Mathematik in Lissabon, jetzigen Präsidenten der Republik Portugal, kürzlich veröffentlichte, sprach dieser davon, eine kräftige Brise politisch-moralischer Reinlichkeit müsse die Miasmen der politischen Korruption des früheren Regiments hinwegfegen. Ganz ähnlich empfindet vielleicht Wilson. Das hindert nicht, daß er im Verkehr mit dem feindlichen Ausland jedes Macchiavellismus, jeder Zweideutigkeit, jeder Hinterhältigkeit, jeder Wahrheits-

verdrehung fähig ist. Noch als Präsident durfte er, meint ein jüngster Kritiker seiner Person, die einzigartige Tat begehen, die imperialistischen Finanzmanöver in China und Mexiko zu desavouieren und ihnen jegliche Staatshilfe zu entziehen. Gegen die tobende Wut Roosevelts, Hearsts und aller anderen Expansionisten hat er mit wahrhaft heroischer Zähigkeit den Krieg mit Mexiko vereitelt, hat alle Rüstungsforderungen jahrlang abgelehnt. Dann kam das rapide Abbröckeln seines Friedenswillens, das Umbiegen seines Fanatismus in die entgegengesetzte Richtung.

Warum der Professor in Deutschland als Politiker bisher so wenig gegolten hat?! In Preußen haben bis in die neuere Zeit hinein zweifellos die Erfahrungen der Paulskirche in ihrer Ohnmacht (die übrigens Rob. v. Mohl als trefflichen Eintagsminister und Fallati als Unterstaatssekretär des Erzherzogs Johann sah) und vor allem der Konfliktsperiode bis 1866 nachgewirkt. „Ich finde keinen Ausdruck, um Dir die Stupidität, den Leichtsinn und die abstrakte Prinzipienreiterei der sogenannten demokratischen Führer in Deutschland zu bezeichnen," schrieb Bakunin am 8. Dezember 1848 an Herwegh. Wohl als stärkeres Hindernis aber kam, wie schon eingangs gesagt, die gegen jeden Einbruch in ihre verbrieften Rechte tätige Bürokratie in Betracht. Außerhalb Rußlands hat die bürokratische Formel kaum irgendwo stärkere Geltung besessen als bei uns. Auch Bismarcks Kampf gegen die Geheimräte ist ja bekanntermaßen vielfach vergebens gewesen. Erst der Krieg hat in die Phalanx Bresche gelegt. Bethmann's Wort „Freie Bahn dem Tüchtigsten" dürfte trotzdem auch ihm, als er die Worte aussprach, kaum in seiner ganzen Tragweite bewußt gewesen sein. Solange er regierte, hat er selbst sich als Bürokrat, wenn auch vornehmen Stils, aber doch als Bürokrat von reinstem Wasser ausgewiesen. Berufungen sind vielfach ohne jede Rücksicht auf Sachkennerschaft erfolgt. „Der Assessor kann alles."

Ob der Fall Friedberg — der krasser als der Fall Hertling ist — nun Schule macht, das Urteil darüber ist der Zukunft vorzubehalten. Die nächste Zukunft dürfte ihm noch wenig günstig sein. In der Vergangenheit hat man aber zweifellos manche schätzbare Kraft, die sich, von der Lehrkanzel her kommend, für die Verwendung an der Spitze der Geschäfte darbot, ungenutzt gelassen. Der Fall Helfferichs, der als Privatdozent der Universität Berlin den Professortitel erhielt, und dem bei seinem Abgang aus dem Reichsamt des Innern eine Professur der Nationalökonomie in Bonn angetragen wurde, ist keine Ausnahme von der Regel. Er wurde als Bankdirektor und ehemaliger bewährter Rat des Kolonialamts, nicht als Professor berufen.

Der Fälle, wo man sich des Akademikers und zumal des Nationalökonomen in Deutschland für die höchsten praktischen Aufgaben bediente, sind also nur wenige. Nie wurde einem Professor der Nationalökonomie bei uns die Aufgabe der Ordnung etwa der Reichsfinanzen in allen ihren schwieri-

gen Stadien, in allen den Krisen, die sie bereits durchlebt haben, angetragen teilweise waren schlimme Dilettanten mit der Verwaltung dieses besonders dornigen Ressorts betraut. Vielleicht, ja sicher stünde es heute besser um sie, hätte man auf die Autoritäten der Finanzwissenschaft, die vor allem Süddeutschland besitzt, Rücksicht genommen. Warum ist man an Georg von Mayr, der vor Jahrzehnten als Unterstaatssekretär der Finanzen bereits im Elsaß tätig war und der auf dem Gebiete der indirekten Steuern eine erste Autorität ist, vorübergegangen, warum hat man sich die weitreichende Kenntnis der direkten Steuern, die zumal an der Hand des Studiums der schweizer Steuern Georg von Schanz gewonnen hat, nie an führender Stelle zunutze gemacht! Nie hat auch ein deutscher Professor etwa die Finanzen Preußens oder das Handels- oder Landwirtschaftsportefeuille verwaltet. Es läge nahe, aus der heute lebenden Universitätsgeneration auf Namen hinzuweisen, die gerade für die zwei letzten Aufgaben in hohem Grade in Betracht kommen. Aber damit wäre die Aufgabe dieser losen Skizze überschritten, die mehr einen Rückblick als einen Vorblick bieten sollte, wenn sie auch nebenbei Fingerzeige mit Bezug auf die Richtung, in welche die Fahrt nun gehen wird, enthält. —

Paul Günther:

Landhaus auf Island.

Eine Hütte soll sein
Zwischen Schnee und Stein,
Hoch in den Bergen, ganz allein.
Und da will ich vergessen leben,
Und nichts soll meine Stille umgeben
Als die Felsen, die schirmend steigen,
Und das weiße, wissende Schweigen
Aller Firnen rings umher,
Und das Meer.

Und sie soll mir folgen, die gerne
Schweigt, wenn die lange Nacht beginnt,
Und, des Nordens Kind und der Ferne,
Tage erträumt, die voll Wunder sind.
Die der großen Geschicke Schreiten
Wie ein rauschendes Wehen fühlt,
Und mit dunklen, versunkenen Zeiten
Wie mit plätschernden Wassern spielt.
Deren glühender Sinn die Gestalten
Kommender Segnung zu formen weiß,
Freund allen starrenden, starken Gewalten
Wie dem Meer und der Nacht und dem Eis —
Ganz aus Harren und Sehnen gemacht —
Und die niemals lacht —

Prof. Dr. Valckenier Kips, Delft: „Mare clausum“.

Berechtigte Übersetzung von Adolf Teutenberg.

Jegliche Machterweiterung bedingt ein Anschwellen von Neid und Mißgunst in der Welt, und diese pflegen zu Streit und Krieg hinzuführen. Diese Wahrheit hat heutigen Tages nichts von ihrer Härte verloren und ist Wahrheit gewesen, solange das Rad der Geschichte rollt.

Um 1650 waren die Niederlande eine große Macht. Sie hielten als Schiedsrichter das Gleichgewicht Europas aufrecht. Sie waren das reichste Volk der Welt und wurden von vielen als das mächtigste angesehen. Sie unterhielten blühende Industrien und einen weitausgebreiteten Handel, der sich von den polaren Eiszonen bis zum Aequator hin über alle Weltmeere erstreckte. Ihre Handelsflotte war größer als die aller andern Völker zusammengenommen, Amsterdam war der Mittelpunkt des ganzen Welthandels und der Bankier der Welt. Die holländischen Städte waren die schönsten der Erde, die holländischen Häuser die reichsten, aus allen Gegenden strömten die Reisenden nach den Niederlanden, um ihren Reichtum, ihre Kunst, ihre Wissenschaft zu bewundern. Noch immer liegt über dem heutigen Holland ein Schimmer vom Glanz dieses goldenen Zeitalters.

Die Engländer waren in jenen Tagen ein noch vorwiegend Ackerbau treibendes Volk. Mit vielerlei schützenden Maßregeln hatten Elisabeth und Jakob I. der Entwickelung von Industrie, Handel und Schiffahrt eine weitgehende Fürsorge zuteil werden lassen; aber England war noch weit davon entfernt, auf einem dieser drei Tätigkeitsgebiete mit Holland wetteifern zu können.

Indessen schrieben englische Staatsmänner, Kaufleute und Gelehrte andauernd über das starke Gedeihen der niederländischen Provinzen und brachten Pläne aufs Tapet, die Wohlfahrt der niederen Lande an der Nordsee auf die englischen Kreidefelsen zu verpflanzen. „Holland“, so stellte einer dieser Schreiber fest, „das nicht so groß ist wie eine Eurer Majestät Grafschaften, zählt dreißig ummauerte Städte, vierhundert Dörfer und 20,000 Schiffe, und sie bauen Jahr für Jahr noch tausend hinzu, obwohl sie von ihrem Boden weder das Holz haben, um sie zimmern zu können, noch auch die nötigen Waren, um sie zu befrachten.“ — „Ein Überfluß an Getreide wächst in den östlichen Landen, aber die großen Getreidespeicher, aus denen die Welt in Zeiten der Not ihre Bedürfnisse deckt, liegen in den Niederlanden, die sich nach jedem Notjahr sieben weitere Jahre damit bereichern können und mit ihren Schiffen, die das Getreide in andere Länder bringen, hohe Frachten

machen." Ein Kaufmann und Nationalökonom, Lewes Roberts, schreibt im Jahre 1641: „Es wird kein Bauholz in Holland gewonnen und doch ist Holland Stapelplatz dafür; es wächst kein Getreide in Holland, und doch ist es Stapelplatz für Getreide; es gibt keine Wolle dort, und doch ist Holland Stapelplatz für Wolle und verarbeitet es in seinen Industrien; es wird kein Wein hervorgebracht in Holland, kein Salz, kein Blei, kein Zinn: aber doch hält Holland davon die Vorräte für alle Welt in Besitz."

Aus diesen Zeugnissen geht klar hervor, daß die leitenden englischen Staatsmänner und Denker das Ziel vor Augen hatten, den Handel der Holländer und im besonderen ihre Seefischerei in englische Hände zu bringen. Und da nun freier Wettbewerb nicht viel zu versprechen schien, beschloß die englische Regierung, die Holländer dadurch handelspolitisch zu besiegen, daß sie Eigentumsansprüche auf die rings um Großbritannien gelegenen Meere erhob. Das Meer aber ist von Natur offen und jedermann zugänglich.

Wohl hatte Venedig Ansprüche auf die Souveränität über das Adriatische Meer erhoben: die Braut, die dem Dogen alle Jahre durch Ringwurf vermählt wurde; wohl hatten im 16. Jahrhundert Spanien, Portugal und Karl V. beansprucht, Weltmeere ihren Landgebieten einverleiben zu dürfen. Aber die systematisch begründete Rechtsforderung, den Schoß des Ozeans zu beherrschen, wurde erst von England erhoben.

Daß Besitz des offenen Meeres oder seine Beherrschung eine unrechtmäßige Forderung ist, bedarf keines Beweises. Ein Handelsvolk, das den vornehmsten Teil seines Handels für sich allein behalten will, erfindet dazu eine Theorie, die ihm gestatten soll, das Meer allein zu beherrschen, und glaubt so seinen politischen Zwecken einen Rechtsgrund geben zu können. Dieser Rechtsanspruch kann nur durch die Macht einer ausreichenden Kriegsflotte betätigt werden. So liegt nun eine Machtfrage vor und keine Rechtsfrage mehr. Aber derartige Rechtstheorien wurden erfunden, weil die Staaten, die sich darauf stützen möchten, sich gegen den Vorwurf decken wollen, daß sie gewalttätig handeln, unrechtmäßige Beschlüsse fassen und lediglich auf ihre überlegene Macht pochen.

England hatte bis dahin die Herrschaftstheorie über offene Meere niemals anerkannt. Die Königin Elisabeth hatte diese Theorie gegenüber dem spanischen Gesandten als „strittig mit dem Völkerrecht" gebrandmarkt: „Weder die Natur, noch auch das allgemeine Interesse gestatten irgendwie einen ausschließlichen Besitz des Meeres; der Ozean ist frei für jedermann, es gibt keinerlei Rechtstitel, der ihn zu besitzen erlaubte; Meer- und Luftbereich sind Gemeingut aller Menschen."

Im selben Jahre, 1609, in dem Jakob I. von England seinen Anspruch auf Herrschaft über das Meer erhob, erschien des Hugo Grotius berühmtes Buch „Mare liberum", gewidmet „den Fürsten und freien Völkern der

christlichen Welt", in dem die Hohlheit jeden Anspruches auf Seeherrschaft auf eine noch heute vorbildliche Weise dargetan wurde. Alle Völker wurden aufgerufen, den Niederländern beizustehen, um die Freiheit des Handels und die Freiheit der Seeschiffahrt in der ganzen Welt zu verteidigen.

Gegen das Werk unseres Grotius veröffentlichte der Engländer William Wellwood im selben Jahre ein unbedeutendes Schriftchen: „De dominio Maris“ (Über Seeherrschaft), in dem er zu beweisen suchte, daß das Meer als Privateigentum anzusprechen sei, und daß England ein Eigentumsrecht auf das Meer über ein Gebiet von 100 Meilen see-einwärts von der Küste aus besitze. Im Jahre 1633 erschien weiter eine Schrift von der Hand Sir John Burroughs, des Archivars vom Tower in London, die mit den Sätzen endigte: „Es ist klar und deutlich, daß Englands König, zufolge Verjährung seit unvordenklichen Zeiten, zufolge dauernder Nutznießung und ungestörten Besitzes, zufolge Anerkennung aller unserer Nachbarstaaten und zufolge eigener Gesetzgebung des Königreiches immer die souveräne Herrschaft über die Meere Englands gehabt hat, und daß Seiner Majestät kraft seiner Souveränität die oberste Gewalt und die oberste Rechtsausübung über den Verkehr und die Fischerei auf diesen Meeren rechtens zu eigen ist. Da solche Souveränität über unsere Meere das kostbarste Kleinod Seiner Majestäts Krone ist, und nächst Gott die vornehmste Quelle unserer Wohlfahrt und unserer Sicherheit, so sind alle englischen Herzen und Hände unter sich verbunden, um durch alle im Bereiche der Möglichkeit liegenden Mittel diese Herrschaft zu hüten und zu handhaben, selbst mit äußerster Gefahr für ihr Leben, für ihr Gut und ihr Vermögen." (Um das Wesentliche im Urtext zu geben, führen wir die entscheidenden Worte auf Englisch an: „The kings of England . . . have ever held the sovereign lordship of the seas of England, . . . the supreme command and jurisdiction over the passage and fishing in the same unto his Majesty rightfully appertaineth.“)

Die Frage kann nun noch offen bleiben: Was ist unter „the seas of England“ zu verstehen? Auf diese Frage wurde von einem der tüchtigsten englischen Juristen jener Zeit eine sehr entschiedene Antwort gegeben: von John Selden, der bereits im Jahre 1617 auf des Hugo Grotius „Mare liberum“ unter dem Titel „Mare clausum“ („Freies Meer" gegen „Geschlossenes Meer") eine ausführliche Gegenbeweisführung zusammengestellt hatte. König Jakob I. verbot indessen die Veröffentlichung, offenbar aus Furcht, die öffentliche Meinung in Holland zu verletzen. Im Jahre 1635 erst ließ Karl I. das Werk Seldens in der Öffentlichkeit erscheinen: es war dem König gewidmet und wurde fortan als die englische offizielle Lesart vom internationalen Seerecht angesehen.

Auf dem Titelblatt des Buches ist zu lesen: „Zum ersten wird gezeigt, daß das Meer nach Naturrecht oder Völkerrecht nicht allen Menschen gemeinsam

ist, sondern vielmehr der Herrschaft Einzelner oder dem Eigentum unterworfen werden kann; ganz ebenso wie alles Land. (In jener Zeit wird in der Wortbedeutung des lateinischen „dominium“ nicht immer scharf zwischen staatsrechtlicher Herrschaft und dem Begriff Eigentum in privatrechtlichem Sinne unterschieden; Selden spricht deshalb von „private dominion or propriety“). Zum zweiten wird bewiesen, daß die Herrschaft über das britische Meer oder über jenes Meer, das die Insel Groß-Britannien umspült, ist und immer war ein Teil oder Anhängsel jenes Inselreichs („the empire of that island“).“

Dieser Inhaltsangabe gegenüber könnte man immer noch an einen Streifen territorialen Gewässers denken. Aber die Folgerungen am Schluß des Seldenschen Buches lassen über die eigentliche Meinung des Ganzen keinerlei Unsicherheit übrig: „Unzweifelhaft wahr ist“, heißt es da, „daß, in Übereinstimmung mit der angeführten Reihe unserer Zeugnisse, erst die Küsten und Häfen der angrenzenden Reiche über See selber die Grenzen des Seegebietes des britischen Reiches nach Süden und Osten zu sind; daß aber, was den offenen und weiten Ozean im Norden und Westen anbetrifft, diese Grenzen bis in die äußerste Ferne der weitgestreckten Meere hinausgelegt werden müssen, die im Besitze der Engländer, Schotten und Iren sind.“

Diese letztere Bestimmung ist wenig deutlich, spielt aber auch wenig in unsere Frage hinein; doch sieht sie einem Anspruch auf alle Meere des nördlichen Erdenhalbrunds verzweifelt ähnlich. Die erste Hälfte der Seldenschen Bestimmung aber lautet im englischen Text genau: . . . „that the very shores and ports of the neighbouring princes beyond sea are bounds of the sea territory of the British Empire to the southward and eastward.“ Mit andern Worten: die ganze Nordsee und der Kanal sind englische Territorialgewässer bis an die gegenüberliegenden Küsten und Häfen.

Daraufhin erneuerte Karl I. im Jahre 1636 die Proklamation, die Jakob I. im Jahre 1609 schon ausgefertigt hatte. Holland ließ, in Antwort darauf, seine Heringsflotte mit Kriegsschiffen ausreisen. Die Stimmung in England gegen Holland wurde mehr und mehr aggressiv. In einem Pamphlet vom Jahre 1653 liest man: daß es vernünftig wäre, den Holländern Flotte und Vermögen abzunehmen; daß, wenn man ihnen ihren Fischereibetrieb abnehmen werde, sie nicht nur des Gewinnes davon verlustig gehen würden, sondern daß auch die Hunderttausende, die in diesem Wirtschaftszweige tätig seien, arbeitslos werden und den Staatskassen zur Last fallen würden. Endlich heißt es: „Je länger man sie dulden wird, um so stärker und reicher müssen sie werden, aber durch Gottes geheiligte Fürsicht und durch die Weisheit des Parlamentes können sie leicht überwältigt und zum Gehorsam gezwungen werden.“ (Im englischen Urtext: „The longer they be suffered, the stronger and richer they will be, but by God's holy assistance and the Parliaments

providence, they may easily be subdued and brought to obedience"). (Quelle: The Seas Magazyne Opened, or the Hollander Dispossessed, 1653).

Ist es nicht, als ob wir heute diese Worte über den Kanal nachhallen hören?

Der entscheidende Schritt nun wurde getan durch den Erlaß der Navigationsakte vom 9. Oktober 1651. Wie bekannt ist, liefen diese Akte darauf hinaus, daß Güter aus Asien, Afrika und Amerika nur durch englische Schiffe, Güter aus Europa entweder durch englische oder durch Schiffe der Ursprungsländer nach Großbritannien sollten geführt werden dürfen. Diese Bestimmungen kamen einem Verbot von Frachtzufuhren durch Holländer nach England gleich. Gleichzeitig bildeten sie für die Entwicklung der englischen Weltschiffahrt einen scharfen, zunächst sogar peinlich fühlbaren Ansporn. Selbst Adam Smith noch nannte den Beschluß „perhaps the wisest of all commercial regulations of England."

Die Kriege zwischen der Niederländischen Republik und England waren die unmittelbare Folge. Kein internationales Schiedsgericht hätte den Streitpunkt zwischen den Niederlanden und England schlichten können. Dieser Streitpunkt entwickelte sich von einer Rechts- zu einer Machtfrage. Hinsichtlich der Rechtsfrage war die Lage so klar wie nur möglich. Mag sein, daß ein kurzsichtiger Krämergeist in der holländischen Staatsführung und innere politische Zwistigkeiten es verabsäumten, Seehelden vom Schlage der Tromp und Evertsen, der Witte de With und der Ruyter genügende Machtmittel zur Verfügung zu stellen — das Recht war auf Seiten der Vereinigten Provinzen.

Hugo de Groots Nachweis, daß das Meer von Natur frei und zur Verfügung eines jeden sein müsse, der es befahren wolle und könne, hatte bei Selden wohl Widerspruch, aber keine Widerlegung gefunden, weil dieser Nachweis nicht widerlegt werden konnte. Auf Hollands Seite wurde damals gekämpft für das Recht auf die Freiheit der Meere. —

Seit dem Beginn des gegenwärtigen Krieges ist das Meer wieder einmal von England für abgeschlossen erklärt und tatsächlich durch Minenfelder abgesperrt worden; der neutralen Schiffahrt wurden die Wege vorgezeichnet. Die Gefahren für die freie Schiffahrt sind infolgedessen vermehrt worden, besonders seitdem von deutscher Seite gegen die englische Seepolitik Gegenmaßnahmen ergriffen werden mußten. Nach beiden Seiten hin hat die holländische Regierung stets die Stimme des Rechts vernehmen lassen.

Hier aber gilt es für Holland ein wichtige Aufgabe zu lösen. Wenn die Regelung der internationalen Verhältnisse nach dem Kriege an der Tagesordnung sein wird, so wird Holland Gelegenheit haben, in stärkerem Maße als während des Krieges den Rechtsgrundsatz zur Geltung zu bringen, daß die Seeschiffahrt für alle Nationen frei sein muß. Es kann nicht die Frage

sein, ob das im englischen oder im deutschen oder im amerikanischen Interesse gelegen ist: es handelt sich um einen Rechtsgrundsatz.

Außerdem aber ist damit eine ganz spezifisch holländische Angelegenheit verknüpft: nicht nur deshalb, weil niederländische Lebensfragen daran hängen, sondern vor allem, weil der holländische Vater des Völkerrechts ein für allemal die Gültigkeit des großen Rechtsgrundsatzes der Freiheit der Meere in hellstes Licht gestellt hat.

Dr. Marie Joachimi-Dege: Wie undiplomatisch!

Ob wir die schlechtesten Diplomaten haben, darüber könnte allenfalls noch gestritten werden; daß wir das undiplomatischste Volk sind, darüber kann kaum ein Zweifel herrschen. Ich nehme „Diplomatie" nicht in dem speziellen Sinne von Auslandsvertretung, sondern in dem weiteren, wo es Blick für die Erfordernisse der Zeit und des Vaterlandes bedeutet, Fähigkeit und Willen, an den zeitgemäßen nationalen Aufgaben und Zielen mitzuarbeiten, und dazu das Talent, die Mittel klug in Anpassung an die gegebenen Realitäten — unter Hintenansetzung aller subjektiven Gefühlsmomente — zu wählen. In diesem Sinne ist Diplomatie die verkörperte Verständigkeit im Dienste der Nation. Ihr Gegenteil — unser nationaler Fehler! — ist das, was man „gefühlsmäßige Kurzsichtigkeit" oder besser „Ich-Sichtigkeit" nennen kann. Nicht ichsüchtig, wie unsere angelsächsische, feindliche Verwandtschaft, aber ich-sichtig sind wir. Für uns steht vor jeder nationalen und jeder Weltfrage unser eigenes Ich groß und breit; es verdeckt uns die Aussicht, und sein Schatten verdunkelt unsern Blick für die Wirklichkeit.

Ein klassisches Beispiel für diese Ich-Sichtigkeit und den Mangel an Inland-Diplomatie ist die bevorstehende Petition der Lehrer „gegen die weibliche Leitung", die — wie uns die Vossische Zeitung mitgeteilt hat — das Abgeordnetenhaus noch vor Weihnachten beschäftigen soll. —

Wie wunderbar undiplomatisch ist schon der Zeitpunkt gewählt, um eine persönliche Angelegenheit zur nationalen Kampffrage zu machen! Ausgerechnet jetzt, wo die Frauenarbeit so unendlich notwendig gebraucht wird, wo der Ruf nach Frauen, die leitende Stellen sachgemäß verwalten können, so groß ist, wo die Frauen und immer wieder die Frauen angerufen werden, zu helfen, zu opfern, ihren Einfluß geltend zu machen, zu entbehren und die Schwierigkeiten, die oft

aus männlichem Unverstande gemacht werden, durch kluge Einsicht in die Forderungen der Zeit zu überwinden, — gerade jetzt wird sich das Abgeordnetenhaus darüber belehren lassen müssen, „daß der Staat eigentlich auf den Männern beruht", und daß es gegen das männliche Gefühl ist, an einer Schule mit „weiblicher Leitung" Berufs-Befriedigung zu suchen. — Und ausgerechnet diese Männer, denen ihr verletztes Gefühl so wichtig ist, daß sie das um Daseinsfragen ringende Abgeordnetenhaus damit beschäftigen wollen, machen — es ist beinahe erheiternd! — die „gefühlsbetonte Richtung der Frau" — als Grund gegen die weibliche Leitung geltend. — Ich weiß zwar nicht, wie dieses Argument, das die Wucht eines anderthalb Jahrhunderte alten Schlagwortes hat, auf das Abgeordnetenhaus wirken wird, aber mir scheint ein derartiges Schlagwort doch nicht heilig genug, um die Sachfrage: steht sich die betreffende Schule, steht sich unsere weibliche Jugend (auf die kommt es doch an??) besser oder schlechter bei der weiblichen Leitung? einfach umgehen zu können. Einem Lehrer, dem das Wohl seiner Anstalt, dem die Erziehung seiner Schülerinnen wirklich am Herzen liegt, dem wird es das Wichtigste sein, daß der Leiter der Anstalt segensreich zu leiten versteht, und verhältnismäßig gleichgültig, ob er männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist.

Gefühlsmäßig betont und sehr undiplomatisch ist ferner das Argument, daß „zwischen einer Frau als Leiterin und einem Mann als Untergebenen immer das Verhältnis der Geschlechter hineinspielen wird". Sollte die Gefahr nicht mindestens ebenso groß sein, wenn der Mann leitet? Und welche engherzige Auffassung des Lehrerkollegiums ist es, wenn die Lehrkräfte schlankweg als „Untergebene" des Direktors aufgefaßt werden!

Noch gefühlsmäßiger und unbegründeter scheint mir die Angst, daß „bei Meinungsverschiedenheiten der Mann aus Höflichkeit schweigen würde". Die Gefahr der Überhöflichkeit ist bei den meisten unserer Männer sehr gering! Ich glaube, es wird mehr geschwiegen aus Rücksicht auf die Karriere, als aus Rücksicht auf die Dame.

Dieser Mangel an Diplomatie, an der Fähigkeit, über die eigene Person hinweg das Ganze in seiner Lebendigkeit zu erblicken, läßt die Petitionierenden ganz und gar die nationale Bedeutung, die unsere führenden Frauen in der Vergangenheit gehabt haben, in der Gegenwart noch haben und in der Zukunft haben müssen, übersehen. — Sie übersehen, daß, wenn irgendwo in Deutschland große sachliche Ideale mit geistiger Frische und wunderbarer Diplomatie zum Heile der Nation Jahrzehnte lang am Werke gewesen sind, diese in den Bestrebungen für die höhere geistige Ausbildung der Frau zu treffen waren und noch sind. — Es gibt auf der ganzen Welt keinen Zweig einer Frauenbewegung, der in so kurzer Zeit, mit solcher Stille, mit so unerhörtem Fleiß, mit so klarer Intelligenz und mit so vollkommenem Takt seine eigenen Angelegenheiten zum Segen des Ganzen ge-

führt hat, wie der Teil der deutschen Frauenbewegung, der sich heute in der deutschen Oberlehrerin verkörpert. Ihr ist es gelungen, die gänzlich verrottete Mädchenerziehung (ich kenne sie aus Erfahrung!), die oft zur Gefühlsverlogenheit und Denkfaulheit direkt anleitete, auf ein gesundes, höheres und wahreres Niveau zu heben. Ihr verdanken wir es, daß wir in dieser nationalen Prüfungszeit Frauen mit Pflichtbewußtsein, Intelligenz und Takt genug hatten, um in die klaffendsten Lücken für die ins Feld ziehenden Männer zu treten. Ihr verdankt die Nation (ich sage absichtlich nicht „der Staat", der in Gottes Namen auf den Männern beruhen soll!), daß Frauen genug da waren, die in großzügiger Weise ihre persönlichen Wünsche und Gewohnheiten über den nationalen Notwendigkeiten vergessen und vernachlässigen konnten. Die leitenden Frauen Deutschlands haben wahrhaftig das Wohlwollen des Staates verdient! Leider gab es nur noch viel zu wenige! Wie manches wäre nicht geschehen, wenn wir so viele berufene Leiterinnen gehabt hätten, daß wir die törichten, ungebildeten weiblichen Massen ihnen hätten fest in die Hand geben können! — Für die Zukunft aber bedeutet es beinahe die größte Hoffnung für die Gestaltung unseres öffentlichen Lebens, daß in den durchgeistigten deutschen Frauen eine national empfindende, erzieherisch gebildete und berufene Intelligenz gegeben ist, deren Denken noch nicht in Partei-Gleise ausgefahren ist, die noch nicht rein-automatisch jede Sache nach der Meinung ihrer Partei umdenkt, die eine Sache noch sachlich d. h. unparteiisch und rein-national zu werten vermag. — Der Staat braucht sie händeringend nötig; denn jetzt, wo auch die ungebildete und halbgebildete Masse der Frauen ihre Macht und Notwendigkeit im öffentlichen Leben kennen gelernt hat und dementsprechend von ihrer Wichtigkeit ungemessene Begriffe hat, wo die Frau, auch die sanfteste und billig denkendste, nervös gereizt ist darüber, daß man ihre Arbeitskraft nirgends berechnet und sehr oft übermäßig belastet und gemißbraucht hat, — jetzt wäre es ein leichtes, eine Frauenbewegung in Szene zu setzen, die der englischen in nichts nachstände. — Ich warne, Grund zu gerechter Entrüstung zu geben, denn gerade in dem kommenden Kampf der Geschlechter ums tägliche Brot sind die leitenden Frauen, die Verstand genug haben, die Masse der gefühlsbetonten Frauen zur sachlich nüchternen Auffassung nationaler Pflichten zu leiten, von so großer nationaler Bedeutung, daß es mehr als undiplomatisch, daß es töricht wäre, sie in die Gegnerschaft hineinzutreiben.

Aber ganz abgesehen hiervon und noch von manchem anderen! Das Wesentliche ist, und das Ausschlaggebende muß sein: Unsere weibliche Jugend braucht weibliche Leitung. Denn erst unter der weiblichen Leitung und unter Männern, die mit Frauen gern Rat pflegen, sind unsere Mädchen zu sich selbst gekommen, sind sie geistig entwickelt worden, haben sie den Nutzen von den Schulen gehabt, den wir Eltern fordern müssen. „Es gibt heute keinen Lehrer und keine Lehrerin, die sich nicht schämen würden, so zu unterrichten, wie wir unterrichtet worden sind" — ich zitiere eine sehr berufene Stimme. Die Ober-

lehrerinnen sind die Träger der glänzenden Reform unseres Mädchenschulwesens, das in den Händen der Männer so rückständig geblieben war, wie man gar nicht sagen kann. — Nicht dem eigentümlichen Wesen der Frau, sondern den männlichen Vorurteilen war es angepaßt und den sehr mäßigen Idealbildern, die sich der Mann davon machte, was eine Frau sei, und wie sie sei und wie sie sein sollte.

Dabei stellte sich allerdings die „gefühlsbetonte" Seite der Frau in den Vordergrund, d. h. sie wurde in den Vordergrund gedrückt. Aber das war nicht das natürliche weibliche Fühlen, das keusch und scheu in der Tiefe das Aussprechen scheut, und das durch keine Schullehre beigebracht werden kann, sondern es war jenes angelernte, verlogene Gefühl, das im Grunde nichts weiter ist, als zu wissen, welche Gefühle in jeder Situation erwartet werden. Darin hat die männliche Leitung allerdings stark gewirkt: daß wir schulmäßig empfindende Frauen die Menge haben oder doch solche, bei denen eigenes Gefühl und Schulgefühl rettungslos verquickt ist, die nicht verlogen sind und nicht wahr, nicht eigen und nicht des Mannes. Ob mit der Pflege dieses einseitig männlich konzipierten Frauenideals nicht die feinsten, duftigsten und eigentümlichsten Blüten der weiblichen Psyche verloren gingen, ob nicht ein verständiges, selbstbeherrschtes, klar denkendes junges Mädchen ebenso süß sein kann und inniger fühlen wird, als das von Staats- und Manneswegen zum „Gefühl" erzogene, — diese Frage hat sich die männliche Leitung nie vorgelegt. Stand man ja einmal vor Offenbarungen der Mädchenpsyche, die nicht zum vorgefaßten Schema paßten, so nannte man das „die Unberechenbarkeit des Weibes", ohne darauf zu verfallen, daß diese Unberechenbarkeit vielleicht auf dem falschen Rechnen der Männer beruhen könnte.

Kurz und gut, die weibliche Leitung muß bleiben und ausgebaut werden, weil wir in ihr ein notwendiges Korrektiv gegen die vorurteilende Auffassung des Mannes von der weiblichen Natur haben. Nicht die Lehrer und nicht der Staat und nicht, was diese beiden zwischen sich abmachen, sind die letzten Stimmen, die über unsere Kinder entscheiden. Sollte dieses Mißverständnis so weiter, wie in letzter Zeit, um sich greifen, so ist es dringend geboten, daß wir Eltern uns energisch zusammenstellen und Rechenschaft fordern darüber, ob in den Schulen persönliche Wünsche Einzelner oder parteipolitische Gesichtspunkte ganzer Gruppen den Ausschlag geben, oder ob das Wohl unserer Kinder die Bestimmungen und Änderungen, die vorgenommen werden, bedingt.

Dr. jur. Kurt Ed. Imberg: Zu den japanisch-amerikanischen Verhandlungen.

Ein neuer Abschnitt in der Entwicklung der politischen Lage im fernen Osten scheint zu beginnen, wenig beachtet in dem Toben und Lärmen des Weltkrieges, der die Augen ganz Europas auf sich gefesselt hält, sodaß die in weiter Ferne vor sich gehenden Ereignisse auf der Weltenbühne kaum die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen vermögen. Und doch ist vielleicht das, was jetzt im fernen Osten sich vollzieht, von nicht geringerer Bedeutung für kommende Zeiten.

Bis Anfang November weilte eine japanische Sondermission unter Führung des früheren Ministers Viscount Ishii in Washington, um mit den Leitern der amerikanischen Politik eine Reihe wichtiger Fragen zu besprechen. Am 2. November sind die monatelangen Verhandlungen, wie die Zeitungen melden, endlich zu einem gewissen Abschluß gelangt, ohne jedoch die Ergebnisse gezeitigt zu haben, die man von ihnen erhofft hatte. Obgleich noch wenige amtliche Meldungen über diese Besprechungen bisher von amerikanischer wie von japanischer Seite vorliegen, kann man sich doch aus den Nachrichten der Presse und aus gelegentlichen Äußerungen maßgebender Persönlichkeiten ein recht gutes, wenn natürlich auch kein vollständiges Bild von dem machen, was in Washington zur Sprache gekommen ist. Immerhin ist man bezüglich mehrerer Punkte vorläufig noch auf Vermutungen und Kombinationen angewiesen. Ob das Dunkel, das zurzeit über einem Teil der Verhandlungen liegt, jemals ganz aufgehellt werden wird, ist recht zweifelhaft, und so darf man wohl schon jetzt den Versuch wagen, über die jüngsten Verhandlungen in Washington, ihr Ergebnis und ihre Bedeutung zu sprechen.

Soweit bis jetzt übersehen werden kann, haben in der Hauptsache zwei Ereignisse den unmittelbaren Anstoß zu der Entsendung dieser Sondergesandtschaft gegeben: das gegen Japan gerichtete Ausfuhrverbot Amerikas auf Stahl und Eisen, und zweitens die Note des Präsidenten Wilson an China vom 7. Juni 1917.

In dieser ermahnte Wilson das chinesische Volk, seine inneren Zwistigkeiten beizulegen. Ganz abgesehen davon, daß man in Tokio diese inneren Unruhen und Spaltungen auf dem ostasiatischen Festlande nicht ungern sah, erblickte man in dieser Note eine Einmischung Amerikas in Angelegenheiten, die nach japanischer Ansicht niemand anders etwas angehen als Japan. China und den übrigen ostasiatischen Kontinent betrachtet Japan als seine Domäne. Schon vor dem Weltkriege waren starke Strömungen in dieser Richtung vorhanden; die Bindung der europäischen Großmächte durch den Weltkrieg, die eine zunächst wirtschaftliche und finanzielle, nunmehr auch politische Bindung der Vereinigten Staaten von

Amerika mit sich brachte, diese Bindung aller an China interessierten Staaten hat den Gedanken an eine japanische Monopolstellung in Ostasien seiner Ausführung bedeutend näher gebracht. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, auf die starken wirtschaftlichen Interessen ausführlich einzugehen, die Japan auf dem ostasiatischen Festlande schon jetzt hat und die — darüber dürfte kaum ein Zweifel bestehen — von Tag zu Tag größer werden. Mit einer geradezu unheimlichen Emsigkeit und Hartnäckigkeit arbeitet das Reich der aufgehenden Sonne an der Eroberung des chinesischen Marktes. Verfolgt man die ostasiatische Presse, so liest man fast jede Woche von einer neuen wirtschaftlichen Unternehmung Japans in China. Bald handelt es sich um die Gründung einer neuen Bank, zu der japanische Geldleute in uneigennützigster Weise ihr Geld zur Verfügung gestellt haben, bald um Gewährung einer Anleihe an das an ständiger Geldknappheit schwer leidende Reich der Mitte. Diese finanzielle Durchdringung wird begleitet von einer nicht weniger intensiven Bearbeitung des chinesischen Marktes zugunsten von Handel und Industrie Japans. Japan befindet sich auf dem Wege der Industrialisierung, die gebieterisch die Herbeischaffung von Rohstoffen fordert, die es zum größten Teil nicht auf seinen Inseln findet. Sehr viele dieser fehlenden notwendigen Rohstoffe kann ihm China liefern; daher der stete Drang Japans nach dem chinesischen Festlande und die hartnäckigen Versuche, sich dort eine wirtschaftliche Monopolstellung zu schaffen.

Bei diesem Vorgehen jedoch stößt der Japaner überall auf seinen großen Konkurrenten: Amerika. Dieses außer Spiel zu setzen, war also eine Hauptaufgabe Japans. Denn eine Zusammenarbeit Japans und Amerikas ist unmöglich, zumal dies garnicht in der Absicht der Japaner liegt. Daran werden auch gegenteilige Nachrichten der englisch-amerikanischen Chinapresse nichts ändern, bei der man die Absicht, die sie mit ihren Meldungen verfolgt, allzu stark merkt.

Neben dieser wirtschaftlichen Eroberung geht eine ebenso planmäßige auf anderen Gebieten, insbesondere auf dem der Polizei und des Heerwesens. Vergebens sträubt man sich dagegen in Peking, da man die Bedeutung und Tragweite eines solchen Schrittes wohl zu beurteilen weiß; aber trotzdem wächst auch hier der japanische Einfluß beständig.

Kurz, alles deutet darauf hin, daß Japan langsam, aber sicher auf eine „asiatische Monroe-Doktrin" hinarbeitet, auf ein „Asien den Asiaten" — unter japanischer Führung. In Washington ist nun diese auch für die Union höchst wichtige Frage zur Sprache gebracht worden, man darf wohl sagen, sie bildete den wichtigsten, zum mindesten folgenschwersten Punkt der ganzen Verhandlungen.

Die Besprechungen haben am 2. 11. ihren Abschluß gefunden und über das Ergebnis sind zwischen Ishii und Lansing Noten*) gewechselt worden, in denen die Regierungen von Japan und den Vereinigten Staaten erklären, daß sie es für wünschenswert halten, in diesem Augenblick nochmals ihre gemeinsamen Wünsche

*) Vergl. „Vossische Zeitung" Nr. 571 vom 8. November 1917.

und Absichten bezüglich der chinesischen Republik bekannt zu geben, um die bösartigen Gerüchte, die von Zeit zu Zeit auftauchten, zum Schweigen zu bringen. Sie erklären — heißt es dann weiter — deshalb folgendes:

1. Die Vereinigten Staaten geben zu, daß Japan infolge der Nähe seines Gebietes besondere Interessen in China hat, vor allem in dem Gebiete, an das seine Besitzungen grenzen.
2. Die territoriale Souveränität Chinas bleibt trotzdem unverletzt, und die Vereinigten Staaten setzen vollständiges Vertrauen in die wiederholten Versicherungen Japans, daß es, obwohl seine Lage besondere Interessen mit sich bringt, bezüglich des Handels der anderen Nationen keinen Unterschied zu machen und die bisher von China in Handelsverträgen zugestandenen Rechte nicht zu bestreiten wünsche.
3. Japan und die Vereinigten Staaten beabsichtigen nicht, in irgend einer Weise die Unabhängigkeit oder territoriale Integrität Chinas zu beeinträchtigen, und sie sind auch fernerhin Anhänger des Grundsatzes der offenen Tür und der Gleichberechtigung im Handel und der Industrie Chinas.
4. Japan und die Vereinigten Staaten erklären sich beiderseits gegen die Erwerbung besonderer Rechte oder Privilegien durch irgend eine Macht, durch die die Unabhängigkeit Chinas oder die Unverletzlichkeit seines Gebietes berührt oder die Untertanen oder Bürger irgend eines Landes im vollen Genuß gleicher Rechte im Handel und in der Industrie Chinas beeinträchtigt würden.

Dies Ergebnis der Verhandlungen läßt sich kaum als ein diplomatischer Sieg der Union ansprechen. Amerika räumt vor Japan das Feld in Ostasien. Das ist der von allen Höflichkeitsphrasen und schönen Redensarten entkleidete Inhalt der japanisch-amerikanischen Note. Bereits vor der amtlichen Veröffentlichung der Abmachungen hat der Chef der japanischen Mission auf einem Festessen über diesen japanischen Erfolg — vielleicht mit Absicht — aus der Schule geplaudert. Am 1. 10. meldete Reuter aus New-York, Ishii habe die Ausdehnung der Monroe-Doktrin auf den fernen Osten angekündigt. Allerdings hat der schlaue Japaner auch damals schon hinzugefügt, Japan werde die Integrität und Souveränität Chinas nicht nur nicht angreifen, sondern sei sogar bereit, im Notfalle Chinas Unabhängigkeit gegen jeden Angreifer zu verteidigen, und versichert, daß eine geschlossene Tür in China niemals die Politik der japanischen Regierung war oder sein wird. „Die Tür steht offen. Das Feld ist frei. Wir heißen jede Mitarbeit, jeden Wettbewerb, der auf Verbesserung der gleichen Gelegenheiten hinzielt, willkommen." Wie sagt doch Hamlet bei Shakesspeare? „Worte, Worte, Worte!" Der Eindruck dieser Worte in Amerika war jedoch alles andere als günstig, und so versuchte Ishii, den schlechten

Eindruck durch eine mehr als faule, dazu für die Yankees wenig schmeichelhafte Erklärung abzuschwächen, indem er amerikanischen Pressevertretern gegenüber ausführte, die Auslegung seiner Bankettrede, wonach er die japanische Monroe-Doktrin für den fernen Osten verkündigt hätte, sei irreführend. Denn Japan habe versprochen, daß es die Rechte Chinas nicht verletzen und die Grundsätze der offenen Tür beobachten werde, während die amerikanische Monroe-Doktrin keine entsprechende Zusicherung der Vereinigten Staaten hinsichtlich Mittel- und Südamerikas enthalte. — Ob wohl der schlechte Eindruck der ersten Äußerung besser geworden ist? Kaum! An der Sachlage vermag ja diese nachträgliche, nichtssagende Erklärung garnichts zu ändern. Denn die schönen Redensarten von der offenen Tür, der Garantie und Integrität sind genügend bekannt, und man muß sich nur wundern, daß es immer noch Leute zu geben scheint, die auf derartige Phrasen hineinfallen. Die bisherige japanische Politik in Ostasien sollte doch die Amerikaner belehrt haben, wie die „Engländer des Ostens" sich den freien, gleichen Wettbewerb aller Nationen in einem freien, unabhängigen China denken.

Auch der formelle Protest der chinesischen Regierung in Tokio und Washington gegen die japanisch-amerikanischen Abmachungen dürfte wenig Einfluß auf die fernere Politik des Mikadoreiches seinem westlichen Nachbarn gegenüber haben. Er wird, wie schon mancher seiner Vorgänger, lediglich dazu dienen, den Aktenbestand des japanischen Ministeriums um eine Nummer zu vermehren.

Wir wollen nunmehr zu dem zweiten Punkte übergehen, der zu den neuesten Verhandlungen Anlaß gegeben hat: das amerikanische Ausfuhrverbot auf Stahl und Eisen. Auch dieses hat seine Vorgeschichte. Es war hervorgerufen worden durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sich Japan nahezu der gesamten pazifischen Schiffahrt bemächtigt und dabei noch ein besonderes System von Tonnagebegünstigungen für die japanischen Exporteure organisiert hatte*). Dies war natürlich den Amerikanern und nicht weniger den Engländern höchst unangenehm. Wie die Zeitung „Osaka Moinichi" berichtet, haben die Vereinigten Staaten deshalb Anfang Juli formell die Forderung an Japan gerichtet, der Entente einen Teil seiner Handelsschiffe zur Verfügung zu stellen. Als diese Forderung von Japan abgelehnt wurde, antwortete die amerikanische Regierung mit dem Ausfuhrverbot auf Stahl und Eisen. Wenn man nun bedenkt, daß die japanische Industrie während des Weltkrieges einen geradezu erstaunlichen Aufschwung genommen hat, daß insbesondere der japanische Schiffsbau beinahe 800 000 Tonnen jährlich zu erzielen vermag, während er durch das amerikanische Ausfuhrverbot auf höchstens 100 000 Tonnen reduziert worden wäre, da die an sich reichhaltigen Eisenlager Chinas den japanischen Bedarf noch nicht zu decken vermögen, wird man verstehen, welche Unruhe und Besorgnis die amerikanische Maßregel in Japan hervorrufen mußte. Die Rücknahme des Ausfuhrverbots zu erwirken, war des-

*) Vergl. „Manchester Guardian" vom 10. Oktober 1917.

halb eine weitere Hauptaufgabe Ishiis und seiner Mitarbeiter. Über diesen Punkt der Verhandlungen schwebte bis vor kurzem ein diplomatisches Dunkel. Allgemein wurde erklärt, die amerikanische Regierung habe die Aufhebung des Ausfuhrverbotes zugestanden und ihre Zustimmung zum Verkauf des seitens Japans erforderlichen Stahls gegeben*) Welche Gegenleistung Japan hierfür seinerseits zugesagt hat, darüber gingen zunächst die Meldungen weit auseinander und widersprachen einander zum Teil. So meldete der „Daily Telegraph" vom 5. 10., Japan habe den Patrouillendienst im Stillen Ozean übernommen, wodurch amerikanische Schiffe zum Dienst auf dem Atlantischen Ozean frei würden, der „Petit Parisien" wußte, daß Japan sich bereit erklärt habe, den Alliierten 50 Schiffe mit einer Gesamttonnage von 400 000 Tonnen zu liefern**), aus den Kreisen der amerikanischen Stahlinteressenten verlautete, man habe sich dahin verständigt, die jetzt von Japan gebrauchten Schiffe sollten unberührt bleiben, dagegen alle im Bau begriffenen oder später gebauten Schiffe mit mehr als 3500 Tonnen den Verbündeten zur Verfügung gestellt werden. Von noch weitergehenden Zugeständnissen seitens Japans wußten andere Zeitungsstimmen zu erzählen, wie z. B. Japan habe einen Teil seiner Schiffe zum Munitionstransport im atlantischen Verkehr zugesagt***), oder Japan werde seine Seestreitkräfte im Mittelmeer verstärken. Letztere Nachricht wurde allerdings bereits am 12. August von amtlicher Seite ganz entschieden dementiert. Erst am 19. 11. erschien eine amtliche Meldung aus Tokio, aus der hervorging, daß Japan in Tausch für 170 000 Tonnen Stahl 250 000 Tonnen Schiffsraum liefern sollte. Die gleiche amtliche Erklärung verkündete jedoch, daß Japan die Verhandlungen über diese Frage abgebrochen habe, weil Japan den amerikanischen Forderungen betreffend die Altersgrenze der Schiffe und den Preis nicht entsprechen konnte. Anscheinend haben die Amerikaner die Lieferung von ganz neuen, modernen Schiffen verlangt, an deren Aushändigung der geschäftsschlaue Japaner natürlich nicht im Traume denkt, da er den immer mehr steigenden Wert des Schiffsraumes wohl zu schätzen weiß. Die Hoffnung der „Times" (vom 7. 9. 17), der Schiffsraum der Alliierten im Atlantik werde durch Japan eine beträchtliche Steigerung erfahren, dürfte also vorläufig ein frommer Wunsch bleiben. Japan wird sich schwer hüten, seine kostbaren Schiffe der Torpedierung durch deutsche U-Boote auszusetzen; es wird in kluger Zurückhaltung abwarten und zusehen, wie der Schiffsraum seiner Bundesgenossen von Tag zu Tag schwindet, um später im Frieden mit seiner während des Krieges ganz

---

*) Vergl. z. B. „Peking Gazette" vom 6. September; „Morningpost" vom 10. Oktober; „Daily Telegraph" vom 5. Oktober; „Times" vom 7. September; Havas-Meldung vom 12. Oktober 1917.

**) Eine Reutermeldung gab den Gesamttonnengehalt auf mindestens 150 000 t an. Vergl. „Times" vom 11. Oktober nach einer Meldung der „Exchange Telegraph Co." aus Washington.

***) Vergl. „Morningpost" vom 10. Oktober und „Times" vom 11. Oktober 1917.

bedeutend verstärkten Handelsflotte auf den Plan zu treten und die Erbschaft England-Amerikas im ostasiatischen und pazifischen Seeverkehr in die Hand zu nehmen. Dieser langgehegte und gepflegte fromme Wunsch der Japaner würde jedoch verfliegen, wenn man in leichtsinniger Weise sein Schiffsmaterial den Bundesgenossen zum Munitions- und Truppentransport zur Verfügung stellen würde. Zweifellos wäre Japan gern bereit gewesen, in den indischen und pazifischen Gewässern die Flotten der Alliierten zu „entlasten" und durch Stellung von Schiffen für diesen Dienst Schiffsraum der Alliierten für den Verkehr im Atlantischen Ozean und Mittelmeer freizumachen. Denn dies liegt ganz im Rahmen der japanischen Wünsche. Andererseits wird der Schiffsbau Japans durch das Scheitern der Verhandlungen betreffs der Stahllieferung einen schweren Schlag erleiden, zum mindesten dürfte es Japan unmöglich sein, sein Schiffsbauprogramm mit der bisherigen Schnelligkeit weiter durchzuführen. Aber Japan wird andere Quellen ausfindig machen, um wenigstens einen Teil des erforderlichen Stahls zu bekommen, ohne seine besten Schiffe dafür hergeben zu müssen. In diesem Zusammenhange dürfte die Nachricht der „Chicago Daily News" vom 25. 10. nicht überraschen, derzufolge Japan von China neuerdings die Überlassung der reichen Eisenerzlager in der Umgebung von Nanking gefordert hat.*)

Abgesehen von diesen beiden wichtigen Fragen — dem Chinaproblem und der Stahllieferung — ist zweifellos noch über eine Reihe weiterer Fragen in Washington verhandelt worden, über die jedoch noch nichts in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Es lassen sich über diese daher nur Mutmaßungen äußern, und wir müssen deshalb darauf verzichten, auf diese wahrscheinlichen Verhandlungspunkte ausführlicher einzugehen. Immerhin läßt sich mit einer gewissen Sicherheit annehmen, daß das Einwandererproblem, die Südseefrage und die Entsendung japanischer Truppen nach Europa zur Sprache gekommen sind. Letzteres hat Japan wie bisher von vornherein abgelehnt**), und es dürfte höchstens die Versicherung gegeben haben, die Union — augenblicklich — nicht anzugreifen, sodaß es unbesorgt seine Westküste von Truppen entblößen und seine gesamten Streitkräfte seinen Bundesgenossen in Europa zur Verfügung stellen kann. Betreffs der Südseefrage werden sich die japanischen Abgesandten kaum in bindende Verhandlungen eingelassen, sondern ihre Regelung auf den allgemeinen Friedensschluß verwiesen haben. Die Vereinigten Staaten haben zweifellos ein großes Interesse an den zur Zeit von Japan besetzten deutschen Südseeinseln, die, in japanischem Besitz, die amerikanischen Besitzungen Guam und Philippinen umklammern und eine ständige Be-

*) Es ist leider nicht möglich, an dieser Stelle ausführlicher auf diese neueste Forderung Japans an China einzugehen; wir verweisen hierzu auf den Aufsatz „Das neue amerikanisch-japanische Abkommen" in der Wochenschrift „Deutsche Politik" 2. Jhrgg. Heft 51 S. 1640 ff.

**) Vergl. z. B. die Erklärung des japanischen Finanzministers.

drohung der amerikanischen Interessen im Stillen Ozean sind. Andererseits betrachtet Japan die Südseeinseln als absolut notwendig für seine Existenz und Sicherheit. Bemerkenswert sind die Ausführungen, die der Führer der Kokuminto Ki-Junkai vor einigen Monaten zu dieser Frage machte*): „Die Besetzung der Südseeinseln durch Japan ist eine Frage auf Leben und Tod für Japan. Japans Seemacht ist zurzeit der seines hypothetischen Feindes weit unterlegen, weil die entsprechenden Kräfte des Wohlstandes so verschieden sind. Solange aber als Japan eine günstige strategische Position besitzt, wird es gesichert sein. Daher sind die 100 000 Quadratmeilen territorialer Gewässer in der Südsee, welche jetzt von Japan besetzt sind, von großem Wert, da sie eine Reihe von ausgezeichneten maritimen Stützpunkten abgeben, auf denen Japan den Frieden in Ostasien aufzurichten vermag. Wenn Japan diesen maritimen Stützpunkt verlöre, würde es sofort in einer gefährlichen Lage sein, selbst in Friedenszeiten". Hieraus ist ersichtlich, wie großen Wert man in Japan diesen Inseln beilegt.

Es hätte fraglos in Amerikas Interesse gelegen, wenn diese Frage schon jetzt unter der Hand in Washington geregelt worden wäre, aber Japan weiß sehr wohl, daß später die Konjunktur vielleicht noch günstiger sein wird. Jetzt hätte es für die Überlassung der Südseeinseln seitens Amerikas diesem in irgend einem anderen Punkte Konzessionen machen müssen, die man sich bei späterer Regelung der Frage vielleicht ersparen kann.

Auch darüber, ob die Einwandererfrage in Washington zur Besprechung gekommen, und ob man in diesem Punkte zu einem Einvernehmen gelangt ist oder nicht, ist noch nichts verlautet. Aus dem Schweigen der amerikanischen Presse jedoch kann man wohl schließen, daß, wenn überhaupt eine Entscheidung gefallen ist, diese jedenfalls keine günstige für die Vereinigten Staaten gewesen ist. Denn sonst hätten es sich die Amerikaner nicht nehmen lassen, diesen, wenn auch kleinen „Erfolg" gebührend zu unterstreichen und in die Welt hinauszuposaunen, wo es doch klar ist, daß die übrigen Verhandlungen für sie negativ ausgefallen sind. Nicht unmöglich wäre es übrigens, daß die Japaner zugesagt haben — sie haben das schon mehrmals getan —, ihre Auswanderer nicht mehr nach Nord-, sondern nach Südamerika zu lenken, wohin bereits seit einigen Jahren eine immer größer werdende Zahl japanischer Einwanderer strömt, und wo sie infolge des Ausbleibens der Italiener seit Kriegsbeginn als fleißige, anspruchslose Arbeitskräfte mit offenen Armen aufgenommen werden. Das wäre natürlich nur ein Scheinerfolg für die Union, da eine zu starke Einwanderung von Japanern in die weit weniger widerstandsfähigen, politisch wie wirtschaftlich schwächeren Staaten Latein-Amerikas eine bedeutende, keineswegs als quantité négligeable zu behandelnde Gefahr auch für die Vereinigten Staaten bildet. Aber wie gesagt, wir

*) Im Aprilheft der Monatsschrift „Seinin".

wissen über diesen Punkt noch nichts genaues und wollen uns deshalb nicht auf weitere Vermutungen einlassen. —

Überblickt man zum Schlusse das, was man bisher über die Verhandlungen in Washington weiß oder vermuten kann, so tritt klar und deutlich hervor, daß sie mit einem entschiedenen diplomatischen Siege Japans geendet haben. Es ist dies der dritte große Erfolg, den die japanische Diplomatie während des Weltkrieges erstritten hat. 1915 China (25. Mai Vertrag von Peking), 1916 Rußland (3. Juli Vertrag von St. Petersburg) und jetzt 1917 (2. November Vertrag von Washington) die Vereinigten Staaten von Amerika. In planmäßiger, rücksichtsloser Arbeit hat das Mikadoreich seine Hauptgegner auf dem diplomatischen Schachbrett mattgesetzt, in kluger Weise die inneren und äußeren Schwierigkeiten eines jeden zu seinen eigenen Gunsten benutzend und ausbeutend, stets nur das eine große Ziel vor Augen, seinem durch die Überfüllung mit Menschen und durch die zunehmende Industrialisierung veranlaßten und geschürten Imperialismus unter möglichst geringem eigenen Einsatz zum Siege zu verhelfen und den Traum von Millionen japanischer Staatsbürger von einem „Dai-Nippon", einem Groß-Japan, in die Wirklichkeit umzusetzen.

Die Verhandlungen von Washington haben mit einer diplomatischen Niederlage der Vereinigten Staaten ihren Abschluß gefunden; der Not gehorchend hat sich die Regierung in Washington bereit gefunden, ihrem gefährlichsten politischen und wirtschaftlichen Gegner und derzeitigen Bundesgenossen schwerwiegende Zugeständnisse zu machen, die ihre ganze Bedeutung und Tragweite erst später offenbaren werden, und doch ist trotz dieser Opfer die japanische Gefahr nicht gebannt. Wieder einmal sind die drohenden Gewitterwolken durch weitgehendstes Nachgeben der Amerikaner vom politischen Himmel verschwunden, aber sicherlich nur, um bei günstigerer Gelegenheit von neuem zu drohen. Mit Recht wies vor kurzem der „New-York American" darauf hin, daß die japanische Gefahr trotz aller Schönrednereien weiterbestehe und an Umfang und Bedeutung noch zugenommen habe. Denn das neue Japan beginne, unheildrohend in den Rücken der Vereinigten Staaten hineinzuwachsen. Auch in einsichtsvollen Kreisen der Union ist man also mit dem Ergebnis der Verhandlungen nicht ganz zufrieden, und diese Unzufriedenheit dürfte noch wachsen, wenn erst der ganze Inhalt der Vereinbarungen ans Tageslicht gekommen sein wird, und wenn man die Tragweite voll und ganz zu beurteilen vermag, die diesem neuesten unblutigen Siege Japans trotz aller Ableugnungsversuche seitens der englischen und amerikanischen Presse, die schon vorliegen und noch kommen werden, innewohnt.

Rechtsanwalt Dr. Erich Bohn: Ein Geist vor Gericht.

Als zum ersten Mal elektrische Kraft experimentell festgestellt wurde, sah kein Mensch darin ein Werk von Geistern. Ein halbes Jahrhundert später zieht die Epidemie des Tischrückens durch die Welt. Es knackt und klopft und wackelt, wo ein Tisch sich seines stillen Daseins freute, und mit einem Mal entdeckt die Menschheit, daß sich durch die Tische Klopfgeister offenbaren. Woher dieser Widerspruch? Die elektrischen Erscheinungen wurden in Europa entdeckt, das Tischrücken in Amerika, wo jede geschichtliche Voraussetzung fehlte. In Deutschland leistete man der Geisterhypothese zunächst Widerstand. Da war noch die tüchtige „magnetische" Schule von Justinus Kerner, Ennemoser, Nees van Esenbeck *), denen mediumistische Bewegungserscheinungen nichts Fremdes waren, und die in dem überseeischen Import gute alte deutsche Ware wiedererkannten. Die Sintflut der Geisterbesessenen ging über ihren Widerstand hinweg, und bis zum heutigen Tage spukt die Geisterhypothese unrettbar weiter. Dieser Geisterglaube hat sich auch der Tranceerscheinungen bemächtigt. Im Trancezustand, dem somnambulen Tiefschlaf, beginnen die Medien ihr Traumleben zu offenbaren. Die dramatischen Vorgänge des Traumes gewinnen Gestalt, Traumpersönlichkeiten beginnen zu reden und werden von den Suggestionen der geistergläubigen Zuschauer spiritistisch angekleidet. Die Sprechmedien schwingen sich zur Rolle der Propheten empor; sie gründen Vereine und Sekten, in denen ihre Predigten als Offenbarungen angestaunt werden. Es gibt in Deutschland, besonders in Sachsen und Schlesien, zahlreiche solche kleine Gemeinden. Sie sind ganz religiös aufgebaut, das Medium ersetzt den Prediger und vermittelt die Offenbarungen der Geisterwelt. Moses und die Propheten, Christus und alle Heiligen kann man dort jeden Abend predigen hören. Das Medium bezeichnet sich als Werkzeug der Geister, prophezeit, erbaut, gibt Ratschläge für Mensch und Vieh, stiftet ein kleines Religiönchen und schöpft neue Nahrung aus den spiritistischen und theosophischen Zeitschriften. Je nach der Modeströmung ist es mehr spiritistisch oder theosophisch gefärbt und sieht mit dem ganzen Hochmut des kleinen Propheten auf die größeren und

*) Sie gaben die erste spiritistische Zeitschrift in Deutschland heraus: „Die wandernden magnetisierten Tische und die Klopfgeister." Bremen 1853. 13 Nummern, 140 Seiten. Die Zeitschrift wurde dann in zwanglosen Heften fortgesetzt. Es sind 3 Hefte erschienen. Das erste geschichtliche Werk über das Tischrücken war: Dr. Rechenberg, Geheimnisse des Tages. Leipzig 1853, 250 Seiten. Kritisch hervorragend: Carus Sterne: Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper. Weimar 1862, 300 Seiten.

kleineren Konkurrenzpropheten herab. In der Gemeinde Goldbach der Grafschaft Glatz bestand im Jahre 1907 eine solche Gemeinde, in der sich die folgenden Ereignisse abgespielt haben.

Im November 1907 richtete der Gemeindevorsteher Zaspel folgende Eingabe an den Landrat:

„Hochverehrter Herr Landrat!

Eine unliebsame Angelegenheit veranlaßt mich, Euer Hochwohlgeboren mitzuteilen: Daß sich in hiesiger Gemeinde Goldbach der sogenannte Spirialismus eingebürgert hat. Ich bin stets dagegen aufgetreten, bin aber leider außerstande, diese Gesellschaft auseinander zu bringen. Vor einiger Zeit wollen sie den Geist meiner Tochter, welche vor einigen Jahren verstorben ist, cidiert haben und er soll durch das Medium, welches die Steinmetzfrau Winter aus Friedersdorf war, gesprochen haben: ich sollte die Gemeinde nicht so bescheißen, sonst könnte ich nicht in den Himmel kommen. Auf dieses hin habe ich dem Gendarm Anzeige gemacht, welcher mehrere Personen, die an der Sitzung Teil genommen hatten, vernommen hat. Demgegenüber haben sie die Aussage des Mediums so gedreht, sie hätte gesagt: daß ich noch viel gutzumachen hätte von den Gemeindepfennigen, die ich vorenthalten hätte.

Ich kann mir diese Ehrenkränkung nicht gefallen lassen. Da auch überhaupt durch diese Gesellschaft viel Ärgernis in der Gemeinde erregt wird, so bitte ich, Euer Hochwohlgeboren wolle mir in dieser Angelegenheit Rat und Tat geben, um das Weitergreifen dieses Unfugs zu verhindern.

Ganz gehorsamster

gez. Zaspel, Gemeindevorsteher."

Die Staatsanwaltschaft nahm auf den Strafantrag des Landrats hin die Untersuchung in die Hand und erhob Anklage beim Schöffengericht Reinerz. Frau Winter wies darauf hin, daß sie eine kranke, nervöse Frau sei. Ein geistiges Wesen habe durch sie im Trance gesprochen. „Ich will soweit als möglich den Wahrheitsbeweis erbringen für die Angaben, welche das geistige Wesen durch mich gesprochen hat in der Versammlung. Es heißt irrtümlich in dem Beschluß spiritistisch, das, was durch mich die höheren Wesen gebracht haben, ist Theosophie. Ich weiß nichts davon, daß ich derartige Behauptung: „der Gemeindevorsteher Zaspel hat die Gemeinde betrogen", ausgesprochen habe. Ich beantrage, die in der Versammlung anwesenden Personen zu vernehmen: ob durch mich diese Worte gesprochen wurden, denn mir lag und liegt es fern, den Gemeindevorsteher Zaspel zu beleidigen; als dieses betreffende Wesen eingetreten war, war ich unbewußt."

Das Schöffengericht Reinerz fällte folgendes Urteil:

„Im Namen des Königs!“

In der Strafsache gegen

1) die verehel. Steinmetz Nikolina Winter geb. Wanek aus Friedersdorf, verheiratet, katholisch,
2) die verw. Handelsfrau Anna . . . . . . aus Tanz bei Lewin, hat das königl. Schöffengericht in Reinerz in der Sitzung am 18. September 1908 für Recht erkannt: Die Angeklagte Nikolina Winter und Anna . . . . . sind der Beleidigung, die Anna . . . . . . in zwei Fällen, schuldig und werden dafür unter Kostenlast, Nikolina Winter zu 3 Monaten, Anna . . . . . zu 4 Wochen Gefängnis verurteilt.

Gründe:

Die Hauptverhandlung hat folgenden Sachverhalt ergeben: In Gläsendorf-Rückers besteht schon seit mehreren Jahren der spiritistische oder spiritualistische Verein „Licht der Wahrheit“, dem auch viele Bewohner der Umgegend als Mitglieder angehören. In Anlehnung an diesen Verein hat sich in Goldbach ein selbständiger Zirkel gebildet, der etwa seit Anfang August 1907 fast regelmäßig jede Woche einmal zu einer Sitzung zusammenkommt. Diese Sitzungen sind anfangs zumeist in der Wohnung der Frau Stumpf in Goldbach abgehalten worden. Der Hergang bei einer spiritistischen Sitzung ist etwa folgender. Es werden einige Vaterunser gebetet und geistliche Lieder gesungen. Während dessen gerät das Medium in den sogenannten Trance, einen angeblichen Traum- oder Schlafzustand und spricht dann zu der Versammlung über Nächstenliebe, das Verhalten der Menschen, daß sie rechte Kinder Gottes werden, u. s. w. Oft aber sprechen angeblich auch Geister Verstorbener durch das Medium zu der Versammlung, erzählen, wie es Ihnen im Jenseits gehe, erteilen gute Mahnungen, warnen vor unchristlichem Leben und anders mehr. Welcher Geist in jedem einzelnen Falle zu der Versammlung spricht, das wird meist durch Befragen des Mediums erforscht. Als ein äußerst brauchbares Medium hat sich die Angeklagte Winter erwiesen. Etwa Mitte September 1907 fand in dem Hause der Frau Stumpf wieder einmal eine Sitzung des spiritistischen Zirkels statt, an der unter Anderen auch der Sohn des Goldbacher Gemeindevorstehers Sammek mit seiner Frau teilnahm. Als Medium fungierte die Angeklagte Winter. Durch das Medium sprach diesmal, wie auf Befragen festgestellt wurde, der Geist der Auguste Zaspel, der verstorbenen Tochter des Goldbacher Gemeindevorstehers, zu der Versammlung und äußerte, sich an den jungen Zaspel wendend, etwa folgendes: „Sie freue sich, daß der Bruder dasei, es sei schade, daß der Vater nicht auch in der Sitzung sei, damit sie ihm einmal liebevoll die Hand drücken und ihm einiges ans Herz legen könnte. Seine irdische Laufbahn

sei beinahe beendet, doch habe er noch manches gut zu machen. Er sei Ortsvorsteher in dieser Gemeinde und habe manchen ungerechten Heller auf dem Gewissen." Von diesen Vorgängen hat einige Tage darauf die Angeklagte Anna der Frau Klar und ihrer Nichte etwa mit folgenden Worten Mitteilung gemacht: „Der Geist der Auguste Zaspel habe durch das Medium geäußert, der Vater solle doch auch einmal in die spiritistischen Versammlungen kommen; er habe noch vieles abzubüßen und jetzt sei es noch Zeit, sich zu ändern. Die arme Gemeinde Goldbach! Die vielen Blutpfennige, die er sich aneigne!" In einer späteren spiritistischen Sitzung ist das, was das Medium früher über den Gemeindevorsteher Zaspel geäußert hatte, noch einmal erörtert worden. Dabei tat die Angeklagte Anna eine Frage ungefähr des Inhalts: „Ob Zaspel vielleicht die Gemeinde betrogen hat?" Auf Grund dieses Sachverhaltes ist von dem Königl. Landrat in Glatz gegen die Angeklagte Winter rechtzeitig Strafantrag wegen Beleidigung des Gemeindevorstehers Zaspel gestellt worden. Zaspel hat gegen die Angeklagte Anna am 4. April 1908, dem Tage, an dem er zuerst von der Beleidigung Kenntnis erlangte, rechtzeitig Strafantrag wegen Beleidigung gestellt. Die Angeklagte Winter hat bestritten, sich der Beleidigung des Gemeindevorstehers Zaspel schuldig gemacht zu haben. Sie wisse von den Vorgängen in den spiritistischen Sitzungen überhaupt nichts, da sie nach den Gebeten und Gesängen stets in Schlaf verfalle. Für diese Behauptung ist sie jedoch den Beweis schuldig geblieben. Zwar haben zwei von den Zeugen ausgesagt, es sei ihnen in den Sitzungen so vorgekommen, als ob die Winter im Schlafe rede; mit Bestimmtheit haben sie dies jedoch nicht behauptet. Es ist daher angenommen worden, daß die Winter in den Sitzungen auch als sogenanntes Medium sehr wohl weiß, was sie tut und redet. Die Angeklagte Anna hat zugegeben, die von dem Medium gegen den Gemeindevorsteher Zaspel in der spiritistischen Sitzung erhobene Beschuldigung, daß er die Gemeinde betrogen habe, weiterverbreitet zu haben, jedoch bestritten, in einer späteren spiritistischen Versammlung in Goldbach die Frage aufgeworfen zu haben: „Ob Zaspel vielleicht die Gemeinde betrogen hat?" Dem steht jedoch die eidliche Aussage des Zeugen Grüger gegenüber, nach welcher die Angeklagte Anna die fragliche Äußerung doch getan hat. Hiernach rechtfertigte sich gegen die Angeklagten eine tatsächliche Feststellung im Sinne des Eröffnungsbeschlusses vom 14. Mai 1908. Sie waren daher auf Grund der §§ 194, 185, 186 Strafgesetzbuches zu bestrafen. Bei Bemessung der Strafe ist besonders berücksichtigt worden, wie gemeingefährlich das Treiben eines spiritistischen Vereines werden kann, wenn nicht einmal davor zurück gescheut wird, einen Beamten, der sich um das Wohl seiner Gemeinde verdient gemacht hat und dafür ausgezeichnet worden ist, in gröbster Weise zu beleidigen. Es ist deshalb gegen die Angeklagte Winter auf eine Gefängnisstrafe von

3 Monaten erkannt worden, gegen die Anna .... ist unter Einsetzung einer Gefängnisstrafe von 3 Wochen für das Verbreiten der Beleidigung, von 2 Wochen für die beleidigende Äußerung in der späteren spiritistischen Sitzung gemäß § 74 Strafgesetzbuches auf eine Gesamtstrafe von 4 Wochen Gefängnis erkannt worden. Den Kostenpunkt regelt § 497 der Str. P. O."

Dieses Urteil war ein Fehlspruch. Das Schöffengericht bestand aus einem gelehrten Amtsrichter, einem Bauer und einem dörflichen Kaufmann, und dieses Dreigestirn hatte sich vermessen, Psychologie aus dem Handgelenk zu machen. Es hatte Recht sprechen wollen und statt dessen Märtyrer geschaffen. In diesem Zeitpunkt wandte sich die Angeklagte an mich. Ich überzeugte mich, daß Frau Winter ein Sprechmedium sei und zog einen ihr sympathischen Arzt zu, der einige Sitzungen mit ihr veranstaltete. Er legte seine Erfahrungen im folgenden vorläufigen Gutachten nieder:

„Frau Nikoline Winter, geborene Wanek, wurde am 6. Dezember 1876 zu Marburg in Steiermark geboren. Die Mutter erzog das Kind nicht selbst, sondern gab es frühzeitig in Pflege. Daß bei einer derartigen Erziehung die Ernährung viel zu wünschen übrig ließ, ist selbstverständlich. Mit 10 Jahren menstruierte Patientin zum ersten Mal, und von jetzt ab traten häufige Krampfanfälle mit Bewußtlosigkeit ein — also Krampfanfälle hysterischer Natur. Nach Jahren besserte sich der Zustand, die Krampfanfälle blieben aus, um im Jahre 1906 wieder aufzutreten. Patientin ist verheiratet und hat 6 mal entbunden. Noch heut sieht sie blaß aus und macht einen krankhaften Eindruck. Derartige Personen halten sich indessen nicht für krank, konsultieren daher auch keinen Arzt, und daher kommt es, daß 95 % der Ärzteschaft in ihrem ganzen Leben keinen derartigen Fall zur Beobachtung bekommen. Anfangs beachtete der Ehemann die Anfälle seiner Frau nicht sonderlich. Erst im August 1907 wurde er stutzig, als die unter Krampfanfällen in einen traumhaften Zustand gefallene Patientin zu predigen begann. Natürlich wurde die Nachbarschaft von der Sache in Kenntnis gesetzt. Bald war es heraus, daß Patientin ein spiritistisches Medium sei und von selbst in Trance falle. Sitzungen wurden alle Wochen abgehalten, und so kam es auch zu der incriminierten Sitzung vom September 1908.

In meiner 19jährigen Praxis hatte ich in mehr als 40 Fällen Gelegenheit, mit derartigen Personen zu experimentieren. Von den 40 Personen hatte keiner ein gesundes Nervensystem. Überall dieselben Erscheinungen; sie verfallen in einen traumhaften bis bewußtlosen Zustand, halten Reden, beantworten Fragen, und sobald sie erwachen, wissen sie nicht, was mit ihnen geschehen ist, und was sie gesprochen haben. Sie können unmöglich verantwortlich gemacht werden für die Worte, welche sie in jenem Dämmerungszustande gesprochen haben.

Meist verfallen diese Leute unter krampfartigen Zuckungen an Armen und Beinen, oft auch unter lautem Stöhnen in jenen Dämmerungszustand, wo die Augenlider geschlossen, die Pupillen nach oben gerichtet, sowohl wie auch der ganze Körper kataleptisch ist, wo das Oberbewußtsein völlig ausgeschlossen ist.

Ich habe 5 mal mit Frau Winter experimentiert. Es genügt, wenn ein Vaterunser gebetet wird, und Patientin verfällt in jenen traumhaften Dämmerungszustand, wo jedes Bewußtsein ausgeschaltet ist. Bald tritt dieser Zustand ein mit Krämpfen und Zuckungen der Extremitäten, bald mit Zuckungen des Kopfes. Die Finger und Arme nehmen alle möglichen krampfhaften Stellungen ein, die Zähne klappern, je nach dem Inhalt der Reden, die Patientin halten wird. Die Arme waren völlig kataleptisch, unempfindlich gegen Nadelstiche. Nur ein Seufzen und ein Erschrecken trat ein, wenn ich die Hornhaut der Augen berührte, kein Erwachen.

Ziehe ich dies Facit aus den 5 Experimenten, die ich mit der Frau Nikoline Winter angestellt habe, so muß ich erklären: Das Oberbewußtsein der Patientin ist während jener traumhaften Dämmerzustände vollständig ausgeschaltet. Sie weiß nicht, was sie spricht, ist daher auch dafür nicht verantwortlich zu machen. Nachdem jene Dämmerzustände vorüber sind, weiß die Patientin nichts. — Patientin ist so sensitiv, daß sich mit Leichtigkeit vor Gericht ein derartiger Dämmerzustand mit allen seinen Begleiterscheinungen hervorrufen läßt.

Breslau, den 30. Oktober 1908

gez. Dr. Wilhelm Haeusler."

Nunmehr stellte ich bei Gericht den Antrag, hervorragende Sachverständige für das mediumistische Gebiet zu der neuen Verhandlung hinzuzuziehen. Frau Winter erklärte sich bereit, sich von jedem Sachverständigen untersuchen zu lassen. Die Strafkammer in Glatz als Berufungsgericht berief auf meinen Antrag Professor Henneberg, bekannt als gerichtlicher Sachverständiger aus dem Prozesse des Blumen-Mediums Rothe, und Dr. Moll, den bekannten Berliner Psychiater. Es zog auch noch Dr. Haeusler den behandelnden Arzt der Frau Winter, zu. — Unter dem Einfluß dieser Sachverständigen bewegte sich die Verhandlung in Glatz in wissenschaftlichen Bahnen. Es wurde sogar angeregt, eine spiritistische Sitzung vor Gericht abzuhalten.

Aus dem Protokoll gebe ich die Gutachten der Sachverständigen wieder.

1. Sachverständiger Dr. Henneberg.

Zur Sache.

Gedankenübertragung kommt im vorliegenden Falle nicht in Betracht. Die Frau hat von den Gerüchten gehört, die im Dorfe umliefen, und diese

Gedanken dann reproduziert. Die Angeklagte neigt zu Hysterie, die sich dann in spiritistischem Sinne weiter entwickelt hat. Ich halte es im höchsten Grade für wahrscheinlich, daß die Angeklagte sich damals in einem Zustande befand, der die freie Willensbestimmung gemä5 § 51 St.-G.-B. ausschließt.

Eine Versetzung der Angeklagten in einen Traumzustand vor Gericht halte ich für bedeutungslos, da sich daraus sichere Schlüsse nicht gewinnen lassen und nur eine längere Beobachtung ein sicheres Gutachten verbürgt. Auch haben auf die Angeklagte heute viele Eindrücke eingewirkt, die das Urteil trüben würden. Simulation bei solchen Traumzuständen kommt höchst selten vor.

2. Sachverständiger Dr. Moll.

Zur Sache.

Derartige Traumzustände werden zwar nicht sehr selten simuliert, diese Simulation ist aber hier nicht gegeben. Die Angeklagte Winter ist zu ihren Äußerungen über den Gemeindevorsteher infolge von Gerüchten gelangt, die über ihn umliefen. Die Angeklagte kann sich an all das, was sie damals gesagt hat, nicht mehr erinnern. Augenscheinlich hat sie also die Äußerungen in einem Zustande getan, der die freie Willensbestimmung gemäß § 51 St.-G.-G. ausschließt.

Auf eine heut stattfindende Versetzung in Traumzustand lege ich keinen Wert, da eine längere Beobachtung erforderlich ist, um ein sicheres Gutachten abzugeben.

Die Staatsanwaltschaft und der Verteidiger erklärten hierauf, daß sie auf eine Versetzung der Angeklagten Winter in Traumzustand nicht mehr Wert legten.

Das Gericht beschloß daher, davon Abstand zu nehmen.

Die Strafkammer fällte folgendes Urteil:

Im Namen des Königs.

In der Strafsache gegen

1) die verehelichte Steinmetz Nicolina Winter

2) die verwitwete Handelsfrau Anna . . . .

wegen Beleidigung hat die I. Strafkammer des Königlichen Landgerichts in Glatz in der Sitznng vom 9. Dezember 1908 für Recht erkannt:

Das angefochtene Urteil wird auf die Berufung der Angeklagten und des Ehemanns der Angeklagten Winter aufgehoben.

Die Angeklagten werden von der Anklage der Beleidigung freigesprochen.

Die Kosten des Verfahrens fallen der Staatskasse zur Last.

Gründe:

In Gläsendorf-Rückers besteht seit mehreren Jahren der spiritistische Verein „Licht der Wahrheit". In Anlehnung an diesen Verein hat sich im Jahre 1907 ein spiritistischer Zirkel in Goldbach gebildet, der etwa seit August 1907 fast allwöchentlich eine Sitzung abhält. Etwa Mitte September 1907 nahmen an der im Hause der Frau Stumpf tagenden Sitzung des Zirkels u. a. auch die Angeklagte Winter, sowie der Sohn des Gemeindevorstehers Zaspel aus Goldbach, der Steinmetzgehilfe August Zaspel nebst Frau teil. Die Sitzung begann damit, daß einige Vaterunser gebetet und einige geistliche Lieder gesungen wurden. Die Angeklagte Winter schloß bald darauf die Augen, zuckte krampfhaft mit den Händen, wurde an den Händen kalt, an der Haut empfindungslos und begann zu reden. Sie gab zunächst gute Lehren, ermahnte besonders zur Nächstenliebe. Dann wandte sie sich an August Zaspel und sagte zu ihm etwa Folgendes:

„Sie freue sich, daß ihr Bruder da sei; es sei schade, daß der Vater nicht auch in der Sitzung sei, sie möchte ihm einmal liebevoll die Hand drücken und einiges ans Herz legen. Auf einem Zettel, den der liebe Gott führe, stehe viel schlechtes von ihm. Er habe sich manchen ungerechten Pfennig als Gemeindevorsteher angeeignet." Auf Befragen erklärte sie dann auch noch, daß sie die Auguste sei. Auguste war der Vornamen einer verstorbenen Tochter des Gemeindevorstehers.

Einige Tage nach der Sitzung erzählte die Angeklagte Anna der Frau Marie Klar, daß in der letzten spiritistischen Sitzung der Geist der Auguste Zaspel erschienen sei und geäußert habe, „es sei schade, daß der Vater nicht da sei, der habe nur noch ein kleines Licht im Himmel brennen, jetzt könne er sich noch ändern; schade um die vielen Gemeindepfennige, die er sich angeeignet habe." In einer späteren spiritistischen Sitzung ist nochmals dasjenige, was die Angeklagte Winter über den Gemeindevorsteher geäußert hatte, erörtert worden. Bei dieser Gelegenheit sagte die Angeklagte Anna: „Ob Zaspel vielleicht die Gemeinde betrogen hat?" Die Angeklagte Winter behauptet, von den Äußerungen, die sie in der spiritistischen Sitzung gemacht haben solle, nichts zu wissen, da sie sich in einem bewußtlosen Zustande befunden habe. Die Richtigkeit dieser Behauptung ist durch die Gutachten der Sachverständigen Dr. Häusler, Dr. Henneberg und Dr. Moll in hohem Grade wahrscheinlich gemacht. Die Sachverständigen sind übereinstimmend der Meinung, daß die Winter zur Zeit der in Frage kommenden Äußerungen höchst wahrscheinlich in einem echten, nicht in einem fingierten Traumzustand gewesen ist. Sie folgern dies bei der stark hysterischen Angeklagten Winter aus der Empfindungslosigkeit ihrer Haut, dem krampfhaften Zucken ihrer Hände und ihrer nicht zu widerlegenden Behauptung der absoluten Er-

innerungslosigkeit an dasjenige, was damals mit ihr geschehen ist. Während eines echten Traumzustandes befindet sich nach dem überzeugenden Gutachten der Sachverständigen der Mensch in einem Zustande von Bewußtlosigkeit, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen ist. Die Äußerungen, die die Winter in der spiritistischen Sitzung getan hat, müssen deshalb gemäß § 51 St.-G.-B. straflos bleiben, da die Zurechnungsfähigkeit der Winter während dieser Äußerungen nicht hat festgestellt werden können.

Die Angeklagte Anna hat die von der Angeklagten Winter in der spiritistischen Sitzung getanen Äußerungen der Frau Klar weitererzählt. Diese Äußerungen sind an sich geeignet, den Gemeindevorsteher verächtlich zu machen und in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Denn sie enthalten die Behauptung, daß Zaspel sein Amt als Gemeindevorsteher dazu benutzt hat, um sich auf Kosten von Gemeindemitgliedern zu bereichern. Die Angeklagte Anna hat für diese Behauptung den Wahrheitsbeweis angetreten und dieser ist gelungen. Zaspel selbst hat zugegeben, daß er für die in seiner Eigenschaft als Gemeindevorsteher angefertigten Anträge auf Bewilligung von Renten, deren Anfertigung zu seinen Amtspflichten gehöre, von den Antragstellern Geldbeträge bis zu 10 Mk., für die Ausstellung von Rentenquittungen 10 oder 15 Pfg. empfangen hat, also Handlungen begangen hat, die nach § 331 St.-G.-B. strafbar sind. Es kam deshalb nur noch in Frage, ob aus der Form der Mitteilungen oder aus den Umständen, unter denen sie erfolgten, auf die Absicht der Frau Anna, den Zaspel zu beleidigen, zu schließen ist (§ 192 St.-G.-B.) Diese Frage war zu verneinen.

Der Angeklagten Anna ist ferner zur Last gelegt, daß sie den Zaspel durch die in einer späteren spiritistischen Versammlung aufgeworfene Frage, „ob Zaspel vielleicht die Gemeinde betrogen hat?" beleidigt habe. Das Berufungsgericht hat in dieser Frage eine strafbare Handlung der Anna nicht zu erblicken vermocht. Die Angeklagten waren daher freizusprechen." —

In meinem Aufsatz über den Spuk in Oels hatte ich bereits hingewiesen, wie wichtig für die Rechtspflege psychologische Sachverständige sind. Der Fall in Goldbach unterstützt diese Forderung. Die Rechtspflege soll dem Einzelnen gerecht werden, und jeder Angeklagte darf verlangen, daß für seinen Fall das Rüstzeug der gesamten Wissenschaft mobil gemacht wird. In den meisten Fällen begnügen sich die Gerichte damit, den Kreisarzt zuzuziehen. Er ist das „Mädchen für Alles", wenn es auf ärztliche und psychologische Untersuchungen vor Gericht ankommt. Wer kann von ihm verlangen, daß er sich auch noch in Spezialgebiete vertieft? In der kreisärztlichen Allwissenheit sehe ich eine Gefahr für unsere Rechtspflege. Über den Einzelfall hinaus muß man sich die Wirkung des Goldbacher Falles vor Augen halten. Das Volk glaubt unausrottbar an alles, was im bunten Gewand der

Mystik auftritt. Es fühlt instinktiv, daß ein Schöffengericht nicht die Instanz ist, vor der Propheten gerichtet und Wunder geklärt werden. Es fühlt sich vergewaltigt, wenn man ihm die Wissenschaft versagt. Im Goldbacher Falle wurde das Wunder restlos aufgeklärt. Der Wahrheitsbeweis des Geistes glückte, aber der Geist verlor seine Existenzberechtigung. Seine Offenbarungen waren dramatisierter Dorfklatsch. Geschwätz wurde zur Prophezeiung. Man braucht kein Geist zu sein, um solche Wahrheitsbeweise zu führen. Was sich hier im Kleinen abspielt, finden wir in der großen Welt wieder. Die Literatur über Kriegsprophezeiungen steigt flutenartig. Aus England liegen Stöße von Büchern über erfüllte Prophezeiungen vor. Wenn man jedem Falle nachgeht, so findet man leicht die Fehlerquelle und entdeckt, daß der Samen für die Prophezeiungen längst in der Erde gelegen hat. Auch der goldne Weizen der Propheten wurzelt im Erdreich des Lebens.

Mil Richter: Zahlungen ohne Bargeld.

Sind Zahlungen ohne Bargeld überhaupt möglich? höre ich den Leser fragen. Oder sollen wir etwa zu dem längst überlebten Tauschgeschäft jener alten Zeiten zurückkehren, in denen es noch kein Geld im heutigen Sinne gab? Gewiß nicht. Wie es aber im gegenwärtigen Zeitalter, das überaus reich mit technischen Fortschritten ausgefüllt ist, gar nicht als etwas Außergewöhnliches erscheint, wenn von „Telegraphie ohne Draht" die Rede ist, warum soll da nicht auch die Forderung, „Zahlungen ohne Bargeld" zu leisten, ihr Recht behaupten dürfen! Haben doch beide Errungenschaften das miteinander gemeinsam, als technische Fortschritte im vollwertigen Sinne des Wortes zu gelten. Und von beiden ist — um an dem einmal gezogenen Vergleiche festzuhalten — zu erwarten, daß sie Gemeingut der weitesten Volkskreise werden.

Im täglichen Umgange mit „Münzen" und „Scheinen" ist die „Zahlung in Bargeld" zur selbstverständlichen Gewohnheit geworden. Ja man ist sogar geneigt, in dieser Art der Zahlung nach der herrschenden Sitte Vorzüge zu erblicken. Wer „bar" bezahlt, ist angesehen, gilt als ordnungsliebend und zahlungsfähig. Und doch lassen sich Ordnungsliebe und Zahlungsfähigkeit auch ohne Bargeld aufrecht erhalten. Vielen erscheint die „Barzahlung" auch das bequemste, sicherste und zweckmäßigste Verfahren. Denn was man selbst in der Hand oder Tasche hält, glaubt man am besten und vorteilhaftesten

aufbewahrt. Und doch ist dem nicht so. Bequem ist die Bargeldzahlung schon deshalb nicht, weil die betreffende Summe sowohl vom Zahlenden, als vom Zahlungsempfänger durchgezählt werden muß, damit Irrtümer, die oft für beide Teile unangenehm und nachteilig sind, vermieden werden. Dazu kommt die Arbeit des Quittierens, die der Zahlungsempfänger vorzunehmen hat. Nicht minder unbequem und zeitraubend ist das Befördern eines größeren Geldbetrages an den Empfänger. Eine solche Art der Zahlung birgt aber auch die Gefahr in sich, daß die Quittung und damit der „Ausweis" des Zahlenden oder daß das Geld selbst verloren geht; ebenso kann es gestohlen oder durch Feuer vernichtet werden. Abgesehen von diesen Nachteilen und Gefahren ist es zumindest auch unvorteilhaft, größere Summen mit sich zu führen oder bei sich aufzubewahren, weil das Geld keine Zinsen bringt, also brach liegt. Angenommen, ein Rechtsanwalt, Arzt oder Landwirt hielte durchschnittlich 500 Mark für laufende Zahlungen im Schreibtisch oder Geldschrank bereit, so würde ihm im Laufe von zehn Jahren ein Zinsverlust von mindestens 130 Mark entstehen. Denn eine solche Summe Geld wächst nicht. Das mußte schließlich auch jener russische Bauer einsehen, der seinen Knecht anklagte, ihm 150 Rubel aus einer Lade, in der er 1000 Rubel aufbewahrt hatte, gestohlen zu haben. Vom Richter befragt, ob er nicht vielleicht selbst einmal Geld aus der Lade genommen habe, antwortete der Bauer treuherzig: Nein, nur den Zuwachs, die Zinsen, habe er jährlich herausgenommen. Und diese Zinsen betrugen auf drei Jahre 150 Rubel. Erwachsen auf diese Weise schon dem einzelnen nicht unerhebliche Zinsverluste, wieviel größer ist der Nachteil aber für die gesamte Volksgemeinschaft. Würden nur 100000 Personen im Deutschen Reiche 500 Mark für laufende Zahlungen brachliegen haben, so würde auf diese Weise die Summe von 50 Millionen Mark einer nutzbringenden Verwendung im Dienste des Vaterlandes und der deutschen Wirtschaft entzogen werden.

Während des Krieges ist aus allen Schichten der Bevölkerung eine Goldsumme von 1300 Millionen Mark in die deutsche Reichsbank gewandert, um dort gleichsam in einem nationalen Sammelbecken verwahrt zu werden. Jeder deutsche Einwohner hat demnach mit durchschnittlich 20 Mark dazu beigetragen, den Goldbestand der Reichsbank um jene Summe zu erhöhen. Zu welchem Zwecke geschah dies? Um dies verständlich zu machen, müssen wir einen Blick in den Betrieb und die Tätigkeit der deutschen Reichsbank tun. Ihr liegt es ob, für Ordnung und Wirtschaftlichkeit im Geldwesen des deutschen Reichshaushaltes, also auch für gute Zahlungssitten und Zahlungsfähigkeit des deutschen Reiches, zu sorgen. Je größer demnach ihr Goldbestand ist, je größer ist die Zahlkraft des Reiches und je mehr kann dieses Waren vom Auslande (z. B. Lebensmittel, Baumwolle usw.) kaufen. Bei diesen Einkäufen verlangt das Ausland in der Regel, daß diese mit Gold

bezahlt werden. Da aber die Goldmünzen im Zahlungsverkehr mit anderen Ländern nicht den gleichen Wert wie im Inlande haben, sondern wie jede andere Ware zu verschiedenem Preise (Valuta) in Zahlung genommen werden so hängt es von der Preisgestaltung des Goldes im Auslande ab, ob von diesem vorteilhaft oder teuer eingekauft wird. Also nicht bloß der Preis der fremden Ware, sondern auch der Preis (Tageswert) des heimischen Geldes ist bei solchen Einkäufen in Betracht zu ziehen, wenn das Reich wie ein „rechnender Kaufmann" hierbei handeln will. Je niedriger der Wert eines Goldstückes im Auslande ist, je teuerer ist die zu kaufende Ware. Will also das Reich an seinen umfangreichen Einkäufen in fremden Ländern, die es auch noch nach Beendigung des Krieges vorzunehmen haben wird, sparen, so muß die Reichsbank darauf bedacht sein, den ausländischen Goldpreis und somit den Wareneinkauf von fremden Staaten durch einen möglichst hohen Goldbestand in günstigem Sinne zu regeln. Der Goldbestand der Reichsbank ist also gewissermaßen das Barometer des Goldwertes, des heimischen Zahlungsmittels im Auslande.

Anstelle des Goldes, das aus dem täglichen Verkehr in das Sammelbecken der Reichsbank fließt, bringt diese „Reichsbanknoten" in den Verkehr, damit im täglichen Bedarf an Zahlungsmitteln kein Mangel eintritt. Dabei ist aber die Reichsbank gesetzlich verpflichtet, für je 300 Mark solcher Banknoten mindestens 100 Mark in Gold oder in anderem deutschen Gelde oder Reichskassenscheinen in ihren Kassen als sogenannte „Bardeckung" bereit zu halten. Die Notenausgabe wird also durch die Höhe des Goldbestandes geregelt; je mehr der deutsche Staatsbürger dazu beiträgt, daß sich das „Goldsammelbecken des Reiches" füllt, je mehr kann die Reichsbank Noten in den Verkehr bringen, die als „Ersatz" für die der Bevölkerung entzogenen Goldmünzen dienen. Den gleichen Dienst kann demnach der deutsche Staatsbürger dem Vaterlande auf umgekehrtem Wege leisten. Je mehr er nämlich Noten an die Reichsbank zurückgibt, je weniger braucht diese „Bardeckungsmittel", nämlich Gold oder anderes Geld (Metallgeld oder Kassenscheine), welches als gesetzliches Zahlungsmittel anerkannt ist, bereitzuhalten. Dieses „frei" gewordene Bargeld kann dann für Auslandskäufe oder zur Verbesserung des Goldpreises im Auslande (Währung) oder für andere Zwecke verwandt werden, nützt also auf diese Weise dem Vaterlande.

Im täglichen Leben besteht nun bereits hier und da der Brauch, kleine Beträge nicht sofort „bar" zu bezahlen. Dies geschieht keineswegs immer aus Geldmangel, sondern deshalb, weil es praktischer und bequemer erscheint, kleine Summen beim Kaufmann, beim Buchhändler, beim Schuhmacher etc. „aufschreiben" zu lassen, um der „Einfachheit halber" erst dann zu bezahlen, wenn ein größerer Betrag zusammengekommen ist. In ähnlicher Weise verfährt aus „Bequemlichkeitsgründen" häufig auch der Landwirt, wenn er für

800 Mark Getreide an den Händler liefert und sich von letzterem den Betrag nicht „bar“ bezahlen, sondern in dessen Büchern mit dem Preise von 600 Mark, den er für bezogene Kohlen an den Händler zu zahlen hat, „verrechnen“ läßt. Nach dieser Verrechnung erhält der Landwirt nur die verbleibende Restsumme (Saldo) ausgezahlt. Hier ist der Grundsatz des bargeldlosen Zahlungsverkehrs in der Praxis also schon teilweise verwirklicht. Unbewußt, oder doch lediglich aus persönlichen Rücksichten, ist der Landwirt zu einem sparsameren Wirtschaften mit dem Gelde, zu einer neuzeitlichen verbesserten Technik des Zahlungswesen übergegangen, welche in der Sprache des Geschäftslebens „Abrechnungsverkehr“ genannt wird. Würden nur 100 000 Personen ebenso wie jener Landwirt verfahren, so würden 60 Millionen Mark weniger Bargeld im täglichen Zahlungsverkehr nötig sein und die Reichsbank bekäme den gleichen Betrag an „kursfähigem Gelde“ oder an „Noten“ frei, für welch' letztere sie keine „Bardeckung“ zu halten braucht.

Vorteilhafter ist jene Art der Verrechnung von Einnahmen und Ausgaben, wie sie hier zwischen dem Landwirt und Händler erfolgte, wenn sie seitens einer Bank oder einer ähnlichen Kassenstelle vorgenommen wird. Denn diese verbucht in ihren Büchern, auf einem „Konto“, die Eingänge und Ausgänge an Zahlungen für den Auftraggeber, den Kontoinhaber. Dieser hat dann nicht nötig, zeitraubende Geldzählungen vorzunehmen oder etwa selbst zur Bank zu gehen, vielmehr genügt eine einfache schriftliche Mitteilung, daß auf das „Konto des Buchhändlers N. 300 Mark zu überweisen sind“, um die Zahlung rechtmäßig zu vollziehen. Ergibt sich auf dem Konto ein Überschuß für den Inhaber (Guthaben), so erhält er dieses verzinst und genießt außerdem den Vorteil, daß das „Konto“ in den Büchern der Bank bei etwaigen Rechtsstreitigkeiten usw. noch nach Jahren als Ausweis für die geleistete Zahlung dienen kann. Ein Verlorengehen oder Gestohlenwerden des Geldes, wie es bei Barzahlungen leicht vorkommt, ist also auf diese Weise unmöglich, denn die Bank haftet für die von ihr verrechneten Zahlungsbeträge.

Seit einiger Zeit befaßt sich überdies auch die Post mit der buchmäßigen Verrechnung von bargeldlosen Zahlungen. Sie hat zu diesem Zwecke sogenannte „Postscheckämter“ eingerichtet, wo jedermann ein Konto ähnlich wie das bei der Bank, ein „Postscheckkonto“, erhalten kann, wenn dies beim Briefträger beantragt wird. Hat der Inhaber eines solchen Postscheckkontos von Jemandem Geld zu erhalten, so kann es letzterer ihm auf sein Konto beim Postscheckamt überweisen lassen, wo die Summe ihm gutgeschrieben wird. Hat der Kontoinhaber dagegen eine Zahlung zu leisten, so verfährt er in gleicher Weise. Er beauftragt die Post (mittels eines vorgedruckten Formulars, das er nur auszufüllen hat,) die betreffende Summe seinem Konto zu entnehmen, sie an den Zahlungsempfänger zu überweisen und seinem Konto zu

„belasten." Um diese Summe vermindert sich demnach sein Guthaben beim Postscheckkonto. Daß dieses Verfahren des „Zahlens ohne Bargeld" in weiteren Kreisen der Bevölkerung bereits Anklang gefunden hat, weil es bequem, billig und vorteilhaft ist, geht daraus hervor, daß die Teilnahme an diesem „bargeldlosen Zahlungsverkehr" eine immer regere geworden ist. Gegenwärtig haben mehr als 150 000 Personen und Firmen bei den in Deutschland bestehenden 14 Postscheckämtern ein Konto und die dort verrechneten Geldbeträge belaufen sich auf insgesamt 65 Milliarden Mark. Von dieser Summe wurden im Laufe des letzten Kalenderjahres 40 Milliarden durch gegenseitige Verrechnung, ohne daß Bargeld benötigt worden wäre, gezahlt. Auf die Bevölkerung Deutschlands verteilt, sind also von jedem deutschen Einwohner während des letzten Jahres Zahlungen in Höhe von durchschnittlich 600 Mark im Postscheckverkehr verrechnet worden. Jedem einzelnen Deutschen wurden also anf diese weise Arbeit und Unbequemlichkeiten des Aufbewahrens, Zählens, Quittierens, Inempfangnehmens und Beförderns jener Durchschnittssumme erspart, für das Reich aber ein Betrag von 40 Milliarden Mark Bargeld für vaterländische Zwecke „frei."

Schon in früheren Zeiten hat man die Vorteile des bargeldlosen Zahlungsverkehrs, welche dem Einzelnen sowohl, wie der Volksgesamtheit und ihrer Wirtschaftsführung geboten werden, richtig erkannt. Die Anfänge des „kontomäßigen Abrechnungsverkehrs" reichen sogar bis ins Mittelalter zurück. Die im Jahre 1609 errichtete Amsterdamsche Wisselsbank verwirklichte bereits vor mehr als 300 Jahren diesen Gedanken. Um dem zunehmenden Mangel an guten Münzsorten, mit denen die damaligen Kaufleute ihre Wechsel zu bezahlen pflegten, zu steuern, nahm die Bank auch minderwertige, abgenutzte Münzen an, darunter auch fremde. Sie berechnete dieselben nach dem tatsächlichen Metallwerte, nachdem sie die Prägungskosten in Abzug gebracht hatte, und gewährte daraufhin in ihren Büchern einen entsprechenden Kredit. Dieser Kredit wurde „Bankgeld" genannt. Damit wurden die Wechsel der Kaufleute bezahlt und diese Zahlungen auf deren Konto mit dem dort bestehenden Münzenguthaben verrechnet. Diesem Beispiele folgend, wurde das Verfahren der gegenseitigen Verrechnung auch von dem im Jahre 1621 ins Leben gerufenen Banco publico in Nürnberg, im Jahre 1629 von der Hamburger Girobank und von der im Jahre 1635 errichteten Bank von Rotterdam gehandhabt. Von diesen Kassenstellen hat sich namentlich die Hamburger Girobank, welche ihre Schwesterbanken in Amsterdam, Nürnberg und Rotterdam überlebte, durch Förderung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs hervorgetan. Ohne sich mit Bankgeschäften im heutigen Sinne zu befassen, wollte sie lediglich als eine gemeinsame Kassen- und Wechselstelle dem Wohle des Handelsstandes dienen. Nachdem im Jahre 1876 die deutsche Reichsbank gegründet worden war, nahm diese die Girobank in Hamburg in Besitz, um dort eine

Zweigniederlassung zu errichten. Seit drei Jahrhunderten hat demnach die Gründung der Hamburger Kaufleute, welche als die Vorläuferin der „buchmäßigen Abrechnung", der „Zahlungsüberweisung von Konto zu Konto" anzusehen ist, im Dienste der bargeldlosen Zahlungssitte gewirkt. In Preußen war es kein Geringerer als Friedrich der Große, welcher im Jahre 1775 in der von ihm ins Leben gerufenen Königlichen Giro- und Lehnbank den Abrechnungsverkehr einführen ließ, ohne diesen allerdings in größerem Umfange zu betreiben. Einen sichtbaren Aufschwung erhielt dieser Zweig des bargeldlosen Zahlungsausgleichs erst mit der Gründung der deutschen Reichsbank im Jahre 1876, welche ursprünglich das Ziel verfolgte, die „Zahlungsausgleichungen zu erleichtern und für die Nutzbarmachung verfügbaren Kapitals zu sorgen." Bald erstreckte sich deren Betrieb über ganz Deutschland. Im Jahre 1916 beliefen sich die gesamten Abrechnungsumsätze der deutschen Reichsbank, die keinerlei Bargeld erforderten, auf mehr als 800 Milliarden Mark. Hätte diese Summe in Bargeld gezahlt werden sollen, so würde auf jeden deutschen Einwohner eine Zahlung von rund 12 000 Mark entfallen sein. Welche Arbeit der Aufbewahrung, des Zählens und Quittierens und welche Gefahren des Verlorengehens und der Abnutzung des Bargeldes damit für jeden Deutschen verbunden gewesen wären, läßt sich leicht ausdenken. Diese Arbeit, Unbequemlichkeiten und Gefahren hat die Reichsbank in dem Bestreben übernommen, den Geldumlauf und die Geldwirtschaft im deutschen Reichshaushalte wirtschaftlich zu gestalten.

Schon beginnt die neue Zahlungssitte in weiteren Kreisen der Bevölkerung Wurzel zu schlagen. Einzelne Berufsgruppen und Erwerbsstände haben selbständige Einrichtungen geschaffen, um einander „die Zahlungsweise ohne Bargeld zu erleichtern. In der Zentrale des deutschen Buchhandels, in Leipzig, werden die umfangreichen Bücherwaren nicht mehr bar bezahlt, sondern in einer „Paketaustauschstelle" gegenseitig verrechnet. Ebenso hat der Verein der Eisenbahnverwaltungen eine Abrechnungsstelle errichtet, welche sämtliche Transporteinnahmen zwischen denjenigen Eisenbahnverwaltungen verrechnet, die dem genannten Vereine angehören. In gleicher Weise bietet der Berliner Apothekerverein seinen Mitgliedern den Vorteil, sich der „Zahlungsweise ohne Bargeld", des Abrechnungsverkehrs, zu bedienen. Steuer und Abgaben werden meist nicht mehr bar an die städtischen Kassen gezahlt, sondern mit denselben von Konto zu Konto verrechnet. Überall bieten sich also jedem Einzelnen im täglichen Leben Gelegenheiten, die bargeldlose Zahlungssitte sich nutzbar und zum Gemeingut des deutschen Volkes zu machen.

Hans Wendt:
Übergangswirtschaft.

Es hat den Anschein, als ob das unsinnige, kulturwidrige Völkermorden in absehbarer Zeit ein Ende nehmen soll. Auch der Friede wird schwere Opfer fordern, aber mit Rücksicht darauf, daß ein Menschenleben nicht durch materielle Güter aufgewogen wird, darf kein Preis zu hoch sein, wenn es gilt, menschenwürdige Zustände in der Welt wieder herzustellen.

Für den Geschichtsforscher sind derartige Katastrophen der Völkerleidenschaften nichts anderes als Ebbe und Flut im Strom der Zeit, die notwendigen Wehen, welche die Geburt einer neuen Kulturperiode vorbereiten. Der Volkswirtschaftler lebt mehr in der Enge des Geschehens. Er hat die Aufgabe, der Allgemeinheit die Gegenwart erträglich zu gestalten und eine bessere Zukunft vorzubereiten. So wenig, wie man einseitig die Gegenwart mit Opfern für die Zukunft belastet, so wenig darf man die Interessen kommender Geschlechter schädigen, damit wir heute einen guten Tag leben. Der Volkswirt ist dem Forstmann zu vergleichen, der den schlagbaren Wald abholzt, jedoch darüber die Aufforstung nicht vergessen darf.

Betrachten wir einmal die Folgen dieses Krieges für das deutsche Volk, so dürfen wir getrost behaupten, daß die Aussichten für die Zukunft recht ungeklärt sind. Von den Bedingungen des Friedensschlusses und den richtigen wirtschaftlichen Maßnahmen der Regierung wird nicht allein das Schicksal der lebenden Generation, sondern die Zukunft des deutschen Reiches und des Deutschtums in der Welt abhängen. Kleine Fehler können zu den schwersten Folgen führen. Die Schnelligkeit des Entschlusses wird in den meisten Fällen entscheidend den Erfolg beeinflussen. Das erste Erfordernis der Übergangswirtschaft wird der sein, den einige Jahre unterbundenen Austausch der Produkte wieder aufzunehmen. Von dem Stande unserer Gelder und unserer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit hängt es ab, ob wir die laufenden Lasten tragen können. Jede Beeinträchtigung des Exportes bedeutet eine Verschleuderung des Nationalvermögens. Inwieweit ein wirtschaftlicher Zwang auszuüben ist, darüber gehen die Meinungen heute sehr auseinander. Ich persönlich stehe auf dem Standpunkt, daß schrankenlose Freiheit das kleinste Übel ist. Man darf zu unserm Handel und Gewerbe, die sich so glänzend der Kriegswirtschaft anpaßten, wohl das Vertrauen haben, daß sie den Rückweg zur verflossenen Friedenswirtschaft ebenso schnell finden.

Einer Verschleuderung des Nationalvermögens braucht man erst überhaupt nicht vorzubeugen, da niemand mehr importieren wird, als er mit Aussicht auf Nutzen abzustoßen hofft. Bei freiem Wettbewerb wird sich jeder überlegen, wieviel er bei der Aussicht auf ständige Besserung der Valuta hereinnehmen kann.

Man wird auch ohne behördliche Maßnahmen nur von der Hand in den Mund leben, denn beim Sinken der Konjunktur hütet sich jeder ängstlich, zu spekulativen Zwecken Vorräte anzuhäufen.

Die schwerste Zeit wird zweifellos die Zeit des Waffenstillstandes sein. Man tappt noch völlig im Dunkeln, weil man noch nicht die Sicherheit des Friedens hat. Einerseits kann der Staat nicht mehr als Auftraggeber im bisherigen Umfange am Markt sein, anderseits darf er auch nicht die Einstellung auf die Friedenswirtschaft zulassen, denn es wäre ja möglich, daß bei Abbruch der Verhandlungen der Krieg weiter geht. Aus diesem Grunde verbietet sich ein langer Waffenstillstand ganz von selbst. Jeder Tag der Waffenruhe kostet dem Nationalvermögen mehr Mittel als ein Kriegstag. Beschäftigungslosigkeit und Verdienstlosigkeit kann sich ein 70 Millionenvolk bei der jetzigen Finanzlage nicht leisten. Wir dürfen nicht feiern.

Drei Dinge sind es, welche entscheidend die Übergangswirtschaft beeinflussen: die Finanzlage, die Beschäftigung der Massen, die Ernährungsfrage. Keine dieser drei Fragen erlaubt einen Aufschub, wollen wir nicht die schwerste innere Krise herbeiführen. Jeder Tag des Aufschubs in der Regelung unserer Finanzen führt zu neuen Schulden und macht dieses ungelöste Problem unlöslicher. Arbeitskraft ist nach dem Kriege das Zahlmittel der Nationen. Aus diesem Grunde können wir uns nicht den Luxus einiger Feierwochen gestatten. Die Ernährungsfrage aber muß unbedingt nach dem Prinzip billig und reichlich gelöst werden, wenn unser Volk, welches schon stark geschwächt ist, annähernd seine frühere wirtschaftliche Leistungsfähigkeit wiedergewinnen soll. Mit allzu großem Optimismus ist der Gesamtheit nicht gedient. Unsere Staatsregierung hat nach dieser Richtung schon die Grenze des Erlaubten erreicht.

Es kann hier unmöglich die Finanzfrage erschöpfend behandelt werden. Wir haben im Gegensatz zu England, das die Kriegskosten vorzugsweise durch Steuern deckte, zu langfristigen Anleihen gegriffen, also die Zukunft für die Gegenwart belastet. Zur Verteidigung unseres Systems wird bemerkt, daß ein Volk, welches so unerhörte militärische Leistungen vollbrachte, auch wohl lernen wird, den Ausgleich in der Friedensbilanz herzustellen. Das ist eine mehr als billige Redensart. Gewiß, wir sind in einer Hinsicht besser daran, als England: wir haben keine Schulden im Auslande. Staatsschuld bleibt jedoch Staatsschuld, ganz gleichgültig, wo der Gläubiger sitzt. Die Anspannung zur Deckung der Zinsenlast wird bei uns zum mindesten viel plötzlicher eintreten, wenn man einmal dazu übergehen muß, mit dem Ertrag unserer Arbeit die Kosten des Staatshaushaltes zu decken. Wir haben seinerzeit den Wehrbeitrag von ein paar Milliarden als so unerhörte Last empfunden, daß sich im Lande das Geschrei der Vermögenskonfiskation erhob. Man verteilte die Deckung auf drei Jahre. Heute haben wir für den Zinsendienst der Staatsschuld fast den dreifachen Betrag des Wehrbeitrages jährlich zu leisten. Hinzu kommen die laufenden ordentlichen Ausgaben, welche in Staat und Gemeinde erheblich gewachsen sind. Die Mehrkosten betragen insgesamt ca. 8 Milli-

arden jährlich, bei einem Nationalvermögen von ca. 360 Milliarden allerdings ein Betrag, der etwa die Zinsen des halben Volkseigentums verschlingt.

Will man einfach das Vermögen hiermit belasten, eine technische Unmöglichkeit, weil kleinere Vermögen keine Belastung vertragen, wenn der Besitzer nicht zum Ortsarmen werden soll, dann kann man allerdings von einer Vermögenskonfiskation sprechen. Die aber bedeutet automatisch das Ende des Klassenstaates von heute, also des Staates überhaupt. Eine Abbürdung der Staatsschuld ist völlig undenkbar. Es scheint, als ob den Trägern der Anleiheidee auch immer eine Kriegsentschädigung als Deckungsmittel vorgeschwebt habe. Rußland ist bei einer Staatsbankerotterklärung seiner heutigen Regierung in der beneidenswertesten Lage von allen Kriegführenden. Kategorisch ist deswegen sofort mit Friedensschluß die Deckungsfrage der Staatsschuld zu lösen. Jeder Tag der Verzögerung bringt uns tiefer in die Schuld und macht das verwickelte Problem ganz unlösbar. Weiter soll auf diesen Punkt nicht eingegangen werden.

Der für den inneren Frieden und den wirtschaftlichen Wiederaufbau wichtigste Teil der Übergangswirtschaft ist die Beschäftigung der Arbeiter. Es sind Millionen unterzubringen, welche vor dem Feinde standen, und wieder andere Millionen, welche in der reinen Munitionsindustrie frei werden, verlangen Lohn und Brot. Ohne Schwierigkeit wird sich diese Frage auch nach Friedensschluß lösen lassen, denn für jede schaffende Hand ist Arbeit in Hülle und Fülle vorhanden. Worauf es ankommt, ist, daß alle menschlichen Kräfte richtig beschäftigt werden, wie es das volkswirtschaftliche Interesse erfordert. Lehrreich ist es, zu diesem Zwecke die Aussichten für Landwirtschaft und Industrie zu untersuchen.

Bezüglich der Landwirtschaft ist zunächst die Forderung aufzustellen, daß Deutschland nach Möglichkeit seinen Eigenbedarf an ländlichen Produkten selbst erzeugt. Die Erfahrungen des Krieges zeigen, daß diese Forderung bis zu einem gewissen Grade erfüllt werden kann, wenn eine Verschiebung der Produktion eintritt. Die Abschaffung des Großgrundbesitzes ist eine Forderung, welche nur ahnungslose Politiker stellen können. Für den Körner- und Rübenbau ist der Großgrundbesitz eine unumgängliche Notwendigkeit. Schwierigkeiten wird die Arbeiterfrage machen, und wir sind für unsern Großgrundbesitz noch mehr als bisher auf Kräfte aus dem Auslande angewiesen. Sache der Regierung wird es sein, dafür zu sorgen, daß diese Quelle nicht versagt. Dringend geboten scheint jedoch eine Vermehrung des ländlichen Kleinbesitzes, um unsern heimkehrenden Landarbeitern ein bescheidenes Eigenheim zu bieten. Zur Kolonisierung haben wir noch manche Gegenden Deutschlands frei, es sei nur an Mecklenburg-Strelitz erinnert, wo es so gut wie gar keinen eigenen Kleinbesitz, aber unwirtschaftlich viel, zum Teil sehr schlecht bewirtschafteten Großgrundbesitz gibt. Während der deutsche Landarbeiter vorzugsweise auf eigenem Rentenbesitz für die Viehhaltung zu sorgen hat, wird der auf fremde Kräfte angewiesene Großgrundbesitz in erster Linie für die Steigerung unseres Körnerbaus zu sorgen haben. Sind erst einmal die Schäden

des Krieges überwunden, wird sich nach beiden Richtungen eine Steigerung unserer Produktion erzielen lassen.

Weit verwickelter liegt die Umstellung der Betriebe in den einzelnen Industrien. Während vor der Hand der Weltbedarf an Rohprodukten — Eisen und Kohle — groß bleiben wird, ist zweifellos auf einen bescheidenen Rückgang der Preise zu rechnen als eine Folge des wieder einsetzenden internationalen Wettbewerbes. Zweifellos werden für Roh- und Halbprodukte immer noch angemessene Preise erzielt werden, es wird hier auch nicht an Beschäftigung fehlen. Ein Rückgang des Ertrages wird aber unter allen Umständen eintreten, denn die deutschen Arbeiter sind teurer als Kriegsgefangene und es ist überall mit einer wesentlichen Erhöhung der staatlichen Lasten zu rechnen.

Anders liegt die Sache bei der weiter verarbeitenden Eisenindustrie und der verwandten Elektrotechnik. Viele reine Munitionsbetriebe werden zur Fabrikation von Friedensartikeln übergehen und den alten Betrieben Wettbewerb machen. Manches Unternehmen wird bei diesem wirtschaftlichen Kampfe auf der Strecke bleiben. Nur die vor dem Kriege gut fundierten Fabriken, welche vorsichtige Dividendenpolitik trieben und Spezialitäten fertigen und in diesen Ruf haben, werden vielleicht weiter rentieren. Für unsere Fahrzeug-, Lokomotiv- und ähnlichen Fabriken, für die Werften wird noch eine kurze glänzende Konjunktur kommen. Schneller, als man annimmt, wird diese jedoch zu Ende sein. Ist das rollende Material erst instand gebracht, ist der starke wirtschaftliche internationale Austausch der ersten Monate überwunden, ist auch hier mit flauer Zeit zu rechnen, denn die schwache Finanzlage aller Großmächte verbietet einen zügellosen Warenaustausch. Es sei hier darauf hingewiesen, daß die glänzende Beurteilung des Schiffahrtsmarktes wohl für einige Wochen anhalten kann, daß aber die Hoffnungen, welche man heute nach dieser Richtung hegt, sich für die Dauer als stark übertrieben erweisen dürften. Günstig liegt die Sache lediglich dauernd für den Baumarkt, die Zementindustrie und verwandte Betriebe. Hier ist 4 Jahre so gut wie nichts geschehen. Die ganzen zurückgehaltenen Neubauten, die Reparaturen, die Schaffung von Kleinwohnungen, die Erbauung von Wirtschaftsgebäuden für die Kleinsiedelungen schaffen auf mehrere Jahre Arbeit. Hinzu kommt, daß die durch den Krieg vernichteten Milliardenwerte erneuert werden müssen, um eine Produktion zu ermöglichen. Die Industrien dieser Richtung haben das voraus, daß hier keine Preisrückgänge eintreten werden, welche zu außergewöhnlichen Abschreibungen zwingen. Speziell für die Zementindustrie sind die Aussichten glänzende.

Es folgen die Industrien des täglichen Bedarfes, die Textilindustrie, Porzellanfabriken usw. Zweifellos wird auch hier — allerdings zu stark rückgängigen Preisen — Bedarf einsetzen. Das Einkommen der Arbeiterschaft wird aber für den Markt entscheidend sein. Luxusausgaben werden sich verbieten und mit einer Hochkonjunktur ist aus dem einfachen Grunde nicht zu rechnen, weil der Bedarf

der Massen hierfür viel entscheidender ist als das Bedürfnis beschränkter reicher Kreise. Zu berücksichtigen ist, daß das Notwendige bei geringem Einkommen dem weniger Notwendigen voranzusetzen ist. Nahrung, Wohnung, Kleidung, Gebrauchsgegenstände. Nach dieser Reihenfolge wird sich der Weltbedarf und die Konjunktur richten.

Die Ernährung der Massen sei zuletzt behandelt, weil diese mit den Finanzen und der Beschäftigung so innig zusammenhängt, daß sie einen Teil dieser Fragen ausmacht. Nach der Reihenfolge, wie der Geldbedarf des Staates dem Arbeiter dennoch Verdienstmöglichkeiten zu schaffen vermag, wird sich auch sein Etat in der vorhin angedeuteten Richtung bewegen. Eine ausreichende Ernährung unserer Arbeiter bleibt die Vorbedingung einer leistungsfähigen Industrie. Deswegen wird der Staat noch lange mäßigend auf die Preise für die landwirtschaftlichen Produkte wirken müssen und gleichzeitig eine Steigerung ihrer Produktion herbeizuführen haben. Hier die richtige Lösung finden, bedeutet die Quadratur des Zirkels entdecken. Schlechte Preise bewirken einen Rückgang der Erzeugung und größere Abhängigkeit vom Auslande. Hohe Preise belasten die Industriearbeiterschaft zu sehr, bedrohen den inneren Frieden und führen mehr zur Spekulation als zur Produktion des ländlichen Besitzes. Der innere richtige Ausgleich ist für unsere Entwickelung so nötig, wie der Ausgleich mit unsern Feinden. Wird beides gelingen, um dauernd die Stellung des Deutschtums in der Welt zu erhalten, so darf die Regierung für sich das Recht in Anspruch nehmen, dem Vaterlande gleich große Dienste geleistet zu haben wie die Oberste Heeresleitung. Ohne durchgreifende innere Reformen wird sich schwerlich der neue Weg finden lassen, denn die Erfahrungen der Kriegswirtschaft in dieser Hinsicht sind nicht gerade ermutigend. Vieles, sehr vieles ist nicht durch die Regierung, sondern trotz der Regierung geleistet worden.

Dr. phil. et ing. Eugen Meller: Der Revolutionismus in der russischen Dichtung.

Hundert Jahre und darüber zehrt die revolutionäre Hydra an dem Leibe Rußlands; Alexander Puschkin, der größte literarische Vorläufer des umstürzlerischen Gedankens, und Nikolaus Gogol, der Prophet der nihilistischen Literatur, sind an ihr zugrunde gegangen, wie die Zaren selbst. Karamsin, der wahrheitsliebende Historiker, Derschawin und Schukowsky, die „zarenabhängigen" Poeten der vor-Puschkin'schen Generation, sprachen niemals von Freiheit und Gleichstellung, und Schukowsky, der „untertänige" Hofpoet,

wurde tatsächlich geistesirr, als er, von Deutschland zurückkehrend, die daselbst empfangenen Eindrücke in sich zu verarbeiten versuchte. Puschkin dagegen beruft sich nicht ohne Stolz auf den Dichter Lomonossow, der dem Grafen Schuwalow, als dieser sich mit ihm einen Scherz erlaubte, rund heraus erklärt hatte: „Exzellenz, ich will nicht bloß keines irdischen Machthabers, sondern selbst nicht meines Herrgottes Narr sein . . . ." Da ist der Ursprung des revolutionären Geistes in der späteren russischen Dichtung, die das Echo des reußischen Universums bildet. Denn nur in der Dichtung dieses Volkes zeigt sich seine ganze Seele, klar und deutlich, und nur aus seinen Dichtern versteht man den Großrussen, was ihn bewegt und erregt. Es gibt aber auch kaum eine andere Literatur auf der Welt, welche die nackte Volksseele so gründlich erforschte, ergründete und sezierte, wie die russische. Hier bewahrheitete sich besonders Schopenhauers Grundgedanke, daß Geschichte und Politik uns lehren die Menschen kennen, die Dichtung allein zeigt uns den Menschen, wie er leibt und lebt. Was besonders die Romandichtung der Russen unterscheidet vom anderen Schrifttum germanischer und romanischer Völker, das ist vor allem der unerbittliche Realismus, die grausame Wahrheit, mit der sie alle Schichten der Bevölkerung psychologisch schildert. Es sind wahrlich lebensfrohe Charaktere, die uns hier entgegentreten; mag sein, daß uns oft das ganz unbekannte Milieu abschreckt, die Personen und Zustände fremd erscheinen, aber gerade dies Fremdartige zieht uns wieder mächtig an, unser Auge haftet mit Aufmerksamkeit an all' dem Bizarren und Grotesken der Bojaren und Muschiks, der Fabrikarbeiter und Kaufleute, der Tschinowniks und der Soldateska, der Gesellschaft der Intellektuellen und des Umstürzlers.

Die komplizierte moskowitische Volksseele hat niemand so gründlich kennen gelernt und erkannt wie Turgenjew, der sie in seinem Bazarow („Väter und Söhne") enthüllte, und in dem so ergreifend geschilderten Neschdanow („Neuland") die Gesellschaft von Pessimisten uns vor unseren Augen plastisch vorführte; sie verspottete sich selbst in den Schöpfungen Gogols („Tote Seelen"), aber in den Romanen Dostojewskijs zeigte sie, was sie als guten und schlechten Inhalt birgt. Ihr schlechter Inhalt ist die Korruption, die im Staate den heutigen Tschinownik, in der Gesellschaft den Nihilisten, am Hofe den Allrussen, in der Diplomatie den Panslawisten erzeugt hat. Die geknechtete, hungernde russische Seele war ein Leitmotiv und einziges Thema eines Gorkijs und Tolstojs. Und Puschkin selbst sagte einmal dem Zaren ins Gesicht, er wolle lieber das Schreiben unterlassen, als die „kaiserliche Zensur" dulden. . . . So blieb Puschkin der Stärkere, denn die Lücken, die Nikolaus I. mit dem Rotstift in seine Dichtungen riß, haben nur gezeigt, wo der Despot schwächer war als der Dichter. Und der große Nationaldichter hinwiederum bewies an seinen Gestalten, um wieviel besser er Rußland kannte als der Zar. Denn diese Gestalten sind lebendig, weil ihre Urbilder es ebenfalls waren. Puschkin ging dem nationalen Bedürfnisse nach,

indem er die Sage und Geschichte seines unglücklichen Volkes mit seiner Phantasie durchdrang, von Boris Godunow, Pugatschew, dem Zar Zoltan und von Pultawa erzählte; er achtete den Geschmack seiner russischen Zeitgenossen, indem er ihnen in der Novelle: „Die Kapitänsbraut" und in den Gedichten: „Rußlan und Kamilla", „Das Räuberbrüderpaar", „Der Gefangene im Kaukasus" Früchte seines Genius darbot, die ihnen wie Leckerbissen munden mußten. Doch auch das Elend der Zeit fand eine Verkörperung im „Eugen Onägin", diesem Muster aller problematischen Existenzen, diesem echten Repräsentanten des resignierten Nihilismus, der das Leben erschöpft, ohne seinen Wert zu erkennen, der den Tod sich wünscht, weil er neugierig ist, ob es auch in einer anderen Welt „. . . so schal, ekel und unersprießlich" ist . . . Wie müßig ist es doch, darüber zu grübeln, welchen Anteil Lord Byrons Einfluß an diesem „Eugen Onägin" hat, ob er ein echter Russe oder eine Komposition von westlichen und heimischen Substanzen sei; man denkt gleich immer, wenn man diesen Onägin kennen lernt, unwillkürlich mechanisch an „Don Juan" und „Faust", an „Hamlet" und „Manfred". Aber er ist von alledem etwas, außerdem jedoch ein vornehmer Russe aus der nikolaischen Zeit. Das aber bedeutet, daß er ein überflüssiger Mensch ist, der lebt, weil er — geboren wurde, lernt, weil dies — der Zar erlaubt, den Frauen nachstellt, weil er — neugierig ist, und spielt, weil er sich die vornehme Langweile vertreiben will . . . „Er lebt zu rasch und fühlt zu frisch", dieses Motto hat Puschkin seinem „Onägin" mitgegeben. Jawohl, Onägin ist längst ausgelebt, da noch in seinem Leibe die Lebenskraft eines Riesen steckt. Die Frage ist nur, warum er sich so früh ausgelebt hat. Warum? Hätte ihm der Staat erlaubt, seinem Leben einen ernsten Inhalt zu geben, es nach seiner eigenen Weise zu gestalten, so wäre ihm der Lebenstag langsamer dahingeflossen und fruchtbarer. Aber der russische, zaristische Staat hatte eine offene Pforte nur für diejenigen gehabt, die an klassischem Gehorsam Gefallen fanden, und dazu war „Onägin" nicht gemacht. Er zählte zu der Masse der Leute, die sich für zu gut hielten, dem Staat bedingungslos ihre Persönlichkeit dahinzugeben, und dann zu schlecht wurden, um ihrer Persönlichkeit ein freies Stück Dasein zu erobern. Was er um sich her mit seinen Augen schaute, war Elend, Knechtschaft, Korruption; er mochte zuerst glauben, es werde besser werden, vielleicht morgen, übermorgen, in einem Jahre . . . Und er wartete die Zeit bei dem Knalle von Champagnerpfropfen, in den Armen lüsterner Weiber, philosophierend, dichtend, am Kartentische sich in Leidenschaft verzehrend . . . Aber es ward nicht besser. — Er konnte sogar tugendhaft sein, dieser Eugen Onägin, er konnte die schöne Tatjana, die sich ihm an den Hals warf, moralisierend zurückweisen und sich des poetischen Freundes Wladimir Lansky erfreuen, der ein echter Schwärmer war. Und so wird Onägin, nach Puschkin's eigenen Worten, zum „Produkt der Gesellschaft und der Sitten seiner Zeit, zerfressen von der Moralkrankheit, an der seine Gesellschaft dahinsiecht . . ."

Der schauerliche Roman des Nihilismus war noch nicht über die ersten Kapitel hinaus gediehen, als Puschkin seinem Volke diesen revolutionär gesinnten „Eugen Onägin" vorführte. Der resignierte Nihilist von ehedem verwandelte sich jetzt zum Staatsumstürzler, Jakobiner, Mörder und Anarchisten und der einstmalige theoretische Onägin wurde mit der Zeit Solowiew, Scheliabow, Kibaltschitsch und Karakasow, und neben ihnen schritt nicht mehr die harmlose, schöne und sanfte Tatjana, sondern ein zielbewußtes Weib von ganz anderer Art, eine Wjera Sallusitsch, eine Sophie Perowska, die Mörderin des Zaren . . . Hätte Zar Nikolaus I., anstatt sich als Zensor über den Dichter Puschkin zu setzen, in den Spiegel geschaut, den ihm der große literarische Vorläufer der kommenden Revolutionen, Alexander Sergjewitsch Puschkin, vorhielt, so wäre seinem Sohne das furchtbare Schicksal, das ihn am Katharina-Kanal ereilte, vielleicht erspart geblieben. Mit dem „Eugen Onägin" von damals hätte sich eine Versöhnung finden lassen, ob sie mit den Revolutionären von heute noch zu erreichen ist, wird in Zweifel gezogen . . . Turgenjews „Neue Generation", Dostojewskijs „Raskolnikow" und Tolstojs „Anna Karenina" bilden weitere Seelengemälde, die das „namenlose Rußland" geschaffen haben. Gogol war der erste, der darauf verzichtete, an dem eigenen Volke auch nur die leiseste Schonung zu üben, der im Gegenteil mit unerhörter Grausamkeit die wunden Punkte des faulen russischen Staats- und Nationalwesens bloßlegte und verhöhnte. Eine beneidenswerte Mission war das nicht; wem sie auf die Schulter gelegt ist, der habe Acht darauf, daß er selbst nicht tragisch ende. Und Nikolai Gogol hat tragisch geendet, tragischer als Puschkin, Lermontow, dessen Leitmotiv der Dichtung der „Hunger" war, und Kozlow, den Bodenstedt den russischen Burns taufte und der in Peter-Pauls-Festung eine satirische Charakterkomödie schrieb: „Das Unglück, Verstand zu besitzen . . ." Und Gogol, der die „toten Seelen" der Welt gezeigt hatte, ward am Ende selbst zur „toten Seele" — — —.

Er war aus Kleinrußland nach Petersburg gekommen, aus jenem südlichen Striche, wo es wie schwermütige Poesie über der weiten Steppe liegt. Einen „Chachol" nennt der Großrusse seinen kleinrussischen Mitbürger von den Ufern der Wolga, der Kama, der Oka und des unteren Dnjepr, und ein „Chachol" — — das Wort bedeutet einen „Tannenzapfen" — ist nicht mehr als ein N a r r.

Der großrussische Moskal schaut auf den kleinrussischen „Narr" fast mit Verachtung herab. Eine Empfehlung war also der kleinrussische Geburtsschein für Gogol nicht. Und er kam dennoch, — der Prophet des russischen Umsturzes, der Schwärmer von einem „glücklichen, freien, heiligen Rußland" und der realistische Kleinmeister; er hat sich als Büßer zu Tode verhungert . . . Als geistiger Vater der moskowitischen Anklageliteratur hat er das Petersburger Proletariat mit seinen kleinrussischen, allzumenschlichen Zügen treffsicher geschildert, wie es haßt und liebt, sich schindet und geschunden wird. Das sind jene „toten Seelen" der Leibeigenschaft, über die wir mit dem Erzähler Gogol Tränen

lachen, doch mit dem Dichter Gogol Tränen weinen . . . Denn, wer die Novellen: „Abende auf dem Meierhof von Dikanka", die wunderbare Geschichte von „Taras Bulba", dem Kosakenhetman, kennen lernte, ersah in ihm den künftigen Freiheitskämpfer; er ist in Wahrheit der Schicksalspoet Rußlands. Hatte Puschkin nur gesagt, was sein Vaterland zu leiden habe, so sollte Gogol sagen, woran es leide. Dieser Dichter-Rebelle hält fürchterliches Gericht über alles, was faul, ungesund, verderblich in seiner unglücklichen Heimat ist. Seine Kunst ist nicht graziös, seine Sprache nicht fein oder sorgsam berechnet, — die Hauptsache war ihm doch, daß dem russischen Volke seine Peiniger mit Fingern gezeigt werden, unerbittlich in all ihrer schamlosen Blöße, mit der herzlosen Gier in den Augen, der fürchterlichen Leere im Herzen und Kopf und in der ganzen Niederträchtigkeit ihres sklavischen Gehorsams. Nikolaus Gogol entwarf ein Bild dieser Verkommenheit in dem satirischen Lustspiel: „Der Revisor", in dem Roman: „Tote Seelen". In diesen beiden Hauptwerken sagte er seinen Landsleuten die blutige Wahrheit, sie aber glotzten ihn blöde an und verstanden ihn nicht; er schnitt und riß und zerrte an dem Leibe seines Volkes, der ja schließlich sein eigener Leib war, und je tiefer sein Messer schnitt, desto mehr schnitt es in Gift und Fäulnis . . . Dieser Prophet des nihilistischen Geistes starb im Wahnsinn. Nikolaus Lenau ist ebenfalls wahnwitzig geworden, aber auf seinem Hirn lastete nicht das Unglück eines ganzen, großen Volkes; an Lenaus Seele nagte nicht der Schrecken vor der eignen Tat, nicht die Reue über das Große, das er vollbrachte. Gogol war ein Slawe; ihm war noch nicht alles barbarische Blut aus den Adern entronnen; beim Kleinrussen betäubte die mystische Poesie der Steppe das Gewissen.

Puschkin wollte ein Mensch, und mußte ein Sklave sein; Gogol wagte es zu richten und er hatte nicht den Mut, die Knechtschaft abzustreifen. Er, der den russischen Despotismus aus den Angeln hob, indem er die Werkzeuge desselben brandmarkte, er, der das reußische Volk lehrte, sich aufzubäumen gegen seine Unterdrücker, Demagogen, Denunzianten und Peiniger, indem er zuerst es wagte, hell und breit zu lachen über diese Blutsauger, die von Unterschleif und Bestechung sich mästeten, — dieser Gogol erschrickt feige, als er merkt, was er anrichtet; er schlägt sich wie ein Sünder an die Brust und jammert zerknirscht sein „mea culpa" — meine Schuld . . . Er bereute, ein gottbegnadeter Dichter gewesen zu sein, und zur Buße warf er sich der religiösen Heuchelei in die Arme. Mit Schukowsky, dem gealterten Hofpoeten, machte er gemeinsam mystische Exerzitien; tagelang fand er sich vor Heiligenbildern auf den Knieen, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, jammerte über den Abfall und die Verderbnis der Menschheit und besonders des russischen Volkes, bis man ihn eines Tages verhungert zu Füßen eines Muttergottesbildes fand. Nach solchem Schaffen ein solcher Tod . . .

Will man Nikolaus Gogol als den Begründer einer realistischen Dichterschule in Rußland bezeichnen, so mag es dabei sein Bewenden haben. Wenn es Realismus ist, die nackte Wahrheit zu sagen, so mögen die Kritiker, welche in

diesem Kleinrussen n u r den Dichter würdigen, Recht behalten. Aber was bedeuten hier die Formalitäten, Kunstausdrücke, ästhetische Kategorien? So wenig in aller völkerpsychologischen oder staatsgeschichtlichen Terminologie bis jetzt die russische Rebellion mit ihren Abarten, wie: Nihilismus, Brigantinismus, Sektierertum, Anarchie usw., eine passende Stelle gefunden hat, so wenig ist Gogol, der Prophet der Revolution, literargeschichtlich zu klassifizieren. Er hat der revolutionären Bewegung in Rußland ihre Ziele gegeben — das ist seine ungeheuere Tat; Gogol war national; die revolutionäre Umstürzung von heute ist es auch; aber Gogol konnte weinen, indem er zerstörte, die heutige Revolution weint nicht; Gogol hat Unsterbliches geleistet und geschaffen, weil er sein Volk trotz aller Schwächen liebte; die Anarchie von heute schafft nichts, weil sie nicht liebt, nicht einmal sich selbst . . .

Drei Jahre nach Gogol starb der Zar Nikolaus I.; im Wahnsinn war der Dichter hingegangen, und mit gebrochenem Herzen sank die Riesengestalt des unerbittlichen Autokraten zusammen. Es scheint noch immer, daß die mächtigen Individualitäten in Rußland nicht friedlich sterben können; das aber ist der Fluch, aus dessen fürchterlicher Saat Nihilismus, Anarchismus u. dergl. emporwucherte, daß das Recht der Persönlichkeit in Rußland auch in damaligen Tagen nicht zur Geltung kommen durfte. Unter solchen unhaltbaren Umständen litt auch Iwan Turgenjew, der Psycholog des revolutionären Gedankens, der wahre „Seher" des Russentums, der einem Prometheus gleich von den Fesseln der Tyrannei und des gewalttätigen Zarismus sich zu befreien versuchte. Als ein feinnerviger, melancholischer Realist, als ein echter Herakles-Charakter, zeichnete er in den „Memoiren eines Jägers" den geplagten, leibeigenen Landmann — des Dichters Hannibalschwur gegen die verruchte Leibeigenschaft der Prügel und des Hungers, der Kosakenknute und des Schmachtriemens. In diesen novellistischen Skizzensammlungen legte er sein Bekenntnis ab, indem er darin seine durch Wehmut gedämpfte pessimistische Weltanschauung offenbarte. Sein Pessimismus war mit dem nihilistischen Grundgedanken stammverwandt und tönte in eine nirwana-artige Trostlosigkeit aus. Er ist ein treuer Schüler Gogols, da er, wie jener, nicht über die nationale Beschränkung hinauskommt, sondern innerhalb des engen Kreises spezifisch russischer Anschauung festgebannt bleibt; was er von sich aus hinzubringt, ist die tiefe Bildung und das subtile, zarte Naturgefühl. Während Puschkin laut an der Ödigkeit des russischen Staats- und Volksleben verzweifelte, Gogol sie mit krassen, grellen Farben malte, verkündete Turgenjew die künftige verheerende Feuersbrunst, infolge eines revolutionären Funkens, der über dem im Starrkampf liegenden Volk wie schauernde Ahnung besserer Schicksalsfügung heimlich glomm . . . .

In der Zwischenzeit, während welcher Alexander Herzen und Michael Bakunin, zwei Publizisten mit revolutionärem Programm, fast dämonisch in ihrem in London gegründeten Blatte „Die Glocke" an der Unterwühlung des reußischen

Selbstherrschertums arbeiteten, war Turgenjew nicht mehr der Tendenzpoet; er hat, wie er selbst sagte, in Deutschland, wo er in Verbannung lebte, eine „zweite Heimat" gefunden, und bei allem, was er da drunten in dem wundersamen Tale von Baden-Baden schuf, hat man das Gefühl, als ob die pure blinkende Schönheit herrschte, als kümmere er sich gar nicht um das, was drüben im Vaterlande vorgeht. Und doch blieb er bis in die letzten Fasern seines Seins der Vollblutrusse von ehedem. Denn seine Gestalten sind oft von großer Eigenart: diese herbe Märtyrerin der Liebe, Helene, dieser Dämon sinnberückender Herrschaft, Auguste Polosow, sind Weiber, die nur slawischer Boden zu erzeugen vermag. Er ist weder ein Zola-Realist noch ein Poe-Idealist, weder „Romantiker des Realismus", noch sonst das schattenhafte Gespenst irgend einer ästhetischen Kategorie; er ist ein Sohn der Steppe, dem zu dem seltsam tiefen Natursinn der Heimat sich die Weisheit des Westens aufgetan . . . .

Während Herzen und Bakunin von außen her das Mißvergnügen des russischen Volkes organisierten und nach der revolutionären Richtung lenkten, sah der in der deutschen Verbannung weilende Turgenjew, wie Rußland, der Koloß mit den tönernen Füßen, krachend zusammenbrach und den Zaren Nikolaus unter seinen Trümmern begrub; Alexander, eine weichere Herrschernatur, bestieg den blutgetränkten Thron der Romanows und wurde von Bakunin zum „Bauernzar" erhoben. Die Freigabe der Leibeigenen war das epochemachende Dekret, als Antwort auf die offenen Briefe jener wackeren Publizisten. Aber, — die Befreiung der Leibeigenen war nichts, wenn die veraltete Bürokratie nach wie vor in seiner Korruption verharren durfte. Die Freiheit ward zur Illusion, da das Recht nicht an ihrer Seite wandelte. Den Augen Turgenjews enthüllte sich dieses Schauspiel des Kampfes in seiner ganzen schauerlichen Größe; die künstlerische Hand, des Gestaltens froh, griff unwillkürlich nach diesem Stoffe, und der Sittenroman: „Väter und Söhne" war nicht bloß ein Ergebnis der Beobachtung, sondern die erste plastische Verlebendigung des revolutionären Geistes, der Rußland aufwühlte.

In diesem Roman ist die Revolution zum ersten Male beim Namen genannt und nach seinem innersten Wesen erklärt worden. Zum ersten Male also ist das Wesen des Nihilismus unbarmherzig aufgedeckt in seiner ganzen jammervollen Unfruchtbarkeit, Verirrung und Ziellosigkeit; in „Väter und Söhne" führt uns der große Dichter zum Bazarow, einem Studenten der Medizin und Repräsentanten des jungen Rußlands, zu einer Revolutionistin, Eudoxia Kukschin, die Champagner trinkt, Zigarren raucht, George Sand für eine abgetane Sache hält, Liebig zu konstruieren und nach Heidelberg zu gehen gedenkt, weil daselbst Bunsen doziert. Doch Bazarow erkennt sie nicht an; er will überhaupt von der Mitwirkung der Frauen im Revolutionismus nichts wissen. Er selbst endet nicht aus Verzweiflung an Rußland, nicht am Galgen, sondern an einer Blutvergiftung bei der Sektion der Frösche. Und bald wurde jene Eudoxia zu einer Maschurina, jener

Bazarow zu einem Nadschanow, den Turgenjew in dem Roman „Neuland" als revolutionären Typus konstruierte. Das Messer, das Frösche seziert hatte, wurde gegen Menschen gezückt; das Weib, das von Bunsen und Liebig gefaselt, wurde politische Komplottiererin, Agentin, Agitatorin und Zuhälterin ihrer revoltierenden Kumpane. Das ist die „neue Generation" . . . Iwan Turgenjew war ein Weiser seines unglücklichen Volkes und zugleich der Bote, der dem einen von dem anderen Kunde bringt. Denn durch ihn lernte Europa die komplizierte, moskowitische Volksseele kennen; ein solcher Bote war auch Goethe. Die beiden nihilistisch-revolutionären Romane Turgenjews sind Weltgeschichte geworden. —

Dostojewskij's „Raskolnikow" und Tolstoj's „Anna Karenina" sind auch Typen einer „neuen Generation", Vorgänger der heutigen russischen Umwälzung. Fedor Dostojewskij, den Nietzsche selbst als den größten Seelenkenner seines Volkes bezeichnete, wurde auch zum Anwalt der Erniedrigten und Beleidigten auf Mütterchen Rußlands erbarmungsloser Erde; sie haben ihn selbst gepeitscht und ausgemergelt, bis seine Gesundheit für immer zerbrochen war. Furchtbar ist sein Klage- und Anklagewort wider die zarischen Schergen, rührend und erhebend sein Preis der Seelenschöne der Zertretenen, erschütternd ihre ausbrechende, racheheischende Natur. Sein Werk „Brüder Karamasow" ist erschreckend reich an Hungergestalten des problematischen Lebens, denen die Stockhiebe auf den Magen die hündische Unterwürfigkeit beibringen, die durch Geburt oder Schicksal an die Kehrichtgrube des Lebens sich gewiesen sehen. Der greise Dichter-Philosoph Graf Leo Tolstoj predigte Wasser und seine Familie trank Wein: das war der nagende Zwiespalt in dieser fesselnden nazarenischen Prophetengestalt des russischen Ostens. Denn neben dem revolutionären Leitmotiv der russischen Dichtung war auch der Hunger als erschütterndes Thema in den Sozialromanen reußischer „Seher" niemals fremd gewesen. Als die freiheitsglühenden Dekabristen von 1825 in die sibirischen Bergwerke abgeschoben wurden, soweit man die Verschwörer nicht hängte, da mußte auch Alexander Gribojedow in die berüchtigte Peter-Pauls-Festung wandern; dieser Prachtmensch verlor jedoch seinen Witz nicht: durch Klopfen an der Zellenwand versuchte er seinen Leidensgenossen den nagenden Hunger und den Ekel zu vertreiben, indem er ihnen lustige und beißend-satirische Geschichten erzählte. Und als die Hungersnot über Rußland hereinbrach, da sättigte der Bauerngraf aus Krasnaja Polana Zehntausende, — er, der arm lebte und sein Vermögen den darbenden Brüdern gönnte. In den Schreckensjahren und dem Kriegsjammer um Sebastopol und in dem Riesenwerk „Krieg und Frieden", das 1805—1812 als Kolossalgemälde aufrollte, fehlten die Qualen des Hungers nicht, die physisch und moralisch entartende Wirkung des Mangels . . .

Endlich Maxim Gorkij, der Bittere, begleitet der Menschen Schicksale mit der ewigen Melodie der Natur. Das barfüßige Regiment ruft er zusammen, die Lumpenproletarier, die „plebs misera" besucht und tröstet er als Prediger Luka im „Nachtasyl". Er läßt das Trauerlied von Elend und Knechtschaft aufstöhnen,

doch er jauchzt auch den Höhensang vom Falken . . . In Leo Tolstoj leuchtete aristokratisch, in Maxim Gorkij blitzte demokratisch das Schwert der Rebellion und die auch in der gegenwärtigen Kriegsnot über den russischen Städten und Steppen am fernen Horizont schimmernde Verheißung: „Selig sind, die nach Gerechtigkeit hungert und dürstet — sie sollen satt werden“ . . . .

Prof. Dr. Heinrich Brömse: Kampf im altdeutschen Lied.

Deutsche Soldaten, ihr seid wert aller Ahnen,
Fühlt euch nur immer noch als Germanen!
Richard Dehmel.

Von den Liedern, die unsre Ahnen in der vorchristlichen Zeit gesungen haben, ist keins erhalten, wenn auch in späteren Dichtungen manch alter Zug durchschimmern mag gleich der ursprünglichen Schrift auf einem neu beschriebenen Pergament. Trotz dieses Mangels ist uns nicht unbekannt, von welcher Art der Inhalt jener Lieder gewesen ist. Die Angaben römischer Schriftsteller, daß die alten Deutschen die Taten ihrer Helden gefeiert haben und mit kriegerischem Gesang in den Kampf gezogen sind, wird durch die Ergebnisse der Sprachwissenschaft bekräftigt. Aus einem wichtigen Gebiet unserer Sprache, den Personennamen, können wir erschließen, daß die Phantasie des deutschen Volkes auf nichts mehr gerichtet war als auf kraftfrohe Tat, auf Kampf und Sieg. Zum kriegerischen Leben gehört die weitaus größte Gruppe von Wortstämmen, die zur Bildung von Personennamen, männlichen wie weiblichen, benutzt wurden. Kaum ein Wort der Alltagssprache — wie bei so vielen lateinischen Namen — begegnet uns in diesem ältesten germanischen Sprachgut, alles ist von feierlich dichterischem Schwung belebt. Der ganze Vorstellungskreis des kampfgemuten Germanen liegt in den Stammwörtern ihrer Namen klar vor uns; derselbe Kreis von Gedanken und Lebenswerten muß ihre Dichtung erfüllt haben. Ja, selbst von deren Form verrät sich uns in jenem Sprachgut wenigstens ein Stück, der Stabreim, wenn wir die zusammengehörigen Namen derselben Familien neben einander halten.

Von den wenigen Zaubersprüchen, die aus der Zeit der alten Germanengötter als kostbares Erbe erhalten sind, gibt einer, der die Befreiung aus Gefangenschaft bewirken soll, als Einleitung ein Schlachtbild in dichterischer Verklärung: Walküren greifen helfend und hemmend in den Kampf ein, halten das feindliche Heer auf, heften Bande für die gefangenen Gegner, lösen die Fesseln der gefangenen Krieger des eigenen Heeres. Die ältesten Lieder im eigentlichen Sinne, die wir kennen, gehören der christ-

lichen Zeit an und verleugnen nicht den Einfluß der Geistlichen. Wie uns aber unter den karolingischen Herrschern, den Ottonen, den Staufern deutsche Bischöfe als Heerführer begegnen, so finden wir in den Liedern der geistlichen Zeit oft einen Nachklang des germanischen Altertums. In deutscher und lateinischer Sprache, in epischer und lyrischer Form sind diese Geistlichen als Dichter oder Schreiber zu Vermittlern alter Überlieferung geworden. Manches wurde durch sie erhalten, wenn auch geistlicher Übereifer weit mehr andre Zeugnisse unsres Volkstums aus der vorchristlichen Zeit vernichtet hat.

Auch die älteste und schönste deutsche Kriegsballade, der Sang von dem erschütternden Zweikampf zwischen Vater und Sohn angesichts der beiden in Schlachtordnung aufgestellten Heere, das Hildebrandslied, ist nicht ganz ohne christlichen Einschlag, wenn dieser auch nicht so stark und bestimmend erscheint, wie Franz Saran in seinem geistvollen Buch über diese Dichtung darzulegen sucht. Umgekehrt ist in dem um 840 verfaßten, „Muspilli" genannten Liede von den Schicksalen der Seele nach dem Tode und dem Kampf des Elias mit dem Antichrist nur ein geringer Einschlag altheidnischer Vorstellungen anzunehmen.

Wie für einen geistlichen Dichter des neunten Jahrhunderts Christentum und germanisches Heldentum miteinander verschmolzen, mag als Beispiel das Ludwigslied zeigen. Ludwig der Dritte von Westfranken, Karls des Großen Ururenkel, kam 879, etwa sechzehn Jahre alt, auf den Thron, wobei nach alter Unsitte das Reich zwischen ihm und seinem Bruder Karlmann geteilt wurde. Die Normannen, die im neunten Jahrhundert aus Schweden, Norwegen und Dänemark die Küstengebiete der Nordsee und des Kanals heimsuchten und ihre Raubzüge oft weit landeinwärts ausdehnten, glaubten die Jugend des Königs, der obendrein durch die Belagerung von Vienne in Anspruch genommen wurde, für ihren Zweck ausnutzen zu können. Von Gent ziehen sie nach Kortrijk, weiter nach der Somme und brennen Péronne nieder. Sobald Ludwig die Nachricht davon erhält, eilt er aus Burgund herbei. Die Normannen, die inzwischen nach Kortrijk zurückgekehrt sind und schon einen neuen Beutezug unternehmen, werden am 3. August 881 von König Ludwig bei Saucourt — nordwestlich von Amiens — unvermutet angegriffen. Wenn auch die Romanisierung der deutschen Eroberer Galliens schon ziemliche Fortschritte gemacht hatte, war dieser Karolinger mit seinen fränkischen Mannen doch für den Dichter des Liedes noch Deutscher, wie ja auch die germanische Oberschicht nicht nur dem Lande einen neuen Namen gegeben, sondern auch dessen Sprache auf dem Gebiet des Kriegs- und Staatswesens stark germanisiert hat. Der unbekannte Dichter, ein rheinfränkischer Geistlicher, hat den Stoff mit dramatischem Leben erfüllt. Um den König zu prüfen und sein Volk zu läutern, hat Gott die heidnischen

Männer über See kommen lassen. Nun aber fühlt er Erbarmen und hält Zwiesprache mit Ludwig, um ihn zu helfender Tat anzuspornen; und der König gelobt zu tun, was Gott gebietet. In einer Ansprache an sein Heer tröstet Ludwig die Seinen: wie er für sie kämpfen und sein eigenes Leben nicht schonen will, so sollen alle Getreuen Gottes ihm folgen; ihnen oder, wenn sie nicht heimkehren, den Ihrigen wird der König es lohnen. Dann nimmt er Schild und Speer und reitet den Normannen entgegen.

Die markige Kraft des Urtextes kann in keiner Übersetzung wiedergegeben werden; nur eine annähernde Vorstellung davon kann folgende Nachdichtung des Schlußabschnittes geben.

Der König ritt so kühn daher,
Er sang ein Lied zu Gottes Ehr',
Und alle Mannen stimmten ein:
Herr Gott, du woll'st uns gnädig sein!
Gesungen war der fromme Sang,
Begonnen ward der Schwerter Klang.
Die Wangen wurden rot von Blut,
Die Herzen heiß von Kampfesglut.
Tat jeder Degen guten Streich,
Doch keiner tat's Herrn Ludwig gleich.
Er focht so stark und mutentflammt,
Das war dem Helden angestammt.
Der sank von seines Schwertes Kraft,
Der ward vom Speer dahingerafft.

Und allsogleich der Feindesschar
Schenkte des Königs Hand fürwahr
Einen Trank so bittren Leides ein:
Da mußten sie verloren sein,
Gelobt sei Gottes große Macht:
Ludwig errang den Preis der Schlacht.
Dank allen Heiligen jederzeit:
Sein ward der Sieg im blutigen Streit.
Heil, König Ludwig, rufen wir,
Kampffroher Held und Herrscher, dir!
So schnell bereit in jeder Not,
Wenn uns des Feindes Macht bedroht,
Erhalte dich als unsern Hort
Die Gnade Gottes fort und fort!

Wie in Zauber- und Segensprüchen einst die germanischen Götter angerufen wurden, so nun der Christengott mit seinen Heiligen. Auch der Krieger, der in den Kampf zog, wollte sein Schutzsprüchlein nicht entbehren. In vielfacher Überlieferung, mit wechselndem Wortlaut ist uns solch fromm-kriegerischer Spruch erhalten, nach seiner ältesten bekannten Fassung, die im dreizehnten Jahrhundert aufgezeichnet wurde, als M ü n c h n e r A u s f a h r t s e g e n bezeichnet. In fast allen Wiederholungen findet sich als Sinnspitze die eigentümliche Wendung, daß Gottes Segen als Schutz gegen alle Waffen angerufen wird: das eigene Schwert allein soll von dem Segen geschieden sein. Gekürzt und in freier Zusammenfassung der einzelnen Lesarten mag der Spruch etwa so wiedergegeben werden:

Ich schlief so sanft und wohl bewacht
Zu Gottes Füßen diese Nacht.
Nun heißt er mich aufsteh'n,
In seinem Namen hinnen geh'n.
Mög' mir der Himmel hold sein,
Der Sonnen- und der Mondenschein
Und der schöne Morgenstern!
In Gottes Namen kämpf' ich gern.
All meiner Feinde Waffen

Mögen ruh'n und schlafen!
Das Haupt soll von Stahl mir sein,
Kein Schwert soll es schneiden!
Mein Schwert will ich allein
Von dem Segen scheiden.
Das schneid' und beiße,
Was ich ihm heiße,
Aber durch meine Hand allein!
Keinem andern soll es gegeben sein!

Wie sich der Krieger, wenn er zum Kampf ausrückt, durch einen frommen Spruch wappnet, so ruft ihm sorgende Frauenliebe Segenswünsche nach. Dies etwa ist das Bild, das der im zwölften Jahrhundert aufgezeichnete sogenannte Weingartner Reisesegen entrollt: zu Schiff verläßt der Held den heimatlichen Strand, wie Gunther und Siegfried auf dem Rhein von Worms zum Isenstein fahren; heilbringend sollen ihn die Gedanken und Gebete der liebenden Frau gleich schirmenden Engeln umschweben. Wie stark und innig die Verse klingen, läßt sich in neuem Gewande kaum ausdrücken.

Dir nach die Blicke wend' ich,
Dir nach zum Segen send' ich
Mit meinen fünf Fingerlein
Fünfundfünfzig Engelein.
Gott mög' es dir gewähren,
Einst sicher heimzukehren!
Das Tor zum Sieg sei dir aufgetan,
Zu guter Fahrt auf der Wellenbahn!
Verschlossen sei dir das Tor zum Tod
Durch Wogen- oder Waffennot!

Während die epischen Gedichte der mittelhochdeutschen Zeit vom Sausen der Schwerter, vom Dröhnen der Schilde widerhallen, die Volksepen und nicht minder, wenn auch in verfeinerter Form, die romanischen Vorbildern nachgeahmten Kunstepen, läßt die gleichzeitige Lyrik weniger von kriegerischem Heldentum erkennen. Das höfische Lied besingt andre Lebenswerte, Herren- und Frauendienst. Auch daß das eigentlich Vaterländische mit wenigen Ausnahmen nur spärlich hervortritt, ist bekannt. Gleichsam an die Stelle nationaler Begeisterung tritt eine andre große, über das Einzelleben hinausreichende Inbrunst, in der sich wie nirgends sonst ritterliche Gesinnung und religiöse Sehnsucht vereinigen: die Kreuzzugsbewegung. Was das deutsche Kreuzlied — im Vergleich mit dem provençalischen — an feurigem Schwung vermissen läßt, ersetzt es durch Innigkeit und Tiefe des Gefühls. Die eigentlichen Kampfmotive treten zurück; Abschied und Sehnsucht nach großer, gottgeweihter Tat bilden die Grundtöne der Melodie. Auch die Lieder von solcher Kriegerausfahrt mit ihrem heiligen Ernst gehören in den Rahmen dieses Kulturbildes. Es bedarf keiner großen Einbildungskraft, um von solchen Abschiedsliedern eine Brücke zu schlagen zu Soldatenstimmungen und Dichterstimmen aus späterer Zeit bis in die Tage der Gegenwart.

Mit religiös gesteigertem Gefühl mahnt Herr Heinrich von Rugge 1191 am Ende seines kunstvollen „Leiches vom heiligen Grabe":

Wenn ihr der Erde Lust begehrt,
Zuletzt wird euch doch Leid beschert.
Weißt du, wie lang' dein Leben währt?
O weh der großen Not!
Ins heilige Land steht all mein Sinn.
Nun nehmt das Kreuz und fahrt dahin!
Euch allen wird's zum Hochgewinn,
Und fürchtet nicht den Tod!

In hartem Zwiespalt zwischen irdischer und himmlischer Liebe muß sich mancher von der Heimat reißen, um in den Streit zu zieh'n. Der rheinische Ritter Friedrich von Hausen, der mit Friedrich Rotbart ins heilige Land zog und am 6. Mai 1190 in einem Gefecht das Leben ließ, klagt vor der Ausreise seinen Kummer:

Mir ist, als wollten Herz und Leib sich scheiden,
Und waren doch so lange Zeit vermählt.
Mein Arm begehrt den Kampf wider die Heiden,
Indes mein Herz das schönste Weib erwählt

Von allen Frau'n, die man auf Erden zählt.
Weh' mir, welch böser Zwiespalt trennt die beiden!
Was meine Augen sah'n, das schafft mir Leiden.
Gott schlichte selbst den Hader, der mich quält!

Noch echter und rührender klingen die Abschiedsworte des Herrn Albrecht von Johannsdorf, eines bayrischen Ritters:

Zur frommen Fahrt hab' ich das Kreuz genommen,
Buße zu tun im Kampf ums heilige Grab.
Du, die dem Pilger weinend Urlaub gab,
Wie wird es sein, läßt Gott zurück mich kommen?

Find' ich dich wieder auf dem Pfad der Ehre,
Ist meiner Seele tiefstes Fleh'n erhört;
Doch ward dein Herz, du schöne Frau, betört,
So gebe Gott, daß ich nicht wiederkehre!

Erst vom vierzehnten Jahrhundert an verzeichnet die Literaturgeschichte die Blüte des Volksliedes, das uns in ganz andrer Weise als der gleichzeitig erklingende Meistersang in die Tiefen des Gemüts und zu künstlerischen Höhen führt. Daß aber das Volkslied auch früher schon vor und neben der höfischen Kunstlyrik in deutschen Landen gepflegt wurde, können wir aus mancherlei Anzeichen erschließen; und wie es in seiner Blütezeit oft von den Kämpfen der Ritter, der Landsknechte, der Schweizer, der holsteinischen Bauern ertönt, so fand auch gewiß im älteren Volkslied mehr als in der Kunstlyrik kriegerische Tat ihren Wiederhall.

Auch fehlt es nicht ganz an Überresten aus alter Zeit. Zu den sehr spärlich erhaltenen deutschen Versen aus dem zehnten Jahrhundert gehört ein Kriegssprüchlein, das um seines guten Klanges willen Aufnahme in die sogenannte Sankt-Galler Rhetorik fand:

Wenn fahrende Recken einander schau'n,
Wie wird so schnell der Schild zerhau'n!

Ein Rätsellied, das wir in einer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts besitzen, ist mit ziemlicher Sicherheit ans Ende des zwölften Jahrhunderts zu setzen: das von Uhland schön und tiefsinnig gedeutete Lied vom Traugemund (-Dragoman), dem Spielmann, der viele Länder gesehen hat und viele Sprachen kennt. Unter den trefflich gesteigerten Fragen und Antworten finden wir auch diese:

Nun sage mir, Meister Traugemund,
Zweiundsiebenzig Land: sind dir kund:
Wovon ist der Rhein so tief?
Woron sind die Frauen so lieb?
Wovon sind die Matten so grün?
Wovon sind die Ritter so kühn?
Kannst du mir's sagen und bekennen,
Will ich dich einen stolzen Knappen nennen.
Das hast du gefragt wohl einen Mann,
Der dir die Wahrheit künden kann.
Von manchem Quell ist der Rhein so tief,
Von Minne sind die Frauen so lieb,
Von Kräutern sind die Matten so grün,
Von Wunden sind die Ritter so kühn.
Und magst du mehr mich fragen,
Ich will's auf Ehr' dir sagen.
Nun sage mir, Meister Traugemund,
Zweiundsiebenzig Lande sind dir kund:
— — — — — — — — — — — — — —
Warum ist mancher Schild verblichen?
Warum ist mancher Held entwichen?
— — — — — — — — — — — — — —
Von mancher Heerfahrt ist der Schild verblichen,
Ungetreuem Sibich ist mancher Held entwichen.

Oder nach einer späteren Aufzeichnung:

Von großen Schlägen und Stichen
Ist Schild und Helm verblichen.
Von großer Untreu' ist manch guter Gesell von dem andern gewichen.

Ist Hagen im Nibelungenlied der Getreue und Ungetreue zugleich, so ist Sibich in den Dietrichsepen der Treuloseste aller Treulosen, der verräterische Marschall König Ermenrichs, der Anstifter aller Übeltaten und alles Unheils, ein unritterlicher Gegner und ein heimtückischer Verderber des eigenen Herrn. Sein Name ist zum Gattungsbegriff geworden. Wie er im Traugemundslied erscheint, den Hörern bekannt, von allen in seiner Bedeutung verstanden, ist es, als hörten wir den großen Strom der Sagenüberlieferung unsres Volkes rauschen, als sähen wir in die geheimnisvoll schaffende und verknüpfende Tätigkeit der Volksphantasie, die, aus den gleichen Quellen schöpfend, sich hier im Lied, dort im Heldenepos offenbart. So sei zum Schluß noch einmal auf die Dichtungsgattung verwiesen, in der sich am kräftigsten der kriegerische Sinn unsrer Altvordern mit all ihren Mannestugenden, ihrer Tapferkeit und Treue, verkörpert, auf den unausschöpflichen Reichtum der Volksepen. Wenigstens das Nibelungenlied ist heute wieder Gemeingut des deutschen Geistes geworden. Konnte die Zeit der Aufklärung noch durch den Mund ihres größten Sohnes, König Friedrichs, ein verächtliches Urteil über dies Gedicht äußern, so haben wir uns längst eines Besseren besonnen.

Was hier an kulturgeschichtlichen Lebensbildern aus altdeutschen Liedern gesammelt wurde, ließe sich aus den größeren epischen Dichtungen leicht um Vielfaches vermehren, aus dem Nibelungen-, dem Gudrunlied, den Epen der Dietrichsage, die leider nicht wie die Nibelungensage von einem überragenden Dichter jener Zeit zu einem großen, abschließenden Werk zusammengefaßt wurde, aber doch manche auch heute noch lesenswerte kleinere Dichtung hervorgerufen hat. Und noch weiter, ins Riesenhafte erweitert sich der Gesichtskreis für solchen Rundblick, wenn wir über den altdeutschen Sagen- und Dichtungshort hinausblicken in die germanische Überlieferung des Nordens,

Bis wir im fernsten grauen Meer
Die Insel Thule finden

und uns von den Liedern der Edda, den Skaldengesängen, den isländischen Sagenerzählungen künden lassen, was sie von germanischem Heldenkampf und Heldentod berichten. Gerade für die Gegenwart ist solche Kunde wieder in hohem Maße zeitgemäß geworden, da wir als Enkel am eigenen Geschlecht staunend erleben, was wir an den Ahnen bewundern.

Paul Friedrich:
Charon.

Charon, hol' über!
Der Toten grausiges, graues Meer
Strömt unaufhörlich zum Acheron her,
Dem Heerwurm gleich wälzt sich's heran,
Roß neben Roß, Mann neben Mann,
Mit klaffender Stirn, mit fleischlosem Bein,
In unabsehbaren wogenden Reihn.
Hohl rauscht im Grunde der Schattenfluß,
Weil er die Tausende tragen muß:
Charon, Dein Nachen ist viel zu klein,
Wir alle, wir alle müssen hinein,
Charon, hol' über!
Es wimmelt gespenstisch im stygischen Rot,
Hoch ragt im Nachen der Fährmann Tod,
Der Tartarus-Ferge im schlohweißen Haar . . .
Noch niemals fuhr er, so alt er war,
So viel Millionen zum nächtlichen Ufer.
Ihm graust vor dem ewigen Klagen der Rufer,
Charon, Charon!
Er ballt die Fäuste. Verfluchtes Geschmeiß,
Das keine Ruhe zu halten weiß.
Nicht alle auf einmal. Es ist zuviel!
Der Nachen läuft über, es birst der Kiel!
Der Acheron schauert bis tief auf den Grund —
Horch, Kerberos heult, der höllische Hund.
Er riecht die Leichen — es nimmt kein End',
Am Horizont der Weltfirst brennt!
Wie Rosse zum Stalle, zur Tränke das Vieh,
So drängen sie niedwärts, so nahen sie,
Und immer noch wie e i n gellender Schrei
Rufen die Tausend den Alten herbei:
Charon, hol' über!!

Richard Sexau:
Brigitta.
Erzählung.

Fortsetzung.

Ungestüm schaffte Werner, wie ein Besessener, mit wuchtiger Gebärde und sausendem Hieb. Sein Überschwang an Kraft entlud sich nicht allein im Werk. Lieder mußten es begleiten, Scherzreden, Gelächter und ernste Gespräche, wie es eben in seinem Kopf aufzuckte. Ich wußte oft nicht, was mich mit größerem Staunen erfüllte, die spielende Leichtigkeit, mit der Werner dem rohen Klotz, dem schmierigen Lehm Form gab und pulsendes Leben einhauchte, oder die seltsam tiefen Gedanken, die ihm bei der Arbeit entquollen, die weite Ausblicke eröffneten und von denen er doch, wenn ich sie in Pausen weiterspinnen wollte, nicht das mindeste zu wissen vorgab.

Solcherlei war ihm nur Symptom der Kräfteanspannung. Von Theorien und Thesen über Dinge der Kunst hielt er wenig. Sie dünkten ihm Zeichen der Schwäche, Sache der Federfuchser, der Unfruchtbaren, die sich über die Mängel ihrer Kraft durch solche Vergnüglichkeiten hinwegtrösteten. Er sah darin Surrogate für das wahrhaft Schöpferische, das nicht nach dem Wie, dem Warum, Woher frägt, sondern sich, instinktiv das Richtige, das Einzigmögliche treffend, wortlos an die Gestaltung macht. Surrogate, wie ja eigentlich alle Kunst nur Surrogat war für das, was dem Schaffenden das Leben vorenthielt; ein jämmerlicher Ersatz, der aus der Sehnsucht im Gebilde der Hand Erfüllung vorgaukelt, der mit dem Traum die Wirklichkeit verscheuchen möchte, ein Vergessenheitstrunk, der den Alltagsgeschmack hinunterspülen, aus dem man Weihe schlürfen sollte und Kraft zum Weiterdulden.

Oft warf Werner den Meißel weg. Wozu die Arbeit? Er brauchte jetzt keinen Ersatz mehr. Wer griff nach einem botanischen Bild, wenn er überquellende Rosenlasten im Schoß hielt?

Ja, während der ersten Wochen unsrer Ehe bedurfte es oft nachdrücklicher Aufmunterung, bis Werner sich endlich ans Werk machte. Und er brummte fürchterlich, wenn ich ihm gar keine Ruhe ließ. Aber es half ihm nichts. Mich vermochte er nicht so leicht einzuschüchtern.

Durch meine Schuld sollten seine wundervollen Kräfte nicht brach liegen. Nicht durften ihn Ehe und Gattin herabzerren auf das Niveau der Vielzuvielen. Er hätte ja sonst, kam er erst zur Besinnung, der Verirrung dieser Liebe fluchen müssen. Ich ersehnte jedoch, daß er sie segnete.

Wohl gelang es mir meist, seine Arbeitsunlust zu überwinden. Wohl ging er an die Arbeit, aber allzuoft wollte sie ihm nicht so recht vom Fleck rücken.

Bald erkannte ich: meine Gegenwart beeinträchtigte seine Leistung.

Schweren Herzens entschloß ich mich daher, die Werkstatt zu meiden. Er begriff den Grund nicht, wetterte gegen die Launenhaftigkeit des weiblichen Geschlechts, gegen seinen Unbestand, seine wetterwendischen Gelüste.

Ich entschuldigte mich damit, daß vor allen Dingen einmal seine Schriftlichkeiten geordnet werden mußten.

Die lagen allerdings bös im Argen. Werner schrieb nicht gerne. Briefe zu beantworten, kostete ihm die größte Überwindung. Geschäftliche Aufträge, Anfragen von Ausstellungen, von Galeriedirektoren, Kunsthändlern und Zeitschriften ließ er ohne jeden Bescheid, wenn ihm nicht eben eines seiner Werke besonders am Herzen lag, das er auf diese Weise fördern konnte. In einen alten Koffer warf er einer üblen Junggesellengewohnheit gemäß, was einlief an Post, meist ohne es zu öffnen. Es setzte einen harten Strauß, bis er mir den Schlüssel aushändigte. Wozu hier Ordnung schaffen? Bisher hatte die gutmütige Zauberkiste noch immer hergegeben, was man von ihr verlangte. Man brauchte im Notfall nur einmal ein paar Minuten zu graben, so stieß man gewiß auf einen Umschlag, der ein paar brauchbare blaue Lappen enthielt.

Werner war redlich empört, als ich den Koffer zum alten Eisen warf. Und nur widerstrebend fügte er sich meiner Einsicht.

Seine Nachlässigkeit hatte ihm schon Feinde gemacht. Mit der Zeit wäre es nicht ausgeblieben, daß man ihn diese achtlose und geringschätzige Haltung entgelten ließ, daß man ihn befehdete, daß rings Gegner und Neider sich zusammenschlossen. Das aber hätte die Sendung, die er als Künstler zu erfüllen hatte, bös gefährdet, wenn nicht gar zum Scheitern gebracht.

Ihn schien dies alles nicht im geringsten zu kümmern. Mir machte diese Sorge nicht wenig zu schaffen, und ich fand bald eine neue Möglichkeit, ihm zu dienen.

Als sein Sekretär konnte ich wirklich etwas für ihn leisten. Beziehungen, die schon völlig verfahren schienen, gelang es mir, wieder ins rechte Geleise zu bringen, andre neu anzuknüpfen, bei Galerien Käufe durchzusetzen oder gar Zeitschriften zu Aufsätzen über sein Schaffen anzuregen.

Meine stille Arbeit, die nur ein Ziel kannte, seiner machtvollen Künstlerpersönlichkeit den Aufstieg zu erleichtern und ihm die kleinlichen Alltagsschferereien abzunehmen, sodaß er seine Kraft ungeschmälert auf das Hauptsächliche, auf seine Schöpfungen beschränken konnte, sie trug gute Frucht. Heute noch empfinde ich in der Erinnerung daran lebhafte Genugtuung. Und als er eines Tages erst eingestand in fast beschämtem Scherz, mein Verdienst allein sei es, wenn nun Kunstwelt und Gesellschaft auf einmal von seinem Schaffen unverdient viel Aufhebens machten, da schwindelte mir vor Seligkeit. Es jauchzte in mir, daß ich doch zu etwas nutz war in der Welt, daß dem geliebten Mann durch meine Hilfe der Sieg, den er allerdings auch ohnedies errungen hätte, noch rascher, noch müheloser zufiel.

An keinen Mißton erinnere ich mich während des ganzen ersten Ehejahres. Nur daran, daß mir einmal eine Bemerkung Werners schwer zu schaffen machte.

Ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit sie fiel. Fast wider Willen muß ich irgend etwas bemängelt haben. Das Erbübel der Verneinung ließ mich eben nie völlig aus den Klauen. Er wies mich zurecht. Und zwar mit Worten, die sich mir schmerzhaft ins Gedächtnis bohrten. „Du bist immer so überwach." Er sagte es nur nebenbei. Aber er wich mir aus, zum ersten Mal wich er mir aus, als ich in ihn drang, zu erfahren, wie er es meinte. Wollte er mir vorwerfen, daß ich zu nüchtern war? Oder daß mein kritischer Verstand an allem etwas auszusetzen fand? Wie gerne hätte ich überall nur Vorzüge entdeckt. Aber es war mir nicht gegeben. Die Schwächen der Menschen und Dinge drängten sich mir zuerst auf. Und so gewissenhaft ich mich mühte, meine Zunge zu hüten, an irgend einer Geste, am nervösen Zucken seiner Mundwinkel merkte ich, allerdings immer zu spät, daß ich wieder und wieder in meine alte Untugend verfiel.

Wenn ich von diesem geringfügigen Vorfall absehe, darf ich wohl sagen, nichts trübte unser Zusammensein. Im Gegenteil. Wir verwuchsen immer inniger ineinander.

Ich wenigstens empfand es so. Wunschlos war ich geworden. Jetzt erst hatte mein Reichtum einen Sinn bekommen, da ich ihn nutzen durfte zu Werners Freude.

Es war schwer, ihm etwas zu schenken. Alles wollte er durch eigne Kraft erworben haben.

Aber da die Verwaltung seiner Einkünfte wie die meines Vermögens in meiner Hand lag, war frommer Betrug ein Kinderspiel. Er kümmerte sich um diese Krämerangelegenheiten nicht. Und mir erleichterte seine Geschäftsunkundigkeit all die kleinen Lügen, aus denen für uns beide nur Freude erwuchs. Es war doch die Hauptsache, daß ihm dies kostbare Bild oder jene Bronze, der Gobelin dort oder hier das altertümliche Möbel, oder welche Stücke aus guten Sammlungen es sonst sein mochten, gefielen, daß ihr Besitz ihn entzückte. Hätte er geahnt, aus wessen Hand er sie empfing, sein Frohgefühl wäre beeinträchtigt gewesen.

Er durfte ja nicht einmal wissen, wie groß mein Vermögen war. Glücklicherweise merkte ich diese Absonderlichkeit rechtzeitig. Der Gedanke, unbemittelter Gatte einer reichen Frau zu sein, würde ihn unsäglich gedemütigt, ihm jeden Lebensgenuß verkümmert haben. Drum stellte ich auch während unserer Verlobungszeit, als das Gespräch einmal zufällig dies Gebiet streifte, mein Hab und Gut als ziemlich belanglos hin. Er wäre sonst im Stande gewesen, das Verlöbnis aufzuheben. Sein Stolz kannte ja keine Grenze.

Es machte mir ein diebisches Vergnügen, allmählich mein Vermögen in Werners Eigentum hinüberzuspielen, hier eine Hypothek, dort einen größeren Aktienbesitz auf seinen Namen einschreiben zu lassen.

Diese Taktik krönte der Augenblick, in dem er als Käufer den lang erwünschten Sitz am See hier erwarb, ohne die leiseste Ahnung, daß er dies nimmer aus eigenen Mitteln hätte tun können. Er überschätzte wohl die Größe seiner Einkünfte, die ja allerdings immerhin beträchtlich waren. Und umgekehrt, was unser Leben verschlang, das schlug er allzu niedrig an.

Von diesem Fenster aus . . . . Siehst du dort drüben? Am andern Ufer . . . hinter den hohen Fichten . . . der gelbe Schimmer zwischen den Stämmen . . . . ja, das ist's. Du wirst dich nicht erinnern können. Warst ja so klein noch, als er es verkaufte. Mir aber . . . . wenn ich hier sitze oder an meinem Fenster nebenan und hinüberträume, den Ort unablässig vor Augen, wo ich so unaussprechlich glücklich war und auch im Leid noch beneidenswert, weil ich ihn doch tagtäglich sah, mir lebt alles Vergangene greifbar wieder auf, ein Gestern, nein, ein Heute . . . . ."

Wieder verlor sich die alte Frau in Träumen. Es dauerte lange, bis sie sich faßte und den verlorenen Faden fand.

„Nichts, rein garnichts fehlte mir zum vollen Glück. Wessen Leben floß je sonniger und heiterer dahin? Reicher an Freuden und tiefinnerlicher Befriedigung?

Fast zu viel war es für Menschenmaß. Und das peinigte mich. Angst fraß sich in mich hinein und vergiftete mir den Genuß meines Glücks; Angst und Zweifel. Warum sollte ich allein unter Millionen des Lebens ungetrübte Seligkeit im Überschwang auskosten dürfen? Was stempelte mich gerade zur Auserkorenen? Irgendwo lauerte das Schicksal, um mich hart dafür büßen zu lassen, daß ich mich vermaß, mehr als meine Mitschwestern glücklich zu sein. Der Rückschlag ließ gewiß nicht auf sich warten. Jede Stunde konnte es mich ereilen.

Ich begann Gespenster zu sehen. Wir Schwächlinge aus entartetem, überlebtem Stamm ertragen es ja nicht, das Dasein mit vollen Zügen zu schlürfen. Und wenn ein guter Geist rings um uns aufhäuft, was wir uns nur wünschen können, kleinmütig zweifelnd müssen wir es selbst zerstören.

Finstere Ahnungen verfolgten mich, wo ich ging, nisteten in meinem Hirn und heckten Unheil aus.

Aber als ich einmal Werner davon sprach, gewohnt, alles, was mich bewegte, mit ihm auszutauschen, da schob er die Schuld auf meinen Zustand. Und ich ließ mich gerne überzeugen.

Es war nur ein paar Wochen vor deiner Geburt.

Die frohe Erwartung, der Wunsch, Werner einen gesunden Knaben zu schenken, der ihm gliche, der seine lebenbejahende Stärke künftigen Geschlechtern vermittelte, das gab mir die Kraft, mich zu beherrschen und gegen all die sich häufenden trüben Ahnungen anzukämpfen.

Deine Geburt und Werners überschäumend mutwillige Verzückung bildeten

den Gipfel der Lust, den ich in meinem Dasein erklomm. Von da an ging es jäh bergab.

Wochen, Monate flossen wieder dahin; wie sonst wohl, nach außen hin wenigstens im alten Einklang und dem redlichen Bestreben, sich gegenseitig Liebes zu erweisen. Und doch anders, ganz anders. Was sich geändert hatte, wie soll man das umschreiben? Es war etwas Unsagbares, nur mit den feinsten Organen unsrer Empfindung zu verspüren.

In Werners Augen gewahrte ich es zuerst.

Sein Blick nahm einen völlig anderen Ausdruck an. Er schaute nicht mehr schwärmerisch in ferne Paradiese; strahlte nicht mehr deren Glanz auf mich, wenn mich sein Auge traf. Umschattet waren die früher so leuchtenden Sterne, trüb. Bisweilen dünkte mich sein Blick, so viel Wärme er auch über mich fluten ließ, wie eine stille, uneingestandene Klage.

Ich stand vor einem Rätsel. Aber ich gab nicht Ruhe, seine Lösung zu finden. Als Wunder war mir Werners glühende Leidenschaftlichkeit erschienen. Während er seine Werke schuf, hatte ich sie andächtig bestaunt. Das scheinbar Uferlose in seinm Wesen, das hatte mich von allem Anfang ja in seinen Bann gezogen, dieser überquellende Reichtum an Einfällen, Gedanken, Gefühlen, Gesichten, kaum geäußert und auch schon von neuen, noch ungewöhnlicheren übertroffen. Frei war seinem Wesen, das hatte mich von allem Anfang ja in seinen Bann gezogen, dieser einem Male flackernd, ja schier krankhaft. Das beunruhigte mich.

Und beunruhigend schien mir auch, wie alle bisher gezähmte Kraft in Unbeherrschtheit ausartete. Ein Vulkan, so kam mir Werner oft vor, in dem es unsichtbar brodelte und gärte, der jäh ohne äußern Anlaß Feuer ausbrach. Ja, unbeherrscht wurde er, unbeherrscht bis zur Gewalttätigkeit. Nicht gegen mich; aber gegen Fremde, gegen Tiere, die ihm nicht das mindeste zu Leid getan hatten. Über gleichgültige Vorkommnisse wütete er wie ein Wahnsinniger. Eine Laune löste die andre ab. Von cynischer Weltverachtung verfiel er in kindisch albernen Übermut, in eine gewaltsame Lustigkeit, die wie eine groteske Verzerrung seiner früheren, sonnig heitern Art wirkte. Das tat mir beinahe noch weher als seine Tobsuchtsanfälle.

Kam er dann wieder zur Besinnung, so kannte er sich nicht aus vor Scham. Reumütig bat er um Verzeihung. Er begriff sich selbst nicht. Das Verhängnis läge darin, daß ihm die Arbeit nicht wie gewohnt voranschritt. Das mache ihn so launenhaft. Aber er wollte mit aller Energie dagegen ankämpfen.

Warum schritt seine Arbeit nicht wie gewohnt voran? frug ich mich in wehem Kummer. Warum nahm er seine Violine immer seltener zur Hand und nur mehr, wenn er mich außer Haus glaubte? Schämte er sich seiner Gefühle vor mir? Dünkte es ihm auf einmal Entweihung, wenn er sie mir preisgab? Oder fürchtete er Dinge zu verraten, die mir verborgen bleiben sollten? Was bedeuteten diese schwermütigen Weisen, die oft wie in einem Todesschrei erstarben oder unver-

mittelt übergingen in einen fanatischen Tanz, in leichtfertige, ausschweifende Gassenhauer?

Mich beengte das alles unsäglich; erstickte mich schier. In meiner Gegenwart gab Werner sich alle Mühe, der Alte zu sein; noch besorgter womöglich, noch liebevoller. Wohl gelang es ihm auch bisweilen, meine Ängste, meine Zweifel zu betäuben. Aber dann standen sie plötzlich wieder riesengroß auf.

Was in aller Welt war nur vorgefallen? Was hatte mir diesen Mann so von Grund aus umgewandelt?

Mein Hirn arbeitete fieberhaft Tag und Nacht. Ich fand keine Deutung.

Sein Gleichgewicht hatte er verloren. Das stand fest. Jene wundervolle Harmonie, um die ich ihn vom ersten Augenblick an beneidet hatte, die war dahin. Früher hätten nicht Erdbeben, nicht der Einsturz der Gestirne seine zielsichere Beharrlichkeit aus den Fugen bringen können. Jetzt wankte sie unter dem Hauch eines Lüftchens.

Und in seiner Arbeit begann er zu tasten, unsicher wie ein Anfänger. Bisher abhold allem ästhetischen Phrasengedresche, wurde er auf einmal geschwätzig. Probleme tauchten auf wie Pilze auf feuchtem Waldboden. Theorien hechelte er unermüdlich durch, die er früher nur zu verlachen pflegte. Er bildnerte nicht mehr aus innerm Zwang heraus, wie besessen, sondern vergaß überhaupt über allerlei gedanklichem Ballast oft genug, zu schaffen.

Ungezählte Male begann er ein Werk, um es immer wieder zu verwerfen. Entwürfe blieben nach Wochen noch in unfertigem Zustand, obwohl er unentwegt damit rang, Entwürfe, die er zuvor in wenigen Tagen der Vollendung entgegengeführt haben würde.

Er arbeitete mehr denn je. Auch tief in die Nacht hinein. Eines Abends, als ich schüchtern bei ihm eintreten wollte, fand ich die Türe verschlossen. Ich brach an ihr nieder. Zum ersten Male weinte ich in meiner Ehe, bittere Tränen. Wäre er glücklich, glücklich wie ehedem, was könnte ihn so ziellos aus der Bahn schleudern? Aber er war es eben nicht mehr. Das sah ich klar. Irgend eine große Enttäuschung kroch über ihn. Und diese Enttäuschung hing mit mir zusammen. Je schärfer ich ihn beobachtete, auch in seinem Benehmen mir gegenüber, umso weniger vermochte ich an dieser Erkenntnis zu zweifeln.

Ich hatte mich aber doch nicht geändert. Ich war vielmehr die gleiche geblieben vom ersten Tag unsrer Bekanntschaft an. Mit dem einzigen Unterschied vielleicht, daß ich ihm noch innigere Gefühle, noch heißeren Dank entgegenbrachte für alles, womit er mein armseliges Leben bereichert hatte. Schuld fand ich keine an mir, so streng ich auch mit mir ins Gericht ging.

Als ich das Geheimnis gar nicht zu lüften vermochte, nahm ich mir in einer dunkeln Nacht, da Werner eben wie ein wundes Tier laut aufgestöhnt hatte, den Mut, zu fragen, was ihm fehle.

Er schien meine Frage nicht zu verstehen. Ihm fehle nichts, gar nichts. Im Übermaß vielmehr besäße er alles, wonach sein Herz verlangte. Nur seine Dankesschuld gegen mich laste wohl bisweilen ein wenig auf ihm, weil er nicht wußte, wie sich von ihr lösen.

Er sprach so lieb und vertraut wie in alten Tagen. Und noch eifriger mühte er sich vom andern Morgen an, mir heiter und aufgeräumt zu begegnen. Es war, wie wenn der frühere Mutwille über ihn gekommen wäre. Aber seine Scherze klangen falsch, gequält lustig. Und in der Hymne auf mich, auf das Glück, das ich ihm schenkte, gellte zutiefst ein weher Unterton.

Werner heuchelte. Er spielte mir Komödie vor. Werner, der sich zur Komödie zu gut gewesen war.

Grausam schmerzte mich das.

Und ich begann von neuem mit wunden Händen den Boden unsrer Gemeinschaft zu durchpflügen, ob ich nicht doch auf die Wurzeln des Schädlings stieß, der dem stolzen Baum unsres Glückes den Saft entzog und ihn erbärmlich hinzumorden drohte.

Es mußte etwas Unabänderliches sein, was Werner leiden machte, und gleichzeitig etwas, das offen auszusprechen mir zwecklos bittres Weh verursachte. Sonst hätte sich der Ehrlichkeitsfanatiker mir unbedenklich anvertraut.

Allmählich tauchte eine bange Ahnung auf, was er entbehren mochte. Ich wehrte mich mit aller Macht gegen diesen Verdacht. Denn er war trostlos. Es gab keine Abhilfe dagegen. Des Schicksals Tücke schuf die Menschen verschieden, und auch der redlichste Wille konnte über manche Kluft keine Brücke schlagen . . . .

Immer weniger ließ mich Werner an seiner Arbeit teilnehmen. Ich wagte bald kaum mehr, ihn im Atelier aufzusuchen. Meist fand ich doch die Türe verschlossen, und er zögerte zu öffnen. Oder wenn er bat, ich möchte mich einen Augenblick gedulden, dann hörte ich, wie er raschelnd irgend etwas eilig vor mir verbarg. Und nach meinem Eintritt gewahrte ich etwa einen hastig bei Seite geschobenen Modelliertisch, über dessen Lehmklumpen, den er eben noch bearbeitet haben mochte, eine Hülle geworfen war.

Den ungebetenen Gast wollte ich nicht spielen. Drum blieb ich fern.

Werner schien mich nicht zu vermissen, schien gar nicht darauf zu achten, daß ich seine Werkstatt mied. Wenigstens deutete nie auch nur eine Silbe darauf hin.

Eines Morgens war Werner nicht zum Frühstückstisch erschienen.

Zur Beantwortung eines wichtigen Briefes mußte ich über irgend eine Frage seine Meinung wissen. Ich lief hinauf ins Atelier. Die Tür stand offen. Der weitläufige Raum war leer.

Eine Dianastatue, von der er Großes erwartet hatte, — monatelang schon galt ihr sein Schweiß — lag zerschellt am Boden. Daneben der Hammer, mit dem blinde Wut sie zerstört hatte.

In fassungsloser Raserei war Werner augenscheinlich auf und davongestürzt, hinaus ins Freie.

Mir schwindelte. Ich mußte mich an der Platte des Zeichentisches halten, ließ mich auf einen Hocker gleiten und barg den Kopf in den Händen. Als mir etwas freier wurde, schaute ich auf.

Über dem Tisch lag eine Mappe voll Skizzen, in denen eine nervöse Hand gewühlt zu haben schien. Verschiedene Modelltische trugen geheimnisvoll verhüllte Arbeiten.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen. Es war unrecht. Ich fühlte es. Aber vielleicht schenkte mir ein Blick auf sein Schaffen den Schlüssel zu seinem seltsam verwandelten Gebahren, vielleicht gar die Arznei, die ihm nottat.

Ich lüftete den feuchten Lappen vom ersten Tisch: eine galante Schäferszene. Die nächste Hülle barg brünstig verschlungene Körper. Einen Faun, der über eine Nymphe herfällt, zerrte ich in der Erregung beinahe von dem wackligen Gestell herunter. Wohin ich schaute, auch in der Skizzenmappe, nur auf Szenen toller Leidenschaft traf mein Blick, auf Bacchanalien, auf Ausschweifung und Lüsternheit.

Kaum besaß ich mehr die Kraft, alles an Ort und Stelle zu bringen, sodaß es den Anschein gewann, als habe niemand seinen Fuß in die Werkstatt gesetzt.

Halb ohnmächtig schleppte ich mich hinaus.

Jäh hatte ich alles verstanden. Mein Argwohn war nur zu begründet gewesen.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich rang mich allein ab mit meiner Entdeckung. Nach außen hin wahrte ich den Schein, als sei nichts geschehen.

Allerdings während der ersten Tage besaß ich nicht einmal die Kraft, Werner unter die Augen zu treten. Ich konnte nichts vor ihm verheimlichen, konnte nicht lügen. Er hätte alles durchschaut. Zu welchem Zweck.

Ich blieb daher zu Bett. Das fiel nicht weiter auf. Seit deiner Geburt kränkelte ich ja ohnehin.

Im verdunkelten Zimmer empfing ich ihn. Er sah wohl weiter nichts von mir als das verschwimmende Gesicht in den Kissen. Und das mochte gut sein so.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Völkische Rundschau.

Von Professor A. Brückner.

Bücher über Litauen.

Zu den vielen Fragen, die der Verlauf des Weltkrieges Deutschen oft zum ersten Male vorlegte, gehört auch die litauische, seitdem Litauen und Kurland von deutschen Truppen besetzt sind und die Herausgabe an Rußland ausgeschlossen scheint. Da politische Diskussion hier gemieden wird, können wir über die naiven Annexionisten, die von einer künftigen Kolonisierung und widerstandslosen „Eindeutschung" dieser Länder laut, d. h. unvorsichtig, träumen, ruhig hinweggehen, die nur Unkenntnis von Land und Leuten zu entschuldigen vermag, die aber zur Bloßstellung von Deutschlands Absichten nicht weniger beitragen, als die schlimmsten Krakehler der Entente.

Es regnet heute Publikationen über Litauen. Eine bloße Einladung mehrerer Journalisten durch die Verwaltung von Ober-Ost, sich das Land unter deutscher Kriegsverwaltung anzusehen, hat eine stattliche Reihe von in Buchform erschienenen Schriften hervorgerufen, deren Titel schon („Auf den Spuren Hindenburgscher Verwaltung"; „Neuland, eine Fahrt durch Ober-Ost"; „Neudeutschland in Litauen" usw.) die gemeinsame Herkunft und den feuilletonistischen Stil verraten. Es erscheinen besondere Zeitschriften, zu einer älteren Monatsschrift, „Litauen", in Bern herausgegeben, gesellte sich jüngst eine in Berlin, dreimal monatlich unter dem Titel „Das neue Litauen" erscheinende; dazu eine in französischer Sprache, **Pro Lithuania** (! so mit dem deutschen th!), in Lausanne; auch die Leipziger Illustrierte Zeitung hat soeben eine besondere Nummer „Litauen" veröffentlicht.

Hier nennen wir nur Bücher über Litauen: „Litauen, das besetzte Gebiet, sein Volk und dessen geistige Strömungen" von Dr. W. Gaigalat, Frankfurt a. M., 1917; K. Werbelis, „Russisch-Litauen, statistisch-ethnographische Betrachtungen", Stuttgart, 1916; W. St. Vidunas, „Litauen in Vergangenheit und Gegenwart", Tilsit, 1916; E. Linksch, „Litauen und die Litauer, einführende Betrachtungen", Stuttgart, 1917, usw. Alle diese Schriften können zusammen besprochen werden, weil sie alle desselben Geistes Kinder sind, sich gegenseitig mit Illustrationen und dergl. aushelfen; jedes beliebige von ihnen kann die übrigen ersetzen, denn ihr wesentlichster Zug ist ihnen allen gemein.

Wie es Melomanen gibt, gibt es auch Litwomanen, die von einer Kultur, Geschichte, ja sogar Literatur der Litauer fabeln, auf die Unkenntnis der Verhältnisse in Deutschland sicher rechnend und das Mißverständnis, in Bezug auf den Terminus Litauen allein, wohlweislich, absichtlich ausnutzend. Denn unter Litauen versteht man zwei grundverschiedene Sachen, einmal heute das kleine Litauervolk, ein Bauernvolk ohne Kultur, Geschichte und Literatur mit einer eigenen altertümlichen, daher ganz ungelenken Sprache; zweitens, früher, ein großes Reich, in dem jenes Bauernvolk rein gar nichts zu sagen hatte, das nur seinen nackten Namen für dieses r[illegible] russische, dann polnische Reich hergegeben hat, in dem jegliche Sprache von Amt, Verkehr, Bildung erst russisch, dann polnisch war. Nun benutzen die Litwomanen, Gaigalat, Werbelis und

wie sie alle heißen, dieses arge Mißverständnis, um ungestraft über litauische Kultur, Geschichte und dergl. zu handeln, die es nie in ihrem Sinne, als Eigentum des litauischen Völkchens, gegeben hat, das nur weißrussisch, dann polnisch dachte, schrieb und lernte, das erst im 19. Jahrhundert sich auf sich selbst zu besinnen begann und in Kalendern sowie in Gebetbüchern sein Litauisch übte und erst in den letzten dreißig Jahren sich langsam aus diesen Kinderwindeln herauszuwickeln begonnen hat. Sie sprechen stets von einem litauischen Recht, litauischen Chroniken und dergl. und verheimlichen, daß dieses Recht, diese Chroniken und dergl. nur weißrussisch sind; sprechen von litauischen Fürsten, Magnaten, Adel, Dichtern und dergl. , und verheimlichen, daß diese Fürsten usw. nie ein Wort litauisch kannten, daß sie nur als Russen oder als Polen sich fühlten; sie nennen und beanspruchen Wilno als ihre Stadt, verheimlichen, daß es dort nur 2 Prozent Litauer (nach amtlicher deutscher Zählung von 1916) gibt, meist Dienstmädchen und Tagelöhner, daß an der gesamten Geschichte der Stadt vom 15. Jahrhundert bis 1916 die Litauer niemals den geringsten Anteil gehabt haben; sie sprechen von einer litauischen Universität, die aber nur das reinste polnische Element vertrat und nur im polnischen Sinne wirkte. Mit einem Worte: dieses Litauen ist die gelungenste Mystifikation, die je Deutschland aufgedrängt wurde. In Wirklichkeit verhält es sich dagegen so, daß sogar der heidnische Eid, den der heidnische Litauerfürst Keistut 1351 dem König von Ungarn schwor, weißrussisch, ja nicht litauisch lautete; daß sogar in der Tannenburger Schlacht von 1410 nur die russischen Reiter um den Litauerfürsten Stand hielten; daß es kein einziges amtliches Schriftstück auf der Welt gibt, das je litauisch ausgefertigt wurde. Es wird eben der alte, rein geographische, staatlich administrative Terminus ganz gegen jede Geschichte und Wahrheit mit dem modernen ethnographischen Inhalt ausgestattet.

Das litauische Bauernvolk (sein Adel und Bürgertum war bis unlängst ausschließlich polnisch) hat viel an Terrain eingebüßt, nicht zu Gunsten der Polen oder Russen, sondern ist weißrussisch geworden, als bester Beweis, daß weder Polen noch Russen an seiner Entnationalisierung die Schuld tragen, daß es selbst freiwillig die fremde Sprache und Nationalität übernahm. Diese ursprünglichen, avitischen Verhältnisse haben sich seit einigen Dezennien erst von Grund aus verändert; litauische Jugend, Geistliche und Lehrer haben, dem nationalistischen Zuge der Zeiten folgend, eine lebhafte und wirksame Propaganda für ihr eigenes Volkstum entfaltet und haben erzielt, daß dieses Litauertum sich seiner Eigenart, wie sie an die Sprache gebunden erscheint, wohl bewußt geworden ist und seine Daseinsberechtigung gegen Polen, Russen (deren Gefahr ja heute wohl für immer ausgeschieden scheint) und Deutsche stets behaupten wird. Dies ist ihr gutes Recht, und es würde sich arg gegen alles moderne Gefühl versündigen, gegen die Losungen, welche Entente wie Mittelmächte gleichmäßig über Völkerfreiheit und Selbstbestimmungsrecht vertreten, gewaltsam anstoßen, wer den Litauern auf ihrem Grund und Boden welche nationalen Rechte verkümmern wollte. Gerechtigkeit verlangt nur das eine, daß diese Litauer nicht außerhalb ihres Grundes und Bodens, den sie heute faktisch besitzen, Rechte erheben, auf den einstigen Umfang des Namens Litauen, der ja nichts mit ihnen selbst zu tun hat, widerrechtlich pochend. Wer geschichtskundig ist, schüttet sich vor Lachen, wenn er die historische Weisheit eines Gaigalat und Genossen zu lesen bekommt, aber diese lassen sich dadurch nicht im geringsten beirren.

Und in diesen deutschen Büchern über Litauen wird noch zweierlei ver-

schwiegen: einmal, daß die litauischen Führer die Vereinigung des preußischen Litauen mit ihrem Litauen unbedingt verlangen, von einer **Lituania irredenta** sprechen, während die protestantischen preußischen Litauer (ein Häuflein von 110 000 Menschen) nichts davon wissen wollen, denen ihre katholischen „Brüder" absolut wildfremd sind. Zweitens, daß die Litauer, namentlich die amerikanischen, die an Bildung und Mitteln die europäischen weit übertreffen, durch den Mund ihrer berufenen Vertreter stets sich gegen die Deutschen gewendet haben; die amerikanischen haben nicht erst 1917, sondern seit 1914 in Wort und Schrift gegen alles Deutsche am heftigsten gewütet; nur die europäischen haben sich durch die Macht der Verhältnisse gezwungen gesehen, Wasser in ihren Wein zu schütten, Deutschfreundlichkeit zu markieren; das Volk selbst wartet ab, nur würde es nicht verstehen, wenn jetzt, wie verlangt wurde, die deutsche Sprache die russische ersetzen sollte, denn dann würde es ja nur aus einem Joche unter ein anderes kommen.

Was zuletzt die alte Rückständigkeit Litauens betrifft, so ist diese nicht durch Mißgunst der Russen oder Polen, sondern durch die Verhältnisse selbst erzwungen. Denn Litauen blieb als krassester Anachronismus bis ins 15. Jahrhundert heidnisch, und so verquickten sich förmlich die Begriffe „heidnisch, wild, bäuerisch" und „litauisch", und schon darum sagte sich alles in Litauen vom Litauischen los, das nicht nur an der Scholle hängen blieb, alles Kulturelle war eben außerhalb des Litauischen, und so blieb es bis auf unsere Tage.

Gewiß verdient die litauische nationale Bewegung jegliche Förderung, soweit sie nicht maßlos wird, und es ist nur zu bedauern, daß die ganze vorhin genannte deutsche Literatur über Litauen, der sich die französische würdig anreiht (vgl. z. B. **Antonie Viscont, La Lituanie et la guerre**, Genève 1917, 206 S., mit den unglaublichsten historischen Märlein und mit den antideutschen Kundgebungen der litauischen Führer), darauf ausgeht, durch Entstellung der Wahrheit und Gehässigkeit der Angriffe die deutsche öffentliche Meinung zu verwirren. Es bleibt verdienstlich, durch öffentliche Kennzeichnung dieses Treibens der Wahrheit gegen die Litwomanen zum Endsiege zu verhelfen.

Rundschau der Kriegsliteratur XXX.

Von Dr. iur. Kurt Ed. Imberg.

Im Verlage Art. Institut Orell Füßli (Zürich) ist vor kurzem ein recht brauchbares Buch über die Kriegsursachen und die Schuld am Kriege erschienen unter dem Titel: **„La vérité est en marche"**, „Die Wahrheit unterwegs!" In leicht faßlicher, aber darum nicht weniger eindrucksvoller Form schildert Kurt Gutmann in diesem Buche alle die treibenden Kräfte, die den Weltbrand entfacht haben, wobei das Hauptgewicht auf sachliche Ergründung der Wahrheit gelegt wird, im löblichen Gegensatz zu den zahlreichen Schriften über das gleiche Thema, die vorwiegend polemischen Charakter tragen und es manchmal mit den Tatsachen nicht allzu genau nehmen. Um einen richtigen Wertmesser für die Beurteilung der schwierigen Kriegsschuldfrage zu finden, gibt der Verfasser nicht nur einen genauen Einblick in die diplomatische Werkstatt der letzten Wochen vor Ausbruch des Krieges, sondern auch eine zusammenfassende klare Übersicht über den verschlungenen Weg langjähriger europäischer Politik. Von besonderem Interesse ist es, daß der Verfasser, der seine Arbeit bereits 1915 fertiggestellt hatte, nachweist, daß die große ausschlaggebende russische Mobilisation bereits am 29. Juni 1914

stattgefunden hat, eine Feststellung, die durch die Enthüllungen des Suchomlinow-Prozesses 1917 vollauf bestätigt worden ist. —

Unter dem Titel „Das Türkische Reich" hat Prof. Dr. Josef Hellauer im Verlage von Ernst Siegfried Mittler u. Sohn (Berlin) eine Reihe wertvoller wissenschaftlicher Darstellungen über die Türkei veröffentlicht. Als Mitarbeiter hat der Herausgeber eine Anzahl von Fachleuten gewonnen, deren Namen allein schon für die Güte des Buches bürgen, und die es unternommen haben, in diesem Werke ihre Erfahrungen und Studien über die Türkei zu einer Darstellung des Wirtschaftslebens des Landes, sowie der natürlichen und sozialen Verhältnisse, von denen jenes abhängig ist, gemeinsam zu verwerten. Das Buch, das sowohl für den kaufmännischen und gewerblichen Unternehmer als auch für den Angestellten, der in und nach der Türkei hin geschäftlich arbeiten will, von gleichem Interesse und Wert ist, behandelt vor allem die Fragen, womit man bei einer Tätigkeit in der Türkei oder im Verkehr mit diesem Lande zu rechnen hat, wie man sich seine Tätigkeit einrichten muß, welche Schwierigkeiten sich einem in den Weg stellen, und welche Wahrscheinlichkeiten des Erfolges bestehen. Die auf alle diese Fragen erteilten Antworten beruhen auf wissenschaftlicher Grundlage, indem die bisher bestandenen Wirtschaftsmaßnahmen geschildert, sichtbare Entwicklungsrichtlinien in ihnen festgestellt, Veränderungsmöglichkeiten in Erwägung gezogen, dann aber auch diejenigen Verhältnisse dargelegt werden, von denen die Wirtschaft, die anzuwendenden Methoden und ihr Erfolg abhängig sind oder doch beeinflußt werden. Wenn auch das Buch in erster Linie für den wirtschaftlichen Praktiker, den Industriellen, Kaufmann und den Bankier, von großem Werte ist, so dürfte es doch auch Politikern und Beamten, die mit der Türkei zu tun haben, manch wertvollen Aufschluß über türkische Verhältnisse geben, der von Interesse für sie ist.

Ein weniger brauchbares geschichtliches Werk ist im Verlage des Obersten Polnischen National-Komitees in Krakau erschienen. Es ist eine Arbeit des 1892 verstorbenen polnischen Geschichtsschreibers Stefan Buszyński zur Deutung der Geschichte Polens, die im Auszuge unter dem Titel „Freiheitshort" von Anton Cholonieski herausgegeben und mit einem Vorwort versehen worden ist. Dieses „Vorwort", das volle 91 Seiten füllt, ist nichts anderes als eine leere Verherrlichung Polens und seiner Zustände. Der Herausgeber hätte besser getan und zweifellos dem Werke Buszyńskis einen besseren Dienst erwiesen, wenn er sich in seiner Vorrede auf das Notdürftigste beschränkt und die vielen nichtssagenden Phrasen fortgelassen hätte, die leicht dem ganzen Buch den Stempel einer wertlosen Propagandaschrift aufzudrücken geeignet sind, während doch den Ausführungen Buszyńskis ein zweifellos historischer Wert zuzuerkennen ist, mag er auch — was ja ganz natürlich und entschuldbar ist — manches durch eine allzu national-polnisch beschlagene Brille betrachten. Von Interesse ist seine Schrift insbesondere dadurch, daß er die polnischen Zustände mit den gleichzeitig herrschenden Verhältnissen in West-Europa in Vergleich setzt. Recht merkwürdig mutet es an, daß im dritten Teile vier ganze Kapitel vollständig fehlen und nur die Kapitelzahlen mit folgenden leeren Blättern stehen geblieben sind, während man auch in anderen Kapiteln manche Lücken findet.

* * *

Eine neue Sammlung von Schriften zur inneren Politik wird von Wilhelm Heiler und Walther Schotte bei dem Verlage „Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe")

G. m. b. H." in Berlin-Schöneberg herausgegeben. Diese Sammlung, in deren Heften zum Teil führende Parlamentarier der Nationalliberalen, der Fortschrittlichen Volkspartei und der sozialdemokratischen Mehrheit zu Worte kommen sollen, hat sich zur Aufgabe gestellt, dem Innenausbau des deutschen Reichsgebäudes zu dienen und „allen denen, die an unser Volk glauben, an seinen inneren Wert und an seine große Zukunft", für die Kämpfe um innere Freiheit und Gleichberechtigung die Waffen zu schärfen. Uns liegen bisher zwei Hefte dieser Schriftenfolge: „Der deutsche Volksstaat" vor: das erste, das den Titel „Der Kaiser im Volksstaat" führt, hat Friedrich Naumann zum Verfasser. Wie seine übrigen Schriften so zeichnet auch diese neue Arbeit Naumanns ein leichtflüssiger Stil aus, der in jedermann verständlicher Form die Gedanken klar zum Ausdruck bringt, sodaß das Lesen auch dieser Schrift ein Vergnügen ist, mag man den einzelnen Ausführungen Naumanns in sachlicher Beziehung beipflichten oder nicht. — Im 2. Heft behandelt Professor Max Weber „Wahlrecht und Demokratie in Deutschland". Auch dieses Heft kann bestens empfohlen werden, wenn auch seine Lektüre infolge des schweren Stils des Verfassers nicht immer ganz leicht ist. Es birgt eine Fülle wertvoller und interessanter Gedanken.

Eine weitere Schrift, die zweifellos viele Freunde finden wird, ist die im Verlage von Dr. Walther Rothschild (Berlin-Wilmersdorf) erschienene Schrift des bekannten Würzburger Staatsrechtslehrers Prof. Dr. Robert Piloty über „das Parlamentarische System", dessen Wesen und Wert der Verfasser einer gründlichen, objektiven Untersuchung unterzieht. In anschaulicher Weise zeigt er, worin politisch und rechtlich das parlamentarische Regierungssystem sich vom konstitutionellen unterscheidet, und welches die Vorzüge und Nachteile beider Systeme sind. Der Verfasser entwickelt in seinen Darlegungen die Gründe, die vom allgemein politischen, vom geschichtlichen und psychologischen Standpunkte für und wider das eine oder andere System sprechen. Es soll dem politisch denkenden deutschen Volke und seinen Regierungen ohne Phrasen und Tendenz gesagt werden, worauf es bei der in Deutschland zur Zeit in Fluß befindlichen Bewegung für und gegen die Einführung dieses Systems ankommt, und welches die praktischen Aussichten in nächster und fernerer Zukunft sind.

* * *

In zweiter vermehrter Auflage ist kurz vor Jahresschluß „Bismarck. Sein Leben und sein Werk" von Gottlob Egelhaaf im Verlage von Karl Krabbe (Erich Gußmann) in Stuttgart erschienen. Egelhaaf, der durch seine „Geschichte der neuesten Zeit" und durch seine seit 1908 erscheinenden „Politischen Jahresübersichten" sich einen guten Namen erworben, hat durch diese Bismarckbiographie einem seit langem bestehenden Bedürfnis abgeholfen, indem er in einer nicht zu knapp, aber andererseits nicht zu reichlich gehaltenen Darstellung das Leben und Wirken des Eisernen Kanzlers schildert, die sich durch Klarheit des Ausdrucks, leichte Verständlichkeit, Großzügigkeit und Sachlichkeit auszeichnet. Das Egelhaaf'sche Buch bildet zweifellos eine dankenswerte Bereicherung unserer Bismarckliteratur und wir können es unseren Lesern aufs Wärmste empfehlen.

Der Verlag von Duncker & Humblot (München-Leipzig) hat die Vorträge, die der Altmeister der deutschen Geschichtsforschung Leopold von Ranke im Herbst 1854 dem König Maximilian von Bayern „Über die Epochen der neueren Geschichte" gehalten hat, in einer Einzelausgabe erscheinen lassen. Diese 19 Vorträge,

die bisher nur als Anhang zu Ranke's „Weltgeschichte" erschienen waren und in der großen Ausgabe dieses Werkes die II. Abteilung des 9. Bandes bilden, waren nur wenigen zugänglich. Der Verlag hat sich deshalb ein großes Verdienst erworben, daß er nunmehr diese Arbeit für einen größeren Leserkreis neu herausgegeben hat, und es wäre sehr zu wünschen und eine dankenswerte Aufgabe, wenn der Verlag recht bald auch die übrigen Schriften des Meisters der Geschichtswissenschaft in einer billigen Ausgabe erscheinen lassen würde, die es weiteren Kreisen unseres Volkes ermöglichte, das Schaffen und Wirken Leopold von Ranke's kennen zu lernen.

Der Verlag von Gustav Kiepenheuer in Weimar hat jüngst ein Buch herausgebracht, das wohl verdient, in weitesten Kreisen Aufnahme zu finden. Es ist dies „Prinz Louis Ferdinand von Preußen", ein Bild seines Lebens in Briefen, Tagebuchblättern und zeitgenössischen Zeugnissen, herausgegeben von Dr. Hans Wahl. In hervorragender Weise hat es der Herausgeber verstanden, in diesem Bande ein lebendiges Bild des leider zu früh auf dem Felde der Ehre gefallenen Hohenzollernprinzen zu malen durch geschickte Auswahl von noch nicht veröffentlichten Dokumenten, die den geistreichen, vielseitig talentierten Prinzen als Menschen, Freund, Politiker, Soldaten und Musiker kennen lehren. Mit besonderem Interesse liest man die vielfach wiedergegebenen Äußerungen der Prinzessin Luise von Radziwill über ihren Lieblingsbruder und die traurigen Aufzeichnungen seines Adjutanten über seinen letzten Kampf und seinen Heldentod in der Schlacht bei Saalfeld. — Es soll nicht unerwähnt gelassen werden, daß der Verlag — wie allen seinen früheren Verlagswerken — auch diesem neuesten Werke eine glänzende Ausstattung sowohl im äußeren Einband als auch durch Beifügung von Bildnissen und Faksimiles hat zuteil werden lassen.

Zum Schluß sei noch auf das Buch von Theodor Wolff „Vollendete Tatsachen. 1914—1917" hingewiesen, das im Kronen-Verlag, G. m. b. H., Berlin erschienen ist. Der Leitartikler des „Berliner Tageblattes" gibt in diesem Bande eine Auswahl aus den Artikeln über äußere und innere Politik, die er in der Montagsnummer des genannten Blattes in den ersten drei Kriegsjahren veröffentlicht hat. Ohne uns mit allen Ansichten und Äußerungen Wolffs in diesen Aufsätzen einverstanden zu erklären, wollen wir doch nicht unterlassen hervorzuheben, daß das Buch eine ganze Reihe richtiger und anzuerkennender Punkte bringt, die manchem Anlaß zum Nachdenken und Überlegen geben werden.

Literarische Rundschau.

Von Professor Heinrich Brömse.

Eduard Bernstein teilt an einer Stelle seiner Erinnerungen*) die Reisenden in zwei Klassen ein: die aktiven und die passiven. Jene seien die eigentlichen Künstler des Reisens: „sie wissen alles, was für die Reise, die sie gerade unternehmen, zu wissen wert ist, und sie sehen alles, was des Sehens lohnt . . . sie wissen auch ihre Mitreisenden so zu nehmen, wie es dem eigenen Wunsch oder Bedürfnis entspricht." Die passiven Reisenden dagegen, die „mehr gereist werden, als daß sie im wahren Sinne des Wortes reisen, . . . wissen im besten Falle gerade das Nötigste . . . und sehen nur, was ihnen sozusagen direkt

*) Erinnerungen eines Sozialisten. Erster Teil: Aus den Jahren meines Exils. (Völker zu Hause). Zweite Auflage. Berlin, Erich Reiß Verlag, 1918.

in den Weg läuft". Er selbst rechnet sich zu der zweiten Gattung, meint aber, daß Mutter Natur ihm als Entschädigung einen höheren Grad von Empfänglichkeit mit auf den Weg gegeben habe, als dem Durchschnittsmenschen eigen sei, und als Zugabe die verwandte Neigung, sich leicht in jede Lage zu schicken. Jene Einteilung läßt sich noch tiefer fassen und mit größerer Tragweite auf die Lebensreise anwenden. Die aktiven Reisenden erkennen oder fühlen, was Wert für sie hat, was ihrem Bedürfnis, der Entwicklung ihres Wesens, entspricht, und werden Lebensgestalter, bei höchster Steigerung der Anlage und glücklichem Einklang von Charakter und Schicksal schöpferische Führer; die passiven sind mehr vom Zufall abhängig, sie können, an den richtigen Platz gestellt, wohl Mitarbeiter, Mitstreiter sein, ihre eigentliche Stärke aber ist im besten Falle gute Lebensbeobachtung. Wie sich Bernstein zu den passiven Reisenden zählt, so erscheint er in diesem Buch auch als passiver Lebensreisender. Wir erfahren daraus fast nichts über seine eigene Entwicklung, ja, nicht einmal Erhebliches über seine eigene Gedankenwelt im großen und ganzen, geschweige denn in Einzelfragen. Und gerade hierüber würden wir gerne Aufschluß erhalten. Mag den Verfasser die Rücksicht darauf geleitet haben, daß er nicht nur für seine sozialistischen Parteigenossen, sondern für einen weiteren Kreis schreibt, oder mag er von dem Streben nach strenger Sachlichkeit bestimmt worden sein, er vermeidet fast alles, was wie ein persönliches Bekenntnis aussehen könnte, er gewährt uns keinen tieferen Einblick in sein Inneres. Um so mehr bekundet er auch auf seiner Lebensreise jene Empfänglichkeit, die er als Reisender in sich empfindet und von der er beredtes Zeugnis ablegt. Zehn Jahre verbringt er in der Schweiz, dreizehn in England. Das Landschaftliche wird mit feinem Gefühl beobachtet, mit künstlerischer Prägung dargestellt. Aber mehr gilt das Augenmerk dem Menschlichen: den Lebensgewohnheiten, den Volkssitten, auch der Sprache. Am meisten den einzelnen bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen ihn sein Lebensweg zusammengeführt hat. Freilich kehrt hier, wenn auch gemildert, der Eindruck wieder, den die Mitteilungen über seine eigene Person machen: ins Innerste der Menschen läßt er uns selten eindringen (mit einigen Ausnahmen, etwa dem unglücklichen Schicksal von Eleanor Marx, der Tochter des Sozialisten). So spricht er beispielsweise bei Marx und Engels, den bemerkenswertesten Genossen seiner Londoner Zeit, doch mehr von den Begleitumständen und den allgemein menschlichen Zügen als dem eigentlichen Kern ihres Wesens. Verhältnismäßig am meisten in die Tiefe geht das Buch in der Schilderung englischer Politiker, zu denen Bernstein persönliche Beziehungen gehabt hat, „der sozialistischen Intellektuellen" Shaw, Sidney Webb, Ramsay Macdonald, der „proletarischen Sozialisten" John Burns, Keir Hardie u. a. Im großen und ganzen aber hält er sich an die äußeren Umrisse der Menschen und Begebenheiten, z. B. der Sozialistenkongresse. Gehören diese Erinnerungsblätter auch nicht zu den großen Bekenntnisschriften, nicht zu den grundlegenden Darstellungen der geistigen Kräfte eines Zeitalters, so bieten sie doch zahlreiche beachtenswerte Beiträge zur Geschichte des Sozialismus und seiner führenden Vertreter, besonders auch der sozialistischen Bewegung im Ausland und vor allem in England. Neben solcher Anerkennung wird das Buch auch wohl bei andern noch eine trübe Empfindung wecken: eine große Schar internationaler Menschen aus vieler Herren Ländern zieht an uns vorüber, Italiener, Russen, Balkanstaatler, Franzosen, Briten — am meisten vom Vaterland gelöst erscheinen die Deutschen.

* * *

Fremdländisch und zum Teil international ist auch das Völkchen, das in den „Ungemütlichen Geschichten" von Charles L. Hartmann*) sein Wesen treibt. Die Vereinigten Staaten, Kanada, Kuba, Japan, Monte Carlo sind die Schauplätze der Handlung, Menschen von gewissenloser Selbstsucht, Verbrecher und ähnliche Zeitgenossen die Haupthelden; krasse Gewaltstreiche bilden durchweg den Gegenstand; empfindsame Zwischenspiele wirken doppelt fade. Das Beste, was man von den Geschichten sagen kann, ist, daß der Verfasser starke Trümpfe auszuspielen weiß, aber im allgemeinen begnügt er sich mit Äußerlichkeiten, ohne die Darstellung seelisch zu vertiefen, was bei einigen seiner Stoffe immerhin möglich gewesen wäre. Die Sprache zeigt manche absonderlichen oder fehlerhaften Züge des Auslanddeutschen.

Eine trübe Menschenschicht finden wir auch in dem Roman „Mutter unbekannt" von Mite Kremnitz**). „Seine innerste Gesinnung war Gesinnungslosigkeit", heißt es von einem Helden. Ähnliches gilt von den meisten Personen. Die Verfasserin, der Hermann Kienzl in der Einführung liebevolle Worte des Gedenkens widmet, hat in diesem Buche ein früheres Werk, „Zoës Roman" umgearbeitet; ganz verleugnet es auch in der neuen Gestalt nicht das Anfängerhafte, besonders wenn man es mit ihrem Meisterwerk, den „Ausgewanderten", vergleicht. Die Handlung ist nicht immer innerlich begründet und eine nicht ganz ausgeglichene Mischung von Abenteuern und Alltäglichkeiten; das bequeme Mittel der sogenannten direkten Charakteristik wird häufig benutzt. Aber man spürt doch überall den Drang nach Vertiefung und kann auch hier schon ausgezeichnete Einzelheiten und die vortreffliche Beobachtung der rumänischen Scheinkultur bewundern, zu deren besten Kennerinnen Mite Kremnitz gehörte.

*) Das Recht des legitimen Besitzes und andere Ungemütliche Geschichten. Halle a. S., Otto Hendel, 1917.

**) Leipzig, Philipp Reclam jun.

* * *

Daß auch mitten im Weltkrieg jämmerliche Pfuscher angebliche Lyrik drucken lassen und mit solchem Unfug kostbares Papier vergeuden, ist beklagenswert. Über ihre Reimereien zu witzeln ist leicht; besser scheint es, von ihren Namen und Taten zu schweigen. Es ist nicht zu verwundern, wenn mancher Begnadete absichtlich oder von einem unbewußten Gefühl geleitet, um den Abstand gegen die Kling-Klang-Dichter möglichst weit zu machen, in Ausdruck und Gleichnis zu gewagten Wendungen greift. So auch Franz Werfel, dessen Sammelband „Gesänge aus den drei Reichen"*), eine Auswahl aus seinen bisher erschienenen Versbüchern nebst einigen neuen Stücken, ein gutes Bild von seiner eigenwilligen Art gibt. Wer flüchtig hineinschaut, wird das Buch vielleicht erschrocken beiseitelegen, verwirrt von wunderlicher Sprache und dunklen Gedanken. Wer sich ernsthaft darein versenkt, wird erkennen, daß hier lebhafte Zustandsgefühle, starke Gesichte, leidenschaftliche Verzückungen mit Sprachgewalt verkörpert werden, zuweilen auch wohl so, daß der Sprache Gewalt angetan wird. Ein häufig bei ihm wiederkehrender Fall: zwei Bilder neben- und durcheinander, eins aus dem Alltag, eins aus der Erinnerung, der träumenden, wünschenden Seele. Bald sind große Gedankenreihen in knappe, schwere Worte zusammengeballt, wobei sich der Leser die Verbindungsglieder selbst herstellen mag; bald rollt das Gefühl in reicher, auch wohl zu reicher Sprache wie in großen Wogen dahin.

*) Leipzig, Kurt Wolff.

Höher als alle Schönheit der Form steht dem Dichter das Charakteristische. Für Schönes sucht er Wohlklang, für Hartes und Gewöhnliches harte und gewöhnliche Worte, scheut auch nicht vor Mißtönen zurück. Wer in der Lyrik nur Liedmäßiges begehrt, möge bedenken, daß in ihr wie in der Musik auch der Sprechgesang sein Recht hat. Über das einzelne hinausgehend, weitet sich das Gefühl zum Menschheitsgefühl und zu tiefsinniger Mystik. Geistige und künstlerische Verwandtschaft verbindet Werfel mit dem Amerikaner Walt Whitman, dem Polen Kasprowicz (in der Übertragung von Przybyszewski); andere Fäden führen zu Dehmel, zu Dauthendey; aber doch ist dieser Idealist mit realistischen Mitteln ein Dichter von eigenem Gepräge, dessen Werk den Tag überdauern wird. Wollte man ihn mahnen, Maß zu halten, so würde man ihm damit zugleich raten, den besten Teil seiner Kraft aufzugeben, aber man darf ihn wohl vor dem Schwulst der Rede warnen als der größten Gefahr, die ihm droht und der er nicht immer entgangen ist.

Max Pulver*) ist gleich ihm ein Feind aller Seichtheit; er hat Tiefe des Gefühls und Feierlichkeit des Ausdrucks, und wenn der Gedanke nicht immer Anschaulichkeit gewinnt, der Ausdruck gelegentlich nicht recht verständlich erscheint oder zum Wortgepränge wird, so wirkt das Werk im ganzen doch bedeutend. Das Liedmäßige liegt auch ihm ganz fern. Er ist stark in Landschafts- und Situationsbildern. Er ist schwerblütig und dialektisch wie ein Dramatiker von Hebbels Geschlecht, ein Grübler voll Zwiespältigkeit und Drang nach heiliger Einfalt. Wie bei Werfels Gedichten spricht auch hier der Mystiker das letzte Wort. Über Pulvers Bühnenwerke soll künftig ein Wort gesprochen werden.

*) Selbstbegegnung. Gedichte. Leipzig, Kurt Wolff.

Noch ein Dramatiker, der auch lyrische Gedichte schreibt: Walter Hasenclever*). Er ist jung und ungestüm, macht große Worte und oft schlechte Verse. Er verachtet das Gewöhnliche, meidet aber nicht immer den Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen. Alles ist in brodelnder Bewegung, selten ein Gedicht zur Klarheit gediehen, geschweige denn ausgereift zu nennen. Er schwelgt in überspannten Phantasieen, und auch Bilder des Lebens, des Krieges, der Politik werden unter seinen Händen unbestimmt schwankende Fabeln. Aber in all diesem Überschwang der sich kaum auf lyrischem Gebiet zu sicher gestaltender Kraft entwickeln wird, spricht doch auf mehr als einer Seite eine verheißungsvolle Stimme. Und so kann er sich — in einem der verständlichsten, aber nicht der besten Gedichte — selbst trösten und mahnen:

„. . die höhere Gewißheit waltet,
Wenn Du sie erkennst, auf Deiner
Fahrt"

und die Tat begrüßen, durch die er sich „emporzumeistern" trachtet:

„Diese Tat, die nicht der Sinn des
Lebens,
Doch ein Ziel ist, dem Du näher kreist;
Bis im Kampf des schrankenlosen
Lebens
Eine Richtung siegt in Deinem Geist."

* * *

Die Tauchnitz-Edition, die besonders in letzter Zeit neben der üblichen Unterhaltungsliteratur manche Werke von größerem Gehalt gebracht hat (Emerson, Carlyle, Mill), bietet zwei reizvolle Gaben, die von Leon Kellner zusammengestellt sind: Englische Märchen und Kinderreime**). Sie sind nicht nur für Kinder bestimmt,

*) Tod und Auferstehung. Neue Gedichte. Leipzig, Kurt Wolff.

**) English Fairy Tales. Selected and arranged by Leon Kellner. — Nursery Rhymes. Selected and arranged by Leon Kellner. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1917.

sondern können auch für sehr ernsthafte Zwecke, für Literatur- und Volkskunde, wertvolle Dienste leisten. Kurze Angaben über die Herkunft würden gewiß vielen erwünscht sein.

Dramatische Rundschau.

Von Dr. Walter Meckauer-Breslau.

Carl Hauptmanns neueste Schöpfung.

Carl Hauptmanns Dramen lieben den Glanz und die Seele. Oder besser: den Glanz der Seele. Die Feierlichkeit der Seele. Die zeitlose Erscheinung des Menschlichen. Das entlegenste Milieu ergreift er, um das Menschliche rein zu formen. Ein Huschen und Schweben von Gestalten, die unwirklich erdenthoben scheinen und dennoch leuchten von allen irdischen Dingen. Ein Lyriker mit grübelnder Anschaulichkeit ward hier zum Dramatiker: das ist das Wesen Carl Hauptmann'scher Kunst, die sich dem, welcher ihr durch Schlagworte wie „romantisch" und „symbolistisch" beikommen will, scheu verschließt.

Carl Hauptmanns neuestes Werk: „Gaukler, Tod und Juwelier"*) ist das zweite der Dramen, welche der Dichter unter dem Namen „Die drei goldenen Straßen" zu einer Trilogie zusammenschließen will. Das erste war: „Tobias Buntschuh", die Erfindertragödie. Der Weg, der von dieser zu dem fünfaktigen Spiel „Gaukler, Tod und Juwelier" führt, ist klar vorgezeichnet. Hier wie da die Misere der in die Irrationalität der Welt verstrickten Seele. Carl Hauptmann ist Antinomien-Dichter. Geist und Körper (Buntschuh), Schönheit und Vergänglichkeit (Gaukler) — die Gegensatzpaare, zwischen welchen die irrende, suchende, sehnsüchtige Menschlichkeit blutet. In beiden Fällen — in der burlesken Tragödie Buntschuh und in dem Spiel in fünf Akten Gaukler — eine resignierende Elegie und dennoch eine Bejahung. Hauptmanns neueste Dramen sind ihrem Wesen nach mehr Passionen als Tragödien.

Zu Mander, dem Gaukler, sagt jemand: „Sie hören unerhörte Melodien immer ... ich höre meiner Natur nach beständig das harte Geklapper hinter all diesen schönen Dingen." Dieses Wort kennzeichnet. Es zeigt, wo der Verfasser hinaus will. Ihm handelt es sich um die Gegenüberstellung des phantastisch-Unbegrenzten, des hoffend-Vielgestaltigen, des sehnsüchtig-Vielhäutigen, der in allen Farben des Spiels schillert — und der nüchternen, realen, dinglichen und einmaligen Sachlichkeit des Seienden. Nicht umsonst gibt er dem Juwelier einen Klumpfuß und einen goldenen Krückstock. Von dem Gaukler wird Abrechnung gefordert: diesseits und jenseits. Diesseits durch den Juwelier, den Vertreter der so realen und gerechten Welt, jenseits durch den Tod, dem von den Farben des Lebens überspielten Nichts. Ueber beide triumphiert der Gaukler, der Lebensspieler springt über sie hinweg: nach der Begegnung mit ihnen „schläft er zum ersten Male mit langen, tiefen, seligen Atemzügen wie ein Kind in der Wiegen." Gaukler trotz Tod und Juwelier müßte es heißen ...

Das Stoffliche des neuen Stückes gibt die Schilderung eines Parkfestes im Schlosse des verschuldeten und in allem raffinierten Luxus schwelgenden Conférenciers und Festarrangeurs Mander. Bei ihm wohnen Astarte, die Tochter des alten Komödianten Tiefsee, die sein Haus führt, und eine Unzahl phantastischen und genußgierigen

*) Vor kurzem im Verlage von Kurt Wolff in Leipzig erschienen.

Komödiantenvolkes. Sein Sohn (Arzt) und seine Tochter (Nonne) sind zu Besuch erschienen, und ferner kam die weltberühmte große Künstlerin Kopriva bei ihm zu Gast. Zwischen diesen Gestalten flimmert die ruhelose Seele des Gauklers hin und her. Des Hoffnungslosen, des Heimatlosen, des Verschwenders und Spielers, der es doch so ernst nimmt mit seinem Spiel. Der die tiefe Hoffnung auf das unerhört Große des Lebens hat und den immer eine neue Enttäuschung niederwirft. Der aber immer wieder aufsteht, seine Haut wechselt und eine neue Maske auftut. Und neue Hoffnungen auf das Große hegt. Dessen Empfindungen vorüberfluten, daß er nicht weiß, welches sein wahres, sein echtes Gesicht ist. In dem „tausend Gefühle spielen", der so feine „Fühlfäden" hat, daß er „wer weiß was hinter den Dingen sucht". Der Tod tritt ihm entgegen, — er schickt ihm einen anderen zu (Astarte). Der Juwelier liquidiert sein Leben — er schläft als Bettler in einen seligen Traum hinein. Dieser Mensch, dieser Mander ist durch nichts zu besiegen, weder durch Tod noch Juwelier — sein Gauklertum trägt ihn über jeden Schmerz hinüber. Und hofft und spielt und hegt stets einen neuen Traum und eine neue große Sehnsucht .... Wie in „Tobias Buntschuh" dient das Liebesmoment auch hier zu darstellerischen Zwecken. Es ist nicht selbständig. Wer darin (in der äußerlichen Handlung) das Wesentliche sucht, kommt nicht auf den Kern. In „Tobias Buntschuh" wurde die eine Seite der Künstlerseele getroffen: die Vereinsamung der Vernunft, die Verlassenheit des unendlichen Geistes zwischen den kleinen begrenzten Dingen der Alltäglichkeit. Hier in „Gaukler, Tod und Juwelier" spricht eine zweite Seite des Künstlerseins: die Sehnsucht nach Schönheit, die Unbesiegbarkeit des glänzenden Lebensglaubens. Der Flitter hat Tiefe, die Tiefe bedarf des Flitters, dessen Tragik die verströmende Zeit ist. Wie wird das dritte Stück der Trilogie sein? Hauptmann hat es unter dem Titel: „Die weiße Katze des Propheten" angekündigt. Ein dritter Weg des Künstlers im Gestrüpp von Zufall und Dinglichkeit? Seine religiöse Passion??

Carl Hauptmanns Dramen ist der Stoff belanglos. Die Fabel nur Kleid für die Seele. Er schwelgt in rauschenden Gestaltungen. Das Kleinste, stofflich Unscheinbarste gewinnt bei ihm Weite und Bedeutung. Wie gehetzt flattern die Figuren über die Bühne. Sie huschen und schweben (Man beachte die vielen diesbezüglichen Anmerkungen!). Sie sind von einer geheimen Schwermut voll; denn hinter ihnen steht die ewige Unvergänglichkeit des Beschauenden. Es ist die Leibgewinnung der Tiefe. Ein Problematiker erteilt den bewegten Bildern der Seele Leben und Greifbarkeit. Leidenschaften und Freudenschaften werden Geschöpfe der Leidenschaft überhaupt. Der ewigen Leidenschaft. Der welt- und menschenumfassenden Leidenschaft des Künstlers!

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Bildnis Sr. Durchlaucht des Fürsten Wilhelm von Albanien

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

42. Jahrgang. Band 164. Heft 522. März 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Der seelische Ursprung des Gottesbegriffs.

Die Philosophie lehrt uns genau denselben Gott in der Form des höheren Begriffs, den uns die unentwickelten Religionen in der Form der sinnlichen Vorstellung symbolisch zum Bewußtsein bringen. Wenn man also Gott sprechen, tun, denken, zürnen, strafen, entgelten, eifern, belohnen läßt, so sind das begreifliche Anpassungen an den Sprachgebrauch und an die kindliche Fassungskraft des erwachenden logischen Bewußtseins. Gott ist nicht wirklich im Sinne der Anschaulichkeit und sinnlichen Greifbarkeit, sondern wahr im Sinne der logischen Begreifbarkeit. Die Idee Gottes ist nicht aus Erfahrung geschöpft, wenn sie auch an der Hand der täglichen Erfahrung in uns allmählich herangereift ist, sondern sie ist intuitive Erkenntnis, wie das logische Axiom des Satzes der Identität, und sie weist, wie die ewigen Wahrheiten der Mathematik als angewandter Logik, über alle sinnliche Erfahrung hinaus. Denn alle sinnliche Erfahrung, die uns die Wirklichkeit verbürgt, gilt immer nur für ein Jetzt und Hier, aber niemals gewährleistet sie ein Immer und Überall. Die sinnliche Erfahrung ist aber, wie ich anderwärts dargetan habe, auch nicht das eigentliche Kriterium der Gewißheit, zumal wir wissen, daß Farben, Töne und Gerüche in der Außenwelt gar nicht vorkommen, sondern nur Reaktionsarten unseres eigenen Selbst darstellen. Zudem gilt jede von den Sinnen beobachtete Wirklichkeit nur für den Beobachter im Moment der Beobachtung, also nur für die augenblickliche Gegenwart. Wissen aber heißt nicht isolierte Momentskenntnis, sondern Einblick in dauernde Zusammenhänge. Vollständig vereinheitlichende Erkenntnis vollends, wie sie die Philosophie nach Comte, Spencer und Wundt darzubieten hat, geht niemals auf isolierte Eindrucksatome, auf zufällige Erfahrungswirklichkeit, sondern auf bleibende Zusammenhänge oder ewige Beziehungen. Die sinnliche Erfahrung gilt daher im günstigsten Falle für die unmittelbare Gegenwart mit ihren Erkenntnisinhalten und in abgeschwächtem Maße für die Vergangenheit. Wo es sich um künftiges Geschehen handelt, um die Vorausberechnung des Kommenden, wo vollends das Ideal aller wissenschaftlichen Philosophie in Frage steht, dem Comte die Fassung gegeben hat:

savoir pour prévoir, da läßt die sinnliche Erfahrung uns völlig im Stich. Hätte Gott also nur die Gewißheit einer sinnlichen Erfahrung, so wäre es recht fragwürdig um sein Dasein bestellt. Denn die sinnliche Erfahrung gaukelt uns tausendfach Sinnestäuschungen, Schimären, Phantastereien, Halluzinationen und Illusionen vor, welche die strengere Prüfung des logisch geschulten Verstandes nicht aushalten. Thomas Campanella unterscheidet treffend den **Codex vivus** (Natur) vom **Codex scriptus** (heilige Schrift). Bei ihm stehen Natur und Offenbarung einander gegenüber, während wir unter **Codex vivus** den Naturlauf verstehen, wie ihn Physiker an der Hand der Erfahrung erschließen, unter **Codex scriptus** aber jene logisch-mathematischen oder „ewigen Wahrheiten" begreifen, die wir nicht aus der Erfahrung langsam und mühselig aufbauen, sondern über alle Erfahrung hinaus als „ewige Wahrheit" denknotwendig „setzen" oder „fordern".

Wer sich seinen Gott in Holz oder Stein veranschaulichend symbolisiert, handelt freilich nur menschlich; wer aber diesen Gott mit seinem anschaulichen Symbol bewußt oder unbewußt identifiziert, handelt untermenschlich. Erst wer hinter dem sichtbaren Symbol, also dem wirklichen, für die Sinne faßbaren Gott den wahren Gott, den bloß gedachten, nur für den Verstand vorhandenen und durch intuitive Anschauung zu erfassenden, als unaufhebbare logische Denkforderung substituiert, handelt übermenschlich, d. h. überzeitlich und überräumlich, zumal Zeit und Raum, mit Schopenhauer zu sprechen, nur die **Principia individuationis** sind.

Als logische Forderung erscheint mir aber das Dasein Gottes erst dann gerechtfertigt, wenn wir den umgekehrten Weg einschlagen, den uns Feuerbach gewiesen hat. Feuerbach sagt einmal von seinem eigenen Entwicklungsgang: Gott war mein erster, die Welt mein zweiter, der Mensch ist mein dritter und letzter Gedanke. Deshalb löste sich ihm zuletzt alle Philosophie in Anthropologie auf. Wir werden umgekehrt vom Menschen unseren Ausgangspunkt nehmen, um bei Gott als unserem Zielpunkt anzulangen. Der seelische Ursprung der Gottes- und Weltbegriffe aus dem Vermenschlichungsbedürfnis wird auch von uns zugegeben. Auch in unseren Augen schufen sich die Menschen ihre Götter nach ihrem Ebenbilde. Was in den Religionen Animismus, Naturbeseelung heißt, nennen wir in der Philosophie mit Lipps „Einfühlung". Nur sehen wir in diesem psychologischen Prozeß des einfühlenden Gottsuchens und Gottschaffens, der geradlinig emporführt von der anarchischen Willkür des Fetischismus bis zur konstitutionell regierten Universalmonarchie des Monotheismus, kein wirres Chaos von Meinungen, keinen wilden Haufen von sinnlosen Vermutungen, sondern einen regelrechten Aufstieg, einen in der Weltgeschichte sich verwirklichenden logischen Entwicklungsprozeß. Genau so wie alle Menschen sich ungeachtet ihrer Sprachverschiedenheit zu einer Logik bekennen, ganz ebenso arbeiten sie sich ungeachtet ihrer

Bekenntnisverschiedenheit in den Konfessionen zu einem Gott, in der Philosophie zu einer Substanz empor. Der Aufstieg von Fetischismus, Animismns, Totemismus, Schamanismus und Polytheismus zum Monotheismus ist nach alledem kein Willkürprozeß, sondern zielsichere, geradlinige, unaufhebbare Entwicklungsrichtung derselben einheitlichen Menschennatur, die alle Menschen trotz Verschiedenheit des Blutes, der Rasse, der Tradition, der Sitte, des Rechts und der Sprache infolge der identisch organisierten Vernunft mit ihren identischen Erfahrungen doch letzten Endes zu einer und derselben Logik geführt hat. Das ist der ewige Erziehungsplan der Geschichte, von dem Lessing, Herder und Schiller sprechen. Die Tendenz zur Vereinheitlichung, das unaufhebbare Streben der Menschennatur nach „vollkommen vereinheitlichter Erkenntnis" entspricht durchaus jenem Kraftersparnissystem der Natur, das uns befiehlt, mit einem Minimum von Arbeit ein Maximum von Ertrag zu gewinnen. Wir fühlen in das Universum unsere eigene Ich-Einheit hinein. Vereinheitlichung ist gleichbedeutend mit Ordnung. Die einzelnen Wissenschaften sind nichts anderes als Ordnungssysteme, und bringt man unter die einzelnen Wissenschaften selbst wieder eine vereinheitlichende Ordnung hinein, so entsteht das philosophische Weltbild oder System. Die Naturforscher führen darum alle Naturgesetze auf ein einziges oberstes Ordnungsprinzip zurück: das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Die Philosophen streben den Nachweis an, daß alle Wissenschaften, die Naturwissenschaften ebenso wie die Geistes- oder Kulturwissenschaften, ein einheitliches System darstellen. Die Astrophysiker lehren uns, daß im ganzen Planetensystem genau dieselben Kräfte wirksam und Gesetze gültig sind wie auf unserem eigenen Planeten. Den Zug nach Vereinheitlichung haben sogar die sozialen und politischen Einrichtungen gemeinsam. Aus tausend und abertausend Symptomen läßt sich dieser unwiderstehliche Zug zur Einheit geschichtlich aufdecken. Die Logik der Geschichte verkündet uns das prophetische Wort: Die Menschheit will von der wirren Mannigfaltigkeit erlöst seiu.

Woher stammt nun dieser untilgbare Einheitstrieb der Menschennatur, der allüberall an Stelle der sichtbaren Vielheit eine gedankliche Einheit setzt? Es ist immer der gleiche Prozeß der subsumierenden Ordnung, d. h. des Unterordnens der Vielheit von Merkmalen unter die hinzugedachte Einheit des Trägers dieser Merkmale, und je höher der Menschengeist sich entwickelt, desto vollkommener ist in ihm die Fähigkeit ausgebildet, zu subsumieren, zu generalisieren, zu abstrahieren. Was ist diese unter Kulturmenschen sich täglich immer schärfer herausarbeitende Fähigkeit anderes als virtuoses Vereinheitlichen? Die eigene Einheit ist das Urbild, die Welteinheit oder Gotteinheit das eingefühlte Abbild dieses Urbildes. Wir beseelen das Universum mit unserer Einheit. Wo das Auge eine kaum übersehbare Vielheit von Gegenständen sieht, da schiebt der Verstand die Einheit zuerst des Gegenstandes,

sodann des Begriffs unter. Abstrakt denken heißt in der Sprache des gesunden Menschenverstandes nichts weiter, als kunstgerecht vereinheitlichen, die Mannigfaltigkeit der Eindrücke in der Erfahrung vermittels unserer Verstandesfunktionen zur Einheit des diese Vielheit bannenden Begriffs verdichten. Dieses vereinheitlichende Bedürfnis, diese Projektion oder dieses „Einfühlen" des „Ich" in die „Umwelt" gehört zur menschlichen Grundnatur. Es bleibe dahingestellt, ob diese „transzendentale Einheit der Apperzeption", wie sie Kant genannt hat, von Ewigkeit her als Wiegengeschenk der Natur uns Menschen a priori anhaftet, oder ob sie nur auf dem Wege der Vererbung als erworbene Eigenschaft eines mechanisch gewordenen Assoziationszwanges unserer Hirnrinde zu deuten ist, wie Spencer im Sinne Humes diese Theorie ausgebaut hat. Auch an eine dritte Möglichkeit, die neuerdings Mach und Avenarius in die philosophische Debatte geworfen haben, dürfte zu denken sein, daß nämlich dieser Einheitstrieb nur Ausfluß einer Denkökonomie ist, die ihrerseits wieder einen Spezialfall des Weltgesetzes vom kleinsten Kraftmaß darstelle. Danach hätte sich die Gattungserfahrung über alles Schädliche und Nützliche zu einem in abgeschliffenen Assoziationsbahnen funktionierenden Gattungsgedächtnis (Mneme) verdichtet. Alle diese Deutungen gehen indes nur den seelischen Ursprung dieses Vereinheitlichungsdranges an, nicht aber seinen Geltungsbereich. Dieser Einheitstrieb oder Einfühlungstrieb (Introjektion bei Avenarius), der in der Naturwissenschaft zur Einheit des Weltgesetzes, in der Geschichte zur politischen Einheit der führenden nationalen Staaten, in der Philosophie zum Substanzbegriff oder zu einem System vollkommen vereinheitlichter Erkenntnis, in der Religion endlich zu einem Gott geführt hat, ist eine unleugbare Tatsache des gesamt-menschlichen Bewußtseins, gleichviel welche Ursache, welcher seelische Ursprung dieser Tatsache zu Grunde liegen mag. Mit dieser Tatsache des „einfühlenden" oder „introjizierenden" Vereinheitlichungsstrebens haben wir unbedingt zu rechnen, denn diesem obersten Ordnungsprinzip der Vereinheitlichung verdanken wir, wie alle Wissenschaft, so alle Kultur überhaupt. Was wir aber genötigt sind, uns als real und objektiv vorzustellen, sagt einmal der Religionsphilosoph Lipsius, das ist für uns die Wahrheit; eine andere Wahrheit, die nicht für uns wäre, bleibt eine leere Verstandesklügelei, ein Schatten und Schemen. Jede Wahrheit, auch die logische, und diese allerobers, ist eine Wahrheit für uns. Esse est percipi, heißt es seit Berkeley. Eine Wahrheit, die nur für einen Menschen gilt, nennen wir individuell-subjektiv; eine Wahrheit aber, die für die ganze Gattung gilt, ist generell-subjektiv, oder eine überzeitliche, logische Wahrheit. Auch die „ewigen Wahrheiten" in Logik und Mathematik sind solchergestalt generell-subjektiv; denn sie gelten nicht willkürlich für ein Individuum, sondern notwendig für alle Lebewesen, die sich derselben logischen Funktion bedienen. Die einzelne Erfahrung gilt daher nur für das

Individuum, die ewige Wahrheit gilt für die Gattung oder das gesamtmenschliche Bewußtsein, das, wie wir wissen, eine identisch organisierte Vernunft und infolgedessen nur eine Logik hat. Dieses Generell-Subjektive fällt nach alledem mit dem zusammen, was man logisch-objektiv zu nennen pflegt. Objektive Wahrheit ist daher eine solche Wahrheit, die dem Belieben des Individuums entrückt ist, da sie bindende Gültigkeit für die ganze menschliche Gattung besitzt. Mag Feuerbach auch im Rechte sein, daß alle Gottesbegriffe, also auch der monotheistische einer Verdoppelung und Hinausprojizierung des menschlichen Ich ihr psychologisches Dasein danken, so schreckt uns diese Deutung nicht im geringsten. Wir geben zu: die Icheinheit, die der Mensch in seinem eigenen Bewußtsein als zusammenfassende Einheit der Myriaden von Eindrücken empfindet, einerlei ob mit logischem Recht, wie Kant behauptet, oder zu Unrecht, wie Hume darzutun versucht, ist das ewige Modell der Einheit Gottes. Projizieren wir nämlich unser unaufgebbares Ordnungsprinzip nach innen, so entsteht das Ichbewußtsein; projizieren wir es nach außen, so entsteht das Gottesbewußtsein. Das fetischistische Einfühlen in das Einzelding gehört dem Kindheitszustande des Menschengeschlechts, das pantheistische Einfühlen der Icheinheit in die Gotteinheit gehört dem mit dem Monotheismus mündig gewordenen Menschengeschlechte an. Der Quell der Welt, heiße dieser Natur oder Gott, ist für uns Menschen immer ein Widerschein unseres Selbst. Immer ist es die als ruhend angenommene Einheit unseres Ich, die wir der hypostasierten Einheit des Außen, des Weltengrundes oder Gott leihen. Wie sich, nach innen gesehen, die Millionen von Empfindungen, die jeder Mensch in sich erlebt, verhalten zur Einheit seines Bewußtseins, das alle diese Empfindungen verarbeitet und bewältigt, so verhalten sich die Trillionen außerhalb des menschlichen Bewußtseins liegenden Gegenstände zur Einheit des Universums oder Gottes. Dieser Aufstieg des menschlichen Bewußtseins von der Wirklichkeit zur Wahrheit, von der Tatsächlichkeit zur Ursächlichkeit, von der Zufälligkeit zur Notwendigkeit, von der Mannigfaltigkeit der sinnfälligen Eindrücke zur vereinheitlichten logischen Funktion des Verstandes, kurz von den einander scheinbar widersprechenden Tatsachen zu ihren letzten logischen Beziehungen und verborgenen Beweggründen, das ist ein offenbarer logischer Zwang, die φαντασία καταληπτική des menschlichen Gattungsbewußtseins, der auch dann noch bestehen bleibt, wenn man selbst mit Hume anzunehmen gewillt ist, daß dieser seelische Zwang seinem Ursprunge nach ein Produkt der Gewohnheit und der Assoziationsgesetze ist, wie Spencer uns begreiflich zu machen sucht. Der Zwang ist da; er ist ein Faktum von unaufhebbarer Geltung. Aus diesem Zwange erklärt es sich, daß und warum die Einheitstendenz aller Wissenschaft, aller Religion und Philsophie so sehr im Blute steckt, daß die Einheitsdeutung eine logische Denkforderung geworden ist, in der sich die großen Religionstypen und Philosophiesysteme so vielfach

begegnen. Der Consensus gentium in Bezug auf eine einheitliche Erklärung mag wohl an sich keine Beweiskraft besitzen, aber er gewinnt Bedeutung, wenn er auf logische Wurzeln zurückdeutet. Deshalb sind die großen Religionsschöpfer und Systembildner in den Hauptzügen übereinstimmend zu einer Substanz oder zu einem Gott gelangt, weil diese Einheitsdeutung als notwendige Selbstverdoppelung der Scheinheit in der regelrechten logischen Entwicklungslinie des menschlichen Gattungsbewußtseins liegt.

Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Max Gg. Zimmermann: Nationalbewußtsein.

Nationalbewußtsein, wie unvergeßlich herrlich flammte es auf in den ersten Augusttagen 1914, als die Feinde von drei Seiten über uns herfielen, als Millionen von Männern sich ungerufen zu den Fahnen drängten, um ihr Leben dem Vaterlande zu weihen! Von einer rauschenden Melodie des Patriotismus wurde unser ganzes Volk emporgetragen, ein erhabener Schwung ging durch alle Seelen, das Leben wurde zum Epos. Wie verstanden wir mit einem Male frühere Zeiten, die ähnliches erlebt hatten: die siegreichen Kämpfe der Griechen gegen die Perser, der Niederländer gegen die Spanier, wie nahe trat uns die hinreißende Begisterung der Befreiungskriege unseres eigenen Volkes.

Bitter not tun uns die gleichen Empfindungen, nun der Krieg sich, wenigstens nach einer Seite hin, seinem Ende zu nähern scheint, nun es gilt die Ernte, die uns das Schwert so herrlich gemäht, sicher einzubringen. In diesem großen Augenblick dürfen wir nicht an Weltbürgertum denken, hier heißt es Bürger des Vaterlandes zu sein. Was damals beim Ausbruch des Krieges recht war, es ist auch noch heute heilig. Noch immer sind wir in der Notwehr, und so lange Menschen auf Erden leben, werden wir und alle anderen Völker immer darin bleiben. Denn Kampf ist die Losung des Daseins, nicht nur unter den Menschen, sondern auch unter den Tieren und Pflanzen, ja in der unbelebten Natur. Daher ist es eitel Phrasengeklingel, vom ewigen Frieden zu sprechen. Friede ist nur durch Macht zu erzwingen, und Frieden und Recht wird es immer nur geben, wenn derjenige, der die Macht in Händen hat, beides will, wie es in den letzten vier Jahrzehnten der Machtstellung Deutschlands gewesen ist. Gewiß, auch im Kampfe soll und muß Rücksicht auf den Gegner genommen werden, sonst ist er eine wüste Rauferei, die Ritterlichkeit des Kampfes ist ein Zeichen der Kultur, und sie steht himmelhoch über dem Knock out der Engländer. Aber innerhalb dieser Grenzen

muß das Schlagwort vom Sacro egoismo, das seine Erfinder, die Italiener, so schamlos mißbrauchen, hellklingend gelten.

Das Nationalbewußtsein ist es, das immer in der Geschichte zu Erfolg geführt hat. In nichts spricht die Vergangenheit so unmittelbar zu uns, wie in den Werken der Kunst. Konzentriert sind die Empfindungen früherer Zeiten darin aufbewahrt. Die Werke der bildenden Kunst sind materiell dieselben, auf denen die Hände ihrer Schöpfer geruht haben. Ihr Geist, den sie hineingegossen, lebt unmittelbar darin fort und spricht zu uns. Nicht anders redet der Dichter über die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg, wir hören ihn, wie ihn seine Zeitgenossen vernahmen, und die Töne der Musik vergangener Zeiten brauchen wir nur wieder anzuschlagen, um sie auf uns wirken zu lassen, wie sie die Mitlebenden empfanden. So können uns die Künste am besten in die Empfindungen früherer Geschlechter einführen, und wenn wir sie durch die Jahrhunderte verfolgen, dann vergegenwärtigen sie uns aufs schärfste die Individualität der einzelnen Völker. Sie klären uns auch über deren Nationalbewußsein unmittelbar auf.

Worin liegt jenes Wunder begründet, daß die beiden an Zahl winzigen Völker, die Griechen der Weltmacht der Perser, die Niederländer dem Reiche, in dem die Sonne nicht unterging, widerstanden? Ihre Kunst gibt uns die Antwort. Das hohe Verdienst der griechischen Kunst beruht darin, daß sie sich aus den orientalischen Beeinflussungen, in die sie anfangs verstrickt war, energisch losmachte und sich ganz auf nationalen Boden stellte, während die Malerei der Holländer von Anfang an, abgesehen von einigen Nebenströmungen, national gewesen war, und ohne nach rechts und nach links zu sehen, dem Volkstum einen so vollen Ausdruck gab, daß er noch heute wie das Leben auf uns wirkt. Das war bei beiden Völkern nur das äußere In-Erscheinung-treten der nationalen Geschlossenheit, die ihnen das Schwert schärfte, den Hieb führte und das Rückgrat zum Widerstande stärkte, ewiger Bewunderung würdig.

Viel mehr als bei den Griechen und Holländern wurde bei den Spaniern und Engländern die Kunst von außen beeinflußt. Die spanische Malerei stand lange unter der Einwirkung teils der italienischen, teils der niederländischen, aber sie arbeitete sich schließlich daraus zum Schaffen der Zurbaran, Velazquez, Murillo, Goya empor, das alle fremden Schlacken abgeschüttelt hatte und dem national spanischen Wesen restlosen Ausdruck gab. Die Engländer haben wenig erfindenden Geist für die Form der Kunst bewiesen, aber sie waren, weil ihr Nationalgefühl bezwingend stark war, ungemein geschickt, fremde Stile zu nationalisieren. So behielten sie von dem, aus Frankreich eingeführten gotischen Baustil im Lauf der Entwicklung schließlich nur das ihnen liegende Malerisch-Dekorative bei, während sie seine wesentliche Grundlage, das Konstruktive, fast ganz ausstießen, seinen Vertikalismus trotz alles „perpendikularen" durch querschießende, abschließende und umrahmende Horizontalen zum rechtwinkligen verkehrten, und diesem ursprünglich spezifisch kirchlichen Stil ein profanes Element zu geben

wußten, sodaß er in England seinen schönsten Ausdruck in weltlichen Gebäuden fand. Im 17. und 18. Jahrhundert war es dann die palladianische Antike und Renaissance, die die Briten geradezu zum englischen Nationalstil machten. Die Selbstzurückhaltung des Engländers, seine Entschlossenheit, seinen Gedanken und dessen Ausdruck immer in der Hand zu behalten, gaben dem Stil die steifleinene Korrektheit, und dessen angeblich große und feierliche, aber innerlich hohle Gebärde war der richtige Cant, der darauf angelegt war zu imponieren. Die englische Malerei von der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert verwendete die Vorbilder der venezianischen Malerei und van Dycks so geschickt und übersetzte sie so restlos ins englische, daß bei der Ausstellung englischer Malerei in der Akademie der Künste zu Berlin einige Jahre vor dem Kriege selbst Kunsthistoriker sich täuschen ließen und diese Malerei als etwas urenglisches priesen.

Der Stärke dieses Nationalgefühls, wie es die bildenden Künste offenbaren, entsprechen die politischen Erfolge, die die Griechen, Holländer, Spanier und Engländer, gestützt auf ihre Waffen, hatten. Alle vier sind Kolonialvölker ersten Ranges: die Griechen besiedelten mit ihren Kolonien die ganze damals bekannte Welt, die Holländer hatten überseeische Besitzungen, die das kleine Mutterland an Größe um ein Vielfaches übertrafen, Spanien war und England ist ein Weltreich. Darüber hinaus eroberte und durchdrang der griechische Geist alle Länder, selbst uralter Kultur, und welche Macht der englische Geist und seine Abwandelung oder besser Karrikatur, der englisch-amerikanische in der Welt hat, wenn auch in einem dem Kulturbringenden des griechischen gerade entgegengesetzten Sinne, das erfahren wir zu unserem Schaden alle Tage.

Das französische Wesen ist so konzentriert, so begabt mit erfindender Formenphantasie, daß es zwei neue Architekturstile, die Gotik und das Rokoko, zu schaffen vermochte. Das zwiespältige Wesen der Franzosen, auf der einen Seite nüchterne Raison, auf der andern Überschwang und Schwall, spricht sich in beiden Kunstepochen aus. Die Raison führte in der Gotik zum Tothetzen der konstruktiven Gedanken, im Rokokozeitalter zu der nüchternen Außenseite der Gebäude, der Überschwang und Schwall ließ die verwirrende Fülle der Dekorationsformen in beiden Stilen entstehen. Die Dekoration ist die Sprache der Baukunst und beide Epochen sprechen in dieser Beziehung ein reines Französisch. Wie die französische Sprache das Erzeugnis einer spitzen, scharf akzentuierenden Zunge ist, so wird der Bau durch die gotische Dekoration mit einer Art von Spitzengewebe überschüttet, und eine innere Verwandtschaft damit hat auch das Rokoko, nur daß die geschwungene Linie, die auch der Flamboyant schon einführt, und die leichte, tändelnde Grazie die Oberhand gewonnen haben. Aber auch fremde Stile vermochte der Franzose stark zu nationalisieren. Die italienische Renaissance-Architektur erhielt in Frankreich eine Eleganz und Leichtigkeit, die ihr in ihrem Heimatlande fremd war. Nicht in Nachahmung, sondern von innen heraus, entwickelte sich gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts in der Skulptur eine Anmut, die der

griechischen gleich kam und die sich schon im Zeitalter des gotischen Stils an dem reichen Skulpturenschmuck der Kathedralen gezeigt hatte. Wer wollte verkennen, wie eminent französisch die koloristisch delikat abgestimmten Malereien eines Watteau sind, trotz ihrer Ableitung aus der Farbenskala des Rubens.

Ein starkes Sich-selbst-genügen hat die Franzosen verhindert, ein Erobererwolk zu werden wie die Griechen, Holländer, Spanier und Engländer, außer wenn sie durch die Eitelkeit, die Sehnsucht nach gloire dazu getrieben wurden, wie zu den Zeiten des Sonnenkönigs und Napoleons. Aber dann haben sie vermöge ihrer nationalen Geschlossenheit dieselbe Stoßkraft bewiesen wie jene anderen Völker. Dafür hat ihre Kultur einen Eroberungszug angetreten, wie außer der griechischen und italienischen keine andere, die Gotik und der Rokokostil haben sich überall hin verbreitet, und die französisch-mittelalterliche und die des 18. und 19. Jahrhunderts eine weltweite Wirkung ausgeübt. Die Italiener, deren Kunst ebenfalls eine hohe nationale Geschlossenheit besitzt, haben anders als die Vorbesitzer ihrer Halbinsel, die Römer, kein Talent für Krieg und Eroberungen bewiesen. Seitdem sie politisch überhaupt eine Nation sind, d. h. seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, sind sie in allen Kriegen geschlagen worden. Dafür ist die Wirkung ihrer Kultur und Kunst eine umso größere gewesen.

Auch wir Deutsche haben die Fähigkeit zu nationaler Kunst in hohem Maße bewiesen, aber leider immer nur als verhältnismäßig kurzes Zwischenspiel in der wechselnden Beeinflussung durch die Kunst anderer Völker. Der sogenannte romanische Baustil, nicht durchaus auf deutschem Boden entstanden, hat doch seinen höchsten und reichsten Ausdruck in Deutschland gefunden. Seine ruhige Würde, seine kraftvolle Gedrungenheit, sein zarter Sinn für die Verteilung des Schmucks, seine behagliche Wärme, seine tiefe Seelenstimmung im helldunklen Innern sind ein guter Ausdruck deutschen Wesens. Die krause Phantasie spätgotischer Formen, nachdem der französische Stil endlich ganz deutsch nationalisiert war, das wuchtige monumentale Naturgefühl in den spätromanischen Statuen, die Gemütstiefe, die lebenswahre Charakteristik in den plastischen und malerischen Werken des Renaissancezeitalters, die philosophische und grüblerische Tiefe, das Suchen nach Wahrheit, die dichterische Erfindungskraft in den Werken Dürers, die koloristische, fast musikalische Feinheit in der schwäbisch-allemannischen Malerschule, die Unergründlichkeit, der umfassende Gedankenreichtum und die poetische Schöpferkraft der deutschen klassischen und romantischen Dichtkunst und vieles andere beweisen, daß auch wir eine Nation sind, die an Eigenart hinter keiner andern zurücksteht und die meisten an innerer Fülle übertrifft. Ja, in der Musik hat auch unser Volk Welterobernbdes geleistet, und unsere großen Tondichter wie Haendel, Bach, Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, Wagner, haben internationale Bedeutung wie nur je Künstler irgend welcher Art und Herkunft.

Politisch hat das deutsche Nationalgefühl erst spät begonnen sich zu betätigen. Die Befreiungskriege waren wohl die ersten, die unter rein-nationalen Gesichts-

punkten geführt wurden. Damit erwachte die Sehnsucht nach dem einheitlichen Deutschen Reich, die 1870/71 ihre glänzende Erfüllung fand. Wir haben bei andern Völkern gesehen, welche Kraft der nationalen Geschlossenheit innewohnt, wie sie mit innerer Notwendigkeit eine bedeutende Stellung in der Welt verleiht, sei es politisch, sei es kulturell. Auf keine andere Weise ist diese zu erreichen. Die Russen, der an Zahl mächtigste unserer Feinde, sind zuerst zusammengebrochen, weil ihnen die einheitliche Kultur und die einheitliche nationale Kraft fehlen. Wohl sind die neueren russischen Schriftsteller tief und reich an Eigenart, aber sie sind nur die Vertreter einer dünnen Oberschicht und mehr negierend als aufbauend. Der Überkultur der Gebildeten steht die Unkultur der Masse gegenüber. Wie wenig einheitlich die Russen als Nation sind, beweist ihr staatliches Auseinanderfallen nach der Abschüttelung des Zarentums.

Bei uns ist das Nationalbewußtsein vorhanden, und in welcher Stärke es auftreten kann, beweisen die Kunst, die Kriege des 19. Jahrhunderts und die unvergeßlichen Taten des Weltkrieges. Dreieinhalb Jahre hat es bisher in der Not der Bedrängnis Wunder über Wunder verrichtet. Hüten wir uns, daß es nur Episode bleibt wie mehrmals in der deutschen Kunst und — noch verderblicher an Wirkung — in der Politik. Halten wir jetzt bei den in Gang befindlichen und bevorstehenden Friedensschlüssen daran fest. Der Egoismus ist im Leben der Völker wirklich heilig. Nicht Rücksichtnahme und Entgegenkommen, sondern allein Stärke schafft uns Freunde, und unter diesen werden nicht die letzten diejenigen sein, die unsere Kraft und Beständigkeit unmittelbar verspürt haben, weil es ihnen Vertrauen gibt, daß eine von uns vertretene Sache auch durchgeführt wird.

Arnold Rechberg: General Hoffmann.

Die höchsten Leistungen auf allen Gebieten menschlicher Betätigung werden zur Kunst. Eine diesen Begriff völlig umschreibende Auslegung ist noch nicht gefunden worden; man könnte aber wohl sagen, daß das künstlerische Ingenium da beginnt, wo aufhört, was sich erlernen läßt und was auf logischen Schlüssen des Verstandes allein aufgebaut ist.

Das Handwerk des Soldaten beruht an sich auf sehr realer Grundlage und ist zunächst weit von allem entfernt, das wie Phantasie erscheint. Und trotzdem, da, wo das Soldatenhandwerk in die Kunst des Feldherrn übergeht, wird das Vorstellungsvermögen des Heerführers, seine Phantasie im künstlerischen Sinne, zum ausschlaggebenden Faktor.

Der Künstler des Meißels oder der Feder hat eine größere Vorstellungsfähigkeit, als sie andern Menschen gegeben ist, und er verleiht ihr durch die Beherrschung des Steins oder des Wortes Ausdruck. Der Künstler des Schlachtfeldes hat ganz ebenso ein angeborenes Gefühl für die strategische Gesamtlage, das nicht auf verstandesmäßigen Schlußfolgerungen allein aufgebaut werden kann. Sein Plan entsteht aus der gefühlsmäßigen Abschätzung strategischer Imponderabilien, und die Truppe, die er führt, wird zum Ausdrucksmittel seiner Kunst. Der Feldherr muß ein instinktives Gefühl für die Leistungsfähigkeit und die Stimmung der eigenen Truppe, für die gleichen Faktoren beim Feind, für das Verhältnis zwischen notwendiger Truppenstärke und Gelände und für unzählige andere Imponderabilien seiner Kunst besitzen. Der alte Feldmarschall Graf Haeseler bezeichnete das immer mit den Worten, daß ein Führer fühlen müsse, wieviel Truppen ein Gelände faßt und wieviel es verbraucht.

In Armeen von alter und fester Tradition werden sich mit Sicherheit immer Generale finden, die ihr Handwerk von Grund aus verstehen und daher tüchtige Führer sein müssen. Militärische Künstler aber stehen über der Schule. Die Schule kann ihnen höchstens die Beherrschung der für ihre Absichten notwendigen Formen und Mittel erleichtern, und es ist daher nicht mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß im Kriegsfall ein solcher strategischer Künstler an der Spitze des Heeres stehen wird.

Es ist für das deutsche Volk ein besonderes Glück gewesen, daß ihm wiederholt beschieden war, solche Künstler des Soldatenhandwerks in den entscheidenden Augenblicken zu besitzen, Friedrich der Große war ein Künstler des Schlachtfelds, und der Feldmarschall von Moltke ist es auch gewesen, obgleich man versucht hat, ihn nur als einen kühlen Rechner der Strategie zu bezeichnen. Man hat dabei vergessen, daß nicht der kleinste Teil der Erfolge Moltkes seiner Fähigkeit zugeschrieben werden muß, die persönlichen Eigenschaften der feindlichen Führer mit divinatorischer Sicherheit zu fühlen und in seinen Plan einzustellen.

Auch im Weltkrieg hat das deutsche Volk wiederum das Glück gehabt, unter der großen Zahl tüchtiger Generale, die gemäß der alten Tradition der preußischen und deutschen Armee an der Spitze seiner Heere standen und mit deren Vorhandensein es von vornherein hatte rechnen können, Feldherren zu finden, deren Begabung über diesen hohen Durchschnitt hinausreicht. Die Schlacht bei Tannenberg war der erste Beweis, daß in dem Feldmarschall von Hindenburg die Eigenschaften Friedrichs des Großen und Moltkes leben. In dieser Schlacht ist neben dem General Ludendorff der jetzige General Hoffmann der treue Gehilfe des Feldmarschalls gewesen. Er hatte, ehe Hindenburg nach Ablösung seines Vorgängers mit Ludendorff bei dem Ostheer eintraf, die Truppen so bereitgestellt, daß sie Hindenburg ohne weiteres nach seinem genialen Plan ansetzen konnte, der zur Schlacht bei Tannenberg geführt hat. Als der Feldmarschall von Hindenburg dann im Jahre 1916 mit Ludendorff an die Spitze der gesamten deutschen Streit-

macht berufen wurde und der militärisch sehr befähigte Prinz Leopold von Bayern an seine Stelle trat, wurde General Hoffmann, der seinerseits in die Stelle Ludendorffs als Chef des Stabes der Ostfront einrückte, die Möglichkeit geboten, zu zeigen, daß er in des Meisters Schule selbst zum Meister geworden war. Die Operationen im Osten während des vorigen Jahres gegen Galizien, Riga und Oesel, deren Plan General Hoffmann nach den Direktiven Hindenburgs und Ludendorffs und nach den Absichten und Befehlen des Prinzen Leopold entworfen hat, haben bewiesen, daß auch General Hoffmann zu den Künstlern des Schlachtfeldes gezählt werden muß.

General Hoffmann hat nicht nur als Soldat seinen Namen in die Tafeln der Geschichte eingegraben.

Er hat die Waffenstillstandsverhandlungen in Brest-Litowsk geleitet und konnte sie trotz mancher Schwierigkeiten zum erfolgreichen Ende führen. Er hat bei diesen Verhandlungen großes diplomatisches Geschick gezeigt.

Auch an den folgenden Friedensverhandlungen wurde er als Beauftragter der Obersten Heeresleitung beteiligt.

Die Führung von Friedensverhandlungen wächst über den Rahmen militärischer Fragen hinaus. Sie ist im wesentlichen eine staatsmännische und politische Angelegenheit.

Aus diesem Grunde geht ihre Leitung an die Staatsmänner über, die der Nation verantwortlich sind. Aber auch für die Staatsmänner sind General Hoffmanns Anschauungen von großem Wert gewesen.

Dr. Jacques Stern, Amtsrichter in Berlin: Die Staatsauffassung der Vorkämpfer „Mitteleuropas".

Der Mitteleuropa-Gedanke ist kein Erzeugnis des großen Völkerringens der Gegenwart. In ihren Ansätzen fast so alt, wie die Lebensgemeinschaft der im Herzen Europas vereinten Staaten, hat die Idee, daß diese Staaten nicht bloß infolge ihrer geographischen Lage, sondern kraft der Eigentümlichkeit des deutschen Geistes einen besonderen, kulturellen Beruf in der Welt zu erfüllen haben, doch erst feste Form gewinnen können, als gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts Rußland auf der Weltbühne erschien, unter Peter dem Großen und Katharina II. die Türkei von Europa abdrängte und als christliches Reich, ebenbürtig und bündnisfähig mit den Westmächten, zur Großmacht erstarkte. Der Geschichte des Mitteleuropa-Gedankens als politischer Idee, der Betrachtung der

deutschen Vergangenheit in seinem Lichte ist meine Schrift „Mitteleuropa" (Der Deutsche Krieg, Heft 92, Stuttgart und Berlin 1917) gewidmet. Fünf Männer insbesondere treten als Vorkämpfer dieses — seit etwa fünfundzwanzig Jahren zu neuem Leben erwachten — Gedankens aus der Schar mehr oder weniger bewußter Anhänger hervor: Leibniz, List, Frantz, Planck und Lagarde.

Als politische Idee ist der Mitteleuropa-Gedanke vorwiegend unter dem Gesichtspunkte der äußeren Politik zu betrachten. Aber auch innerpolitisch ist er von hoher Bedeutung. Äußere und innere Politik sind einmal nicht zu trennen. Diesen Zusammenhang hat man in Deutschland vielfach verkannt; Constantin Frantz hat ihn stets eifrig betont. Sodann gebietet die Zeit, mitteleuropäische Denkgewohnheiten aufzuzeigen und zu entwickeln. Wenn man von einem mitteleuropäischen Menschen gesprochen hat, so kann dies vernünftigerweise nicht vom naturwissenschaftlichen, wohl gar rassenbiologischen Standpunkte aus verstanden werden; rechts- und wirtschaftspolitisch dagegen kann das Wesen des zur mitteleuropäischen Staatengruppe gehörigen Menschen auf seine Eigenart untersucht werden. Die Grundlage einer solchen Untersuchung bildet die Frage nach dem Vorhandensein und dem Sinne einer mitteleuropäischen Staatsauffassung. Damit haben wir einen Gegenstand umschrieben, der, groß auch durch seine praktische Bedeutung, die Gestaltung unserer Zukunft zu beeinflussen geeignet und gerade darum kulturgeschichtlich und rechtsphilosophisch einer Betrachtung würdig ist.

Dieser umfassenden Aufgabe von einer Seite näher zu kommen, ist der Zweck dieser Arbeit. Sie will in gedrängter Zusammenfassung zeigen, was die wichtigsten Vorkämpfer des Mitteleuropa-Gedankens über den Staat gedacht haben.

Damit finden wir zunächst geschichtlich eine Grundlage für die Erfassung mitteleuropäischer Staatsgesinnung. Darüber hinaus erhebt diese oder jene Ansicht Anspruch auf praktische Durchführbarkeit. Als Ergebnis werden wir trotz der Verschiedenheit des Ausgangspunktes und mancher grundsätzlichen Abweichungen in Einzelfragen die Einheitlichkeit der Gesamtauffassung vom Staat bei ihnen allen erkennen und damit einen wichtigen allgemeinen Gesichtspunkt für die Beurteilung der mitteleuropäischen Staatsgesinnung gewinnen.

Was diese Männer, wenn auch der Zeit voraus, so doch unter ihrem Einfluß stehend, über den Staat gedacht haben, muß aus verstreuten Äußerungen in ihren Schriften zusammengestellt werden. Eine systematische Zusammenfassung finden wir allenfalls bei Frantz (Die Naturlehre des Staates als Grundlage der Staatswissenschaft, Leipzig und Heidelberg 1870). Vollständigkeit der Darstellung ist schon durch die Weite des Gebietes ausgeschlossen; nur leitende Gedanken, und auch solche bloß in Auswahl können hier geboten werden.

An der Spitze steht Leibniz (1646 bis 1716). Sein Denken fiel in eine Zeit, als Rußlands Auftreten auf der Weltbühne einen Abschnitt in die Geschichte

Mitteleuropas zeichnete und die Geburtsstunde des Mitteleuropa-Gedankens wurde. Mit dem Blicke des Genies hat Leibniz vor fast 250 Jahren diesen Zusammenhang erfaßt. Hier beschäftigt uns nur seine Staatsauffassung. Ihr Bild im Zusammenhange läßt sich nur gewinnen, wenn man die verstreuten juristischen, philosophischen und politischen Gedanken dieses größten deutschen Polyhistors und Vorläufers der Aufklärung über den Staat zu einem Ganzen verbindet. Dann aber erkennt man, daß sie eine Einheit bilden gerade wegen der ausgleichenden, die Gegensätze vereinigenden Art dieses Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges für den Bau des auf sittlicher Grundlage ruhenden „Kulturstaates" verwertenden Denkers. In seiner Staatsauffassung, die er teils dem Staatsideal, teils der Wirklichkeit d. h. den Menschen und Dingen, wie sie sind, entsprechend entwickelt, finden wir sein sittliches Prinzip des größtmöglichen Wohles aller Einzelnen wieder. Im Jahre 1705 bestimmt er unter Aufrechterhaltung seiner früheren Ansichten den Staat als „une grande société dont le but est la sécurité publique". Also Sicherheit nach außen und innen; damit ist auch der Gedanke des Rechtsstaates ausgesprochen, den er unter Entwickelung des Freiheitsbegriffes weiter ausgebildet hat. Beiläufig sei hier darauf hingewiesen, daß Leibniz sich mit der jetzt durch den Gegensatz „Gesetz und Richterspruch" gekennzeichneten Frage eifrig beschäftigt und immer wieder für die bindende Kraft des Gesetzes ausgesprochen hat. Als wichtigste praktische Folgerungen aus Leibniz' Staatsauffassung sind zu nennen: Die Staatsform ist geschichtlich und national bedingt; unter Ablehnung des Absolutismus finden wir bereits die Forderung konstitutioneller Schranken und den Gedanken einer Volksvertretung, Gebundenheit des Herrschers durch das Recht, Freiheit und Gleichheit der Bürger, Unterordnung des Einzelnen unter die Gesamtheit. Sprechen wir heute von „Deutscher Freiheit", so darf in der Geschichte dieses eigen gearteten, zusammengesetzten Begriffes Leibniz nicht vergessen werden. Als weitere Folgerungen treten unter den sozialen und wirtschaftspolitischen Pflichten des Staates hervor: Beschaffung von Arbeitsgelegenheit für Arbeitslose, Arbeits- und Unfallversicherung, Arbeitszwang für Arbeitsunwillige, Staatsmonopole. Fürwahr bewundernd muß man trotz des Fehlens einer eigenen sozialphilosophischen Theorie bei Leibniz auf diese für die Gegenwart zeitgemäßen Ergebnisse seiner auf idealistischer Grundlage aufgebauten, der Erhaltung der Staatsmacht dienenden Auffassung blicken, die theoretisch liberal durch eine praktisch konservative Handhabung eingeschränkt wird. (Vgl. Ruck, Die Leibniz'sche Staatsidee, Tübingen 1909; ferner L. Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie, 2. Aufl., Stuttgart 1903, S. 361).

Mehr als ein Jahrhundert liegt zwischen Leibniz und List. Der Mitteleuropa-Gedanke hat bei ihm recht eigentlich die planetarische Bedeutung angenommen, die sein Kennzeichen in den Tagen des Weltkrieges ist.

Friedrich List (1789 bis 1846), der schwäbische Politiker und Nationalöko-

nom, der Begründer des Zollvereins und des Systems der deutschen Eisenbahnen, eine durchaus praktisch gerichtete Natur, ist gleich Leibniz in seinen Gedanken über den Staat ein Kind seiner Zeit. Sein „Nationales System der politischen Ökonomie" ruht auf dem Gedanken der Nationalität (dem Mittelglied zwischen Individualität und Menschheit) im Gegensatz zum Internationalismus und dem der Produktivkraft im Gegensatz zum Tauschwert. Die produktiven Kräfte, die Grundlage des nationalen Wohlstandes, sind zu einem wesentlichen Teile die politischen Einrichtungen, die wieder von der Organisation des Staates abhängen. Durch Anregung seiner produktiven Kräfte hat der Staat die Quellen des Wohlstandes zu kräftigen. Die Betonung des nationalen Gesichtspunktes und des Gedankens, daß die dauernden Interessen der Nation nur vom Staate selbst vertreten werden können, führt hinüber zum Staatssozialismus. List erblickt in den politischen Einrichtungen Englands, an dem schließlich seine Lebenskraft zerbrechen sollte, das Vorbild, das er den deutschen Verhältnissen entsprechend um- und ausgestalten will. Namentlich sind es die liberalen Forderungen, für die er zum Teil bereits um 1820 bei seiner Wahl zur Württembergischen Kammer eingetreten ist: Gedanken- und Gewissensfreiheit, Preßfreiheit, Kontrolle der Verwaltung, ausgedehnte Selbstverwaltung, Trennung von Justiz und Verwaltung, Öffentlichkeit des Gerichtswesens, Zuziehung von Geschworenen zu den Gerichten allerart. In seinen Grundlinien einer Justizreform finden wir auch die Fortbildung des Rechtes durch den Richterspruch. Seit dem Beginn seiner politischen Tätigkeit ist List ein erbitterter Feind der Bürokratie (Büroverfassung, Beamtenstaat), unter deren Auswüchsen er und seine Familie schwer zu leiden hatten. Als Heilmittel und Grundlage eines politischen Aufschwungs erscheint ihm der Parlamentarismus nach englischem Muster. Für List ist der Parlamentarismus die Grundlage der ökonomischen Erziehung der Nation. Die politische Gestaltung des Staates bildet die Grundlage der wirtschaftlichen. Einen bedeutenden Unterschied zwischen dem bürokratisch und dem parlamentarisch regierten Staat sieht er darin, daß hier das Talent sich frühzeitig Bahn brechen kann, dort aber Zufall oder Routine entscheidet. Auch in der Denkschrift und dem Schreiben an Friedrich Wilhelm IV. fordert er für Preußen eine parlamentarische Regierung. Eine große Rolle spielt bei ihm der Erziehungsgedanke: politische, ökonomische, industrielle Erziehung (diese durch den Zollverein); die Staatskunde ist bereits in der Schule zu lehren. (Vgl. Ludwig Häusser, Friedrich Lists Leben, als 1. Teil von Lists Gesammelten Schriften, Stuttgart und Tübingen 1850 u. 1851; Kumpmann, Friedrich List als Prophet des neuen Deutschland, Tübingen 1915.)

Ein selbständiger Staatsdenker mit stark philosophischem Einschlag (Schellingsche Schule) ist Constantin Frantz (1817—1891). Im Mittelpunkt seiner politischen Ansichten, ja sogar seiner Lebensanschauung steht der Föderalismus. Dieser auf die Wirklichkeit gebaute Gedanke der verhältnismäßigen Geltung und Wirkung aller für das politische Leben in Betracht kommenden

Faktoren soll materielle und geistige Dinge, politisches und wirtschaftliches Leben durchdringen. Sein letztes Ziel findet der Föderalismus als große Synthese in der Vergesellschaftung der Völker, im Völkerfrieden. Nicht der Eigenart der Völker, sondern allgemeinen Doktrinen, namentlich des 18. Jahrhunderts, verdanken nach Frantz die politischen Schöpfungen der letzten Menschenalter, vor allem die modernen Verfassungen ihre Entstehung. Diese Theorien müssen erst reformiert werden, ehe die auf ihnen beruhenden Verhältnisse sich bessern können, und da ist denn nach Frantz zu sagen, daß weder der Volkswille noch die Vernunft noch der göttliche Wille eine feste Grundlage der Staatslehre abgeben, sondern die Natur des Staates. Die physiologische Betrachtung des Staates hat vom Staatsgebiet auszugehen, sich der Staatsgesellschaft zuzuwenden und bei der Staatsgewalt zu enden, ein Weg, der alle bloß begriffsmäßigen Schlußfolgerungen ausschließt. Mit Liberalismus und Konstitutionalismus läßt sich keine föderative Entwicklung hervorrufen; beide gehen auf Zentralisation aus; dagegen sträubt sich der natürliche Trieb des deutschen Lebens. Wehrsystem, Gericht, Gesetzgebung und Regierung sind die vier Funktionen der Staatsgewalt; in ihnen spiegelt sich der Zustand des ganzen Staates ab. Die beiden letzten Funktionen sind die wahren Zentralgewalten, aber die neuzeitliche Entwicklung hat sie zurückgedrängt und in eine falsche Richtung gebracht: die Regierung ist militärisch geworden, die Gesetzgebung juristisch. Darin liegt die Ursache für die krankhaften Zustände der Gegenwart (1870). Die legislativen Körperschaften müssen auch richterliche und exekutive Befugnisse haben, die Regierung muß der Gesetzgebung übergeordnet sein, der Staat ist keine bloße Rechtsanstalt. Nur soweit Selbstregierung des Volkes besteht, besteht auch politische Freiheit. Am wenigsten geeignet ist eine Volksvertretung zur Gesetzgebung. Jedes Volk hat die Einrichtungen, welche seine Wohlfahrt und Freiheit verbürgen sollen, aus sich selbst hervorzubringen. Daher ist es ebenso unrichtig, Englands Verfassung als Muster zu empfehlen, wie die konstitutionelle Monarchie mit Hegel als vernunftnotwendig zu bezeichnen. Der Mittelpunkt des politischen Aberglaubens ist das Repräsentativsystem. Hier kann nur die föderative Grundlage helfen. Demokratische Monarchie ist ein Widerspruch in sich. Die Parteiregierung ist das Hauptübel (das Gute in England und Nordamerika besteht nicht infolge, sondern trotz des Parteiwesens). Frantz' Ideal einer „Partei der Parteien" soll über die alten Gegensätze hinausführen. Beachtung verdienen auch seine Vorschläge zur Sozialreform, namentlich zur sozialen Steuerreform (Progressive Einkommen- und Vermögenssteuer unter Beschränkung der indirekten Steuern). Die Wählbarkeit des Reichsoberhaupts folgt für Frantz aus seiner Gegnerschaft zur Zentralisation. Entsprechend der doppelten Gliederung des Staates nach Territorien (in den Landgauen liegt für die Deutschen die Grundlage des Repräsentativsystems) und nach Ständen ist die Volksvertretung zu gestalten (Staatsbeamte und Soldaten als Repräsentanten der öffentlichen Gewalt scheiden aus). Frantz'

Gedanke ist es, den Stein-Hardenberg'schen Plan des Einflusses der Provinzialstände auf die Provinzialverwaltung weiter auszubauen. Für verfehlt erklärt er das Zweikammersystem, weil das Oberhaus keine Volksvertretung, sondern eine Vertretung des Staates darstellt. Ein tüchtiger Staatsrat in parlamentarischer Form mit dem Erfordernis voller Öffentlichkeit erfüllt diese Aufgabe besser. Die Anglomanie ist der Mittelpunkt des politischen Aberglaubens auf dem Kontinent. — (Vgl. Frantz, Naturlehre des Staates; ferner Stamm, Constantin Frantz' Schriften und Leben, Heidelberg 1907, Heft 19 der Heidelberger Abhandlungen.) —

Für Carl Christian Planck (1819 bis 1880), den an Hegel anknüpfenden, vom universellen Geiste Herders und Goethes erfüllten, einsamen schwäbischen Denker, liegt der Ausgangspunkt seiner Gedanken über den Staat in dem Satze: Der Staat ist die nach Berufsgenossenschaften gegliederte Gesellschaft. Für die Erkenntnis von Recht und Staat ist ihm die recht eigentlich deutsche Verbindung der Freiheit des Individuums mit seiner Einordnung in den beherrschenden Organismus des Ganzen etwas Wesentliches; darüber hinaus erblickt er hierin das Gesetz der deutschen Geschichte, ja der ganzen Weltentwickelung. Er tritt für eine durchgreifende Umgestaltung von Staat und Gesellschaft ein. Leitgedanke ist die Rechtspflicht zu organisch zweckmäßiger Berufsarbeit. Die Arbeit als Beruf des Einzelnen zum Nutzen des Ganzen, nicht bloß als Erwerb wird die Übel in den Arbeits- und Erwerbsverhältnissen der verschiedenen Stände beseitigen. Der Verwirklichung der Berufsarbeit dienen konzentrische Kreise von Berufsgenossenschaften, die von den Gemeinden beginnend, zu den Provinzen aufsteigen, den ganzen Staat umfassen und über ihn hinausgreifen mit dem Ziele, die Menschheit zu umspannen. Trotz aller konstitutionellen Formen bleibt der Staat bürokratisch und auch die Volksvertretung kann diesen Charakter nicht verleugnen; sie ist nur eine zufällige Zusammenwürfelung bloßer Staatsbürger, die über alle verschiedenen Gebiete zu beraten hat. Entsprechend der zweifachen Gliederung des Staates, nach der eigentümlichen Aufgabe des besonderen Berufes und nach dem örtlichen Zusammenhang des Volks- und Staatslebens (Gemeinden und Provinzen), zerfällt auch die Volksvertretung in zwei Hauptbestandteile: Vertretung der Berufsstände und Vertretung der Gemeinden und Provinzen, diese das konservative, jene das fortschrittliche Element darstellend. Keine gewählte, vom sonstigen bürgerlichen Leben abgesonderte, nur vorübergehende Vertretung, sondern eine dauernd vorhandene, unmittelbar in der großen Genossenschaft wurzelnd — die lebendige und mächtige Krone des Volkslebens. Den freien Wettbewerb und die Selbsthilfe, die doch immer den Schwachen der willkürlichen Ausnutzung des Rechts durch den Starken unterliegen lassen, zu schützen, ist nicht die wahre Aufgabe des Staates, vielmehr hat er als Vertreter der Allgemeinheit zu handeln und allen Bürgern ihren gleichmäßigen Anspruch auf die Wohltaten der Berufsordnung zu sichern. Im Rechtsgesetz organisch zweckmäßiger Berufsarbeit

sieht Planck das Heilmittel aller Übel des sozialen Zusammenlebens (man denke an die Eigentums-, Wohnungs-, Arbeits- und Erwerbsverhältnisse, auch an die Preisbildung). Das Berufsreich aufzurichten, nicht bloß für sich selbst, sondern für alle Völker, ist die Aufgabe der deutschen Nation. (Vgl. Planck, Testament eines Deutschen, Tübingen 1881, neuerdings auch bei Diederichs-Jena; Planck, Halbes und ganzes Recht. Mit einer Einleitung von Adolf Gubitz, Tübingen 1885; Reinhold Planck, Der Sieg des Deutschen, 163. Flugschrift des Dürer-Bundes, München 1917.)

Auch ein Einsamer im Reiche der Gedanken ist Paul de Lagarde (1827 bis 1891), der Göttinger Orientalist und Theolog. Lagardes Staatsauffassung wird deutlich durch den von ihm wiederholt betonten Gegensatz zu Hegel. Dessen Hochschätzung des Staates, „der selbstbewußten sittlichen Substanz, des vernünftigen, göttlichen Willens, der sich so organisiert hat, einer Persönlichkeit", dessen Kennzeichnung der auf christlich-germanischer Grundlage ruhenden konstitutionellen Monarchie als der einzigen vernünftigen Staatsform setzt Lagarde eine Geringschätzung des Staates zu Gunsten der Nation entgegen, die den Geist der einzelnen entwickelt, nicht aber unterdrückt. Der Staat hat nur vorübergehend, so lange die deutsche Nation selbst noch nicht genügende Kraft hat, an ihrer Stelle und für sie tätig zu sein, also der Nation als dem größeren das Feld für ihre Tätigkeit zu bereiten. Staat und Nation stehen zu einander wie die Hausfrau zum Hausherrn. Der Staat ist nicht der Herr, sondern die den Herrn, das Volk, bedienenende Maschine. Diese Geringschätzung des Staates führt Lagarde dazu, Rechtspflege und Wehrverfassung nicht als seine Funktionen anzusehen, sondern sie dem über dem Staate stehenden König zuzuweisen. Deutschlands Zukunft, die Wurzel seines Fortschritts in der Geschichte, liegt in den einzelnen Menschen, und gerade für sie ist der deutsche Glaube an die Allmacht des Staates der Feind. Auch die Nation hat eine Seele, wie der einzelne; sie ist bei beiden das allein Wertvolle. Die Germanen sind als Freunde der Freiheit Aristokraten; Freiheit und Demokratie oder Liberalismus passen aber zu einander, wie Feuer und Wasser. Lagarde wünscht einen machtvollen Kaiser an der Spitze Deutschlands und Abschaffung der aus Wahlen hervorgehenden Volksvertretungen, die in Wahrheit keine Macht besitzen. An Stelle der jetzigen Volksvertretungen will Lagarde eine organische Gliederung der Nation nach Ständen auf territorialer und beruflicher Grundlage setzen; daneben soll ein aus Urwahlen (Listenwahl) hervorgehender Reichstag als Schiedsgericht bei Meinungsverschiedenheit zwischen Regierung und Ständen entscheiden. Ein von Fall zu Fall unter Ausschluß direkter Staatsbeamter zu bildender Staatsrat hat der Regierung beratend zur Seite zu stehen. Auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts muß die Nation beachten, daß sie Regenten und Erwerbende braucht, beide aber verschieden erzogen werden müssen. Die Religion der Zukunft erblickt Lagarde an Stelle der verbrauchten Formen in ihrer dem deutschen National-

charakter entsprechenden Umgestaltung. (Vgl. Lagarde, Deutsche Schriften, Göttingen 1886, neuerdings in Auswahl bei Diederichs-Jena.)

Damit schließen wir diesen Überblick. Das weite Gebiet, das der Begriff der Staatsauffassung umfaßt, macht es, wie bereits bemerkt, zur Unmöglichkeit, alle hierher gehörigen Fragen zu behandeln, zumal im Rahmen dieses nur anregenden, nicht abschließenden Aufsatzes. Einzelfragen, wie z. B. die Stellung der Frau im Staate, konnten daher nicht erörtert werden; es muß beim Hinweise bewenden, daß reiches Material in den Werken des Kreises unserer Denker ruht. Was mit dem Begriff „großdeutsch" im Sinne der Einigungsbestrebungen vor der Reichsgründung zusammenhängt, ist unberücksichtigt geblieben.

Betrachten wir nun, was hier aus der Staatsauffassung der fünf Vorkämpfer „Mitteleuropas" wiedergegeben ist, so sehen wir trotz vieles Trennenden und mancher festen Gegensätze doch das grundsätzlich Gemeinsame überwiegen. Sie alle sind Anhänger der Monarchie, der eine Volksvertretung zur Seite steht. Erziehung und Bildung ist allen eine wesentliche Aufgabe des Staates. Konservatismus ist bei der Mehrzahl der Grundzug, daneben liberale Bestrebungen zum Ausgleich, ein kennzeichnendes Merkmal deutschen Geistes und deutscher Staatsauffassung, das sich durch unsere Geschichte zieht. Schlüsse und Lehren aus den Ansichten dieser unter dem Banner „Mitteleuropa" vereinigten Männer für die Gegenwart und auch für die innerpolitische Neuordnung unserer Zukunft zu ziehen, ist nicht die Aufgabe dieser Arbeit. Manches ist einseitig, ja eigensinnig, ein großer Zug geht aber bei jedem unserer Denker durch das Ganze der Gedankenreihe. Diese oder jene Ansicht hat auch heute unmittelbar praktischen Wert, manch' andere fördert im Kampf der Meinungen und regt zum mindesten zum Denken an. So ist es mit dem von den drei letzten dieses Kreises mit besonderer Liebe behandelten Parlament der Berufe, das in jüngster Zeit verschiedene Parteirichtungen in verschiedener Gestalt zumeist in Verbindung mit territorialer Gliederung der Wählerschaft empfohlen haben. Einig aber sind sie alle, auch Lagarde trotz seiner eigentümlichen Staatsauffassung durch deren Ziele, in dem Streben nach Vereinheitlichung von Volk und Staat, nach Verinnerlichung des Staatsgedankens auf der Grundlage ihrer Lebensanschauung. Diese läßt sich in gerader Linie von ihrem Begründer Leibniz bis zu Lagarde und von ihm zu den besten unserer Tage verfolgen. Es ist der Idealismus der Tat, der deutsche Idealismus.

A. Venus, Hamburg: Für ein Reichsverkehrsamt.

Der Historiker, dem die Aufgabe zufällt, die Geschichte dieses Krieges in Bände zu fassen, muß eine vielseitig gebildete Persönlichkeit sein. Es genügt nicht, daß er ein Militär ist. Fast mehr noch als die militärische wird er die wirtschaftspolitische Seite — wirtschaftspolitisch im weitesten Sinne des Wortes — darzustellen haben. Die Ursachen dieses Krieges liegen ja doch auf wirtschaftlichem Gebiet, und der Gang des Krieges selbst ist nicht allein ein grandioses militärisches Drama, sondern in gleicher Weise ein erhebendes Beispiel wirtschaftlicher Kraftentfaltung höchster Potenz. Was sind denn die Eisenmassen, die heute die Fußtapfen des Krieges kennzeichnen, anderes als Produkte eines harten Konkurrenzkampfes zwischen deutscher und englisch-amerikanischer Technik und die Arbeit der deutschen Bauern anderes als ein Kampf gegen die Farmer der ganzen Welt? Und schließlich die militärisch-politische Gipfelleistung dieses Krieges, der verschärfte U-Boot-Krieg — er ist doch lediglich ein Erzeugnis unserer wirtschaftlichen Nöte, geboren aus dem Gedanken heraus, die Spitze des Aushungerungsplanes unserer Gegner aufzufangen und gegen diese selbst zu kehren. „Buam gießt Blei!", ruft Andreas Hofer in Schönherrs „Volk in Not" denen hinter der Front zu. Der gleiche Mahnruf geht heute an alle Werktätigen hinter der Front, daß es keinen feiernden Kopf und keine müßige Hand in unserm Vaterlande mehr gibt. Ambos und Feder sind heute Waffen geworden in gleicher Weise wie Torpedo und Handgranate, und was wir auf der Bühne des Werktags hinter dem eisernen Vorhang der Front schaffen, wird über die Brücken der Verkehrsstraßen an den gierigen Schlund der Schützengräben gebracht. Über die Brücken der Verkehrswege. Es genügt nicht, daß überhaupt produziert wird, sondern von gleicher Wichtigkeit ist die Möglichkeit der Beförderung der Produkte an die Stätten des Verbrauchs. In unserm Kriegsamt hat einer das Wort geprägt: „Der Krieg ist eine Lokomotivfrage". Dieser Ausspruch trifft zu und charakterisiert am besten, was man unter moderner Kriegführung zu verstehen hat.

Noch immer ist Krieg. Aber der Friede wird kommen, und dann gilt es, Erkenntnisse und Fortschritte, die uns der Krieg gebracht hat, festzuhalten. Und wir werden jenes Wort für die Friedenszeit umprägen müssen in ein anderes: Wollen wir im internationalen Wettbewerb bestehen, müssen wir uns günstige Verkehrsbedingungen schaffen.

Wir blicken zunächst seewärts. Dabei kommen wir auf das Gebiet der Kriegszielerörterung, wenn wir die Forderung auf freie Seefahrt unterstreichen. Ein Seitenblick auf England zeigt uns, daß dieses nicht seiner industriellen Fähig-

keiten wegen das Übergewicht im Welthandel gewonnen hat, sondern weil es sich zum Frachtenführer der Welt aufzuspielen vermochte. Die wirtschaftliche Vorzugsstellung Englands liegt also auf dem Verkehrsgebiet. Ob es uns gelingt, im Friedensschluß die Forderung auf Freiheit der Meere durchzudrücken, steht dahin. Es ist natürlich von großer Bedeutung, wie diese Frage gelöst werden wird. Vorläufig können wir hierzu nichts tun, als diese Forderung unterstützen. Aber gleichwohl dürfen wir die Hände nicht in den Schoß legen, müssen uns vielmehr klar darüber werden, daß wir auch jetzt schon in der Lage sind, Richtlinien festzulegen, die unserer deutschen Seeschiffahrt von innen heraus eine starke Stütze geben und eine planmäßige Verwendung unserer Handelsschiffe für die Übergangszeit und darüber hinaus sicherstellen, denn die Frage der Rohstoffversorgung, deren Lösung in erster Linie unserer Überseeschiffahrt zufällt, ist vorläufig nicht mehr ein Unternehmen privater Kaufleute, sondern ein Feld von Reichswegen zu organisierender Tätigkeit. Aus dieser Erwägung heraus in der Hauptsache wird ja auch die private Schiffahrt vom Reich unterstützt werden. Fraglos wird unser Überseeschiffsraum in starkem Maße in Anspruch genommen werden. Nun ist es ja unsern Werften möglich, trotz der ganz enormen Kriegsleistungen auch noch Zeit für Neubauten der Handelsflotte zu finden, auch liegt ja ein recht beträchtlicher Teil unserer Überseefahrzeuge in deutschen Häfen, sodaß sie bei Friedensbeginn sofort wieder ausfahren können. Aber andererseits fällt doch eine ganz beträchtliche Summe an Schiffsraum durch die Beschlagnahme unserer Schiffe in Auslandshäfen für unsere Zwecke fort. Da ergibt es sich denn von selbst, daß wir unsere Überseeschiffe im Ein- und Ausgang besser ausnützen müssen, als das vor dem Kriege üblich war; andererseits aber werden wir das Bestreben haben müssen, die für deutsche Rechnung bestimmten Frachten lediglich durch deutsche Schiffe heranbringen zu lassen, um, in Stärkung des nationalen Gedankens, den Wettbewerb der ausländischen Schiffe über ausländische Häfen auszuschalten, wobei wir übrigens auch den Umstand zu berücksichtigen haben, daß fremde Tonnage wahrscheinlich gar nicht zu unserer Verfügung stehen wird, da unser verschärfter U-Boot-Krieg die Welttonnage in vorläufig nicht auszugleichender Weise dezimiert.

Die überseeischen Rohstoffquellen genügen jedoch nicht, um unser Rohstoffbedürfnis nach dem Kriege restlos zu befriedigen. Wir sind nun in der glücklichen Lage, in einen engen wirtschaftlichen Zusammenschluß mit unsern Bundesgenossen im Südosten treten zu können, der die Nutzbarmachung aller wirtschaftlichen Kräfte und den regen wechselseitigen Güteraustausch bezweckt. Dieser wirtschaftliche Zusammenschluß der Zentralmächte hätte aber nur problematischen Wert, wenn wir nicht ein Verkehrsstraßennetz schaffen wollten, das derartige Verkehrsunzulänglichkeiten ausschließt, wie sie der jetzige Krieg offenbart hat.

Deutschland trägt gewissermaßen einen Januskopf, dessen eines Antlitz dem Meere und dessen anderes unsern Verbündeten im Südosten zugewandt ist. Aus

diesem Grunde sind auch Deutschlands Binnenverkehrsaufgaben zwiefacher Natur: Unsere Binnenverkehrsstraßen sind einmal geeignet, deutschen Waren die Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt zu erhalten, wenn unsere Industriezentren durch ein weitverzweigtes Zubringernetz an die Seehäfen angeschlossen sind, und wechselseitig sollen sie eine Verteilung der von Übersee herangekommenen Güter von den Seehäfen aus möglichst bis zur Fabrikationsstätte oder direkt in den Verbrauch auf dem Wasser- oder Eisenbahnwege infolge einer möglichst weiten Verästelung und unter Anschluß und Ausbau des Verkehrsnetzes unserer Bundesgenossen gewährleisten. Da der billigste Verkehrsweg immer das Wasser ist und im Wettbewerb des Güteraustausches die Höhe der Frachtkosten zum großen Teil mit entscheidet, erweist sich in erster Linie ein großzügiger Ausbau der Binnenwasserwege als nötig. Es liegt nun eine ganz erhebliche Anzahl von Wasserstraßenprojekten vor, deren Erörterung im einzelnen nicht in den Rahmen dieser Betrachtung gehört. Es ist hier nur darauf hinzuweisen, daß, abgesehen von einigen Plänen, die lediglich lokale Bedeutung haben, die Verwirklichung aller Projekte im allgemeinen deutschen Interesse liegt. Ihre Durchführung ist letzten Endes eine militärische und wirtschaftliche Notwendigkeit. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß wir in Kriegszeiten vom Seeverkehr abgeschlossen sind, daß es dann gilt, den Güteraustausch von der Nordsee bis zum Orient allein auf den Binnenverkehrswegen zu bewältigen, und daß dann die Binnenwasserstraßen den Eisenbahnverkehr noch mehr entlasten sollen als im Frieden. In diesem Kriege ist — eben infolge des mangelnden Ausbaues unserer Binnenwasserstraßen — unser Wirtschaftsleben durch die außergewöhnliche Belastung der Eisenbahnen stark unter einem Druck gehalten worden, der noch dadurch verstärkt wurde, daß die Eisenbahnverwaltung in unverständlicher Weise für eine Reihe von Gütern Ausnahmetarife einführte, dadurch den sonst auf den Wasserweg angewiesenen Verkehr von diesem abzog und den Bahnverkehr auf eine Probe stellte, die zu bestehen ihm nicht gelungen ist.

Wie sind die zum Ausbau der Wasserstraßenprojekte nötigen Gelder zu beschaffen? Laut Reichsverfassung untersteht die Herstellung der Wasserstraßen der Beaufsichtigung und der Gesetzgebung des Reiches. Es ist klar, daß alle Bundesstaaten, die Verkehrspolitik treiben, sich auch für die finanzielle Inanspruchnahme des Reiches zum Ausbau und zur Schaffung von Binnenschiffahrtswegen aussprechen werden, denn in den heutigen Zeiten der übermäßigen finanziellen Belastung auf allen Gebieten ist kein einzelner Bundesstaat in der Lage, für sich allein in die Hunderte von Millionen beanspruchende Projekte zur Durchführung zu bringen. Aber hierzu liegt ja auch gar keine Notwendigkeit vor, da derartige Pläne dem gesamten deutschen Wirtschaftsleben zugute kommen und also das Reich einspringen muß. So nimmt z. B. Bayern, das sich für den Bau des Main—Donau-Kanals einsetzt, für diesen Zweck das Reich in Anspruch, und auch in Hamburg, wo man den Elbe—Oder-Kanal propagiert, behandelt man die

Frage der Reichssubvention für die Binnenschiffahrtsstraßen als etwas Selbstverständliches. Und schließlich bekennt sich ja die Reichsregierung selbst zu diesem Standpunkt, wenn sie im Ergänzungsetat zum Etat für 1917 Mittel für die finanzielle Beteiligung des Reiches an dem Bau von Binnenwasserstraßen angefordert hat. Wir dürfen annehmen, daß sich auch der Reichstag für diese wichtigen Aufgaben einsetzen wird, denn dieser hat seinerzeit den Reichskanzler ersucht, eine Denkschrift über die voraussichtlichen finanziellen und wirtschaftlichen Wirkungen und Ergebnisse einer Vereinheitlichung des deutschen Eisenbahnwesens unter Einbeziehung des Binnenwasserstraßenwesens vorzulegen und hierzu eine Fachkommission einzuberufen. Ein nationalliberaler Antrag geht noch weiter, indem er die Übernahme der Wasserstraßen fordert. Der Gedanke hat also bereits starke Wurzeln geschlagen.

Die eben erwähnte Forderung des Reichstags auf eine Denkschrift über die Vereinheitlichung des deutschen Eisenbahn- und Binnenwasserstraßenwesens führt zurück auf die mit zäher Energie vorgebrachten Pläne des Ministerialdirektors a. D. Dr. Kirchhoff, die dieser in seiner Broschüre über die „Reichsbahnen" und in verschiedenen Artikeln niedergelegt hat. Kirchhoff propagiert den Plan der „Reichsbahn" und sucht die praktische Lösung des schwierigen Problems auf föderativer Grundlage in der Richtung, daß die Bundesstaaten ihren Eisenbahnbesitz zu einer „die Reichsbahn" genannten Gründung vereinigen. Diese wird vom Reich durch eine aus allen Bundesstaaten zu besetzende Zentralverwaltung einheitlich geleitet, während die Eisenbahndirektionen und unteren Instanzen Landesbehörden bleiben. Die Finanzgebarung soll auf den kaufmännischen Grundsätzen der Abschreibungen beruhen, die lediglich als Vermögensvermehrung anzusehenden direkten und indirekten Tilgungen in Form von Eisenbahnextraordinarien usw. sollen beseitigt, an deren Stelle Betriebs- und Bauetats eingeführt, die Betriebseinrichtungen selbst systematisch vereinfacht werden. Hiervon verspricht sich Kirchhoff eine erheblich günstigere Betriebs- und Wirtschaftsführung des gesamten deutschen Eisenbahnwesens, deren finanzielle Wirkung nach seiner fachmännischen Schätzung mit einer Milliarde verbesserten Jahresertrügnisses nicht zu hoch veranschlagt sei. Er will hiervon dem Reich für die Verwaltung der im übrigen im Besitz der Bundesstaaten verbleibenden Bahnen eine halbe Milliarde zuteilen, sodaß für die an der Gründung beteiligten Einzelstaaten noch eine Verbesserung ihrer bisherigen Eisenbahnüberschüsse in gleicher Höhe übrig bliebe.

Der Kirchhoffsche Gedanke hat, wie der Antrag des Reichstags auf Einbringung einer Denkschrift über diese Frage beweist, in weiten Schichten guten Nährboden gefunden. Umso bedauerlicher ist deshalb der Widerstand gegen den Reichsbahngedanken bei verschiedenen Bundesstaaten, zumal diese ohne weiteres die Forderung der Reederkreise an den Reichssäckel auf Unterstützung der Seeschiffahrt unterschreiben, ja selbst an die Hilfe des Reiches appellieren, wenn es

gilt, die von ihnen gewünschten Binnenwasserstraßenprojekte zu fördern. Ist es da nicht selbstverständlich, daß die Bundesstaaten nun auch ihrerseits in der Frage der Vereinheitlichung des Eisenbahnwesens entgegenkommen, wenigstens insoweit, als sie der Übertragung der Verwaltung ihrer Eisenbahnen auf das Reich zustimmen? Man kann billigerweise nicht verlangen, daß das Reich lediglich Verpflichtungen übernimmt, ohne Rechte einzutauschen. Hier wird es sich zeigen, ob die im Krieg so vielfach erprobte Einheit des deutschen Volkes sich auch auf den Frieden übertragen läßt. Auch hier gilt es das gesamte deutsche Interesse. Aber die Zeit eilt. Die derzeitige Tarifpolitik der Verwaltung der Eisenbahnen des größten deutschen Bundesstaates und die pessimistischen Ausführungen des bayerischen Verkehrsministers v. Seidlein im bayerischen Eisenbahnrat über die Zukunft der bayerischen Staatseisenbahnen legen die Dringlichkeit tiefgehender Reformen im Eisenbahnwesen Deutschlands nahe, aber die Reformen dürfen nicht auf dem bequemen Weg der Tariferhöhung erfolgen — wie soll sich da das durch den Weltkrieg schwer getroffene Wirtschaftsleben Deutschlands wieder heben können? —, sondern müssen von innen heraus durch Hebung der Leistungsfähigkeit erfolgen. Den Weg dazu zeigt uns Kirchhoff.

Ist man aber einmal auf dem Wege, alle die vorerwähnten Forderungen zu erfüllen — und die Zeit der Erfüllung wird kommen, nur belastet jeder Aufschub unser Wirtschaftsleben immer schwerer und verschiebt er nur die Eisenbahnfinanzen der einzelnen Bundesstaaten auf gefährliche Geleise —, so ergibt sich von selbst die Notwendigkeit der Errichtung einer Stelle, die sämtliche deutschen Verkehrsinteressen umfaßt, der Errichtung eines Reichsverkehrsamts. Aus diesem Grunde erscheint der oben erwähnte nationalliberale Antrag, der die Errichtung eines Reichsamts lediglich für Wasserstraßen fordert, als zu eng gefaßt, weil er unsere zukünftige Verkehrspolitik nicht erschöpft. Das Reichsverkehrsamt hätte vielmehr alle Verkehrsinteressen und alle Verkehrsaufgaben wahrzunehmen, die der Binnenschiffahrt und die des gesamten Eisenbahnwesens, und auch die der Seeschiffahrt müßten ihm unterstellt werden. Man hätte wohl ursprünglich daran denken können, die Seeschiffahrt, die ja begrifflich eng mit der Frage der Rohstoffversorgung zusammenfällt, in das Reichskommissariat für Übergangswirtschaft zu verweisen; man muß aber diesen Gedanken aufgeben, denn es ist nötig, daß alle Verkehrsinteressen von einer einzigen Stelle aus geleitet werden, da nichts ungünstiger auf den Verkehr einwirkt als Dezentralisation und Behandlung der Verkehrsfragen auf dem verzögernden und bürokratischen Weg durch Verkehr von Reichsstelle zu Reichsstelle. Nur eine einheitliche Handhabung aller Verkehrsinteressen verbürgt sachgemäßes Hand-in-Hand-Arbeiten aller Verkehrsmittel und den Ausgleich von Verkehrssonderinteressen zum Wohle des Ganzen.

* * *

Die Dringlichkeit der im vorstehenden, im August 1917 entstandenen Artikel aufgestellten Forderungen hat die inzwischen abgelaufene Zeit noch unterstrichen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat Hand auf die Eisenbahnen des Landes gelegt, um den Verkehr zu vereinheitlichen, und in England schickt man sich an, den gleichen Weg zu beschreiten. Ist es an sich schon beschämend, daß wir unseren Feinden in dieser wichtigen Frage den Vortritt gelassen haben, so sollte es nun kein Hemmnis für uns mehr geben, um die Vereinheitlichung des gesamten Verkehrs endlich mit um so größerer Energie in die Hand zu nehmen.

Kurt Gutmann: Blaubuch Nr. 111.

Der Versuch, die Kriegsschuldfrage an der Hand der Farbbücher zu lösen, ist bereits ebenso oft, wie eingehend unternommen worden, sodaß es überflüssig erscheinen könnte, sich nochmals damit zu befassen. Bei der ungeheuren Fülle des vorliegenden Materials ist jedoch die einfache gerade Linie der Beweisführung nicht immer eingehalten, häufig sogar gänzlich übersehen worden. Man hat das Augenmerk zu sehr auf die zahllosen „Indizien", die man dann mit großer Ausführlichkeit behandelte, gerichtet und bei diesem indirekten Verfahren den Blick für die gegebene Möglichkeit einer unmittelbaren Beweisführung beinahe verloren. Aus den Veröffentlichungen der Farbbücher soll hier nunmehr ein kurzer Abschnitt herausgeschält werden, dessen Betrachtung, allein genommen, uns restlosen Aufschluß über die Schuldfrage gibt, selbst wenn andere zwingende Beweise nicht vorliegen würden. Ausdrücklich sei bemerkt, daß der Darlegung dieses Vorganges die amtliche Korrespondenz der kgl. britischen Regierung betreffs der europäischen Krise in der autorisierten Übersetzung, d. h. also das authentische englische Blaubuch zu Grunde gelegt ist.

„Es sei nun freilich zu spät", lesen wir im Blaubuch Nr. 88, „jedes militärische Vorgehen gegen Serbien einzustellen, da ich vermute, daß binnen kurzer Zeit die österreichisch-ungarischen Truppen in Belgrad einziehen und einen Teil serbischen Gebiets besetzen würden. Aber sogar dann wäre es noch möglich, irgendeine Vermittlung ausfindig zu machen, wenn Österreich-Ungarn — das von ihm bereits besetzte Gebiet behaltend, bis es von Serbien vollständig befriedigt — erklärte, daß es nicht weiter vorrücken würde, bis die Mächte einen Versuch gemacht hätten, zwischen ihm und Rußland zu vermitteln." Bekanntlich hat Grey am 29. Juli 1914 diesen Vermittlungsvorschlag gemacht. Danach sollten also auch nach der Besetzung Belgrads durch die österreichischen Truppen

die Verhandlungen fortgeführt und auf dieser Grundlage eine Verständigung erzielt werden. Weniger bekannt — aber darum nicht weniger beachtenswert — dürfte es sein, daß dieser Vorschlag eigentlich gar nicht von Grey selbst herrührt. Seine Entstehungsgeschichte entnehmen wir Nr. 76 des Blaubuches, einem Telegramme des englischen Botschafters Goschen in Berlin an Grey. Hierin heißt es: „Mein französischer Kollege (Jules Cambon, d. Verf.) . . . . . sagte, daß, nachdem österreichisch-ungarische Truppen serbischen Boden betreten und demnach dem militärischen Ansehen der Donaumonarchie Genüge geleistet worden sei, der günstige Augenblick nach seinem Dafürhalten kommen dürfte, um den vier nicht direkt beteiligten Mächten zu gestatten, über die Lage zu beraten und Vorschläge auszuarbeiten, damit keine gefährlichen Verwicklungen entstünden. Diese Ausführungen schienen dem Unterstaatssekretär beachtenswert, denn er sagte, daß das eine ganz andere Sache als die von Ihnen vorgeschlagene Konferenz sei." Der letzte Grey'sche Vorschlag kam also erst zur Sprache, nachdem der deutsche Unterstaatssekretär Zimmermann in einer Unterredung mit dem französischen Botschafter in Berlin sich vorher bereits zustimmend über ihn geäußert hatte, und so sieht man, wer seine eigentlichen geistigen Urheber sind. Grey, der die Äußerung tat, „Serbien müsse natürlich bis zu einem gewissen Grade gedemütigt werden", (Blaubuch Nr. 90), schien seinem Ausspruch gerecht zu werden. Aus eben diesem Grunde hatte auch der deutsche Unterstaatssekretär zu dem Vorschlage sagen können, „daß das eine ganz andere Sache als die von Grey vorgeschlagene Konferenz sei".

Die deutsche Regierung übermittelte besagten, nunmehr offiziell von Grey am 29. Juli gemachten Vorschlag sogleich nach Wien. Am 30. Juli berichtet darüber der englische Botschafter in Berlin in einem Telegramm an Grey, wie folgt: „Der Staatssekretär teilt mir mit, daß sogleich nach Empfang des Telegrammes, in welchem Fürst Lichnowsky seine letzte Unterredung mit Ihnen be-beschrieb, er bei der österreichisch-ungarischen Regierung anfragte, ob sie eine Vermittlung unter der Bedingung annehmen wolle, daß ihre Truppen Belgrad oder irgend einen anderen Punkt besetzten und sie von dort aus ihre Forderungen veröffentlichte." (Blaubuch Nr. 98.) Auf das betreffende nach Wien gerichtete Telegramm hat von Bethmann-Hollweg in seiner Reichstagsrede vom 9. November 1916 Bezug genommen und gleichzeitig vor aller Öffentlichkeit den Beweis erbracht, mit welcher Dringlichkeit er in Wien „auf den Knopf gedrückt hat". Die diesbezügliche Stelle lautet: „Das politische Prestige Österreich-Ungarns, die Waffenehre seiner Armee, sowie seine berechtigten Ansprüche gegen Serbien könnten durch die Besetzung Belgrads oder anderer Plätze hinreichend gewahrt werden. Wir müssen daher dem Wiener Kabinett dringend und nachdrücklich zur Erwägung geben, die Vermittlung zu den angebotenen Bedingungen anzunehmen. Die Verantwortung für die sonst eintretenden Folgen wäre für Österreich-Ungarn und uns eine ungemein schwere." Der deutsche Reichskanzler durfte also mit Recht behaupten, „er hätte in Wien sein

Bestes getan, vielleicht sogar mehr, als am „Ballplatz" erwünscht". (Blaubuch Nr. 108.) Seine Bemühungen, in Wien zum Frieden und zur Mäßigung angehalten zu haben, sollten, trotzdem sie durch die russische Mobilisation stark beeinträchtigt wurden, aber auch nicht ohne Erfolg sein!

Nr. 51 des Rotbuches vom 31. Juli 1914 zeigt bereits die Bereitwilligkeit Österreichs, dem Grey'schen Vorschlag näher zu treten, und tags darauf findet die Annahme der Vermittlung von englischer Seite durch folgendes Telegramm Greys an seinen Botschafter in Petersburg ihre Bestätigung: „Es wird mir von bester Quelle berichtet, daß die Regierung Österreich-Ungarns derjenigen des deutschen Reiches mitgeteilt habe, daß — trotzdem die Lage durch die Mobilisation Rußlands umgestaltet worden sei, — sie in Anerkennung der von England im Interesse des Friedens unternommenen Schritte bereit wäre, meinen Vorschlag, zwischen Österreich-Ungarn und Serbien zu vermitteln, in Erwägung zu ziehen. Die Folge dieser Annahme würde natürlich die sein, daß gegenwärtig Österreich-Ungarn immer noch militärisch gegen Serbien vorginge, und daß die großbritannische Regierung in diejenige Rußlands dringen würde, ihre gegen Österreich-Ungarn gerichtete Mobilisation zu unterbrechen; in diesem Falle würde dann Österreich-Ungarn natürlich seine militärischen Gegenmaßnahmen in Galizien, welche der Kaiserlichen und Königlichen Regierung durch die russische Mobilisation aufgezwungen würden, widerrufen.

Berichten Sie dem Minister des Äußern darüber. Fügen Sie bei, daß, wenn Rußland der Annahme des Vermittlungsvorschlages seitens Österreich-Ungarns eingedenk, sich zur Einstellung seiner Mobilisation verstehen könne, es noch möglich scheine, den Frieden zu erhalten." (Blaubuch Nr. 135.)

Jede Erläuterung erübrigt sich. **Der Vorgang ist sonnenklar, und wie wir sehen, die Annahme der Grey'schen Vermittlung seitens Österreich-Ungarns und Deutschlands auch von amtlicher englischer Seite zugegeben.**

Wie verhält sich nun die russische Regierung zu dem gleichen Vorschlage? Am 30. Juli drahtete Grey den Verständigungsvorschlag an seinen Petersburger Botschafter Buchanan. Das Telegramm trägt im Blaubuch die Nummer 103 und beginnt mit folgenden Sätzen: „Der deutsche Botschafter teilt mir mit, daß die Reichsregierung sich bemühen werde, Österreich-Ungarn dahin zu beeinflussen — nachdem es Belgrad eingenommen und serbisches Gebiet besetzt haben würde — ein Versprechen abzugeben, nicht weiter vorzudringen. Währenddessen würden die Mächte Serbien zu beeinflussen suchen, Österreich-Ungarn Genugtuung zu leisten. Die österreichisch-ungarischen Truppen würden natürlich serbisches Gebiet erst wieder räumen, wenn die Donaumonarchie volle Befriedigung erlangt hätte. Ich schlug dies gestern als mögliches Mittel, die Lage zu entspannen, vor, und durch seine Anwendung dürften weitere militärische Vorbereitungen hoffent-

lich allerseits eingestellt werden." Und dieses wichtige Dokument schließt: „Es ist dies nur ein dünner Faden, an dem der Frieden noch hängt, aber der einzige, der, wenn der russische Minister des Äußern sich mit Berlin nicht verständigen kann, mir in den Händen geblieben ist." Die russische Antwort auf dieses Grey'sche Telegramm finden wir im Blaubuche Nr. 120. Der in Betracht kommende Teil dieser Note, der auch unter dem Namen der zweiten Ssasonowschen Formel bekannt ist, beginnt mit folgender Bedingung: „Wenn Österreich-Ungarn mit dem Vorrücken seiner Truppen auf serbisches Gebiet einhält, usw. usw." und schließt „so wird Rußland einwilligen, seine zuwartende Haltung weiter zu beobachten". Von Belgrad ist mit keiner Silbe die Rede. Daß die russische Regierung dem Ansuchen, zwecks Entspannung der Lage die militärischen Vorbereitungen einzustellen, nicht nachkam, — in Petersburg hatte man schon die Generalmobilisation verfügt! — soll in diesem Rahmen nicht näher erörtert werden, obgleich das überaus Folgenschwere dieser Tatsache keineswegs übersehen werden kann. Hier soll lediglich festgestellt werden, daß Rußland dem Angelpunkte des englischen Vorschlages in voller Absichtlichkeit aus dem Wege gegangen ist. Im Gegensatz zu Grey blieb Ssasonow dabei, die sofortige Einstellung des österreichischen Vorrükens zu fordern, und wich auch in dieser Sache von kapitalster Bedeutung keinen Schritt von seiner früheren Haltung ab. Noch in einem Telegramm, das vom 1. August datiert, setzt Buchanan Grey von einem Gespräch in Kenntnis, das Ssasonow am Abend vorher, — also am 31. Juli — mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter in Petersburg geführt hat, worin der Erstere die beabsichtigten Verhandlungen in London mit dem Grunde der Beschießung Belgrads durch die Österreicher ablehnt. Die betreffende Äußerung Ssasonows lautet nach Blaubuch Nr. 139 in wörtlicher Wiedergabe: „Die einzige Stelle, an welcher eine erfolgreiche Besprechung dieser Frage erwartet werden dürfe, sei London, aber eine solche Besprechung sei eben durch die Beschießung der nur wenig befestigten Stadt Belgrad durch österreichisch-ungarische Truppen unmöglich gemacht worden." Ssasonow steht also hier nach wie vor in vollkommenem Widerspruch zu Grey, der doch gerade als die einzige geeignete Möglichkeit einer Vermittlung und friedlichen Lösung Verhandlungen nach der Besetzung Belgrads durch die Österreicher vorschlug. Rußland hat also den Grey'schen Verständigungsvorschlag abgelehnt. —

Wie hat sich nun Grey gegenüber der Tatsache der russischen Ablehnung benommen? Finden wir in den amtlichen englischen Veröffentlichungen irgendwelchen Beleg dafür, daß Grey auf die russische Regierung zur Durchsetzung seines Vorschlages auch nur die allerkleinste Pression ausgeübt hätte, finden wir eine Aktion des englischen Premiers, die der von Bethmann-Hollweg in Wien vergleichbar wäre? Mit vergeblicher Liebesmüh' endet jedwedes Suchen! Und doch wußte Grey, daß mit dem Scheitern gerade dieses Vorschlages die allerletzte Friedensaussicht dahinschwand! ! ! —

Wie vermag Grey diese gänzliche Passivität mit der von ihm so häufig beteuerten, mit so großem Pathos betonten Friedensliebe in Einklang zu bringen? Erscheint nicht seine Rolle in einem sehr verdächtigen Lichte; neigt nicht die Wage immer entschiedener zu seinen Ungunsten? Aber man braucht sich nicht bei Verdachtsgründen, und wären es noch so belastende, aufzuhalten, wenn man einen vollgültigen Beweis in den Händen hält. Dieser Beweis ist im Blaubuch 111 gegeben. Lesen wir, wozu Grey sich hier verpflichtet hat: „Heute morgen sagte ich dem deutschen Botschafter, daß, wenn es Deutschland gelänge, einen Vorschlag zu machen, aus welchem zu ersehen wäre, daß das Letztere es sich angelegen sein ließe, zusammen mit Österreich-Ungarn den Frieden Europas zu wahren, und daß ein Verweigern Rußlands und Frankreichs, den unterbreiteten Vorschlag anzunehmen, von ihnen unvernünftig wäre, ich eine solche Anregung gerne in Paris und St. Petersburg unterstützen würde, sogar mit meinem Beifügen — sollten Rußland und Frankreich verweigern, dieselbe in Betracht zu ziehen — die Regierung Seiner Majestät würde sich mit den aus solcher Abweisung entstehenden Folgen nicht länger befassen."*)

Hier wollte sich Grey eine Art von Alibibeweis verschaffen, aber da es ein gefälschter war, führte dieser Versuch zu seiner völligen Entlarvung. Den Bemühungen Deutschlands war es gelungen, einen Vorschlag zur Sprache zu bringen, der den Frieden Europas zu wahren berufen gewesen wäre, allein Rußland hat die Annahme des unterbreiteten Vorschlages verweigert. Wo aber blieb die von Grey feierlichst abgegebene Verpflichtung, im Falle einer Abweisung, die Gefolgschaft zu kündigen?

Wie die allgemein gehaltenen Friedensbeteuerungen Greys nichts als leere Phrasen waren, so beruhte auch seine ganze Vermittlungsaktion nur auf bewußt gewolltem Schein; das ist jetzt einwandfrei bewiesen. So weit die Erde reicht, keine Verteidigung wird mehr im Stande sein, den Entlarvten dem Richterspruch zu entziehen, der allein auf „schuldig" lauten kann.

---

*) Auch hier ist die amtlich beglaubigte Übersetzung benutzt, das Deutsch ist wenig erfreulich und unklar. Bernstein übersetzt weit besser: „Ich sagte heute zum deutschen Botschafter, wenn Deutschland irgendeinen vernünftigen Vorschlag zur Sprache bringen könnte, der es klar machte, daß Deutschland und Österreich den Frieden Europas zu bewahren trachteten und daß Rußland und Frankreich unbillig handeln würden, wenn sie ihn ablehnten, so würde ich ihn in Paris und St. Petersburg unterstützen und würde soweit gehen, zu erklären, daß, wenn Rußland und Frankreich ihn nicht annähmen, Seiner Majestät Regierung nichts mehr mit den Folgen zu tun haben werde."

Richard May:
Die Gefährdung des Staatsgedankens.

Wie mit einem Zauberschlage erstand, als immer greifbarer kriegerische Verwickelungen drohten, machtvoll und alles überschattend der Staatsgedanke. Die gewaltige Not des beginnenden Weltkrieges weckte ihn aus seinem langen, allzu langen Dornröschenschlaf. Wie ein Sichselbstbesinnen ging es durch das deutsche Volk, das in den Tagen raschen wirtschaftlichen Aufstieges und kultureller Blüte den Staat nur noch als einen lästigen Mahner, als die Verkörperung unerfreulichen Zwanges betrachtet hatte. Im Steuerzettel, in einer Überfülle von Verordnungen und Pflichten schien sich für weite Kreise seine Aufgabe zu erschöpfen. Und nun war er plötzlich im tiefsten Empfinden der Massen verankert. Man begriff, daß er jedem Einzelnen doch etwas ganz anderes bedeutet hatte, als man bis dahin wahr haben wollte. Vor allem der Jugend. In eine graue Öde, in eine gähnende Leere war sie hineingeraten. Das Reich, für das die Väter auf den Schlachtfeldern geblutet, wie die Großväter Verfolgung erlitten und in Kerkern geschmachtet hatten, war für sie etwas geschichtlich Gewordenes, eine Selbstverständlichkeit, die man sich nicht mehr fortdenken konnte. Das heranwachsende Geschlecht hat kaum je mit dem Gedanken gespielt, daß die Reichsgründung und die glänzende Entwicklung, die sich ihr anschloß, noch einmal in Frage gestellt werden könnte.

Es wird vielleicht später einmal an der Zeit sein, die Geschichte dieser Jugend zu schreiben, die anders als die Generationen vor ihr ohne große Ideen aufwuchs. Sie selbst trug freilich nicht daran die Schuld. Aus den Gründerjahren her und der Zeit, die ihr folgte, überkam ihr noch eine stark materialistisch gefärbte Weltauffassung. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, in welcher Umgebung sie aufwuchs. Der Stil, oder besser die Stillosigkeit der achtziger und neunziger Jahre, gegen die erst das letzte Jahrzehnt entschieden Stellung genommen, hat ohne Zweifel hemmend auf sie eingewirkt. Wir schaudern heute, wenn wir die Unkultur in Möbeln und Ausstattung, die nüchterne Gleichförmigkeit der Häuser, die Wesenlosigkeit des Kunstgewerbes uns vor Augen führen. Und haben jene Jahre uns literarisch oder künstlerisch so viel hinterlassen? Ein paar Namen werden aufgezählt, deren Träger noch in sie hineinragen, ohne ihr anzugehören. Eigenes aber hat sie nur spärlich hervorgebracht. Und war es in der Politik anders? Seitdem Ende der siebziger Jahre die Wirtschaftsfragen zur Zerklüftung unseres Parteiwesens geführt haben, ist nicht wieder um große idealistische Gedanken gerungen worden. Nur hier und da wetterleuchtete es einmal, wenn wie bei der Lex Heinze die Gefahr reaktionärer Unterdrückung allzudeutlich sichtbar wurde. Erst die Reichstagsauflösung von 1906 gab vorübergehend einen

gewissen Aufschwung. Die Kämpfe aber um Erbschaftssteuer und Branntweinabgaben drängten bald wieder alles in den Hintergrund und gaben der politischen Lage ihr Gepräge. Nur auf zwei Gebieten, die in demselben Boden ihre Wurzeln haben, war eine Blüte zu verzeichnen: in der Technik und in den Naturwissenschaften. Aber bei aller Anerkennung ihrer überragenden Leistungen, auch sie haben auf die Jugend nicht im idealistischen Sinne gewirkt. Wenn wir ganz davon absehen, daß die großen Entdeckungen zu einer gewissen Skepsis gegenüber Althergebrachtem führten, daß die technischen Errungenschaften von der Jugend nur allzu häufig in blanke Münze umgerechnet wurden, viel schlimmer war es, daß die Naturwissenschaft Ansprüche erhob, die noch weiter zur Entseelung unseres seelischen und geistigen Lebens führen mußten. Wie einst Büchners „Kraft und Stoff" Mode gewesen war, so wurden es die Welträtsel und alles, was im Bannkreise eines übertriebenen Darwinismus stand. Und neben all diesen unerfreulichen Erscheinungen machte sich wieder wie immer in den Tagen des Wohlstandes und einer kulturellen Luxusfreudigkeit ein Weltbürgertum breit. Man muß die Unterhaltungen in den höheren Klassen unserer Gymnasien und auf unseren Hochschulen kennen gelernt haben, um zu begreifen, wie trostlos leer jene Zeit um die Wende des Jahrhunderts gewesen ist. Wer dieser Generation selbst angehört, der weiß, daß ihr der Sinn für die wirkliche Buntheit des Lebens fehlte. Ihr klang nichts, wie sie auch nichts in die Welt hinein geheimnißte. Im Gegenteil, man darf wohl sagen, ohne zu hart zu sein, daß sie dank der Erziehung, die sie genossen hatte, sich die Welt selbst entgötterte.

Und nun kam der Krieg. Rein seelisch hat er für Millionen eine Erlösung bedeutet. Die Erkenntnis, daß es unendlich viel Gemeinsames gab, wofür sich zu kämpfen lohnte, daß sich unter der ewig glatten Spiegelfläche unseres Lebens noch in den Tiefen Geheimnisse verbargen, daß es ein rätselhaftes Erleben und Empfinden gab, drängte sich plötzlich dieser Jugend auf. Zwei Millionen Kriegsfreiwillige! In dieser Zahl liegt die gewaltige Umwertung ihrer Begriffe, liegt die Renaissance ihres Idealismus begründet. Was bis dahin ein versteinerter Begriff gewesen war, der Staat, reckte und streckte sich als ein lebendiger Organismus. Eine Umkehrung jener vielen ovidischen Verwandlungsmärchen, wo Menschen in der Stunde der Not zu Steinen erstarrten. Das gesamte Volk empfand scheinbar plötzlich und unvermittelt den Staat als die Verkörperung seines eigenen Sehnens und Trachtens. Der Staat wurde ihm wieder Blut von seinem Blut und Fleisch von seinem Fleisch. Scheinbar unvermittelt, sagten wir, denn unbewußt hat diese Auffassung des Staates immer in seiner Seele geschlummert. Sie ist ja gerade ein Kennzeichen deutscher Geistesrichtung, ein Erzeugnis jener Mystik, die heimlich und unvermerkt in seinem Wesen träumt.

Immer größer und umfassender, immer härter und zwingender sind während der Dauer des Krieges die Gebote des Staates geworden. Nicht mehr wie früher forderte er nur die Einsetzung des Lebens und beträchtliche Abgaben an

Geld und Geldeswert, er griff in die Freiheit jedes Einzelnen, er schaltete mit allem, was wir als unveräußerliches Eigentum der Persönlichkeit zu betrachten pflegen. Noch eine der geringsten seiner Forderungen ist der Hilfsdienst, denn er ist in Wirklichkeit nur ein Ausbau der alten Scharnhorst-Boyenschen allgemeinen Wehrpflicht, die er bis in ihre letzten Folgerungen erfaßt. Aber was haben nicht sonst alles Gesetz und Verordnung in diesen dreieinhalb Jahren geregelt! Man wird häufig an die engen Schranken mittelalterlichen Städte- und Zunftwesens erinnert. Die Nahrung abgeteilt und jedem Einzelnen zugemessen. Die Kleidung ihrer Menge nach zugemessen, die Zeit für Wachen und Schlafen fast auf die Stunde bestimmt, dazu eine Beschränkung aller durch die Verfassung gegebenen Rechte. Trotzdem wäre dies noch erträglich gewesen, wenn die staatliche Maschinerie mit jener Sicherheit gearbeitet hätte, die wir vor dem Kriege eigentlich immer als selbstverständlich angenommen haben. Man verschließt so gern die Augen vor der ungeheuren Umstellung, die diese Maschinerie erfahren mußte, man will ihr nicht zugute halten, was man an jedem Einzelnen sonst als Entschuldigung gelten läßt: den Mangel an Hilfsmitteln. Wir vergessen so gern, daß die Beamtenschaft nicht die gleiche ist wie vor dem Kriege, daß auch der Heeresdienst einen großen Teil dieser besten Kräfte für sich in Anspruch genommen hat. Und dann die Aufgaben! Wie schwer ist es jedem einzelnen von uns geworden, starre, feststehende Begriffe umzuschmelzen, umzudenken, denn so wenig von dem, was für uns elementarer Grundsatz gewesen ist, hat den Erfahrungen dieser revolutionärsten Zeit unserer Geschichte stand gehalten. Kaum ein Lehrsatz, der nicht widerlegt worden wäre. Ist es wirklich so überraschend, daß unser Beamtenkörper, gerade weil er mit der Präzision einer Maschine arbeitet, nicht rasch genug den neuen umstürzenden Erfahrungen Rechnung tragen konnte? Die Schwerfälligkeit unserer Bürokratie, die durchaus nicht immer einen Nachteil bedeutet, — sie soll ja eine gewisse Stetigkeit verbürgen — hat sich hier bitter gerächt. Gewiß, auch das Kleinliche, Engherzige, das wir gerade im deutschen Norden so oft peinlich empfunden haben, ist mehr als nötig zur Geltung gekommen. Aber gegen den Staatsgedanken besagt es gar nichts. Hunderte der Maßnahmen, unter denen wir leiden, sind Kriegserzeugnisse. Man kann sie ganz ruhig als Gesetzersatz bezeichnen, der verschwinden muß, wenn das Kriegsende dem freien Spiel der Kräfte wieder Raum läßt. Wir wollen uns vor übertriebener Bitterkeit hüten. Wo gefehlt worden ist, da wird in ruhigen Tagen bei klarerem Urteil für gründliche Abhilfe gesorgt werden müssen. Wir werden vor allem danach zu streben haben, daß die Staatsmaschinerie leichter und beweglicher wird. Ob der Parlamentarismus an sich das Heilmittel oder auch nur ein Heilmittel ist, müssen wir abwarten, so lange wir seine Einwirkung auf das deutsche staatliche Leben nicht kennen. Ein Vergleich mit fremden Staaten erscheint auf jeden Fall unangebracht. So wenig, wie sich deutsches Leben mit welschem oder englischem vergleichen läßt, so wenig kann sich eine Einrichtung westeuropäischer Demokratien in ihren Folgen mit den

gleichen Einrichtungen im deutschen Staatsgefüge vergleichen lassen. Nicht das Was, sondern das Wie entscheidet. Der Versuch wird auf jeden Fall gemacht werden müssen, und die ersten tastenden Schritte auf diesem Wege sind ja bereits getan worden.

Aber unbekümmert darum, ob sich der Parlamentarismus bei uns bewährt oder nicht, viel wichtiger ist die seelische Einstellung unseres Volkes. Und hier drohen in der Tat Gefahren, die wir nicht gering einschätzen sollen, weil sie noch nicht greifbar in die Erscheinung getreten sind. Es kann gar kein Zweifel mehr herrschen, daß der Staatsgedanke von einem Rauhreif befallen ist. Die Unbequemlichkeiten des täglichen Lebens, die Beengung jeder persönlichen Regung hat zu Stimmungen und Verstimmungen geführt, die alles wieder in Frage stellen, was wir als seelischen Gewinn des Krieges betrachten durften. Sollte aber der Staatsfreude wieder eine Staatsverdrossenheit folgen, so wäre das gerade in Anbetracht der beispiellosen Aufgaben, die nach Friedensschluß an uns herantreten, verhängnisvoll. Die Schuldenlast von mehr als hundert Milliarden, zu denen noch gewaltige Aufwendungen für Hinterbliebenen- und Invalidenversorgung kommen, dazu der Mangel an Rohstoffen, die sich nur langsam vollziehende Wiedereinstellung von Millionen Arbeitern in alte Betriebe, die inzwischen so ganz andere geworden sind, fordert von jedem Einzelnen Opfer, die kaum geringer als die bisher gebrachten sind. Und doch müssen sie geleistet werden, wenn das Leben wieder in Gang kommen soll. Diese Opfer aber werden nur erträglich, wenn der Staatsgedanke dem Einzelnen als eine Notwendigkeit erscheint, der er sich freudig unterwirft, wenn er begreift, daß der Staat nichts weiter ist als die Summe seiner Bürger, als die Zusammenfassung aller im Staate vorhandenen Gedanken und Kräfte. Der Staat als Lebensform, so hat Kjellén in seinem prächtigen Buch die Anschauung bezeichnet, die sich früher oder später überall durchsetzen wird. Der Staat ist eben ein lebendiger Organismus, in dem jeder Einzelne eine Zelle mit Eigenleben ist. Aber er darf nicht vergessen, daß dieses Eigenleben nicht losgelöst von dem Gesamtorganismus gedacht werden kann. Sie trägt zu seinem Aufbau bei und wird von ihm ernährt und erhalten. Gerade dieser Krieg sollte bewiesen haben, wie wenig der Einzelne zu bedeuten hat, und darüber hinaus, wie wenig auch der Staat bedeutet, wenn er nicht über gewaltige Machtmittel verfügt, wenn er nicht in der Lage ist, von Leidenschaften umtobt, sich siegreich zu behaupten. Die Blüte eines Staates bedingt das Wohlergehen seiner Bürger, wie umgekehrt der Staat nur so reich ist, als das Gesamtvermögen der Bürger beträgt.

Diese Gedanken gilt es der Verärgerung entgegenzustellen, sie in die Hirne hinein zu hämmern. Aber damit allein würde wenig erreicht werden. Es müssen auch Gegengewichte geschaffen werden gegen den Staatssozialismus, den wir jetzt in einer durchaus nicht erfreulichen Gewandung kennen gelernt haben. Von diesem Gesichtspunkt aus werden wir uns gegen eine Vermögensabgabe wehren müssen. Man verstehe uns recht, nicht gegen eine Abgabe der Kriegsgewinne, die in unserem

Wirtschaftsleben nicht organisch emporgewachsen sind. Daß sie in irgend einer Form wieder dem Nationalvermögen zugute kommen, ist selbstverständlich nicht nur aus ethischen Gründen, sondern weil diese Kriegsgewinne all diejenigen benachteiligen, die draußen Leben und Gesundheit aufs Spiel gesetzt haben oder sei es durch den Militärdienst, sei es durch Beschlagnahme, Einfuhrverbote und andere Kriegsmaßnahmen finanziell geschwächt worden sind. Das Übergewicht der durch die Konjunktur Begünstigten muß gebrochen werden, wenn den Millionen der wirtschaftliche Kampf nicht überflüssig erschwert werden soll. Aber darüber hinaus die Vermögen anzugreifen geht nicht an. Dabei spielen weder ethische noch soziale Gesichtspunkte eine Rolle, sondern andere Erwägungen. Eine Vermögensabgabe großen Stils läßt sich weder durch Barzahlung noch durch Abstoßung der Kriegsanleihen allein ermöglichen. Auch die Aktien privater Unternehmungen, Kuxe, Geschäftsanteile, Hypotheken müßten dem Staate ausgeliefert und in Zahlung genommen werden. Das aber bedeutet eine Verstaatlichung unseres gesamten Erwerbslebens. Ein großer Teil der Bürger würde dem Staate verschuldet. Dieser Gedanke ist unerträglich, unerträglich, weil solche Machtmittel in der Hand der Bürokratie eine Gefährdung unseres wirtschaftlichen Wiederaufbaus bedeuten würden. Noch so hohe direkte und indirekte Steuern, vor allem Erhöhung des Warenumsatzstempels und scharfe Erfassung künftigen Vermögenszuwachses wie eine straffe Erbschaftssteuer wären weitaus erträglicher. Ob wir an den Monopolen vorbeikommen, ist heute eine Frage. Aber auch da wird man zu äußerster Vorsicht mahnen müssen. Soweit es sich um Bodenschätze handelt, wie Kali und Kohle, mag man darüber reden. Handelsmonopole aber, bei denen der Staat im Auslande als Käufer auftritt, erscheinen nach den Erfahrungen der letzten Jahre nicht gerade erstrebenswert.

Ebenso wichtig aber ist der Kampf auf geistigem Gebiet. Bei aller Sorge vor gelegentlichen Ausschreitungen werden wir die Freiheiten, die wir besaßen, nicht nur behaupten, sondern mehren müssen. Wenn der Staat notgedrungen unser wirtschaftliches Leben in weit größerem Umfange als früher beherrschen muß, so müssen wir als Gegengabe, nicht als Geschenk, sondern als einen unbedingt notwendigen Ausgleich größere Freiheiten in unserem persönlichen Leben fordern. Die Trennung von Kirche und Staat erscheint heute spruchreif. Die Bevormundung, die sich der Staat hier erlaubte, sind noch Rudimente aus einer Zeit, wo der Kampf zwischen Staats- und Kirchengewalt nicht entschieden war. Sie müssen abgetragen werden. Ebenso selbstverständlich ist es, daß die Freiheit der Lehre viel weiter gefaßt wird, als es zumal in Preußen üblich gewesen ist. Wir können für Lehre und Forschung keine Fessel dulden, wenn unser Leben nicht blutleer und farblos werden soll. Auch sonst regen sich zahlreiche Wünsche. Trotz aller Bedenken muß dem Individualismus als dem großen Sicherheitsventil der Staatsmaschine viel mehr Platz eingeräumt werden. Gewiß, niemand verkennt die Gefahren, die sich in solchen Zugeständnissen verbergen. Aber der Staat hat

sein Paragraphennetz so engmaschig gestrickt, daß er wirkliche Bedrohung seiner eigenen Existenz sehr leicht erdrosseln kann. Gerade wer dem Staatsgedanken zum Siege verhelfen will, muß dafür sorgen, daß ihm gewisse Grenzen gezogen werden. Erzwungener Gehorsam nützt nirgends. Was wir brauchen, ist freiwillige, freudige Unterordnung jedes Einzelnen aus der Erkenntnis heraus, daß der Staat nicht eine feindliche Gewalt, nicht Büttel und Scherge, sondern wie die Natur ein ungeheurer lebendiger Organismus ist, in dem jeder Samenkeim, jede Pflanze sich entfalten kann.

Das wird die große Aufgabe der Parteien sein, sich in diesem Sinne umzuformen. Sie werden sich einstellen müssen auf die gewaltigen wirtschaftlichen Aufgaben, die unserer harren, und sie werden die Sache des Einzelnen gegen die Gesamtheit zu vertreten haben, wie die der Gesamtheit gegen den Einzelnen. Nach der Königsethik des Altertums, nach der Priesterethik des Mittelalters muß jetzt die Bürgerethik folgen. Und diese Ethik bedeutet das Gewissen Eines gegen Alle, wie das Aller gegen Einen.

Die Entwicklung der politischen Verhältnisse Indiens in den letzten Jahrzehnten.

Von einem Arzt, der lange in Indien lebte.

Seit den siebziger Jahren hat sich der Schwerpunkt der europäischen Politik mehr und mehr nach dem Orient verschoben. Als unmittelbare Folge hiervon verschwanden die rein romantischen Vorstellungen von Ländern wie der Türkei, Persien rc., um einer sachlichen Beurteilung dieser Länder Platz zu machen, die als wirtschaftlich wichtige, export- und importfähige lebendige Erdteile einer steten, wenn auch langsamen und schwer zu erkennenden, politischen Entwicklung nicht entbehrten. Wenn die indischen politischen Vorgänge bis jetzt in Deutschland wenig bekannt wurden, so war der Grund, daß wir bis vor kurzem vorwiegend im nahen Orient interessiert waren, und daß die isolierte Lage Indiens in den asiatischen Gebieten des englischen Reiches es ungemein erschwerte, außer während eines langen Aufenthalts im Lande selbst das politische Leben des unselbständigen Indiens zu verfolgen. Der große Krieg hat diese Sachlage insofern verändert, als die unerfüllte Voraussage eines indischen Aufstands, die nur von Unkenntnis der indischen Verhältnisse herrührte, weite Kreise zwang, von dem Lande der Radschas und der unbeschreiblichen Pracht, das unser Kronprinz einst be-

suchte, ihre Augen auf das Land des bevormundeten Volkes zu wenden, das unter den größten Schwierigkeiten und ohne Hilfe von außen um sein politisches Recht und seine Entwicklung kämpft. Für die Leser, die dieses politisch ruhige Indien nur durch die knappen Zeitungsnachrichten etwa über die Forderungen der indischen Mitglieder im großen indischen Nationalrat oder die Internierung der Theosophin Frau Besant kennen, versuche ich kurz die Entstehung und Entwicklung der heutigen politischen Strömungen in Indien zu schildern.

In diesem Lande, wo es kein Parlament und keine offizielle Volksvertretung gibt, kann es sich vorläufig nur um Gruppen handeln, die sich um bestimmte politische Ziele oder Wege zur Erreichung derselben zusammenscharen. Bis 1910 (Minto-Morleyreformen), zum Teil auch noch nachher sind es nur politische und andere soziale Vereine gewesen, innerhalb deren die verschiedenen Meinungsrichtungen sich zeigten.

Im Jahre 1886 wurde mit Zustimmung des damaligen Vizekönigs von Indien, Lord Dufferin, eine Versammlung hervorragender Inder und in Indien interessierter Europäer (Engländer) zusammenberufen. Zweck der Versammlung war, den gleichzeitigen Wünschen einiger indischen Führer sowie der britischen Regierung Ausdruck zu geben, eine Formulierung der Wünsche des Volkes zu erzielen, die zu einer Zeit, wo die indische Presse wenig entwickelt und für eine derartige Äußerung kein offizieller Weg vorhanden war, für beide Teile wünschenswert erschien. Naoroji, Bannerji, Hume ꝛc. verliehen den damaligen Wünschen der gebildeten Inder, hauptsächlich in Sachen der politischen Mündigkeit und des Erziehungswesens, Ausdruck. Schon der Verlauf der ersten Sitzungen dieses Nationalkongresses zeigten der Regierung deutlich, daß die indische Meinung Dinge von ihr verlangte, die mit der herkömmlichen Regierungsweise sehr in Widerspruch standen, und veranlaßte sie, von einer weiteren Unterstützung abzusehen. Aber die indischen Führer und ihre englischen Freunde, die den Nutzen solch einer Versammlung einsahen, fuhren fort, jedes Jahr in den Weihnachtsferien zusammenzukommen, um über die Handlungen der Regierung Kritik zu üben und Vorschläge für Indiens weitere Entwicklung zu machen. Die Konstitution dieser Versammlungen war sehr primitiv. Führer verschiedener politisch gefärbter Vereine, die bezirksweise sich zusammentaten, machten Vorschläge betreffs des Ortes der Versammlung, schrieben Einladungen zum Besuche aus an Städte, die keine derartigen Vereine hatten, und von diesen wurden nach Abstimmung in öffentlichen Versammlungen Abgesandte in beliebiger Zahl geschickt. Obwohl es sich so nicht um eine zahlenmäßige Vertretung des Volkes handelte, kamen immerhin Leute zusammen, die nicht nur selbst gebildet waren, sondern auch sich mehr oder weniger mit der politischen Entwickelung Indiens beschäftigten. Daß diese Bewegung von

Anfang an einen allgemein indischen Charakter hatte, beweisen schon Namen wie Naoroji (Parse), W. C. Bonnerji (ind. Christ), Tyabji (Muhamedaner), Hume (Engländer), Bannerji, Nair rc. (Hindu), die in den verschiedenen Jahren als Präsidenten des Kongresses der Volksmeinung Ausdruck gaben. Im Laufe der Entwickelung entfernte sich der Kongreß, der nach jeder Versammlung seine Vorschläge in Form einer Bittschrift durch Vermittelung des Vizekönigs an die englische Regierung sandte, mehr und mehr von der englischen Regierung in Indien, die ihn aber mehr gleichgültig als feindlich betrachtete. Immerhin verbot sie den Regierungsbeamten, aktiven Anteil an den Kongreßversammlungen zu nehmen. Auch verstand sie es vorzüglich, die indischen Führer zum einträglichen Staatsdienst heranzulocken und manche von ihnen auf diese Weise unschädlich zu machen. Wenn sie einige Jahre später sich entschloß, die Industrieausstellungen, die in Verbindung mit der Kongreßtagung stattfanden, zu unterstützen, so war der Grund dazu die Beschwerden englischer Fabriken und anglo-indischer Agenten, die sich über die Zurückstellung ihrer Waren gegenüber einheimischen und ausländischen Waren anderer Herkunft beklagten. Das Verbot einer Beteiligung der Beamten, die unter den gebildeten Indern eine ziemlich große Masse darstellten, führte diese nicht selten zu einem Scheinmanöver. Während sie teilweise sehr rege an der Vorarbeit des Kongresses privat teilnahmen, besuchten sie ihn unter verschiedenen Vorwänden, z. B. der „Sozialkonferenz" (Sittenreformkonferenz) oder anderer Konferenzen, die am selben Ort ein paar Tage später tagten. Den eigentlichen Ursprung der Parteien verdanken die Inder dem großen „Wohltäter" Indiens, Lord Curzon, der durch seine schroffe, ultraimperialistische Haltung mehr als sonst jemand dazu beigetragen hat, in Indien die Erkenntnis der Menschenwürde und der Macht der Einigkeit wachzurufen. Auch der Sieg Japans, einer asiatischen Macht, über Rußland hat in Indien, wie in ganz Asien, das Selbstvertrauen der Inder gehoben. Im Jahre 1904 wurde die Teilung Bengalens, eine Maßnahme, die die muhamedanische und die Hindu-Bevölkerung Bengalens in zwei feindliche Lager teilen sollte, verkündigt. Die zahlreichen Versammlungen im ganzen Lande und ihre Bittschriften fanden bei der Regierung kein Gehör; dies zeigte den gebildeten Indern, wie wenig Einfluß sie auf die Regierung ausüben könnten. In diese Atmosphäre, die in Bengalen, sowie in ganz Indien eine Boykottierung englischer Waren, eine Unterstützung einheimischer Industrie („Swadeschi") hervorrief, platzte wie eine Bombe die Erklärung Lord Curzons, daß die Proklamation der Königin Viktoria von 1858 undurchführbar und nicht des Stückchens Papier wert sei, worauf sie geschrieben war. Man muß die Wichtigkeit dieser Proklamation, die die Gleichstellung des Inders mit dem Engländer feierlich versprach und das kaiserliche Wort dafür verpfändete, daß die Macht in Indien allmählich

mit der fortschreitenden Befähigung der Inder bedingungslos in ihre Hände kommen würde, verstehen, um den großen Eindruck dieser Erklärung und den Widerspruch, den sie erweckte, sich zu vergegenwärtigen. Wurde diese Proklamation doch jeder Zeit als die Magna Charta der Inder gefeiert. Als im Jahre 1906 der Kongreß in Kalkutta zusammentrat, war seine Spaltung in zwei Parteien, die schon 1905 in der Sitzung in Benares sich bemerkbar machte, eine vollendete Tatsache. Obwohl Lord Curzon, der Urheber der späteren unruhigen Jahre, Indien schon verlassen hatte und im englischen Oberhaus schamlos verkünden konnte, während seiner Verwaltungszeit sei in Indien keine Unruhe gewesen, wäre es selbst dem nachgiebigsten Vizekönige unmöglich gewesen, die gereizte indische Stimmung zu besänftigen. Während die eine Partei ungeachtet dieser Stimmung in den früheren Geleisen weiter fortfahren wollte, verwarf die andere die bisherige „Bettelei". Sie verlangte vom Kongreß Forderungen statt Bittschriften und erklärte es für unumgänglich notwendig, daß er die Boykottierung englischer Waren als eine coercive Maßnahme in sein Programm aufnehme. Sie begründete diese schroffe Betätigung mit dem Hinweis auf die Tatsache, daß Lord Curzon es abgelehnt hatte, eine Deputation des früheren Kongresses zu empfangen, obwohl der Präsident dieser Deputation sowie des Kongresses Sir H. Cotton ein in der englischen Verwaltung Indiens langbewährter Beamter war. Nur der Vorschlag, daß man den Parsen Naoroji, den Vater des indischen Nationalgedankens und Präsidenten des zweiten Kongresses, zum Präsidenten wählen sollte, und die Tatsache, daß dieser die „Swadeschi"-Bewegung (Heimatindustrie-Unterstützung) und die Forderung von „Swaradsch" (eigener Regierung) in sein Programm aufnahm, konnte es hindern, daß die beiden Parteien sich trennten. Selbst dieser Ausgleich kam sehr schwer zustande, da die Forderungen der neuen Minderheitspartei nichts weniger als eine offizielle Boykottierung, passive Resistenz und Nationalerziehung als Mittel und vollständige Autonomie als Ziel waren. Diese Kluft unter den Kongreßmitgliedern trat schon bei der Vorbereitung zur nächsten Kongreßversammlung zu Tag. Während die „Konstitutionalisten" (oder „Gemäßigten") einen Präsidenten mit ihren Anschauungen wählen wollten, wollte die andere Partei entweder Tilak oder Lajpatrai wählen, von denen ersterer als ein Führer ihrer Partei galt, letzterer wegen seiner früheren Deportation durch die britische Regierung in ihren Augen den Nimbus eines Märtyrers trug. Da die Stimmberechtigung zu dieser Zeit nur von der Einzahlung von Rs 25 abhängig war, suchten die beiden Parteien soviel wie möglich Leute zu veranlassen, das nötige Geld zu zahlen und für ihren Kandidaten zu stimmen. Selbst entlegene Gegenden wurden von Agenten der beiden Parteien überflutet, Rechtsanwälte, Ärzte bearbeiteten ihre Klienten, ja es gab sogar Großgrundbesitzer, die ihre Dienerschaft unter Zuschuß von

Rs 25 veranlaßten, die vorgeschriebenen Erklärungszettel zu unterschreiben. Der Ort der Sitzung, diesmal Nagpur, war aber ein Hort der „Nationalisten“ („Extremisten“, wie die Gegner sie nannten). Beim Herannahen des Versammlungstages merkten die Gemäßigten schon, daß in Nagpur ihre Gegner eine große Mehrheit bilden würden. Sie entschlossen sich unter der Führung des Parsen Metha, einen Gewaltstreich auszuführen. Im letzten Augenblick wurde der Kongreß nach Surat berufen. Der Verlauf dieses Kongresses war daher keine Überraschung, und wenn jemand die Mitteilungen hierüber in Nevinson's interessantem Buch „New spirit in India“ liest, so dürfte er sich wohl eher über die scheinbare Nachgiebigkeit der radikalen Partei wundern; denn, wie die Gegensätze damals einmal waren, hätte man sich auf ein viel schlimmeres Ende gefaßt machen können. Nachdem R. Ghosh, der Kandidat der Gemäßigten, für gewählt erklärt worden war und Tilak — der nach den Kongreßstatuten, die einen Präsidenten aus dem Bezirk des Versammlungsortes nicht zuließen, nicht selbst als Präsident gewählt werden konnte — daran verhindert worden war, den Kandidaten seiner Partei vorzuschlagen, und nachdem die Polizei dem darauf folgenden Tumult durch Räumung des Versammlungssaales ein Ende gemacht hatte, fanden in den nächsten Tagen getrennte Versammlungen der zwei Parteien statt. Die gemäßigten, die auf diese Weise die anderen, in ihren Augen gefährlichen Elemente los wurden, benutzten diese Gelegenheit, um ein politisches Credo zu formulieren, ohne dessen Unterzeichnung niemand das Stimmrecht im Kongreß erlangen konnte. Der erste Satz hierin betonte ausdrücklich, daß Unterzeichneter eine nur von England abhängige Selbstverwaltung (Home rule oder „Swaradsch“) als sein Ideal betrachtete. Von diesem Jahr an wurde der Kongreß nur von den Gemäßigten beschickt, denn obwohl die anderen die Artikel dieses Credo in einer späteren Versammlung durch Abstimmung hätten abändern können, so lehnten sie es prinzipiell ab, die als Voraussetzung notwendige Unterschrift zu geben. Ihre Bemühungen, einen eigenen Kongreß mit alter Konstitution abzuhalten, wurden durch das kategorische Verbot der Regierung vereitelt, während der gemäßigte Kongreß durch den Besuch eines Gouverneurs als Zuhörer und den Empfang seines Präsidenten durch Lord Hardinge nunmehr die Weihe der politischen Harmlosigkeit seitens der Regierung erhielt.

Während der Entwickelung der Kongreßbewegung waren die Muhamedaner ihrerseits auch nicht ganz untätig. Das Odium, das seit dem Aufstand im Jahre 1857 an ihnen als Parteigänger des Nepalkaiserreichs haften blieb, und ihre ziemlich große Rückständigkeit in der Aneignung westländischer politischer Ideale hatte ihnen seitens der englischen Regierung eine Stellung eingebracht, die sie als eine Benachteiligung gegenüber den Hindus empfanden. Um dies zu ändern, kam Sir-Seijed, ein begabter,

einflußreicher Muhamedaner, auf die Idee, eine Bewegung unter den gebildeten Muhamedanern hervorzurufen, deren Spitze hauptsächlich gegen die Hindus gerichtet war. Eine Regierung, die dem Prinzip „divide et impera" seit jeher ihre Erfolge verdankte, säumte nicht, diese Strömung kräftig zu unterstützen. Mit Hilfe der Regierung wurden nacheinander Schulen, die Hochschule in Aligarh ꝛc. mit rein muhamedanischem Charakter begründet, die den englischerseits erwünschten Zweck erfüllten. Die Regierung gab sogar mehr als einmal öffentlich bekannt, sie habe die Muhamedaner solange etwas stiefmütterlich behandelt und gedenke nunmehr das getane Unrecht gut zu machen. Trotzdem übten der Anfang des parlamentarischen Systems in dem benachbarten islamischen Reich Persien (1906) und der Sieg der Jungtürken in ihrem Kalifat Einfluß auf die Muhamedaner in Indien aus. Es entstand im Jahre 1908 die Moslemliga, die, obwohl anfangs antihindu, doch eine politische Färbung hatte. Vielleicht nicht ausgesprochen, da sie von den angekündigten „Minto-Morleyreformen" Vorteile für die Muhamedaner erwartete. Der Ausbruch des Balkankrieges, während dessen die offene Sympathie Englands für die Feinde der Türkei die jungen Muhamedaner mehr und mehr entfremdete, war die endgültige Veranlassung, daß die Moslemliga, deren Charakter bisher rein muhamedanisch und sehr wenig politisch war, jetzt ein politisches Programm annahm. Da ihr bisher ausdrücklich betonter Gegensatz zu den Hindus, besonders zu der Kongreßbewegung (die man als eine Hindubewegung darstellte), es ihr verbot, sich gleich dem Nationalkongreß anzuschließen, nahm sie als politisches Programm eine abhängige Selbstverwaltung nach dem den Umständen gemäß abgeänderten Muster der Kolonien an. Diese feine und hauptsächlich formelle Abweichung vom Kongreßideal hinderte die Muhamedaner nicht mehr, sich der Kongreßbewegung zu nähern, obwohl sie hauptsächlich Sympathien für die gemäßigte Partei zeigten. Auch hier gab es aber bald eine Spaltung, die zur Ausscheidung der älteren Generation aus der Liga führte und die jungen Männer zurückließ, die sich in Anlehnung an die Vorgänge in der Türkei die „Jungmuhamedanische Partei" nannten.

Mittlerweile (1912) kamen als Vorboten einer vermeintlich liberalen Handhabung der Regierung in Indien die Reformen, die unter dem Namen Morley-Mintoreforms bekannt sind. Das Hauptmerkmal dieser Reformen war eine Erweiterung der gesetzgebenden Körperschaften, in denen zum erstenmal Personen nach einer Art Wahl sitzen durften. Obwohl vielleicht diese Neuerung tatsächlich als Anfang einer erweiterten Tätigkeit der gebildeten Inder gedacht war, war sie in Wirklichkeit mit so vielen Nachteilen belastet, daß sie gänzlich verfehlte, die politischen Kreise in Indien zu befriedigen. Nicht nur, daß die Muhamedaner als Inder und als Muhamedaner ein zweifaches Stimmrecht besaßen, gingen auch die Gewählten mit wenigen

Ausnahmen aus einem Wahlsystem hervor, das mehr als unser preußisches Klassenwahlsystem die Gewählten von den Massen trennte. Je nach Größe der Provinzen wurden 2 bis 3 Mitglieder von der provinzialen gesetzgebenden Körperschaft gewählt, von denen eines von den Muhamedanern allein gewählt werden mußte. Auch wählte jede Universität je ein Mitglied. Das Wahlrecht der Universität war schon deswegen ohne Bedeutung, weil 90% der Senatsmitglieder von der Regierung nominierte Männer waren; und auch dort, wo es keinen Provinzial-Rat gab, wurde das Wahlrecht auf die von der Regierung bestimmten „Darbari" (d. h. Empfangsfähige)-Leute beschränkt. Trotz dieses beschränkten Wahlsystems wurden die gewählten Mitglieder in der Minderzahl gehalten und die Regierung beherrschte die Mehrheit, die aus den nominierten und angloindischen Mitgliedern und Beamten bestand. Die Tendenz dieser Reform, die Hindus und die Muhamedaner noch weiter zu trennen und unter ihnen einen Interessengegensatz hervorzurufen, ist klar und es ist kein Wunder, wenn diese Tatsache trotz der Rückgängigmachung der Teilung Bengalens es wieder für einige Zeit schwer machte, die politischen Ideale der Hindus und der Muhamedaner zusammenzubringen. Die Angloindier aber waren trotz dieser Einschränkungen über diese „liberale" Tendenz so erschrocken, daß sie unumwunden sich zu einer Partei zusammenschlossen, um ihre „gefährdeten" Interessen zu schützen.

Es blieb trotzdem nicht aus, daß die gewählten Inder im Rat des Vizekönigs mehr als je zuvor bei jeder Aussprache die indische Meinung vertraten. Obwohl die von der Regierung nominierten, manchmal sogar des Englischen unkundigen Leute ihnen ein gewisses Gleichgewicht hielten, einige muhamedanischen und alle angloindischen Mitglieder es als ihre Pflicht ansahen, en bloc den anderen Indern zu widersprechen, und die Regierung durch ihr unbeschränktes Vetorecht schon von Anfang an dafür Sorge trug, Kandidaten der Nationalistenpartei auszuschließen, ging das Bestreben der indischen Mitglieder im allgemeinen doch dahin, die so erhaltenen Machtbefugnisse zu erweitern im Sinne der von der gemäßigten Partei vorgezeichneten Ideale. Der Eintritt der Türkei in diesen Krieg hat dem ein ganz anderes Gesicht gegeben. Die Muhamedaner haben, trotz aller Verleumdung der Türkei, die englischerseits mit Eifer betrieben wird, die nur aus politischen Gründen betriebene türkenfeindliche Tätigkeit der Engländer erkannt und gefunden, daß nur ein Zusammengehen mit den Hindus, die $^4/_5$ der indischen Bevölkerung ausmachen, ihnen die Macht geben würde, den nötigen Druck auf England auszuüben. Als die Lobreden über Indiens großzügige Unterstützung Englands mit Menschen und Geld nachließen und es mehr und mehr zu Tage trat, daß England, trotz seiner „Tradition", nicht gewillt war, Indien die Freiheiten seiner Kolonien, weder jetzt noch lange nach dem Kriege, zu gewähren, reichten die 19 gewählten indischen Mitglieder des

Rats (Councils) in Delhi das bekannte Memorandum ein, das mit den Zielen der Gemäßigten und auch denen der jetzigen Moslemliga übereinstimmt.

Der im letzten Jahr zu Weihnachten zusammengetretene Nationalkongreß hat sich, zum erstenmal nach Surat unter Beteiligung sowohl der Gemäßigten wie der Nationalisten und auch der Moslemliga, diesen sofort zu erfüllenden Forderungen der gewählten Mitglieder angeschlossen. Daß die politische Strömung heute viel größere Massen umfaßt, zeigt schon die Homerule-Propaganda der Theosophen unter Frau Besant (die bis vor ungefähr zwei Jahren an einem ganz anderen Ort als der Kongreß ihre jährliche Theosophenkonvention abhielten und so dem Kongreß die Mitarbeit vorzüglicher Kräfte entzogen) und der Nationalisten, deren die Regierung kaum Herr zu werden scheint. Daß die mit Bomben und mit anderen Gewaltmitteln arbeitenden Personen keine Partei bilden und von den Nationalisten bei jeder Gelegenheit verleugnet werden, braucht hier nicht besonders betont zu werden. Ihre Methoden mögen wohl das Leben der englischen Beamten etwas bitter und sorgenreich gestaltet und durch ihre Übertreibung den Gemäßigten in den Augen der Engländer eine Anerkennung eingebracht haben. Während dieses Krieges scheint die Zahl dieser Leute ziemlich gestiegen zu sein, was den Engländern eine billige Handhabe gibt, ihre Kriegsgesetze viel strenger anzuwenden. Daß die Bildung einer sozialistischen Partei unter diesen Umständen einer viel späteren Zukunft verbleiben muß, erwähne ich nur, da vor einiger Zeit die Nachricht über die Beteiligung indischer Sozialisten an der Stockholmer Konferenz in einigen Zeitungen die Runde machte.

* * *

Die nach der Niederschrift dieses Aufsatzes bekannt gewordene Ernennung der Frau Besant zum Vorstand des kommenden Nationalkongresses ist nicht nur als ein starker Protest gegen ihre Internierung, — ihre Kandidatur wurde aufgestellt, als sie noch interniert war — sondern auch als eine gewaltige Verschmelzung aller in der Richtung des Home-Rules arbeitender Parteien zu begrüßen.

Die verschleppten Bulgaren aus der Dobrudscha.
Vom Centralen Volksrat in der Dobrudscha.

Vor einiger Zeit brachte die Londoner „Morning-Post" folgende amtliche Mitteilung der rumänischen Gesandtschaft in London:

> „Die bulgarische Regierung hat am 5. September eine Bekanntmachung veröffentlicht, worin die Behauptung aufgestellt wird, die rumänische Regierung verschleppe die bulgarische Bevölkerung aus der Dobrudscha. Diese Beschuldigung entbehrt jeder Begründung und ist augenscheinlich erhoben worden, lediglich um die von den Bulgaren selbst begangenen Grausamkeiten zu entschuldigen. Zur Zeit der Kriegserklärung wurden die Angehörigen der feindlichen Staaten in der Dobrudscha und in anderen Orten interniert, und ihre Rückkehr wurde, soweit es die Verkehrsmittel gestatteten, erlaubt. Andererseits protestiert die rumänische Regierung ganz energisch gegen Verschleppung von Rumänen ins Innere Bulgariens und der Türkei, wo die Verschleppten dem größten Elend ausgesetzt sind. Viele davon sind gestorben, viele an den Bettelstab gebracht."

Der „Centrale Volksrat in der Dobrudscha" ersucht uns, gegenüber dieser Darstellung, die er als „empörende rumänische Dreistigkeit" bezeichnet, um folgende Feststellungen:

1. In 56 aufeinander folgenden Nummern brachte die Zeitung „Dobrudscha", nach Dörfern und Städten geordnet, die endlosen Verzeichnisse mit den Namen tausender Männer, Frauen und Kinder, die im vorigen Jahre von den rumänischen Behörden in der Dobrudscha verschleppt und in Verbannung und Elend geschickt worden sind. Allein aus dem großen bulgarischen Dorfe Almanj, Kreis Ostrow, welches bis zur rumänischen Mobilisation 1819 Einwohner zählte, wurden 1534 Personen verschleppt, unter welchen 138 Kinder unter 3 Jahren und 38 Greise zwischen 75 und 105 Jahren waren. — Den Rest bildeten Jünglinge und Mädchen von 3—18 Jahren, erwachsene Männer und alte Leute zwischen 48 und 75 Jahren. Aus der Stadt Tutrakan wurden 691 Personen verschleppt, aus Dobritsch 515, aus Tultscha 233, aus Cavarna 134, aus Silistria 327, aus Kalinetrowo 384, aus Groß-Kainartscha 145, aus Karaomur (Silistria) 684, aus Aidemir 271, aus Klein-Kainartscha 117, aus Vettren 162, aus Sreberna 104, aus Popina 115, aus Chasa Kiosseler (Dobritsch) 175, aus Karales 94, aus hunderten anderen Dörfern der Dobrudscha von 50—100 Personen, zusammen aus der ganzen Dobrudscha mehr als 25 000 Männer, Frauen und Kinder, deren

überwiegende Mehrheit rumänische Staatsangehörige sind und nicht Angehörige von feindlichen Staaten, wie es in der Mitteilung der Londoner Gesandtschaft behauptet wird.

Am Vorabend der rumänischen Einmischung in den Krieg wurden innerhalb 15 Tagen nur aus der Süd-Dobrudscha jenseits der Donau 17 518 Männer, Frauen und Kinder mitgeschleppt, aus dem Kreise Silistria 9641, aus dem Kreise Tutrakan 2294, aus Kubunar 1014 und aus dem Kreise Dobritsch 4567 Personen.

Die rumänische Regierung selbst hat offiziell die Tatsache anerkannt, daß sie bulgarische Bewohner aus der Dobrudscha wegschleppte, indem sie auf die energische Vorstellung der bulgarischen Regierung, durch die Schweizer Gesandtschaft in Rumänien, Verzeichnisse von den in der Moldau internierten Bulgaren rumänischer Staatsangehörigkeit auslieferte. Diese Verzeichnisse, unterzeichnet vom Generalsekretär des rumänischen auswärtigen Ministeriums, Herrn Burgilia, sind das beste Dementi des Dementis der Londoner rumänischen Gesandtschaft.

2. Die Massenmorde des vorigen Jahres, begangen von rumänischen Soldaten und Schutzleuten, an unverteidigten Frauen, Kindern, Männern und Greisen in vielen Ortschaften der Dobrudscha wurden festgestellt und protokolliert von einer unparteiischen Enquete-Kommission, an der auch der Vertreter der nordamerikanischen Republik teilnahm. Allein in Dobritsch wurden am 3. Dezember 1916 in den Kasernen 57 unschuldige Bürger von Dobritsch erschossen. Die Namen dieser Unglücklichen sind in der Nummer 46 der Zeitung „Dobrutscha" veröffentlicht. Unabhängig von den Angaben dieser Enquete schildert ein offizieller Bericht des früheren Parlaments-Deputierten P. Babajnoff an den Kommandanten der Stadt Silistria das Schicksal der Verschleppten in den ersten Tagen ihrer Verbannung. Der Wortlaut dieses Berichtes ist jedermann zugänglich.

3. Die Behauptung der rumänischen Gesandtschaft in London, den internierten Angehörigen der feindlichen Staaten wäre es gestattet worden, zurückzukehren, soweit die Verkehrsmittel es erlaubten, entspricht durchaus nicht der Wahrheit. Dieser Behauptung stellen wir die Mitteilung der deutschen Militärverwaltung im besetzten Rumänien entgegen, abgedruckt in der Nummer vom 22. Oktober der rumänischen Zeitung „Gazetta Bucurestilor". In dieser Mitteilung heißt es u. a.: „Tausende unschuldiger Deutschen, Österreicher, Ungarn, Bulgaren und Türken waren schon zu Beginn des Krieges von der rumänischen Regierung interniert und unter ungeheuren Qualen in die Moldau verschleppt. Dort werden sie auch noch heute in geschlossenen Lagern gehalten und leben unter schlechten hygienischen Verhältnissen ohne genügende Nahrung und Bekleidung. Die Verwandten dieser Internierten wissen nicht einmal, wer von ihnen gestorben und wer noch am Leben sei. Die verbündeten Staaten haben durch Vermittelung der neutralen Staaten zu wiederholten Malen die Befreiung der in die Moldau

Verschleppten verlangt, indem sie der rumänischen Regierung mit Repressalien drohten. Als der Androhung die Tat folgte und eine Reihe von Rumänen in Haft genommen wurden, willigte die rumänische Regierung ein, die Internierten zu befreien, indem sie sogar sich bereit erklärte, sie nach Muntänia (Walachei) durch die Frontlinien zurückzuführen. Aber kürzlich entzog sich die rumänische Regierung ohne jegliche Begründung der eingegangenen Verpflichtung, und noch heute verschiebt sie ständig die durch Schweden geführte Verhandlung zwecks Befreiung der Internierten.

G. Buetz, Dessau:
Livland, Kurland, Litauen. Land und Leute.

Die Provinzen des russischen Oberostens sind seit dem Beginne der Verhandlungen mit Rußland ganz besonders Gegenstand des deutschen Allgemeininteresses geworden. Handelt es sich doch hier um Gebietsteile, welche dem deutschen Empfinden seit Jahrhunderten nahestehen, die im Laufe der Geschichte stets erneut mit dem staatlichen Leben des Deutschtums verknüpft wurden.

Livland, Kurland, Litauen. Deutsche Truppen stehen auf ihrem Grund und Boden. Litauen wurde 1915 gewonnen, Kurland im weiteren Maßstabe 1916 besetzt, Livland erblickte 1917 die deutschen Truppen als gütige Herren. Alle drei Gebiete von jeher dem deutschen Kultureinflusse anheimgegeben, tragen doch jedes für sich ein eigenes Gewand. Wenden wir uns zunächst dem jüngsten Eroberungsgebiete deutscher Waffen, Livland zu.

Seiner Bevölkerung nach ist Livland in zwei Landschaften geteilt, nämlich in das lettische und in das estische Livland. Südlivland kennt als Sprachlaut nur lettisch, Nordlivland spricht estisch. Diese, dem Gebiete einen so charakteristischen Zug verleihende Sprachenteilung, die Veränderung von Sitte und Gewohnheit im Norden und Süden des Landes ist um so ausgeprägter, als Livland seine Bevölkerung in 34,9 % Letten und 40 % Esten teilt. Das Deutschtum, und das gilt für die heutigen Verhältnisse wohl hervorgehoben zu werden, überragt das in Livland vertreten Russentum. Livland kennt nur 5,4 % Russen, neben 7,7 % Deutschen. Während das deutsche Element bodenständig ist, kommen die Russen in Livland fast nur in der Eigenschaft als Beamte, Militär- und Verwaltungspersonen in Frage. Das

russische Element ist demnach kein bodenständiges; rasch wechselnde, zumeist noch unverheiratete russische Elemente, ohne Anhänglichkeit an die Scholle, vermögen dem Charakter der Gebietsteile keine Änderungen aufzuerlegen, die nicht dem Zwange angehören. Hinsichtlich der Landverteilung kommen die russischen Elemente noch weniger in Frage. Da man es in Rußland in kolonisatorisch günstigen Zeiten verabsäumt hatte, livländischen Boden zu erwerben, oder sich nach russischer Sitte anzueignen, hatte Rußland nur einen livländischen Bodenbesitz von rund 8%. Der deutsche Bodenbesitz in Livland aber beträgt von dem Gesamtbodenanteil 46,50%! Das ist eine Ziffer, welche man heute beachten soll. Der deutsche Bodenbesitz in Livland überragt nicht nur bei weitem den Anteil russischer Elemente, er erhebt sich auch über denjenigen Landanteil, welcher den Letten und Esten zukommt. Letten und Esten haben 38,25% der Gesamtbodenfläche in ihrem Besitze. Erschwerend für das Streben Rußlands, Livland zu russifizieren, wirkte der Umstand: daß der in Livland festgelegte deutsche Grundbesitz fast ausnahmslos den Großgrundbesitz ausmacht. Weder der Lette noch der Estländer tritt als Großbesitzer auf, er ist lediglich Bauer und Häusler.

Die Art der Landverteilung ist für Livland von einer ausschlaggebenden Bedeutung, denn wenn Livland in Riga auch einen der beachtenswertesten Handelsplätze des nördlichen Rußlands darstellt, Pernau sich als ein Industriegebiet entwickelt hat, so ist Livland doch in all seinen neun Kreisen ein ausgesprochenes Agrarland geblieben. (Die Kreise Livlands sind: Riga, Wolmar, Wenden, Werro, Walk, Dorpat, Pernau, Fellin und die Insel Moon.) Seinen agrarischen Charakter beweist Livland schon durch die weite Nutzbarmachung seines Landes. Gegenüber 85,5% agrarisch nutzbar verwendeten Landes, als da sind Äcker, Wiesen und Wald, stehen nur 14,5% Unland. Bei der extensiven Kultur des russischen Oberostens ist der Betrag an Fehlland gering zu nennen, zumal die natürlichen Hindernisse der Bodenverwertung in Livland keine geringen sind. Hartes Gestein, häufig in Form ausgedehnter Moränen hervortretend, erschweren den Anbau, die Fülle an Flüssen mit weitem Quellengebiet, zahlreiche Seen stellen den Landmann auf manche harte Probe. Man zählt, um sich von dem letzteren Hindernis einen rechten Begriff zu machen, über 300 Flüsse und etwa 1000 Seen oder Seengebilde. Hierbei muß man sich vergegenwärtigen, daß ganz Livland nur einen Flächenraum von 47030 qkm hat und daß die Einwohnerziffer sich auf 2,1 Millionen stellt. Obgleich der deutsche Einfluß in Livland ein so bedeutender ist, deutsche Kultur auf die Bevölkerung von Letten und Esten übergegangen ist, wäre es unrichtig, sich die Agrarverhältnisse Livlands ähnlich denen Ostpreußens vorzustellen. Um einen intensiven Landbetrieb einer Volkswirtschaft zu ermöglichen, bedarf es guter Verkehrsverbindungen,

um günstige Absatzverhältnisse herstellen zu können. Die Verkehrswege Livlands aber sind die denkbar schlechtesten. Es war die russische Wirtschaftspolitik, welche die Erschließung des Oberostens und Polens nicht wünschte. Diese, der westlichen Kultur so nahen Lande zeigten starke Konkurrenzflächen für Zentralrußland und sind aus diesen Motiven heraus stark vernachlässigt worden. Trotz seines Stromreichtums kommt als Verkehrsweg in Livland nur die Düna und Aa neben dem Embach in Betracht. Die Salis und die Pernau sind nur teilweise schiffbar. Wenn auch die Art der Flüsse, schmal, steinig, erfüllt von Stromschnellen, natürliche Verkehrshindernisse bilden, so hätten technische Eingriffe die natürlichen Hemmungen zu beseitigen vermocht. Wie mit den Wasserwegen verhält es sich mit den Eisenbahnen. Das Gebiet hat nur eine Hauptbahn, die Strecke: Riga—Dorpat—Taps, deren Endziel Petersburg ist. Genannt kann dann noch die Bahn Riga—Orele werden. Diese ist indessen keine Verkehrsbahn, denn sie geht die Düna entlang. Die kleine Lokalbahn verkehrt etwa einmal am Tage. Die Konsumtionswirtschaft, welche der Typus des Agrarlebens des ganzen russischen Oberostens und Litauens ist, muß der Verkehrsverhältnisse halber der modernen Produktionswirtschaft noch immer voranstehen. So kann es nicht ausbleiben, daß die Ertragsverhältnisse weit hinter jenen des deutschen Ostens zurückstehen. Die Hektarernte erreichte im Durchschnitt der letzten fünf Friedensjahre nicht einmal die Hälfte des Ertrages von Ostpreußen. An Erntefrüchten sind Roggen und Kartoffeln maßgebend Hafer wird von den drei Ostseeprovinzen am reichhaltigsten angebaut, kommt als Frucht aber an dritter Stelle. Ganz im Gegensatze zu vielen Annahmen wird in Livland, wie überhaupt im ganzen russischen Oberosten, Weizen nur gering angebaut. Bei den durchschnittlichen Ernteerträgen von 1905 bis 1909 standen 165675 Dz. Roggen 16609 Dz. Weizen gegenüber. Sein geringer Weizenanbau nötigt Livland zu einer Weizeneinfuhr für seine Städte.

Da Livland reich an Weiden ist, 18,57% der gesamten Bodenfläche sind Wiesen und 14,06 % der Bodenfläche waren Weideland (1911), glaubte man eine starke Viehzucht Livland zuschreiben zu können. Im Hinblick auf den gesamten Oberosten hat Livland allerdings die beste Viehhaltung aufzuweisen, denn 1910 hatte man 1470569 Stück Vieh. Dies sind indessen Ziffern, welche in dem Verhältnisse zu der Größe des Weidelandes die Viehhaltung gering erscheinen lassen müssen. Die niederen Preise infolge der geringen Kaufkraft des Landes — der Butterpreis schwankte im Frieden zwischen 70 und 90 Pfennigen das Pfund, ein Liter Milch wurde im Durchschnitt mit 10 Pfennigen bezahlt und ein Ei war für 3 Pfennige käuflich — ließ einen Verdienst nicht aufkommen. Eine Ausfuhr aber war infolge der mangelhaften Verkehrswege nur für Butter und Eier möglich, in keinem Falle für Fleisch. Gut ist für Livland immer der Pferdehandel gewesen. Infolge

des Haferanbaues hatte man auch genügend Futtermittel zu billigen Preisen im Inlande.

Die Vorteile, welche Livland Deutschland zu bieten hat, sind mannigfache. Abgesehen von militärischen Erwägungen hat Livland seine Krone: Riga. In Riga konzentriert sich ein Hauptteil des russischen Holzhandels und Riga ist ein Zentralpunkt des russischen Flachshandels gewesen. Infolge der vorhandenen Rohmaterialien hat Riga, das ehemalige Schwesterkind Bremens, sich auch industriell entwickelt. Riga hat eine Holz-, Gummi-, eine Textil- und eine nicht zu unterschätzende Metallindustrie. Die Industrie würde uns Waren liefern, vor allem aber würde sie dem deutschen Händler Gelegenheit geben, seine industriellen Hilfsprodukte, z. B. Kohle und chemische, wie elektrische Fabrikate abzusetzen. Der Einfluß Livlands ist hier ganz überwiegend, denn den 393 Fabriken Livlands mit einer Arbeiterschaft von rund 68000 Arbeitern stehen im sonstigen Baltikum nur 275 Fabriken mit einer Arbeiterschaft von 36000 Arbeitern gegenüber.

Hinsichtlich der livländischen Landwirtschaft ist ersichtlich, daß eine Verkehrserschließung des Landes die Rentabilität der Landwirtschaft steigern würde und daß die Anbaufläche um ein Beträchtliches durch die Umwandlung des Ödlands in Ackerland vermehrt werden könnte. Infolge des deutschen vorherrschenden Einflusses in Livland würde eine deutsche Kolonisation in Livland im Lande selbst keinen Schwierigkeiten begegnen. Der deutsche Landarbeiter würde auch als westlicher Kulturträger bald die ihm zukommende Wertschätzung genießen.

In Kurland sind die Verhältnisse hinsichtlich der Bevölkerungsverteilung, der industriellen und landwirtschaftlichen Zustände doch nicht denen Livlands so gleichgehend, als daß es — wie es zumeist üblich ist — so unbedingt gerechtfertigt erscheint, beide Länder ungetrennt zu behandeln. Kurland und Livland unterscheiden sich bereits wesentlich dadurch, daß das deutsche Element in Kurland weit weniger vorherrschend ist, als in Livland. Zwar ist der vorhandene Prozentsatz an deutschen Elementen im Hinblick auf die Gesamtbevölkerung der gleiche wie in Livland, die Letten sind aber mit 75% statt wie in Livland mit 43% vertreten, vor allen Dingen aber hat in Kurland der Litauer, Pole und der Jude einen bedeutend stärkeren Einfluß erlangt, als das in Livland der Fall war. Dem einen Prozent Juden in Livland stehen 5% in Kurland gegenüber. An Litauern und Polen kennt Livland nur zusammen ein Prozent, Kurland indessen 5%. Diese im wirtschaftlichen Leben sehr aktiven Rassen sind in Kurland demnach zusammen mit 10% vertreten, denen nur 7% Deutsche gegenüberstehen. Das Verhältnis der russischen Bevölkerung ist in beiden Staaten auch das gleiche, aber auch hier zeigen sich trotzdem wesentliche Unterschiede. Hatte in Livland das Staatsland nur 7% ausgemacht, ist in Kurland der russische

Staat Besitzer von — 21% der Gesamtfläche gewesen. Hieraus ergibt sich, daß der russische Einfluß ein größerer ist, als in Livland, handelt es sich bei dem russischen Landbesitz doch um den stets einflußreichen Großbesitz. Der deutsche Einfluß aber muß umso kleiner sein, je geringer sein Anteil an Land und vor allem an Landgroßbesitz ist. Haben die 7 Prozent Deutsche in Livland von dem Landbesitz 46% inne, so macht der Landbesitzanteil in Kurland nur 34% aus.

Als Industrieland kommt Kurland mit seinen 164 Anlagen, in denen im Jahre 1911 für 49 Millionen Mark insgesamt schätzungweise erzeugt wurde, naturgemaß nicht in Betracht. Als reines Agrarland steht Kurland hinter Livland zurück. Seine Waldungen sind noch größer — um 6% der Allgemeinfläche mehr —, sein Ackerland ist geringer — fast um 2%. Wiesen und Weide sind gleich verteilt. Infolge des günstigeren Bodens ist in Kurland allerdings das Unland um 4% geringer. Dagegen sind in Kurland die Staatsforsten viel größer als in Livland, die Wälder der Ritterschaften und Städte aber um nicht weniger als 29509 ha geringer. Die Nutzbarmachung des Waldreichtums aber spielt Deutschland gegenüber im Baltikum eine so bedeutende Rolle. Noch mehr als Livland leidet Kurland an einem Mangel an Arbeitskräften; da die Bevölkerung zu ihrem überwiegenden Teile evangelisch ist, würden deutsche Einwanderer in Kurland ein erhebliches Entgegenkommen finden. Vor allen Dingen kann der deutsche Landmann, mit seinen Kenntnissen ausgestattet, in der kurländischen Viehwirtschaft viel erreichen. Im Verhältnisse zu seiner bei weitem geringeren Größe und Einwohnerzahl ist Kurland in seiner Viehwirtschaft heute schon Livland überlegen. Livland ist etwa 47000 qkm groß, Kurland nur 27268 qkm, Livland hat rund 1½ Millionen Einwohner, Kurland erreicht nicht eine Million. Dennoch kommen auf Kurland auf 100 Einwohner 22 (Livl. 18) Pferde, 58 (Livl. 57) Rinder, 46 (Livl. 41) Schafe und Ziegen. Der Bestand an Schweinen gleicht sich aus. Hinsichtlich des Getreideanbaues gleichen sich beide Länder. Ebenso sind die Preisfrage und der Umfang der Absatzgebiete die nämlichen, da die Verkehrsverhältnisse Kurlands über jene Livlands nicht hinausragen. Auch Kurland hat nur eine Hauptbahn. Sie durchschneidet das Gebiet von Norden nach Süden in der Strecke Libau — Mitau — Shawti, die über Wilna und Minsk zur Anschlußstrecke nach Moskau und Südrußland wird. Von dieser Hauptbahn führt eine Zweiglinie nach Riga und eine Kleinbahn läuft von Windau ebenfalls nach Riga.

Der Nutzen, welcher Deutschland aus Kurlands Freiheit erwachsen würde, besteht vorzugsweise in einer Besiedlung ehemaliger kurländischer Staatsländer, die in russischem Besitze befindlich waren, und jener Teile, die heute noch Unland sind. Das kurländische Unland ist der agrarischen Besiedlung bei weitem günstiger, als jenes in Livland, denn das Steinland ist hier weit geringer. Kurlands

Haferbau wird eine Ausfuhr zulassen, seine Pferdezucht wird uns von starkem Nutzen sein können.

Litauen, in das agrarische Oberost einbezogen, ist dennoch wesentlich von Kurland und Livland verschieden. Abgesehen von dem sogenannten preußischen Litauen ist das deutsche Element kaum in Litauen vertreten. Weißrussen, Kleinrussen, Polen, Juden und polonisierte Litauer machen neben lettischer Bevölkerung die Bewohnerschaft Litauens aus. Will man Litauen nur nach den sogenannten litauischen Gouvernements rechnen, (das Generalgouvernement Wilna, bestehend aus den Gouvernements Wilna, Kowno, Grodno, ein Flächenraum, der sich mit dem historischen Litauen nicht deckt), dann kommen etwa auf 66% Litauer 44% Weißrussen, 22% Kleinrussen, 10% Polen, etwa 14% Juden und etwa 5% Großrussen. Noch nicht 1% Deutsche können genannt werden. Für Litauen ist zum Unterschied Kurlands und Livlands das Hervortreten stark bevölkerter Städte und die zahlreiche jüdische Bevölkerung maßgebend. Dann spielt im Agrarleben Litauens das Polentum eine Rolle.

Infolge der Städte, die für die geringe Volkszahl des Landes — etwa 40 Einwohner auf den Quadratkilometer (gegen 120 im deutschen Reiche) — viel zu bevölkert sind, leidet das Land an Arbeitskräften. Infolge seiner Städte aber wird Litauen in Zukunft viel eher in der Lage sein, eine Industrie zu schaffen, als Livland und Kurland. Daß heute eine Stadt wie Wilna ohne eine nennenswerte Industrie ist, daß die Textilindustrie Bialystoks noch immer in den Anfängen steckt, ist weniger die Schuld der litauischen Einwohnerschaft, als die seines ehemaligen Gebieters, Großrußland. Kurland und Livland werden immer nur eine bedingte industrielle Entwicklung zeigen, hierfür garantiert die Zusammensetzung seiner Bevölkerung. Anders Litauen. Wenn der Litauer auch ein geborener Bauer ist und ein Bauer zu bleiben wünscht, so hat der Pole doch gezeigt, daß er starke industrielle Talente besitzt. Das heutige Polen ist bei weitem mehr Industrieland als Agrarland. Die händlerischen Qualitäten der Juden sind bekannt. Die bevölkerten Städte, die Gunst der Lage, schon heute bestehende bessere Bahnverbindungen, die nicht zu unterschätzende Verkehrsstraße der Weichsel werden Litauen der Industrie zugänglich machen. Nach einer richtiglaufenden Entwicklung muß Litauen sich zu einem Industrie- und einem Agrarlande auswachsen.

Hinsichtlich der Besitzverteilung ist Litauen ein ausgesprochenes Bauernland. Von einem Großbesitze, wie wir ihn in Livland finden, und wie ihn die deutschen Elemente in Kurland erstrebten, ist in Litauen nur die erste Andeutung erkennbar. Typisch für Litauen ist der Kleinbesitz mit einem reichen Landanteil. Während der polnische Kleinbesitz sich mit einem durchschnittlichen Landanteil von 4 Deßjatinen begnügen muß, hat der livländische Bauer einen durchschnittlichen Landanteil von 15 Deßjatinen. Dieser

Landbesitz der Bauern in der Gesundheit seiner Verteilung berechtigt zu der Hoffnung, Litauen sich zu einem Agrarlande neben einem Industrielande auswachsen zu sehen. An Landarmut wird auch eine kommende Generation nicht leiden, da Litauen mit seinen weiten Mooren, Heiden und Wäldern ein beträchtliches Unland besitzt, das der agrarischen Nutzbarmachung erst zugeführt werden muß. Außerdem hatte der russische Staat nicht unerhebliche Güter in Litauen. In Litauen waren etwa 10% der Gesamtfläche großrussisches Kronland. Wenn auch von diesem Staatsland ein überwiegender Teil Waldland ist, so ist dieser Boden der agrarischen Nutzbarmachung nicht weniger wertvoll.

Der ganze landwirtschaftliche Betrieb Litauens ist heute noch völlig extensiv. Er steht jenem von Kurland und insbesondere jenem von Livland nach. Zwei Gründe sind hierfür maßgebend: der Kleinbetrieb und die Form der Hauswirtschaft. Der litauische Bauer ist hauptsächlich Konsument. Er baut, was er braucht, und er produziert nicht zum Verkauf. Das Vorherrschen von Kleinrussen und Weißrussen, die die Geldwirtschaft noch immer scheuen, soweit sie Bauern sind, hat den Tausch noch vielfach erhalten. Eine litauische Bauerngemeinde versorgt sich selbst und beschafft nur Salz, Petroleum und maschinelles Ackergerät durch Kauf oder Tausch. Unter solchen Verhältnissen kann von einer modernen Bodenausnutzung natürlich nicht die Rede sein.

Die angebauten Bodenfrüchte sind in Litauen die nämlichen wie in Livland und Kurland. Nämlich Roggen, Hafer und Kartoffeln. Der Anbau von Roggen erfolgt hier noch in stärkerem Maße. Während in Kurland etwa 45% des Gesamtackerlandes mit Roggen angebaut werden, Livland etwa 48% Roggenland hat, baut Litauen rund 54% des Bodens mit Roggen an. Im Verhältnis zu dem Bedarf der Städte ist der Weizenanbau Litauens noch geringer, die notwendige Einfuhr dementsprechend größer.

Es ist anzunehmen, daß die Entwicklung Litauens rascher vor sich gehen wird, als diejenige Livlands. Litauen hat durch die langzeitige deutsche Invasion Kulturgüter erhalten, die ihm Großrußland erst in vielleicht fünfzig Jahren zugebilligt hätte. Es sind Brücken, Bauten, Entwässerungsanlagen, Chausseen, Bahnlinien entstanden, kurz, das Land ist in einer Weise verkehrstechnisch erschlossen, die von nachhaltigem Einfluß sein muß. Auch Kurland ist dies Geschenk, wenn auch nicht in dem Maße, zuteil geworden.

Diejenigen Vorteile, welche Litauen Deutschland zu bieten haben wird, sind die gleichen wie von Seiten Livlands und Kurlands. Nur die Stadtentwicklung wird dem Kaufmann hier mehr bieten, wenigstens mehr, als dies in Kurland der Fall sein kann. Wie schwer die Hand Rußlands mit voller Absicht auf dem rusischen Oberost gelastet hat, werden erst die kommenden Zeiten voll ergeben!

Prof. Dr. Kettler: Albanien und andere Balkanfragen.

Das vorliegende Heft bringt ein Bildnis des Fürsten Wilhelm von Albanien und erinnert so daran, daß die Frage der Neuregelung der Balkanstaaten eine derjenigen Friedensfragen ist, die in Deutschland besondere Aufmerksamkeit verdienen. In der Tat ist sie vielleicht eine der schwierigsten, jedenfalls aber für Deutschland eine der wichtigsten Fragen. Wir brauchen einen sicheren Landweg zum Orient, den nur ein fester Friedenszustand auf der Balkanhalbinsel ermöglicht. Wir müssen deshalb eine Neuordnung jener Gebiete erstreben, in der auf der Grundlage der Gleichberechtigung aller fünf großen Balkanvölker (also der Griechen, Bulgaren, Rumänen, Serben und Albaner) eine friedliche eigene Kulturentwickelung jedem dieser Völker gesichert wird, in engen freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland und Österreich-Ungarn. Wir wünschen ferner stets ein starkes Österreich-Ungarn, das gleich uns zu allen fünf natürlichen Staaten der Balkanhalbinsel eine freundschaftliche Politik unterhält. Wir brauchen unbedingt die Freiheit der Adria für Österreich-Ungarn, weil ohne sie die Donaumonarchie nicht jene Weltstellung bewahren könnte, die ihr historischer Beruf ist, und ferner weil nach Eröffnung der Tauernbahn Triest für einen sehr großen Teil Deutschlands der verkehrsnächste Mittelmeerhafen geworden ist. Mit vollem Rechte sagte schon Bismarck: „Die fremde Hand, die sich nach Triest ausstreckt, wird dort der Spitze des deutschen Schwerts begegnen". Nach diesen aus unserer geographischen Lage sich ergebenden Forderungen müssen wir vom deutschen Standpunkte aus die Balkanfragen beurteilen; in deren Mittelpunkt aber wird stets die albanische Angelegenheit stehen.

Mehr vielleicht, als in manchen anderen politischen Fragen, erscheint bei einer Betrachtung der derzeitigen Lage und ihrer nächsten Entwickelungsaussichten in den Ländern der Balkanhalbinsel die geographische Ausstattung als das eigentlich Ausschlaggebende, wenn man eine rein sachliche, dem stets unsichern parteipolitischen Betrachtungsausgange entrückte Beurteilung ermöglichen will. Die Länder der Balkanhalbinsel sind in dieser Hinsicht, also als Schulbeispiel der geographischen Bedingtheit ihrer Zukunft, mit dem europäischen Rußland vergleichbar, dessen heutige krampfhafte Zuckungen sich als naturgemäß fruchtlose Versuche der stets und überall die geographischen Bedingungen des Völker- und Staatenlebens verkennenden internationalen Sozialdemokratie erkennen lassen, eben diese einerseits verbindenden und andererseits trennenden geographischen Grundlagen des Staatslebens gewaltsam aufzuheben. Wie

das Gebiet des ehemaligen Rußlanderst dann zur Ruhe und zur vollen Ausnutzung seiner Entwicklungsmöglichkeiten gelangen wird, wenn seine staatliche Gliederung im Großen und Ganzen die Abgrenzungen angenommen hat, die der ethnischgeographischen und wirtschaftsgeographischen Gliederung genügend entsprechen, so gilt dasselbe von der Balkanhalbinsel.

Die Balkanhalbinsel wird ebenfalls erst dann znr Ruhe und friedlichen Erschließung ihrer Entwicklungsmöglichkeiten gelangen, wenn ihre neue staatliche Gliederung tunlichst gut den geographischen Grundlagen (ethnischen, wie wirtschaftsgeographischen) der natürlichen Hauptgebiete der Halbinsel entspricht. Die Anbahnung eines langdauernden Friedens in jenem europäischen Orient ist aber deswegen so außerordentlich wichtig nicht nur für die Balkanstaaten selbst, sondern auch für Österreich-Ungarn und ganz besonders für Deutschland, weil nur der Friede auf der Balkanhalbinsel den beiden Kaisermächten ermöglicht, sich ihren friedlichen Kulturaufgaben im europäischen und vorderasiatischen Orient so eingehend und ungestört widmen zu können, wie die wirtschaftlichen Interessen der beteiligten Länder dringendst erfordern. —

Bulgarien wird als der räumlich größte Balkanstaat aus dem Weltkriege hervorgehen. Darin liegt eine gute Zukunftsaussicht, wie nicht minder eine erhebliche Gefahr für den jungen Staat; eine gute Aussicht für die Zukunft, indem er alle ihrer geographischen Lage nach dafür in Betracht kommenden Gebiete mit rein oder vorwiegend bulgarischer Bevölkerung staatlich vereinigen wird; und eine zu großer Vorsicht mahnende Gefahr, indem mit solcher heute erreichbaren Ausdehnung des bulgarischen Staatsgebietes der Augenblick nahe kommt, der neben zahlreichen bisher zu fremden Staaten gehörig gewesenen Bulgaren auch zahlreiche Nichtbulgaren dem vergrößerten Königreich Bulgarien zuführen könnte. Das aber bedeutet um so mehr eine ernste Gefahr für das Königreich des klugen und weitblickenden Zaren Ferdinand, als schon das bisherige Bulgaren (ohne die vermutlich hinzukommenden neuen Erwerbungen) keineswegs eine volle ethnische Einheitlichkeit aufweist. Zählte doch das Königreich Bulgarien (einschließlich der nach dem letzten Balkankriege von der Türkei abgetretenen Gebiete, aber ohne die jetzt neu besetzten Kreise) i. J. 1910 unter rund 5 Millionen Einwohnern nur rund 3 820 000 bulgarischer Nationalität, also nicht weniger als rund 1 170 000 Fremdvölker. Unter den Fremdvölkern dominieren bei jener Zählung die Türken mit über 740 000, die Zigeuner mit über 130 000, die Griechen mit über 102 000, die Rumänen mit fast 84 000 Seelen. Die verbleibenden rund 114 000 Nichtbulgaren verteilen sich auf Juden, Tataren, Armenier, Deutsche, Russen, Serbokroaten, Westslawen und Andere. Schon das damalige Bulgarien zählte demnach nicht weniger als rund 23 1/2 Prozent, mit anderen Worten fast ein Viertel der

Gesamtbevölkerung, die nicht bulgarischer Nationalität waren, sondern Fremdvölker im Staatskörper bildeten! Das ist ein Faktum, dessen Gefahr heute nicht mehr so bequem auf die leichte Achsel genommen werden darf, wie in früheren Jahrzehnten. Nun ist freilich seit der genannten Zählung eine Abwanderung von Türken und Griechen eingetreten, die voraussichtlich auch noch längere Zeit anhalten dürfte. Aber sie reicht nicht aus, den Zuwachs an Fremdvölkern auszugleichen, der bei der aus dem jetzigen Kriege hervorgehenden Vergrößerung Bulgariens droht. Es sind vor allem in der Dobrudscha Türken, Tataren, Rumänen und Russen, die diesbezüglich in Betracht kommen; ferner im südlichen Mazedonien Türken, Griechen, spanische Juden und Aromunen (vom Hauptkörper abgesprengte Rumänen); endlich in den westlichen Grenzgebieten Mazedoniens und in den südlichen Teilen des alten Königreichs Serbien Albaner in überaus großer Zahl. Welche Gefahr widerwillig sich unterordnende Fremdvölker in einem demokratisch regierten Lande wie Bulgarien bedeuten, lehrt wohl genügend der heutige Zerfall Rußlands.

Es bliebe, könnte man einwenden, dem herrschenden Volke der Bulgaren nun die Möglichkeit, jene Fremdvölker sich allmählich zu assimilieren. Soll das auf gesetzlichem Wege geschehen, also nicht durch Zwang, so kann es heute als ziemlich aussichtslos bezeichnet werden; es gibt, abgesehen vielleicht von den finnischen Stämmen im nordöstlichen Rußland, von einzelnen Bergvölkern des Kaukasus und von einzelnen Teilen der Kelten heute in Europa wohl kein Volk mehr, das sich gutwillig und widerstandslos assimilieren ließe. Soll aber die Bulgarisierung mehr oder weniger gewaltsam erfolgen, so würde sie auf desto erbitterteren Widerstand stoßen, je älter, sozusagen traditionell geworden die gegenseitige Antipathie ohnehin schon ist; sie würde also unweigerlich zu häufigen lokalen Unruhen führen, die bekanntlich auf der Balkanhalbinsel mit Hilfe „freundlicher Nachbarn" nur zu leicht den Charakter ernsthafter Aufstände annehmen und so den Frieden auf der Balkanhalbinsel, der oft den Frieden Europas bedeutet, auf das bedrohlichste gefährden. Das liegt weder im Interesse Bulgariens, noch in dem des übrigen Europa. — Es kommt noch ein weiteres Moment hinzu, das allerdings auf dem Gebiete der Imponderabilien liegt, aber deshalb nicht weniger schwerwiegend sein dürfte: das der Gefährdung politischer Sympathien. Kein Balkanvolk, auch das bulgarische nicht, ist groß genug, um der Sympathien des übrigen Europa ohne Schaden entraten zu können. Der wertvolle Schatz an Sympathieen, dessen sich gerade Bulgarien im Auslande (und namentlich bei den Mittelmächten) bis jetzt erfreut, beruht zu einem großen Teile auf der hohen Wertschätzung, die man überall in ernsthaften politischen Kreisen dem Könige Ferdinand und seiner staatsmännischen Weisheit entgegenbringt; zu einem anderen Teile gründet er sich auf den Fleiß und das Vorwärts-

streben, mit dem das bulgarische Volk seine innere Kultur fördert; ein sehr großer (vielleicht der größte) Teil jener Sympathieen aber ist auf dem Boden der Zustimmung erwachsen, mit der Europa den langjährigen Freiheitskampf der Bulgaren gegen die Unterdrückung durch die früheren türkischen Regierungen begleitete. Würde es nun kurzsichtigen chauvinistischen Strömungen in Bulgarien gelingen, die Regierung zu solchen Annexionen von Gebieten nichtbulgarischer Nationalität in einem Umfange zu treiben, der über das Maß des etwa aus strategischen Gründen Gebotenen fühlbar hinausgeht, so übernähmen damit die Bulgaren den Annektierten gegenüber dieselbe Rolle, die früher die Türkei den Bulgaren gegenüber einnahm. Aus Kämpfern für die eigene bedrohte nationale Existenz würden sie gewaltsame Unterjocher anderer Nationalitäten. Das hieße, die Sympathieen Europas leichtfertig verscherzen. Unbestreitbar bildet die Gemeinsamkeit materieller Interessen die wichtigste Grundlage politischer Freundschaften; daß aber neben ihr auch die auf nicht materieller Grundlage ruhenden Sympathieen politisch von höchst realer Bedeutung sein können, wird nur ein ungewöhnlich Unerfahrener leugnen wollen. Im Interesse Bulgariens können darum alle wahren Freunde des Landes nur wünschen, daß es der Politik des klugen Radoslawow, die sich bis jetzt durch gesundes Maßhalten ausgezeichnet hat, auch weiterhin gelingen möge, die Interessen Bulgariens vor Schädigungen durch unverantwortliche Chauvinisten zu bewahren.

Bulgarien erscheint berufen, der wichtigste Staat auf der Balkanhalbinsel zu werden; möge es der Weisheit seines Königs und seiner leitenden Staatsmänner beschieden sein, diese Führerstellung nicht durch Vergewaltigung nichtbulgarischer Nationalitäten zu gefährden! —

Trotz der so engen allerdings im wesentlichen nur sprachlichen, weniger anthropologischen Verwandtschaft mit den Bulgaren sind die Serben ihre bittersten Feinde, in ihrem Bulgarenhaß kaum übertroffen durch die Griechen. Mehr noch als anderswo ist hier die dynastische Frage von Bedeutung für die Zukunft des Landes. Bulgarien wird die südöstlichen Teile Serbiens, die von einer bulgarisch redenden Bevölkerung bewohnt werden, mit dem bulgarischen Staate vereinigen; es wird vermutlich versuchen und erreichen, außerdem die nordöstlichsten Teile des alten Königreichs Serbien, die eine nicht serbische, sondern rumänische Bevölkerungsmehrheit aufweisen, sich anzugliedern, um so an einer, wenn auch schmalen, Stelle eine unmittelbare Berührung mit Österreich zu erzielen. Der verbleibende Teil Serbiens weist dann nur noch ein ganz wesentlich verkleinertes Gebiet auf. Was kann aus ihm werden? Es gibt Stimmen, die für Annexion dieses verkleinerten Serbien, sowie für Annexion Montenegros durch Österreich eintreten. Das würde für die Donaumonarchie naturgemäß nur ein Danaergeschenk sein können! Denn es bedeutete nichts anderes, als eine erhebliche Kräftigung des oppositionellen

slawischen Elements in Österreich-Ungarn. Da die gesunde Entwickelung der Donau-Monarchie davon abhängt, daß dem deutschen Element seine historische Führerstellung in der zisleithanischen Reichshälfte erhalten bleibt, wie dem magyarischen dieselbe in der ungarischen Reichshälfte, so muß Österreich-Ungarn, wenn es seine Zukunft sichern will, jede Angliederung größerer südslawischer Gebiete ablehnen; strategische Grenzberichtigungen mehr oder weniger geringen Raumumfangs würden durch dieses Gebot der Selbsterhaltung natürlich nicht ausgeschlossen.

In den serbischen Königreichen herrschten zwei Dynastieen: in Serbien das Haus Karageorgewitsch, die Nachkommen des „schwarzen Georg“, der zu Beginn des vorigen Jahrhunderts Serbien von der Türkenherrschaft befreite; in Montenegro das seit 1711 mit der erblichen Herrschaft bekleidete Haus Petrowitsch Njegosch, das der Regierungszeit nach älteste der in den christlichen Ländern der Balkanhalbinsel regierenden Herrscherhäuser. Das serbische Königshaus der Karageorgewitsch soll nach Zeitungsberichten nachweisbar in den Mord von Serajewo verwickelt sein. Wenn dieser Nachweis tatsächlich vorliegen sollte, scheidet das genannte Königshaus aus der Regierungsfähigkeit aus; Österreich könnte dann niemals ein Mitglied des Hauses auf dem serbischen Throne dulden. Ganz anders liegt der Fall in Montenegro. Zwar hat auch König Nikita sich unseren Feinden im gegenwärtigen Weltkriege angeschlossen, aber ersichtlich nur gezwungen durch Rußland. Der König von Montenegro hat sich so lange und bei so wichtigen Anlässen als ein Freund Österreichs erwiesen, daß ihm die Zwangslage, in die ihn Rußland versetzt hatte, als „mildernder Umstand“ angerechnet werden muß. Als geographisch beste Lösung ist die Vereinigung des nicht an Bulgarien fallenden Teiles von Serbien mit Montenegro zu einem neuen serbischen Staatswesen unter der Herrschaft des Hauses Petrowitsch Njegosch zu bezeichnen, die von selbst dem neuen Staate den Zugang zum Meere bieten würde, den das alte Königreich Serbien schmerzlich vermißte und der ihm auf die Dauer doch nicht vorenthalten werden könnte. Der greise König Nikita würde vermutlich bereit sein, zu Gunsten des Kronprinzen Danilo abzudanken, auf den dann, da er kinderlos ist, später sein mit Nachkommenschaft gesegneter Bruder Prinz Mirko folgen könnte. Voraussetzung ist natürlich der Abschluß solcher Verträge mit Österreich-Ungarn, die dem Kaiserreiche einen voll genügenden militärischen, politischen und wirtschaftlichen Einfluß auf das so entstehende neue Königreich sichern. —

Montenegro erhielt vor dem Kriege als Gebietszuwachs die rein albanischen Gebiete um Ipek und Diakowa. Würde es mit dem westlichen Serbien zusammen zu einem österreichfreundlichen neuen Königreiche serbischer Nationalität vereinigt, so kann es auf diese fremdvölkischen Gebiete von Ipek und Diakowa verzichten, und zwar zu eigenem Vorteil verzichten, weil es dadurch nur Landes-

teile wieder abträte, die von einer, solange sie unter slawischer Herrschaft stehen würde, mit positiver Sicherheit dem serbischen Staate todfeindlichen Bevölkerung bewohnt sind. —

Der zweite Erbfeind Bulgariens ist Griechenland. Innerhalb des alten Königreichs Hellas, wie es vor 1912 bestand, herrschte eine große ethnische Einheitlichkeit. Als Nichthellenen wies es im wesentlichen nur Türken im Herzen Thessaliens auf und in größerer Menge Albaner in Attika, im nordöstlichen Peloponnes, im südlichen Euböa und auf mehreren kleineren Inseln. Aber dieser Einschlag fremdvölkischer Art durfte als belanglos gelten, da die thessalischen Türken in stetiger Abwanderung begriffen waren und die allerdings sehr zahlreichen Albaner in den genannten Landesteilen wegen ihrer räumlichen Loslösung vom albanischen Mutterlande langsam, aber sicher hellenisiert werden; in ihrer Diaspora können sie der durch Amtssprache, Kirche, Schule und Heeresdienst systematisch betriebenen Hellenisierung keinen dauernden Widerstand leisten. Rein griechisch ist ferner außerhalb des alten Königreichs die Bevölkerung aller Inseln des Ägäischen Meeres, ferner die der heute noch englischen Kolonie Cypern und endlich im wesentlichen auch die des südlichsten Mazedonien (also der Landschaften zwischen Thessalien und der Wistriza, ferner der Halbinsel Chalkidike und der Gebiete zwischen Seres und Kawalla). Die Gebietserweiterung Griechenlands nach den Balkankriegen und durch die Okkupationen im nördlichen Epirus veränderten dieses für ein kleines Staatswesen, wie das Königreich Hellas immerhin trotz jener Gebietsangliederungen blieb, doppelt günstige Bild ethnischer Einheitlichkeit sehr zu Ungunsten Griechenlands, indem nun große fremde Volksteile einverleibt wurden, nämlich Türken und zahlreiche Bulgaren in den nordöstlichen an Griechenland gefallenen Gebieten, sowie Aromunen und namentlich Albaner in den nordwestlichen neuen Erwerbungen und okkupierten Gebieten. Hiermit machte das weniselistische Griechenland sich Bulgarien und Albanien zu Feinden, denen es große, national ihnen zugehörige Gebiete entzog, während doch für Griechenland, wie für alle anderen Balkanstaaten die geographischen Verhältnisse unweigerlich vorschreiben, sich in sorgfältiger und gewissenhafter Pflege gegenseitiger freundschaftlicher Beziehungen gemeinsam zu stützen, da keines der Balkanvölker für sich allein groß genug ist, um eine selbständige Großmacht werden zu können. Nur in ihrer Vereinigung als ehrlich befreundete Staaten können sie die Stärke einer tatsächlichen Großmacht aufweisen! Und nur im ehrlichen Anschluß an die beiden mitteleuropäischen Kaisermächte könnte diese Stärke einer Großmachtbedeutung den in Freundschaftsverträgen unter einander verbundenen Balkanstaaten dauernd erhalten bleiben, da einerseits die beiden Kaisermächte durch die von der Natur vorgezeichnete Rhein-Donau-Verkehrsstraße wirtschaftlich immer enger mit den Ländern der Balkanhalbinsel verknüpft werden und andererseits keine der beiden Zentralmächte

Absichten auf Angliederung eines der Balkanstaaten hat und haben kann, — wenigstens nicht, solange die Regierungen der Kaisermächte die wahren Lebensinteressen ihrer Reiche geographisch richtig erkennen und einschätzen.

Will Griechenland aus seinem heutigen Niedergange sich wieder erheben, so ist das nur möglich durch Beseitigung der Abenteurerpolitik des Herrn Weniselos, der unter vollständiger Verkennung der zwingenden geographischen Verhältnisse das unglückliche Hellas zum Sklaven der Entente machte, statt ihm an der Seite der Mittelmächte eine gesunde Zukunft zu sichern; durch Wiederherstellung des wirklichen Königtums und damit einer Grundlage für Ruhe und Ordnung im Lande; und endlich vor allem durch eine Vereinbarung mit Bulgarien über geographisch tatsächlich begründete, also praktisch brauchbare Grenzen zwischen beiden Ländern und über eine geeignete Nutzbarmachung des bei Griechenland verbleibenden Hafens Saloniki für sein fast ausschließlich bulgarisches, also nicht griechisches Hinterland. Die Abgrenzungsfrage ist ja keineswegs eine leicht zu lösende; aber bei gegenseitigem guten Willen ist auch die schwerste derartige Aufgabe lösbar. Zweifellos ist dieser gute Wille vorläufig wohl auf beiden Seiten noch reichlich zweifelhaft. Aber da er sich einstellen muß, wenn anders dort ein Weg zum Frieden überhaupt gefunden werden soll, und da für beide Länder die Anbahnung eines dauernden Friedens schlechterdings eine Lebensnotwendigkeit ist, so wird schließlich der Weg sich finden. Aus geographischen Gründen sind jene im Irrtum, die glauben, Griechenlands Zukunft durch möglichst große Ausdehnung auf dem europäischen Festlande (also durch Unterjochung von Gebietsteilen anderer Balkanvölker, auf deren Freundschaft vielmehr Griechenland bedacht sein muß) sicherstellen zu wollen. Nein, Griechenlands Zukunft liegt heute, wie sie es stets tat, auf dem Wasser! Griechenlands berechtigtes Streben muß sein, zunächst die heute widerrechtlich von Italien besetzten nur von Griechen bewohnten Inseln des Dodekanes und die heute widerrechtlich von England annektierte ebenfalls von Griechen bewohnte Insel Cypern mit dem Stammlande, dem Königreiche Hellas, zu vereinigen; und sein weiteres Ziel der Erwerb eines afrikanischen Kolonialgebiets. Sind diese Ziele eher an der Seite der Entente erreichbar oder an der Seite der Mittelmächte? Diese Frage stellen, heißt sie beantworten. Und mit der Antwort ist für Griechenland auch die Frage einer gesunden hellenischen Zukunftspolitik beantwortet.

Für Griechenland und Albanien ist es geradezu eine Lebensfrage, einen Weg zu finden, der die Anbahnung freundnachbarlichen Verhältnisses zwischen beiden Ländern gestattet; es gibt nur einen solchen Weg, und das ist der einer ehrlichen Teilung von Epirus nach wirklichen, nicht nach künstlich konstruierten nationalen Bevölkerungsmehrheiten! —

Auch die Türkei besitzt ja noch einen kleinen Teil ihrer früheren euro-

päischen Gebiete, ist also immerhin auch noch ein Balkanstaat. Aber das nationale Schwergewicht und die Zukunft der heute zweifellos sehr aussichtsreichen Türkei liegen so überwiegend in Kleinasien, daß wir sie im Rahmen unserer vorliegenden Betrachtung unberücksichtigt lassen dürfen. —

So bleibt nur noch das letzte Balkanland zu betrachten: Albanien. Damit kommen wir zu dem politisch heute wichtigsten Teile der Balkanhalbinsel, weil Albanien, je nach dem Grade des politischen Weitblicks, den seine Nachbarvölker und die Mittelmächte betätigen werden, entweder die Wiege neuer Balkankriege (und damit neuer Weltkriege) oder aber die feste Grundlage langdauernden Friedens in der Wetterecke Europas zu werden berufen ist.

Das albanische Volk bewohnt in geschlossener ethnischer Einheitlichkeit die Länder vom oberen Flußgebiete der Morawa im südlichen Teile des alten Königreichs Serbien bis zum oberen Flußgebiet der Wojusa und außerdem gemischt mit Bulgaren die Grenzgebiete zwischen Prisren und Üsküb im Norden und Presba-See und Monastir im Süden; ein zweites großes Mischgebiet bildet der mittlere und südliche Epirus, wo Albaner mit eingewanderten Griechen gemischt wohnen. Wie die vor dem Weltkriege getroffenen Friedensschlüsse dem damaligen Königreich Bulgarien noch große Gebiete bulgarischer Nationalität im Westen, Süden und Nordosten künstlich fernhielten und damit zukünftige neue Kriege vorbereiten zu wollen schienen, so gilt auch für die Abgrenzung des Fürstentums Albanien vollinhaltlich der Vorwurf, daß sie auf ganz ungeographischer Grundlage, also unhaltbar, aufgebaut war. Große rein albanische Gebiete von ausschlaggebender wirtschaftlicher Bedeutung für Albanien sind an Montenegro gegeben, statt mit Albanien vereint zu werden. Von den rein albanischen Landstrichen im Südwestteile des alten Königreichs Serbien ist nichts mit dem albanischen Mutterlande vereinigt worden. Die großen nationalen Mischgebiete endlich an den Grenzen des rein albanischen Landes sind ganz einseitig nur den Nachbarstaaten zugewiesen: im Osten wurden sie mit dem damaligen neuen Königreich Serbien verbunden, im Süden mit Griechenland, während doch der den tatsächlichen geographischen Verhältnissen gerecht entsprechende Weg der einer Teilung dieser sprachlich gemischten Gebiete zwischen Albanien und seinen Nachbargebieten gewesen wäre. Dieser Fehler konnte nicht ohne schädliche Folgen bleiben; er gab einerseits dem Fürstentume Albanien einen unnatürlich eingeschränkten Umfang und damit eine ungenügende politische uud wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit, und andererseits schuf er Herde berechtigter Unzufriedenheit in den großen künstlich vom Stammlande ferngehaltenen albanischen Teilen der Bevölkerung jener sprachlich gemischten Grenzgebiete, die einseitig nur fremden Staaten überwiesen wurden. Wer die Geschichte und den Charakter der Albaner kennt, weiß von vornherein, daß diese gewaltsame Entrechtung,

falls sie bestehen bleibt, eine Kette von verzweifelten Aufständen nach sich ziehen wird, sobald der Weltkrieg geendigt hat. Lokale Aufstände in jenen Gebieten aber werden erfahrungsgemäß nur zu leicht die Wiege ernsthafterer politischer Wirren, die zu großen Kriegen führen können.

Was soll aus Albanien werden? Soll man den Rechtszustand wieder herstellen, also das selbständige Fürstentum (das man freilich jetzt Königreich nennen müßte) unter der Herrschaft seines legitimen Fürsten Wilhelm aus dem Hause Wied? Soll man den Rechtszustand brechen und eine österreichische oder italienische Provinz (bezw. ein österreichisches oder italienisches „Protektorat") daraus machen? Oder endlich soll man, ebenfalls unter vollständiger Mißachtung des Rechtszustandes, die staatliche Existenz der Albaner vernichten und ihr Land unter die Nachbarstaaten verteilen?

Das sind Fragen, die sowohl vom Standpunkte der Balkanvölker selbst, wie von dem der beiden Mittelmächte betrachtet werden können. In beiden Fällen laufen sie hinaus auf die eine einzige Frage: will man auf der Balkanhalbinsel Frieden heranwachsen sehen oder die dauernde Kriegsgefahr? Bleibt man bei der Beantwortung dieser Fragen auf dem Boden der nüchternen geographischen Tatsachen, so kann die Antwort nur lauten: ein selbständiges richtig begrenztes Königreich Albanien in freundschaftlichen Beziehungen zu seinen Nachbarländern, und gleich diesen Nachbarländern in enger Anlehnung an die Mittelmächte gesichert vor feindlichen Aspirationen der Ententemächte, ist eine einfache Notwendigkeit für Albanien, wie für die anderen Balkanstaaten, vor allem aber auch für Deutschland und Österreich-Ungarn. Die Wiederherstellung des Rechtszustandes in Albanien, also die Wiederaufrichtung der seinerzeit von den Großmächten (auch von Deutschland und Österreich-Ungarn!) feierlich garantierten Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Landes unter seinem durch einstimmigen Beschluß der Mächte und durch die Wahl seitens des albanischen Volkes auf den Thron Albaniens berufenen Fürsten Wilhelm ist für uns schon deswegen eine unbestreitbare Forderung vom Standpunkte berechtigter Bedürfnisse Deutschlands zu nennen, weil unsere politischen und wirtschaftlichen Interessen eine absolut sichere Verbindung mit Konstantinopel, Bagdad und überhaupt mit dem vorderasiatischen Orient gebieterisch erheischen. Und dasselbe gilt natürlich für Österreichs Orient-Interessen. Eine solche sichere Verbindung ist aber nur dann gegeben, wenn Frieden zwischen den verschiedenen Völkern der Balkanhalbinsel geschaffen und erhalten werden kann; und das ist naturgemäß nur möglich, wenn Albanien aufhört, ein Objekt der Rivalität zu sein zwischen annexionslüsternen Nachbarn und ebenso zwischen Österreich-Ungarn und Italien. Mit anderen Worten: Sicherung berechtigter Bedürfnisse Österreichs-Ungarns und Deutschlands und Sicherung ruhiger Kulturentwicklung der Balkanstaaten sind nur durch Herbeiführung dauernden Friedens auf der Balkanhalbinsel erzielbar, also nur, wenn

durch Wiederherstellung des selbständigen Staates Albanien allen genannten Rivalitäten von vornherein der Boden entzogen wird.

Nicht selten kann man die Anschauung hören, Albanien habe durch die nur kurze Dauer seiner Selbständigkeit im Jahre 1914 bewiesen, daß es nicht fähig sei, ein selbständiges Staatswesen zu bilden. Und ebenso häufig ist mir in Deutschland und Österreich, namentlich aber auch in Bulgarien bei Aussprachen über Albanien die Meinung entgegengetreten, daß die Albaner selbst von ihrem Fürsten nichts mehr wissen wollten. Beide Ansichten sind grundfalsch.

Die kurze Dauer der Regierungsperiode des Fürsten Wilhelm im Jahre 1914 ist vielmehr lediglich durch die deutschfeindlichen Intrigen Italiens und durch die Uneinigkeit der „Schutzmächte" Albaniens verursacht; Fürst Wilhelm hat das in seiner außerordentlich wichtigen „Denkschrift über Albanien", die er vor einigen Monaten veröffentlichte, eingehend und mit schlagender Beweiskraft dargelegt.

Was aber die Haltung des albanischen Volkes zu seinem rechtmäßigen Fürsten betrifft, so ist zunächst daran zu erinnern, daß österreichischerseits (vermutlich nur durch ungeschickten Übereifer untergeordneter Stellen) lange Zeit jeder Verkehr der Albaner mit ihrem Fürsten unterdrückt war. Weder Briefe noch Telegramme, die überaus zahlreich an ihn gerichtet wurden, haben ihn erreicht; erst aus mündlichen Berichten treuer Albaner, die ihn persönlich in Deutschland aufsuchten, erfuhr der Fürst von den erfolgten Absendungen! Dieser befremdliche Umstand oder diese beispiellose Ungeschicklichkeit untergeordneter Organe ist ja, wenn wir recht unterrichtet sind, jetzt durch die höheren Stellen erfreulicherweise beseitigt worden, sodaß nun wohl nach einiger Zeit auch die Öffentlichkeit erfahren wird, daß das albanische Volk seinen Fürsten n i c h t vergessen hat. Wie deutsche Offiziere aus Albanien berichten, fanden sie dort sein Bild in allen Bauernhäusern. Albanische Schul-Lesebücher, die kürzlich erschienen, schildern die Treue gegenüber dem Fürsten als selbstverständliche Pflicht jedes echten Albaners. Die von dem schlauen Essad Toptani seiner Zeit durch geschickte Vorspiegelungen gegen den Fürsten aufgehetzten Führer albanischer aufständischer Gebiete haben einstimmig den Fürsten um Verzeihung gebeten, ihre durch Essad erfolgte Täuschung dargelegt und den Fürsten beschworen, zurückzukehren und die Regierung wieder zu übernehmen. D i e s e l b e B i t t e g i n g v o n d e r L a n d e s v e r t r e t u n g a u s ! Die in der Schweiz lebenden Albaner richteten kürzlich eine Denkschrift an den Fürsten, in der sie um Schutz gegen übertriebene Landansprüche der Nachbarstaaten Albanines baten; eine Abschrift dieser Eingabe an ihren Landesherrn legten sie auch der deutschen und der österreichischen Regierung vor.

Wollen die Mittelmächte die Wiederkehr des Friedens im Südosten beschleunigen, so wäre der beste Weg dazu ihre ausdrückliche Betonung der Tatsache, daß sie sich auch heute noch zu der s. Z. feierlich übernommenen Pflicht der Garantierung der Unabhängigkeit Albaniens unter der Herrschaft des Fürsten Wilhelm bekennen; und im Anschlusse daran der baldigstmögliche Eintritt in Verhandlungen über die Wiederherstellung des Rechtszustandes im Fürstentume (oder logischer im Königreiche) Albanien unter dem ausschließlichen und gemeinsamen Schutze Deutschlands und Österreich-Ungarns!

Tony Kellen:
Das Deutsche Ausland Museum und Institut.

In den Tagen, da Rumänien seine Kriegserklärung an die Mittelmächte erließ, flatterten von Stuttgart aus Werbebriefe für ein längst geplantes Unternehmen hinaus: für die Gründung eines Deutschen Ausland Museums. In diesem Wagnis zeigte sich wieder die unversiegbare Kraft des Deutschtums und die nicht zu erschütternde Hoffnung auf die Zukunft.

Daß man gerade in Stuttgart auf den Gedanken eines Ausland Museums gekommen ist, erklärt sich schon aus der Tatsache, daß die Schwaben stets einen großen Anteil an der deutschen Auswanderung gehabt haben. Schwaben sind anfänglich teils aus religiösem Sondertrieb, dann aber meist aus wirtschaftlicher Unternehmungslust in großer Zahl ausgewandert und haben sich in Rußland, in Palästina, in Amerika usw. angesiedelt. Viele von ihnen haben sich als treue Vorkämpfer für das Deutschtum erwiesen. Sodann ist bei den Schwaben der Gedanke der Zusammengehörigkeit sehr stark: wie sie in der Heimat zusammenhalten, so auch in der Fremde. Da lag es nahe, daß man gerade auf schwäbischer Erde den Plan faßte, ein engeres Band zwischen den Deutschen im Ausland und der alten Heimat herzustellen. Einigermaßen war der Boden in Stuttgart schon durch den seit 30 Jahren bestehenden Württembergischen Verein für Handelsgeographie vorbereitet, der hier im Lindenmuseum eine große völkerkundliche Sammlung, eine der bedeutendsten derartigen Anstalten Deutschlands, schuf.

Schon seit 1911, dem Jahre der Vollendung des Neubaues für das erwähnte Museum, hegte man im Verein die Absicht, durch Einrichtung einer neuen Abteilung den Interessen des Ausland-Deutschtums stärker gerecht zu werden. Die Beratung ergab aber, daß dies zweckmäßig nur durch ein neues großes Institut geschehen könne, das vom Reich, von den Bundesstaaten und dem ganzen deutschen

Volk zu unterstützen wäre. Die Vorbereitungen leitete mit weitem Blick und unermüdlicher Tatkraft der Kommerzienrat und Konsul Theodor G. Wanner, der auch jetzt noch die Seele des Unternehmens ist. Am 1. Dezember 1915 wurde in Stuttgart in Anwesenheit des Königs eine kleine Ausstellung „Zur Kunde des Auslanddeutschtums" eröffnet, die vorläufig nur Beispiele für Teile des künftigen Unternehmens gab. Die Reichsregierung gewährte dem geplanten Museum einen namhaften Beitrag und von allen Seiten kamen Zustimmungen und Unterstützungen leitender Männer. Am 10. Januar 1917 wurde sodann das Deutsche Ausland Museum in Stuttgart unter großer Beteiligung gegründet. Der Gedanke hatte eine so starke werbende Kraft bewiesen, daß Vertreter aller Kreise, der Verwaltung, der Wissenschaft, der Industrie, der Gewerbe, des Handels und der Kunst sich zusammenschlossen, um mitten im Kriege ein wichtiges Kulturwerk zu begründen. Der König selbst wohnte der Gründungsversammlung bei, sowie er schon von Anfang an dem Unternehmen seine tatkräftige Mitwirkung zuteil werden ließ.

Es gab zwar schon Vereinigungen, die seit Jahren, zum Teil seit Jahrzehnten, die Beziehungen zum Auslanddeutschtum pflegen, aber es fehlte bisher an einer Stelle, die alles zusammenträgt, was dieser Pflege dienen kann und jedem Deutschen anschaulich macht, welche Verbreitung das Deutschtum im Auslande hat, was es dort bedeutet und was es in der Zukunft noch leisten kann. Namentlich fehlte es noch völlig an einem Sammelpunkt für die wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslanddeutschtum. Diese Lücke wird das neue Unternehmen ausfüllen.

Das Museum und Institut zur Kunde des Auslanddeutschtums und zur Förderung deutscher Interessen im Ausland, wie der volle Name eigentlich lautet, betrachtet es als seine Aufgabe, die deutsche Kultur im Ausland wissenschaftlich zu erforschen und bekannt zu machen, aber auch sie zu pflegen und zu verbreiten, sodann nach dem Kriege beim Wiederanknüpfen der Beziehungen von Industrie und Handel zum Ausland die darauf gerichteten Bestrebungen zu unterstützen. Das Museum wird also für die Kenntnis des Auslanddeutschtums eine zusammenfassende Stätte bilden und die Verbindungen zwischen dem Deutschtum im Ausland und dem Mutterland erhalten und enger knüpfen. Es wird den Auslanddeutschen, die eine Verbindung mit dem Mutterlande wünschen, und all denen, die ins Ausland wollen oder dort wissenschaftliche oder wirtschaftliche Fühlung suchen, mit Rat und Tat an die Hand gehen. Endlich wird es auf wirtschaftlichem und wissenschaftlichem Gebiete Einrichtungen zur Förderung des Auslanddeutschtums unterstützen und nötigenfalls erst schaffen.

Wer sich mit Studien über das Deutschtum befaßt hat, weiß, wie zerstreut einschlägige Literatur ist, wie schwankend z. B. die Angaben über die Zahl der Deutschen in fremden Ländern sind. Hier muß erst das Material zusammengetragen und von führender Hand verarbeitet werden.

Außerhalb des großen geschlossenen deutschen Sprachgebiets in Mitteleuropa (Deutsches Reich, Österreich-Ungarn, die Schweiz, Luxemburg) mit rund 80 Millionen Deutschen leben schätzungsweise 20 bis 30 Millionen Deutsche und Nachkommen von Deutschen in Ländern, deren herrschende Rasse und Sprache ihnen fremd ist, so allein 2 Millionen Deutsche in Rußland. Die Auslanddeutschen bilden also einen ganz erheblichen Teil des deutschen Volkstums überhaupt. Wir besitzen zwar mancherlei Angaben über einzelne Gruppen dieser Ausland-Deutschen, aber das Material ist sehr lückenhaft, und deshalb hat bisher noch niemand das Wagnis unternommen, eine umfassende Geschichte des Deutschtums im Ausland zu schreiben. Und wie lehrreich wäre doch ein solches Werk, wenn uns in großen Zügen darin geschildert würde, unter welchen Umständen Einzelne wie ganze Gruppen ausgewandert sind, wie sie gekämpft und gelitten, was sie erstrebt und was sie erreicht haben, wie sie den Völkerboden gedüngt und befruchtet haben. Es wird nicht leicht sein, all die Wege zu erforschen, die die Deutschen im Ausland gegangen sind, sie statistisch zu erfassen, ihre berufliche Gliederung, ihre soziale Schichtung, ihre wirtschaftliche Lage darzustellen. Hier könnten jüngere und ältere Gelehrte eine sehr nützliche Tätigkeit entfalten, besonders, wenn das Museum in der Lage ist, Reisestipendien für solche Forschungen zu bewilligen, wie es z. B. das Musée Social in Paris in so reichem Maße tut.

Das Ausland Museum wird aus dem eigentlichen Museum mit Schaustellung, aus einer Bibliothek mit Archiv und einer Auskunftsstelle bestehen. Das eigentliche Museum hat die Aufgabe, an der Hand der aufgestellten Gegenstände die einzelnen Erscheinungen des Ausland-Deutschtums auf geschichtlicher und geographischer Grundlage darzustellen und ein umfassendes Bild des gesamten Ausland-Deutschtums nach seiner materiellen und geistigen Entwickelung, nach seinen sozialen Verhältnissen und nach seinen Beziehungen zur alten und zur neuen Heimat vor Augen zu führen. Durch seine Ausstellungen will es Anschauungsunterricht erteilen und dadurch Kenntnis und Wertschätzung des Ausland-Deutschtums in weite Kreise tragen. Das ist in erster Linie ein wissenschaftlicher Zweck; es wird z. B. retten, was sich über die zerstörten deutschen Siedlungen in Rußland noch auftreiben läßt. Es wird Jung und Alt in der Heimat unterrichten und dem Ausland-Deutschen, der zurückkehrt, wird es Kunde geben von anderen deutschen Siedlungen und ihn zu Vergleichen anregen.

Materielle und geistige Kultur werden in den Sammlungen behandelt werden. Die materielle Kultur wird teils in Natur, teils in Modellen und Bildern dargestellt werden, so die Siedlungen, Haus und Hof, Inneneinrichtung und Kleidung, Geräte, Anlagen des Gewerbefleißes, der Industrie und des Verkehrs, nicht zuletzt auch natürliche und künstliche Erzeugnisse aller Art.

Sprache, Religion, Unterrichtswesen, wissenschaftliche Tätigkeit, Literatur und Kunst, soziale Verhältnisse, Sitten und Gebräuche werden durch Bild und

Wort, Karten, Tabellen und Diagramme dargestellt werden, manches aber auch, wie Bücher und Zeitungen, im Original. Wie wertvoll wird z. B. eine Sammlung der ältesten deutschen Zeitungen des Auslandes sein! Es gibt keine Möglichkeit mehr, sie alle zu sammeln, da unendlich viel rettungslos untergegangen ist. Aber es lassen sich immerhin noch Bruchstücke auftreiben. Sodann wäre auch eine besondere Gruppe zu bilden: Die Leiden des Deutschtums im Ausland während des Weltkriegs: da wäre alles zu vereinigen, was noch an Erinnerungen zu beschaffen ist von jenen deutschen Siedlungen in feindlichen Ländern, die von barbarischer Hand vernichtet wurden.

Gewiß werden, wenn einmal wieder friedliche Beziehungen zwischen den Völkern herrschen, aus allen Teilen der Welt Sendungen für das Museum eintreffen: Gaben der Erinnerung an schöne und an schlimme Zeiten, Dokumente des wirtschaftlichen und des geistigen Lebens, die hier in dem eigens dafür geschaffenen Rahmen erst recht zur Geltung kommen werden. Nicht zum wenigsten werden auch die christlichen Missionen dem Unternehmen wertvolles Material liefern, und anderseits ist das Museum die gegebene Stätte, um auch das Wirken der deutschen Missionen in fernen Ländern vor Augen zu führen.

Die Anordnung des gesammelten Materials im Museum kann unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten geschehen: einem geographischen oder einem allgemein sachlichen. So kann man z. B. das Deutschtum in Siebenbürgen, die deutschen Kolonien in Galizien, der Dobrudscha, in Südrußland und im Kaukasus, die deutschen Kolonien in den überseeischen Ländern darstellen. Daneben kommen aber auch rein stoffliche Anordnungen in Betracht, wie: die deutschen Schulen im Ausland, die deutsche Presse im Ausland, die deutschen Schiffahrtslinien, die deutschen Kabel usw. Bei der geographischen Anordnung wird man die anthropogeographische Betrachtungsweise anwenden können und zeigen, wie das Deutschtum im Ausland bei allem zähen Festhalten an seiner Eigenart sich doch auch der neuen Umgebung anzupassen versteht. Freilich wird es auch manchmal nachweisen müssen, wie deutsche Kolonisten sich in überseeischen Ländern unnötigerweise an die dortige Bauart angelehnt haben, auch wenn sie einen eigenen Stil hätten entfalten können.

Das Museum will nicht bloß den Erwachsenen dienen, sondern auch auf die Jugend belehrend und anregend wirken. Es wird dem heranwachsenden Geschlecht zeigen, was die deutschen Pioniere im Ausland geleistet haben, und deshalb ist es sehr zu wünschen, daß ähnlich wie für das Deutsche Museum in München, auch für das Ausland Museum von wohlhabenden Gönnern Reisestipendien gestiftet würden, um talentvollen jungen Leuten aus allen Teilen Deutschlands den Besuch und das Studium der Sammlungen zu ermöglichen. Das Museum wird der Jugend einen Blick in die weite Welt gewähren und mag auch manchen Jüngling zu einer Reise in die weite Welt begeistern. Sicherlich wird hier der eine oder andere den ersten Gedanken zu kühnen Taten fassen.

Das eigentliche Museum, also der Teil, der ständig allen Besuchern sichtbar zur Verfügung steht, wird durch die anderen Abteilungen ergänzt: die Bücherei, das Archiv und die Auskunfts- und Vermittlungsstelle.

In der Bibliothek werden natürlich nicht etwa alle möglichen Bücher über das Ausland, also beinahe über die ganze Welt, planlos aufgehäuft, sondern es wird dafür eine sorgfältige Auswahl geeigneter geographischer, ethnographischer, volkswirtschaftlicher und statistischer Werke beschafft, deren Zahl ja immerhin noch recht erheblich ist, damit Angestellte und fremde Benützer möglichst über alles, namentlich auf wirtschaftlichem Gebiete, Auskunft finden können, soweit die Literatur überhaupt eine solche gewähren kann. Vollständig werden natürlich die Schriften über die Deutschen im Ausland gesammelt, besonders auch ältere, nicht in den regelmäßigen Buchhandel gelangte Schriften. Eine unentbehrliche Ergänzung werden die Karten großen Maßstabes sein.

Außer der Bibliothek wird ein Archiv angelegt werden, vorerst eine Handschriftensammlung, weniger von alten Handschriften, als vielmehr von neuen, Biographien oder Autobiographien, Denkwürdigkeiten, Briefe und Urkunden von Deutschen im Ausland, mögen sie eine große oder eine kleine Rolle gespielt haben. Manches, was einzeln vielleicht belanglos erscheint, gewinnt Wert im Rahmen eines Ganzen. Wie manche Urkunde, für die da draußen in der fremden Welt kein Interesse mehr besteht, vielleicht nicht einmal ein sicherer Aufbewahrungsort vorhanden ist, wird hier die einzig richtige Stelle finden. Hier werden auch am zweckmäßigsten die Erinnerungen der Ausland-Deutschen aus der Zeit des Krieges aufbewahrt werden.

Das Wirtschaftsarchiv wird natürlich von ganz besonderer Bedeutung sein. Das Ausland Museum will nicht bloß wissenschaftliche, sondern auch wirtschaftliche Bestrebungen unterstützen. Dazu bedarf es weitgreifender Hilfsmittel, eines umfangreichen Nachrichtenmaterials, damit es imstande sei, über alle möglichen Dinge und Fragen Auskunft zu erteilen. Es gibt jetzt eine Menge Vereinigungen, die die Beziehungen zwischen Deutschland und den verbündeten und den neutralen Ländern pflegen wollen. Diesen Vereinigungen fehlt es an einem Mittelpunkt: ein solcher ist in dem Ausland Museum geradezu gegeben. Die Auskunfts- und Vermittlungsstelle wird die eigentliche Brücke bilden zwischen der alten und der neuen Heimat. Wer sich über bestimmte Verhältnisse im Ausland unterrichten möchte, wird hier ebenso gut Auskunft finden, wie der Ausland-Deutsche, der mit der alten Heimat oder mit Ausgewanderten in irgend einem anderen Lande in Verbindung treten will. Das Museum hat auch die Schaffung einer Kartothek der im Auslande lebenden Reichsdeutschen in Angriff genommen. Dadurch wird ein Adressenmaterial geschaffen, das für die Verbindungen der verschiedensten Art von außerordentlichem Werte sein wird.

Die wissenschaftliche Arbeit des Museums findet ihren Ausdruck in Vorträgen, natürlich nicht bloß in Stuttgart und in Württemberg, sondern in

den verschiedensten Orten und bei den mannigfachsten Anlässen, sodann aber auch in kleineren und größeren Veröffentlichungen. Das Ausland Museum ist der gegebene Mittelpunkt für die Herausgabe einer großen Sammlung von Schriften über das Ausland-Deutschtum und das Ausland. Hierzu gehören: selbständige Forschungen, Statistiken, Berichte über Studienreisen, Vorträge, Lebensbilder hervorragender Ausland-Deutschen usw. Als 1. Band der „Schriften des Deutschen Ausland Museums" ist soeben erschienen: „Kurland" (mit 16 Abbildungen), eine Sammlung gehaltvoller Studien mit einer Bibliographie. Die geplante Zeitschrift des Ausland Museums wird nicht bloß ein Bindemittel für die Mitglieder sein, sondern auch wissenschaftliches Material enthalten.

Vorläufig muß sich das Museum natürlich auf vorbereitende Arbeiten beschränken. Doch hat es auch schon nach außen gezeigt, wie es seine Aufgabe zu erfüllen gedenkt. Nachdem es Herrn Dr. Paul Träger den Auftrag erteilt hatte, das Deutschtum in der Dobrudscha zu erforschen, hat es vorerst eine Ausstellung von Rohprodukten der Kolonien veranstaltet, die eine sehr reichhaltige und sehr wertvolle Sammlung in einer geschickten Aufmachung vorführte. Diese Ausstellung zeigte uns so recht, welche Bedeutung die Außenhandels-Beziehungen haben und wie sehr wir auf Erzeugnisse aus den Kolonien angewiesen sind. Gegenwärtig wird in verschiedenen Städten die Kurland-Ausstellung gezeigt, die die Vergangenheit und Gegenwart dieser ältesten deutschen Kolonie, sowie die von der deutschen Militärverwaltung seit Besitzergreifung des Landes geleistete Kulturarbeit veranschaulicht. Die Kurland-Ausstellung hat überall das lebhafteste Interesse erregt.

Weitere Sonder-Ausstellungen sind für später geplant, so zunächst eine deutsche Balkan- u. Orient-Ausstellung. Dieser werden dann andere Ausstellungen folgen, in denen die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und bestimmten Ländern vorgeführt werden.

Das Ausland Museum verspricht ein würdiges Gegenstück zu dem Deutschen Museum in München zu werden. Sind hier die Meisterwerke der Naturwissenschaft und die Dokumente für die Entwicklung der Technik und der Industrie gesammelt, so wird das neue Museum in Stuttgart alles vereinigen, was uns zuverlässige Kunde über die Deutschen in der weiten Welt geben kann.

Neben dem wissenschaftlichen Wert wird es einen hohen politischen Zweck haben. Nachdem Deutschlands Feinde erklärt haben, daß sie auch nach dem Kriege den Kampf gegen den deutschen Einfluß fortsetzen wollen, wird das Ausland Museum es als seine besondere Aufgabe betrachten, deutsche Arbeit im Ausland zu fördern und zu unterstützen.

Vielleicht kein Volk hat in allen Ländern der Welt so fruchtbar gewirkt, wie die Deutschen, aber auch wenn sie in Gruppen oder Kolonien wohnten, war ihre

Tätigkeit zu sehr zersplittert, zu sehr aufs Einzelne, nicht auf ein großes Ganzes gerichtet. Wie anders könnten viele Deutsche im Ausland wirken, wenn sie noch ein Band hätten, das sie mit der Heimat verknüpft, und wie oft hätte diese Gelegenheit mit Deutschen im Ausland in Verbindung zu treten!

Die Bedeutung des Deutschtums im Ausland wird nach dem Kriege noch viel größer sein, als jetzt. Es wird aber auch eine noch viel schwierigere Stellung haben, als vor dem Kriege, und deshalb wird es gerade die Aufgabe des Mutterlandes sein, sich seiner anzunehmen, aber auch es zu praktischer Mitarbeit an seiner nationalen Handelspolitik heranzuziehen. Das Ausland Museum wird die Deutschen im Ausland ermutigen, da es ihnen zeigt, daß man sie in der alten Heimat nicht vergessen hat. Gerade nach dem Kriege wird man der Mitarbeit der Deutschen im Ausland viel mehr als bisher bedürfen, um den deutschen Waren die früheren Märkte wenigstens zum großen Teil wieder zu gewinnen und ihnen neue zu erschließen. Es ist ja ganz klar, daß man noch lange Zeit nicht mehr auf die nichtdeutschen Importeure rechnen kann. Auch wenn die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz durchaus nicht so durchgeführt werden, wie es geplant ist, so wird doch die deutsche Industrie vielfach auf Schwierigkeiten und Widerstände stoßen, die von Deutschland aus nicht ohne weiteres beseitigt werden können. Hier wird es der tatkräftigen Mitwirkung der im Ausland ansässigen Deutschen bedürfen, um nicht bloß die Fabrikate unterzubringen, die nach Friedensschluß geradezu gewünscht werden, sondern auch diejenigen, die in scharfem Wettbewerb mit ausländischen Erzeugnissen stehen.

Man darf in die Männer, die an der Spitze des Ausland Museums stehen, das Vertrauen setzen, daß sie ihren großzügigen Plan verwirklichen werden. Wir haben in Deutschland nicht jene weitgehende Zentralisation, wie in Frankreich, wo alles, was allgemeines Interesse beansprucht, eben nur in Paris denkbar ist. Die Entwicklung Deutschlands hat es mit sich gebracht, daß hier eine ganze Anzahl Kulturmittelpunkte besteht, von denen jeder etwas aufzuweisen hat, was sonst nirgends zu finden ist. Deshalb nimmt man hier keinen Anstoß daran, daß ein Bundesstaat eine Einrichtung schafft, die für das ganze Reich bestimmt ist. Im Gegenteil: in den anderen Staaten wird man sich dessen freuen und gern mithelfen, eine Schöpfung zu vollenden, die auch über die Grenzen des Reichs hinausragt. Oskar von Miller, der Leiter des Deutschen Museums, sagt ja mit Recht: „Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß die deutschen Kulturunternehmungen nicht an einer Stelle vereinigt werden, sondern daß die verschiedenen deutschen Staaten in Wettbewerb treten, um diejenige Reichsanstalt, die dem einzelnen Lande speziell anvertraut ist, auch ganz besonders und mit allen Kräften zu fördern.“ Württemberg ist auch deshalb besonders für das neue Museum geeignet, weil es hauptsächlich industrielle und gewerbliche Betriebe hat, die der Weiterverarbeitung und der Verfeinerung der Produkte dienen und deshalb stark auf den Absatz im Ausland angewiesen sind.

Das Ausland-Museum ist keine staatliche Anstalt, es steht aber unter der Oberaufsicht der württembergischen Regierung. Das Reich, die Bundesstaaten, große Städte und Wirtschaftsverbände haben ihre Unterstützung zugesagt. Unter den Ehrenförderern steht der Name des Kaisers obenan. Am Stiftungstage war bereits mehr als eine halbe Million an Beiträgen eingezahlt oder fest zugesagt. Seither sind dem Unternehmen weitere Mittel zugeflossen, zur Durchführung seines Programmes bedarf es aber noch sehr weitgehender finanzieller Unterstützung.

Es ist namentlich auch Aufgabe der Industrie, das Museum zu unterstützen. Die deutsche Industrie darf sich rühmen, daß sie auch für wissenschaftliche Aufgaben stets eine offene Hand hat. Hier handelt es sich aber darum, nicht bloß eine wissenschaftliche Aufgabe zu fördern, sondern auch ein Werk, das im Wirtschaftsleben eine bedeutende Rolle spielen wird. Geheimrat Dr. Duisberg hat denn auch dem Unternehmen die tatkräftige Unterstützung seitens der deutschen Industrie zugesagt.

Ein solches Museum bedarf der Mitwirkung vieler, nicht bloß der Mitglieder, die ihren Jahresbeitrag entrichten, sondern auch all derer, die in irgend einer Weise zur Förderung und zur weiteren Ausgestaltung desselben beitragen können. Jetzt heißt es Kräfte und Mittel sammeln, damit das Ausland-Museum sich schon sofort nach dem Kriege in den Dienst der großen vaterländischen Sache stellen kann.

Dr. W. Moog: Kant und Fichte über Patriotismus und Kosmopolitismus.*)

Kants zeitgenössischer Biograph Jachmann sagt bei der Besprechung der politischen Ansichten des großen Denkers: „Seine Philosophie veredelte sein Betragen als Mensch und als Staatsbürger, aber sie versetzte ihn nicht in einen ungebundenen Naturzustand. Er stellte durch sich selbst ein Muster auf, wie man freien Weltbürgersinn mit strengem Patriotismus verbinden müsse." Patriotismus und Kosmopolitismus schließen sich nach Kant gar nicht aus, vielmehr fordern sie sich gegenseitig, beide dienen dazu, den „Nationalwahn" zu überwinden. Patriotisch ist, wie Kant sagt, „die Denkungsart, da ein jeder im Staat (das Oberhaupt desselben nicht aus-

*) Vgl. W. Moog, „Kants Ansichten über Krieg und Frieden" (Darmstadt 1917, Falken-Verlag. 3.— Mk.) und „Fichte über den Krieg" (Ebenda. 1.20 Mk.)

genommen) das gemeine Wesen als den mütterlichen Schoß oder das Land als den väterlichen Boden, aus und auf dem er selbst entsprungen und welchen er auch so als ein teures Unterpfand hinterlassen muß, betrachtet, nur um die Rechte desselben durch Gesetze des gemeinsamen Willens zu schützen, nicht aber in seinem unbedingten Belieben zum Gebrauch zu unterwerfen sich für befugt hält." Ein echter Patriotismus ist kein blinder Chauvinismus, sondern erkennt das Gute auch bei andern Völkern an, denn auch sie dienen den höheren Zwecken der Menschheit. Ein wahrer Kosmopolitismus bedeutet nicht ein Aufgehen in schwärmerischen Humanitätsträumen, sondern kann nur auf dem Grunde eines gesunden Vaterlandsgefühles sich erheben. Das Weltbürgerrecht ist die notwendige Vollendung des Völkerrechts. Es verfolgt nicht etwa unmittelbar einen ethischen, philanthropischen Zweck, sondern enthält nur „ein rechtliches Prinzip", indem es die Herstellung einer friedlichen, wenn auch noch nicht freundschaftlichen Gemeinschaft der Völker als ideelle Aufgabe bestimmt.

Ganz in Kants Sinn lehrt Fichte in seinem Dialog „Die Patrioten" vom Sommer 1806: der Kosmopolitismus muß in der Wirklichkeit „notwendig Patriotismus werden"; jeder Kosmopolit wird „vermittelst seiner Beschränkung durch die Nation Patriot, und jeder, der in seiner Nation der kräftigste und regsamste Patriot wäre, ist eben darum der regsamste Weltbürger, indem der Zweck aller Nationalbildung doch immer der ist, daß diese Bildung sich verbreite über das Geschlecht." Ein bloßer Kosmopolitismus kann überhaupt nicht für sich existieren, wie sich schon aus seiner Begriffsbestimmung ergibt. Kosmopolitismus ist nämlich „der herrschende Wille, daß der Zweck des Daseins des Menschengeschlechtes im Menschengeschlechte wirklich erreicht werde." Und wenn der Patriotismus demgegenüber der Wille ist, „daß dieser Zweck erreicht werde zu allererst in derjenigen Nation, deren Mitglieder wir selber sind, und daß von dieser aus der Erfolg sich verbreite über das ganze Geschlecht", so gibt er damit den notwendigen Weg an, auf dem der Zweck der Menschheit in allmählicher Entwicklung verwirklicht werden kann. Denn wer im Sinne dieses Zwecks aktiv wirken will, muß mit seiner nächsten Umgebung anfangen, auf die er „als lebendige Kraft" unmittelbaren Einfluß hat. „So gewiß er nun in irgend einem Staate lebt, so stehen diese Umgebungen unter den Wirkungsmöglichkeiten des Staates, in dem er lebt, welcher Staat durch seine eigne organische Einheit sich scheidet von der übrigen Welt und so die Wirksamkeit seines guten Bürgers zwar in seinem Medium und nach seinen Gesetzen, innerhalb seiner selbst, fortleitet, da aber, wo er selber sich scheidet von der Umgebung, auch dieser Wirksamkeit den ihn selbst als Einheit haltenden Damm vorsetzt." Eine vernunftgemäße Erkenntnis des Wesens der Nation ist erforderlich, damit der Patriot seinen Zweck erreichen kann.

Nicht in einer blinden Verherrlichung des Heimischen und einer Unterschätzung anderer Völker kann der Patriotismus bestehen. Auch den Feind darf man nicht verkennen. So wendet sich Fichte noch 1813 dagegen, daß „man die Charakterkraft und die Hilfsmittel unseres Feindes herabwürdigt, dadurch uns einschläfert," und urteilt darüber: „Jämmerliche Wichte und Feiglinge setzen in diese Vertröstungen den Patriotismus."

Fichte erst hat dem Begriff des Volkes geschichtsphilosophische Geltung verschafft. Ein Volk ist, wie er in einer Vorlesung von 1813 sagt, „eine Menschenmenge durch gemeinsame, sie entwickelnde Geschichte zu Errichtung eines Reiches vereint." Die „Volksgesinnung" aber ist dasjenige, was ein Volk eigentlich zum Volke macht. Die höchsten Aufgaben hat Fichte der deutschen Nation gewiesen, aber scharf hat er auch ihre Fehler gerügt und eine Besserung, eine Umschaffung des Geistes verlangt. Und über sein Vaterland hinaus blickt er mit seinen Ideen auf die ganze Menschheit, will er rechtliche Beziehungen zwischen den Staaten errichtet wissen und erstrebt ein Reich der Kultur, in dem die Völker zu friedlichem Wettbewerb in Künsten und Wissenschaften sich vereinigen.

Assaf Tiffrin:
Vom jüngsten aufgeführten Drama.

I.

Seit geraumer Zeit pocht junges dramatisches Können, das Wesentliches zu sagen hat, an das Bühnentor. Niemand zog die Riegel zurück, weil die Torhüter, wie immer die Menschen dieser Welt, Furcht hatten, die „Ersten" zu sein. Nur die „Ersten" nicht! Anerkennung muß zuvor in Tropfen durchsickern; dann erst kommen sie herbei, um ihre Schleusen dramatischem Neuland zu eröffnen. Wo stehen wir heut? Das sei im vorhinein festgestellt: über einige, später fruchtbringende, Versuche ist man nicht herausgekommen. Allemal nicht unfleißig. In Morgendämmerung junger Dichtung ahnt man schon Wesenhaftes. Das wird selbst der in strengste Pedanterie gezwängte Schulmeister gestehen. Ein Unterschied besteht: jener zweifelt — wir dürfen ahnen . . . . Was man bisher sah, war nur Dämmerung und Prolog, und nur wer hinter diesen Schleier zu schauen vermag, sieht eine Jugend heranreifen, werden, die heute schon ist. Die Jungen sind da!

Fand sich unter den Torhütern ein Mutiger, der das Spiel wagen, die Vorhänge zurückziehen wollte, so fiel ihm behend obrigkeitliche Zensur in den Arm. Das Spiel sei gefährlich! Staatsgefährlich — so mußte das Urteil lauten. Betreßte Urteile klingen allemal so aus über eine unbetreßte Jugend!

Und so wurde die Sprache der Jungen oft giftuntermischt. (Indes ist Gift nicht ihr Element!) Nur weil sie so oft gefoppt, an das Tor zurückgedrängt wurden, wohin immer neue kamen, drängten, stießen, darum lernten sie das keckste Wort meistern. — Daher ist das, was zu spielen erlaubt war, zahm, nichts unbedingt der Jugend Eigenes, Ausflüsse gekränkter Eitelkeit. Sie werden lyrisch, und ihre besten Kräfte dramatischen Könnens blieben in den heute nicht mehr jüngsten Spielen verborgen, denen noch die Zensur die Aufführung vorenthält.

Der größte Gewinn — für den Dichter und für uns — war daher der Schritt, der das Werk dem Urteil der Zensur entwand; aber auch nicht minder, daß er es der unmittelbaren Hauchnähe des zahlenden, bar kaufenden Publikums entzog; daß man sich zusammenschloß zu einer Gesellschaft, die Förderung junger Dramatiker im Auge hatte, die kaufte, eh' sie sah: gleichsam die „junge Dramatik im Sack" erstand. Wie einst die „Freie Bühne" mit ausgeprägtester Tendenz — so „das junge Deutschland" mit ausgeprägtem Bewußtsein. Denn die Jugend ist da!

Schon lassen sich gemeinsame Züge erkennen, die zum Vater Strindberg führen. Das Wortsymbol ist zum Symbol der Handlung erweitert, wodurch das Drama, im Gegensatz zu strindbergischer Spätdramatik, entwickelungsfähig wird. Die Dramatik der Jugend, wofern man von einer solchen sprechen darf, steht am großen Weg der Entwickelungsmöglichkeit und besitzt den Zug ins Große. Auf die Kleinmalerei des Naturalismus wird mit starker Gebärde verzichtet. Nur so viel als unbedingt zur Ergänzung der Idee erforderlich ist, wird herangebracht. Nichts mehr! Und selbst dieses oft mit durchaus unnaturalistischen Mitteln, mit der krassesten Unnatur oft unterstrichen. Gilt den Vorgängern: der Weg, die Art, als das Ziel, so lautet den Jungen: das Ziel als der Weg der Entwickelung. Das Ziel, auf das gejagt, gestoßen, gerannt wird, bleibt unverändert stehen. Die Wege dahin sind beliebig wandlungsfähig: Feuer, Licht, Elektrizität, Trompetengetönt... Das Ziel darf nicht untertauchen: alle Worte, Handlungen sind Pfeile im Fluge auf dieses Ziel. Es befindet sich alles von Anfang an im Fluge auf dieses Ziel. Alles wird abgeschnellt, nur um die letzte Wirkung zu erzwingen! Alles ist schon vorhanden und ist in Bewegung. Nichts als Pfeile . . . Parallelmotive zu einem Leitmotiv . . .! Es darf daher der Kritiker in den bisher aufgeführten Werken die Kontinuität vermissen. Das muß er feststellen, weil das ein Mangel ist — (der nur Jugendlichkeit entquellen dürfte). So, dünkt mich, darf man die Jugend sehen: als die bewegte Schleuderdramatik, die schleudernd überspringt, nur das Ziel kennt. So etwa wie Reinhardt (dieses überreizte Auge mit naivstem Sinn) Naturalistisches, Klassisches, Märchenhaftes stets romantisch gibt, stets nur romantisch geben kann! Das Ziel der Auslösung des Kunstgenusses steht über der Methode der Reize, das Ziel, den Block zu schmieden, außerhalb physikalischer Gesetzmäßigkeit.

Dies ist die Stärke der Jugend, die sie der Bühne abgeguckt, Reinhardt un-

bestritten abgelauscht hat. Wer dieses fühlen mag, lese Hasenclevers unvergleichliche „Antigone"*), von der noch zu sprechen sein wird. — Die morgige Entwickelung, die nur durch die Bühne gehen kann, wird den Jungen die Kontinuität zur letzten Ölung dichterischer Ganzheit geben.

Heute ist die Jugend da ... Morgen wird die Jugend zu Bleibendem werden!

II.

Die erste Vorstellung, die die „Gesellschaft zur Förderung junger Dramatiker" im „Deutschen Theater" gab, war „der Bettler"**) von Reinhard Sorge. Reinhardt leitete sie und in seiner umfassenden Gestalterkunst hat er sie zur denkbar schönsten ausgebildet. Der junge Dichter, der kaum 25 jährig im Waffenhandwerk fiel und bei Ablaincourt namenlos verscharrt liegt, kann irdisch nicht mehr gefördert werden. Zu seiner Gruft wird es nur hinausrauschen, daß die Jugend, der er lebte, seinem Dichter-Bettler-Sehnen Erfüllung gab. Er ist auf die Bühne gelangt und durfte sprechen, sprechen von dem, was ihn einst als 19 jährigen übervollen zerwühlt und durchtobt. Die folgenden wenigen Jahre, die ihm das Leben ließ, hat er mit zehnfachem Riesenschritt durchmessen und als Entsagender, Katholik geworden, wie wenn er nicht um fünf, sondern um fünfzig Jahre gealtert wäre, zog er sich in das Reich mystischer Gedanken zurück. Was er von nun an schuf, ist mehr ein Gebet. Als Dichter der Diesseitswelt hatte er schon vor dem Tag, da er den irdischen Tod erlitt, zu schweigen begonnen. „König David"**), der noch das groteske Bild, die dramatisch kühn gestaltete Vision des Besuches des Königs Saul bei der Hexe enthält, zeigt schon den Weg Sorges zum Kreuz Christi, wo er in die Kniee sinkt und ihm Ahnung zu festem Glauben wird. „Der Bettler" ist denn auch der erste Aufschrei, der verhallend in gleichgestimmten Seelen Wirbel schlägt, dieweil der Rufer in Friedhofsstille versinkt. „Der Bettler" ist gleichsam das Mutterstück der jungen Generation, und darum war es gut, daß man es als erstes gab. Es ist ein Prolog — und hätte, später aufgeführt, seinen Dienst verfehlt. In ihm vereinigt sich das Sehnen und der Schmerz einer bettelnden Dichterjugend, es wird zum Reflexionsspiegel von hunderten von Fällen, die in ihm ihr schematisches Abbild finden.

Die Handlung ist karg. Alles zielt auf den Schluß: ich bin ein Bettler nur! Man erkennt deutlich den Parallelismus der Motive in den zahlreichen (einander nicht immer durchaus notwendig ablösenden) Szenen. Der Bilderreigen der Kritiker, Flieger, Dirnen, sind nur Begleitakkorde. Den Untergrund bilden: zwei von Tränen zerbeizte Mutteraugen und ein in Tollheit gefangener Vater, den in halblichten Augenblicken der hehre Wahn, der Menschheit Segen zu spenden, zerquält und zerreißt. Das Motiv ist der Dichter-Bettler. — Vielfach begnügt sich

*) Verlag Paul Cassirer, Berlin.

**) S. Fischer, Berlin.

Sorge mit skizzenhaften Andeutungen, er wird lyrisch und kann kaum erwärmen. Wenn aber der Sohn, mit innerlich zersprungener Seele, Freude an den Tag bringen soll über des Vaters Genesung (von dessen unheilbarer Geisteskrankheit er überzeugt ist), den Vater mit einer Rede begrüßt, dann steigen die Tränen in die Augen. Der Bettler soll auf zersprungenem Instrument Lieder singen . . . Es ist hier das Symbol, das zum Tieftiefmenschlichen erhoben ist, das vollendete Kunst offenbart. Das erschüttert bis ins Mark und ein geschlossenes, vollkommenes Bild prägt sich für immer in das Gedächtnis.

Die ganze Handlung beschränkt sich auf die ersten drei Aufzüge, woselbst sie sporadisch verteilt ist. Die letzten beiden bilden den Epilog, der völlig ätherisch, daher undramatisch ist. Man empfindet fast, daß der Dichter unter der Last des Anfangs, unter dem tief aus seinem Innersten zusammengerafften Bekenntnis zusammenbricht. Er besitzt die Stärke nicht mehr, ist nicht mehr mächtig genug, um zum Schluß zu gelangen. Er hat sich ausgeschöpft. Es bleibt ein Ausklang in Worten, das Werk bleibt ungekrönt. Mit dem Tod von Vater und Mutter (der nicht frei von Theatralik ist), mit einem Liebessang, dem prächtigsten an innerer Abgeklärtheit und Wortschönheit, stirbt das Ganze. Das liegt an der undramatischen Persönlichkeit des Bettlers, die stets nur in passiver Stille verharrt, stets von anderen gedrängt wird. Und die dramatische Umgebung, die allein das ganze zur Handlung ausbaut, endet mit dem dritten Aufzug.

Die Sprache ist klar und scharf gemeistert. Hie und da wachsen aus der Prosa Verse hervor, wie Blumen oder knorrige Äste, die wie Hymnen klingen. Man empfindet die wirkliche Notwendigkeit, die den Dichter auf einmal zu Versen treibt, wie wenn bedrängte Lungen bei Höhenluft zum Jauchzer ausholen. Die Aufführung ward zum Ereignis, weil sie einen Beginn darstellt, der zu reichen Hoffnungen Anlaß gibt. Die erste Station . . .

III.

Georg Kaiser, dem die besseren Stücke verboten werden, kommt mit der „Koralle"*) in den Kammerspielen zu Wort. War die „Sorina", die man vor Jahresfrist sah, mehr der Ausfluß gekränkter Eitelkeit, so zeigt die Koralle die überlegene Sicherheit und fast herausfordernde Kraft des jungen Dichters. Er geht auf die Idee aus, die er mit allen Mitteln, mit Nerven, brutaler Kraft, Witz und Gegensätzen zu meistern sucht. Im Untergrunde liegt aber tiefer Ernst, und eine beredte Weise klingt.

Der Held ist Vater und Milliardär. Der innere und äußere Beruf machen ihn zur zwiespältigsten Natur, zum Bettler bei seinen Kindern, zum Mörder an vielköpfigen Menschenleben. Von schwarzem Elend hervorgebracht — wie immer Milliardäre — will er dieses Elend, das Zukunft trübt, dem Sohne vorenthalten. Allein, kein Irdischer kann für den anderen das Kreuz erleiden, und so wird auch der

*) S. Fischer, Berlin.

Sohn vom Strudel des Lebens erfaßt. Was er an Leiden unter den Menschen erschaut, zwingt ihn, seinen Vater, das vermeintliche Prinzip des Bösen, zu verleugnen — und der Milliardär steht vereinsamt in freudlosem Alter. Seine Erinnerung treibt ihn von je zur Flucht (vom Proletariat) und damit zu neuer Gewalt. So erfährt das aktive Prinzip im Menschen durch Kaiser eine Deutung als das passive Element. Alles wird von ehedem geformt — und ehe man sich im Alter des Bewußtwerdens besinnt, ist man schon geformt. Die Jugend ist es, die geglättete oder gefaltete, die leuchtende oder zerrissene Jugend, die die Seele, den Kern des Menschen, den Hebel all seiner Handlungen, formt. Diese sonnige Jugend, die der andere gelebt, ist die Koralle, die der andere trägt, und die nur der Zufall verleiht. Der Milliardär mordet den anderen, um dessen Jugend zu „erleben". — Denn das Paradies (oder die Hölle bei Unglücklichgeborenen) steht h i n t e r uns und nicht mehr in mystischer Glaubensdämmerung eines zukünftigen Jenseits. Oder etwa: „Nur die Erinnerung a l l e i n ist das Paradies aus dem kein Göttlicher den Irdischen hinauszutreiben vermag". Diese Erkenntnis führt den Vater zu entsagendem Heldentum, und daß er Sohn und Tochter verlor, und im Angesicht des Schaffots abermals verliert, kann seinem Duldertum nur die Aureole verleihen.

Kaiser hat nur im Vater eine kontinuierliche Gestalt zu wirken versucht. Alles, was er um ihn stellt, sind Typen, Menschenlarven — mit drei, manchmal weniger Zügen hingeworfen. Kaiser kann meisterhaft typisieren. Das ist, dünkt mich, der Grund, der ihn so oft an die Oberfläche treibt. Die äußeren Merkmale hat er im Augenblick zusammengefaßt, allein sie wandern zu schnell vorüber, und was von ihnen bleibt, ist nur die leere Hülle.

Die Glut, die sich hie und da ekstatisch äußert, liegt mehr im Wort denn in der Handlung. Dies ist ein eigenartiger Zug, den viele der dramatischen Werke der Jugend aufweisen. Die Kontinuität der Handlung, wie die Kontinuität der Personen fehlt. Trotz Wedekind und Strindberg besitzt Kaiser eigene Züge. Der große Zug ist ihm entschieden eigen, der auf Bleibendes deutet.

Vater und Sohn — im „Bettler" und in der „Koralle" — wurden von Wegener und Deutsch dargestellt: in herrlicher Klarheit; an den innigsten, entsagendsten Wendepunkten, an den Kreuzwegen irdischen Menschentums, gleichen sie unvergänglichen Weltprinzipien; darum werden auch nur sie im stürmenden „Sohn" Hasenclevers den Kampf zwischen Jung und Alt menschlich und symbolisch gestalten dürfen . . . .

IV.

. . . Der „Bettler" war ein brünstiger Forderer für die Brüder, die vor dem Tore harren. Anerkennung sickert schon in Tropfen durch. Und diese Jugend, als deren Inbegriff der „Bettler" vor uns stand, hat begonnen ihr Daseinsrecht durchzusetzen.

Sie darf heute fordern, daß man sie höre, daß sie sich selbst von der Bühne herab vernehme, wodurch sie erst zu reicherer Entfaltung gelangen kann. Ihr Drängen löste bisher allzuviel Ironie und Bitterkeit aus. Ihr Weg mußte oft durch Stachelgestrüpp gehen. Dieser Jugend fehlt ein wenig Sonne: Die Himmelsleuchte verbarg sich ihr bisher hinter Wolken. „Das vergesse niemand!“. . . .“

Sie bettelte, sie forderte, sie rüttelte an das Torgestänge, daß es klirrte und jetzt noch klirrt. . . . .

Elisabeth v. Heyking:
An einen Gefangenen.

Ich habe le Roman merveilleux von Coulevain gelesen, ein Buch aus dem Lande, in dem Sie nun schon so lang gefangen sind. Falls das dort möglich, so suchen Sie doch es sich zu beschaffen, denn es ist ein Buch, das aus der Gefangenschaft befreit — aus schlimmerer, lichtloserer Gefangenschaft als jene, die dunkle Kerker zu bereiten vermögen — aus der Gefangenschaft, in der uns eigenes Unvermögen des Sehens hält. Ein Buch, das versöhnen will, ist es, nicht versöhnen mit den augenblicklichen Feinden, denn es wurde ja vor dem Kriege geschrieben, sondern mit dem, was uns oft als unser ärgster, uns in unverständlichster Wut verfolgender Feind erscheint — dem Schicksal. Blind ist es immer genannt und dargestellt worden, aber ich glaube eher, wir sind die Blinden, und das Schicksal führt uns einen Weg, den es ganz klar gezeichnet sieht, und wo es keine Zufälle, sondern nur Zwecke gibt. Zwecke, zu deren Erreichung wir als Werkzeuge dienen. Und den Zwecken einer höheren Einsicht zu dienen, sind wir ja auch bereit — selbst durch Schmerz und Leiden und scheinbare Vergeudung unserer uns kostbar dünkenden Persönlichkeiten — nur möchten wir befreit sein von dem erdrückenden Gefühl, daß vielleicht willkürlich und ohne Plan mit uns verfahren wird. Heut, da die ganze Welt zu einer Welt des Leidens geworden ist, sehnen wir uns mehr denn je nach dieser einen Gewißheit: es steht auch hinter dem Unverständlichsten doch ein Zweck und Sinn.

Aber um zu dieser Überzeugung gelangen zu können, müssen wir uns vor allem erst von dem Wahne loslösen, daß wir frei seien; erst wenn wir den überwunden haben, können wir Erlösung finden vom Übel der inneren Auflehnung, vom fruchtlosen Zerren an der Kette, von der Selbstpeinigung durch nachträgliche Grübelei über das, was vielleicht zu ändern und zu vermeiden gewesen wäre, vom Schrei nach einer raschen, unseren irdischen Augen in diesem einen kurzen Dasein noch erkennbaren Vergeltung. — Ach nein, wir sind nicht frei! — Stehen

ja in dauernder Abhängigkeit von tausenderlei früheren Geschehnissen und unter Beeinflussung von uns nicht einmal bekannten Mächten und Vorgängen, und werden, ganz wie diese, selbst weiter wirken, ohne unsere Wirkung bestimmen zu können. Nein, wir sind nicht frei. So wenig frei, wie der Keim, der sprießt, und die Frucht, die reift, wie der Tau, der fällt, und der Nebel, der steigt, wie der Wind, der weht, und die Sonne, die wärmt. Das Alles waren wir ja oder werden es sein, sind es in gewissem Sinne mit. Und wie all diese Erscheinungsformen sind auch wir in unserer augenblicklichen menschlichen Hülle Diener eines Zukünftigen, das wir nicht kennen. Nur manchmal ahnen wir jenes Zukünftige als etwas unendlich Schönes, in Augenblicken höchster Intuition, wo die Sehnsucht in unserem Innern — diese geheimnisvolle Fähigkeit unseres Wesens, die uns mit dem Höchsten verbindet — uns in traumartiger Vision ausmalt, wie Alles einmal werden könnte. Und daran, daß Alles einstmals werde, wie es uns in solchen Sekunden vorschwebt, da der Griff des Irdischen sich um uns lockert, der Seele Flügel wachsen und wir einen Hauch des Ewigen spüren, daran eben arbeiten wir mit, ob wir es wissend wollen oder nicht. Und zwar arbeiten wir daran nicht nur durch das, was uns als eine glückliche freie Entwicklung unsrer Persönlichkeit erscheint, sondern oftmals durch das, was wir als ihre Unterdrückung beseufzen, ja, was zu ihrer Vernichtung wird.

Aber um das zu verstehen, müssen wir freilich in ganz weiten Zusammenhängen zu denken lernen, in Zeitmaßen, wo die Jahre sind wie ein Augenblinzeln, in Wertbegriffen, wo tausend Menschenleben oder ein Schwarm Ephemeriden ein gleiches bedeuten. Die Leitung, unter der Alles steht, erstreckt sich ja über die Ewigkeit. Sichtbare Folgen, unmittelbare Vergeltungen dürfen wir daher nur selten in einem einzigen Dasein zu erkennen hoffen. Es ist ja auch dies Dasein nur ein Kapitel. Vielleicht das hundertste, vielleicht das hunderttausendste. Sicherlich weder das erste noch das letzte. Oft und viel wird während des Verlaufs solchen Kapitels über seinen Inhalt geklagt, und menschliche Weisheit wähnt, es würde ein leichtes sein alle Daseinsbedingungen zweckmäßiger zu gestalten. Und doch ist die Welt dem Zweck, den wir darin erfüllen sollen, gerade so, wie sie ist, vermutlich am entsprechendsten eingerichtet. Denn dieser unser Zweck ist ja keinesfalls ein möglichst großes irdisches Glücksgefühl zu erlangen — dann wäre sie allerdings gründlich mißraten — sondern eine Stärkung bestimmter Eigenschaften zu erreichen, eine Entwicklung durchzumachen. — Was wir so an Kräften durch Überwindung von Widerständen, durch Arbeit an uns selbst uns aneignen, wird vielleicht nie in diesem einen Dasein bemerkbare Verwendung finden, sondern scheinbar ein vom Schicksal ungenutzter, vergeudeter Wert bleiben. Aber sicherlich nur scheinbar, denn Akkumulatoren sind wir, und was wir in uns also aufgesammelt haben, mag ja nur eine Reserve sein, bestimmt in neuer Formation an irgend einem anderen Abschnitt des großen Lebenskampfes eingesetzt zu werden.

Solcher Glaube verleiht Tatkraft und Arbeitswillen, denn in Untätigkeit zu

verharren und uns für einen lebenden Irrtum zu halten, der nur die eigene Aufhebung durch den Tod erwartet, kann nicht unsere Bestimmung sein, nicht das Ziel des myriadenhaften Geschehens, das nötig war, bis daß der erste Mensch aus aeonenlanger Entwicklung hervorging. Nein, diese Entwicklung gerade sollen wir nun bewußt fortsetzen, durch Anstrengung dem zustrebend, was uns auf unserer Stufe der Erkenntnis dessen wert erscheint. Und so unseren Willen dem höheren einfügen.

Aber neben der Tatkraft gelangen wir durch solch Denken auch zu Geduld und Entsagung. Und darum schreibe ich gerade Ihnen darüber, denn von uns allen, die wir heute so viel Geduld und Entsagung erlernen müssen, will mir scheinen, daß ihrer doch am meisten die Gefangenen bedürfen. Sie, die an fremden Strand gefesselt, die Tage wie Wellen vorüberrollen sehen und verdammt scheinen, sie nicht nützen zu dürfen. Und dabei fällt mir eine uralte Frau ein, die mir einst mit weisem Lächeln sagte: „Ach Kind, vor uns allen liegt ja noch so viel Zeit". Ich wunderte mich damals, wie eine Greisin also sprechen könne, aber heute, wo vor mir selbst, in meiner jetzigen Gestalt, doch offenbar nur wenig Zeit mehr liegen kann, verstehe ich, was sie meinte. Denn je älter ich werde, je näher der Augenblick heranrückt, wo wie eine Schlangenhaut von mir abgleiten wird, was Anderen als mein Ich galt und doch garnicht das eigentliche war, desto mehr fühle ich, daß dieser meist so gefürchtete Moment nur einen Meilenstein am Wege, aber noch lange nicht sein Ziel bedeutet. Es liegt noch viel Zeit vor uns allen. — Das ist ein großer Trost, wenn wir zurückblickend uns der Lagen erinnern, wo wir gern mittun wollten und nicht durften, wo wir Unfähigkeiten an Stellen sahen, von denen wir wußten, daß sie leicht besser auszufüllen gewesen wären, wo Gelegenheiten an solche herantraten, die sie immer nur vorübergehen ließen, wo die Tage — wie jetzt bei Ihnen — an uns vorbei rollten gleich Wogen, und es nie gelang unsere Schifflein auf ihnen hinaus zu steuern zu Inseln der Verheißung. Ja, mit großem Gleichmut vermögen wir durch die Erkenntnis, daß der Tod nur eines Abschnittes Schluß bedeutet, auf all das zu blicken, was wir in diesem einen kleinen Leben wollten und nicht vermochten, was uns wichtig schien und doch bedeutungslos war, wie jede kurze persönliche Enttäuschung. Denn für den großen Dienst, in dem wir alle stehen und auf den allein es ankommt, kann ja unser scheinbares Nichtwerden fördernder sein als unser ebenso scheinbarer Erfolg. Es haben ja von jeher die Träger grauer Dornenkronen der Menschheit zu mindest ebensoviel weiter geholfen als die mit grünem Lorbeerzweig Bekränzten! —

Und wissen wir denn überhaupt mit Sicherheit, ob wir, was uns vorschwebte, auch wirklich geleistet hätten, wenn wir an den Platz gekommen wären, zu dem wir die innere Berufung fühlten? wissen wir, ob, falls wir es geleistet hätten, es auch tatsächlich etwas gar so ersprießliches für den Werdegang der Gesamtheit gewesen wäre, etwas, das in dem großem Plane lag, nach dem sich alles vollzieht? — Vielleicht war, daß es nicht erreicht, oder doch nicht durch uns erreicht wurde,

das Gewollte. Vielleicht sollte uns gerade Entsagung einmal ein Wort eingeben, das mehr Wert schaffte, als unsere Tat es je vermocht hätte, vielleicht sollte solch Wort das Ohr dessen treffen, der ausersehen war an unserer statt die Tat durchzuführen. Dann waren wir eben Vorbereiter statt Vollbringer, und was uns grausame Sinnlosigkeit schien, war wohlerwogene Lenkung.

Von allen Geschehnissen dünkt uns heute sicherlich am unverständlichsten das große Sterben, das über die ganze Welt gekommen ist und das zu Millionen gerade jene hinweggerafft hat, die nicht nur das Recht, sondern die Pflicht zu haben schienen noch lange Jahre zu leben: die ganz Jungen, die noch garnicht Zeit gehabt hatten etwas zu werden, und die etwas Älteren, von deren Schaffen schon andere Hilflose abhingen. Gleich grausam scheint beides, gleich grausam auch das einsame Übrigbleiben jener Alten, hinter denen das Leben liegt, und die doch weiter leben müssen.

In eine dämmernde Kirche trat ich kürzlich. Nur zwei Menschen waren darin. Mir zunächst gewahrte ich eine Frau in tiefer Trauer, die gleich am Eingang neben einem Pfeiler, auf einen Betschemel in die Knie gesunken war. Sie hatte den Kopf vergraben zwischen den Armen, die über das Pult des Betschemels geworfen waren, so daß die Hände wie leblos herabhingen. Als eine Verkörperung hoffnungsbarsten Leidens und tiefster Verlassenheit erschien sie mir in dieser Stellung, eine willenlos Gebrochene, die sich dem Schmerz völlig überliefert hatte, wissend, daß sie ihm verfallen war, so lang das Leben selbst währen würde. Ein Frösteln lief mir zwischen den Schultern; in tiefstem Verstehen schritt ich leise weiter; hätte auch laut auftreten dürfen, denn Jene war ja Hören und Sehen weit entrückt. — Und dann erblickte ich einen Feldgrauen, der auch da in der dämmernden Kirche kniete. Er war schwer bepackt und mochte vor dem Ausrücken wohl rasch noch einmal an diese Stätte gekommen sein. Es war keiner von den ganz jungen, sondern einer, der von ihm Abhängige daheim zurückläßt. Er hatte die Hände gefaltet, ich sah einen glatten Reifen an einem Finger. Still und ernst waren die Züge, wie mit großer klarer Schrift geschrieben. Auf das ewige Lichtlein, das droben vor dem Altar in einer Ampel rötlich glomm, starrte er, und ein paar Tränen rollten langsam über seine hageren gebräunten Wangen. Leise bewegten sich die Lippen. Und es war so offensichtlich, um was er betete: nicht Schätze, nicht besondere Glücksgüter begehrte er — nur heimkehren wollte er einst dürfen, um mit starken Gliedern und kräftigen Fäusten weiter zu sorgen für die Seinen. Für sie bat er um sein Leben mit all seinen Mühseligkeiten.

Aber wie viele solcher Gebete steigen wohl stündlich auf und werden nicht erhört. Vielleicht ist drüben jenseits des Meeres die Kugel längst gegossen, die auch diesen, der so gerne noch Anderen Glück und Sicherheit schaffen wollte, hinwegraffen wird — und die trauernde Frau am Pfeiler hingegen, deren ganze Gebärde nur den einen Wunsch ausdrückte, des Lebens Bürde niederlegen zu dürfen,

wird sie statt dessen vielleicht noch manches lange Jahr auf ihren schwachen Schultern weiter tragen müssen.

Dunkel, unentwirrbar ist das alles. Und doch fühlen wir, daß dahinter irgend ein Plan stehen muß. Sogar wir arme Stümper stellen ja Pläne auf für alles, was wir schaffen, Pläne, nach denen wir Häuser errichten, Land bewirtschaften, Schiffe bauen, Bücher schreiben; wir haben Ziele und ersinnen Wege, die uns am sichersten dazu führen, politische, wirtschaftliche, kriegerische Ziele. Unbedachtheit, Sinnlosigkeit des Tuns gehören zu den schwersten Vorwürfen, die wir uns untereinander machen können. Und da sollte jene große geheimnisvolle Kraft, die alles hat erstehen lassen, unbedacht und sinnlos sein? — Wir erkennen nur noch nicht ihre Wege. Denn es ist ja nur bei wenigen Geschehnissen gegeben, deutlich zu sehen, wie die mächtige Hand die Figuren des großen Weltenspiels schiebt. Aber wir sollten danach trachten den Zusammenhängen der Dinge nachzuspüren. Wer sich einmal daran gewöhnt hat, der kann nie mehr von des Schicksals Blindheit sprechen, der Begriff des Zufalls entschwindet ihm, und er wird überall Fügungen sehen und da, wo sie zu sehen weit über schwaches Menschenverständnis geht, wird er, nach Analogien schließend, doch an Leitung zu glauben lernen.

Nehmen Sie nur, wie ich zu diesem einen Buch gekommen bin: Hier, wohin ich, in schwerer Krankheit und noch schwererem Kummer, von Freunden an einen Arzt empfohlen wurde und wo ich nur ganz vorübergehend weile, streifte ich eines Tages ziellos durch die Straßen, im Gefühl, daß es fortan ja ganz einerlei sei, wohin immer ich meine Schritte lenken mochte. Völlige Gleichgültigkeit gegen alles weitere Geschehen erfüllte mich und ich empfand jenes Verlorensein auf Erden, das nur die kennen, denen das, was ihnen im Leben Zweck war, entrissen wurde. Über einen leeren Platz ging ich, schritt dahin unter alten geschnittenen Platanen, vorbei an Häusern mit Gedenktafeln für entschwundene Menschen, für ferne Begebenheiten, die im Nebel der Vergangenheit verschwommen. Ich sah, ohne doch zu sehen. Wie Schemen glitten Dinge, glitten Menschen an mir vorüber. Ein Schlafwandeln war es. — Aber dann drang plötzlich doch eine Erscheinung durch die Augen bis ins Bewußtsein. Etwas erregte Aufmerksamkeit. Zum erstenmal seit langem. Ich blieb stehen. Was war es, das sich meiner schlummernden Beachtung aufdrängte? Ein Haus war es. — Weiß und langgestreckt stand es da. Schatten lag jetzt auf seiner mir zugewandten Vorderseite, aber doch schien durch das Grau Helligkeit von ihm auszugehen. Aus der Straße hoch emporragend war das Erdgeschoß in der offenbaren Absicht gebaut, seine Fenster über den Bereich allen Staubes hinweg zu heben und das Leben dahinter jedem Einblick zu entziehen. Ein zweites Stockwerk, von einem Giebel gekrönt, erhob sich darüber. Abgeschlossenheit, beinah Unnahbarkeit atmete das Haus. Und stand doch dicht an der Straße. Aber freilich hoch darüber. — Zur Haustür führte vom Bürgersteg eine doppelseitige Treppe empor. Ihr schmiedeeisernes

Geländer zeigte Kränze in alter Vergoldung. Und etwas einladendes hatte diese Treppe, als breite sie zwei Arme aus. Aber vielleicht sagte sie: es ist schon schön auf mir auch nur bis zur Tür zu gelangen. Und wirklich sah ich nicht nur Kinder über die Treppe spielend hin und her laufen, sondern auch Erwachsene, die, des Weges kommend, wie aus Freude den kleinen Umweg machen, auf der einen Seite hinauf gingen und auf der anderen hinab, um dann in des Alltags flacher Straße wieder zu verschwinden.

Ging die Tür oben je auf? Und was lag dahinter?

Auf dem Heimweg blieb mir das Haus im Gedächtnis. Zum erstenmal beschäftigte mich etwas außer dem Einen, Unabänderlichen, stets Gegenwärtigen. — Barg jene Tür etwas für mich? — Aber was können Türen noch bergen für den, dem die ganze Welt leer geworden?

Am Abend besuchte mich mein Arzt. Ich frug ihn, ob er jenes Haus kenne? Und es traf sich, daß er dort oft ein- und ausgegangen war. Eine Baltin, die durch allerhand Kriegsgeschehnisse hier am Neckar festgehalten worden, abgeschnitten von all den Ihrigen droben am Ostsee- und Dünastrand, sei jetzt seine einzige Bewohnerin. — Da horchte ich auf. Sie wissen ja, mein Mann war Balte. Und es zieht mich immer zu denen, die von jenseits der Ostgrenze kommen, als könnte ich vielleicht bei ihnen etwas doch unwiederbringlich Verlorenes finden — zu mindest ein Erinnern. — Ich ließ gleich anfragen, ob ich die unbekannte Landsmännin besuchen dürfe, und wurde freundlichst dazu aufgefordert.

In einer längst verlernten, seltsam erwartungsvollen Stimmung, über die ich mich selbst wundern mußte, denn was sollte das Leben mir noch schenken können, schritt ich dann an dem Geländer mit den altvergoldeten Kranzgewinden die Treppe hinauf. Und es öffnete sich mir die verschlossene Tür.

In einen das ganze Haus durchquerenden hallenartigen Gang trat ich. Kühl war er, von bläulicher Stille erfüllt. An seinem Ende aber öffnete er sich weit. Und dort draußen erblickte ich, selbst noch im Schatten stehend, die grelle Helle eines sonnendurchflimmerten Gartens. Und gleich einer in einem blendenden Meere von Licht schwimmenden Purpurinsel lag da ein Beet rotglühender Cannas. Wie flackernde Feuerzungen waren die Blüten. An den brennenden Busch der Bibel mußte ich denken. Ein unvergeßliches Bild war es und zugleich empfand ich es als den Beginn eines Erlebnisses. Nicht irgend eines Erlebnisses, sondern des einen Erlebnisses, auf das das bisherige Leben zu münden bestimmt war, und das nun endlich seine grausam dunkle Unverständlichkeit erklären sollte. Kommt nicht für jeden einmal ein solcher entscheidender Augenblick, da er am Ende langen kalt blauen Ganges den ersten Blick tut auf das golden strahlende Licht, das von nun an alles erhellen und deuten wird?

Meine Wirtin kam mir entgegen und begrüßte mich gastlichst, wie es in ihrer Heimat üblich. Dann an dem flammenden Blumenbeet stehend, sagte sie mir, daß

eine hohe, ob ihrer literarischen Interessen bekannte Persönlichkeit eben jetzt „zufällig" bei ihr da im Garten zu Gaste weile. Ich wurde vorgestellt und beinah das erste, wovon jene zu mir sprach, war dieses Buch von Coulevain. Sie, die wohl als einzige hier am Orte sich noch Werke aus dem feindlichen Ausland zu verschaffen weiß, hatte es eben bekommen und gelesen. — Sie schickte es mir dann. Und es ist mir wirklich eine Schickung, dieses Buch, lichterfüllt, wie der sonnenbeschienene Garten, in dem ich zuerst seinen Wunder verheißenden Namen vernahm. An ihm bin ich mir klar geworden über vieles, was wohl längst schon, aber dunkel noch und unerkannt, in mir selbst lag. Ein Erwachen und Sehenkönnen ist über mich gekommen. Eine Erleuchtung.

Aber welche Verkettung von Umständen ist nötig gewesen, damit mich dieses Buch gerade jetzt erreichte, jetzt, wo ich durch schmerzlichstes Erleben zur Empfängnis seiner Weisheit so wohl vorbereitet war, wo ich sehnsüchtig geharrt hatte, daß mir von irgendwo ein Stecken in die Hand gegeben würde! — Denn dasselbe Buch vor einigen Jahren, zur Zeit, da es erschien, gelesen, hätte mir ja garnicht all das zu sagen vermocht, was ich heut darin gefunden. — Und all diese Umstände sollten ganz von ungefähr und ungewollt sich gerade so verschlungen haben? — Nein, an eine solche Reihe sich zufällig ineinanderfügender Zufälle vermag ich nicht zu glauben. Da wird es mir schon viel leichter auch hierin ein kleines Beispiel der großen Lenkung zu erblicken, einen Beweis, daß die Dinge zu uns kommen lang vorbereitet und zur rechten Stunde.

Und nun soll die Verkettung noch weiter gehen und von hier zurückgreifen in das Land, wo das Buch einst geschrieben wurde, denn ich möchte, daß es Ihnen, dem dort Gefangenen, durch mich etwas von dem Troste und dem Gleichmut gegenüber allem Geschehen bringe, den es mir gegeben. Dann hat die Verfasserin, die Feindin, zu Ihrem, eines Feindes Wohl geschrieben. — Zu welchem Zwecke unsere Arbeiten im Lauf der Zeit vielleicht dienen werden, können wir wohl überhaupt selten voraussehen — gerade dieser besondere Zweck aber war von der Schriftstellerin unmöglich zu erraten. Gleich allen Künstlern mußte sie schaffen, wie die Blume sich blühend erschließen muß — und weiß auch nicht, wer sie pflücken, welche Biene aus ihrem Kelche Honig schöpfen wird.

Nichts ist frei, alles notwendig.

Dr. med. Eugen Guttmann:

Hoffnung.

Laß mich die höchsten Wonnen schlürfen,
Aus Sonnenwellen heißen Trank
Und Kinderträume träumen dürfen
Mein Leben lang.

Laß mich noch einmal nur empfinden,
Was die Natur im Herzen trägt.
Laß sie noch einmal sich mir künden
So reich bewegt.

Laß mich den Freud- und Wermutsbecher
Noch blinkend leeren voll und ganz,
Laß sterben mich als ew'gen Zecher
Im Sonnenglanz.

Hans Schedlich:

Heimgekehrt!

Die Seele erschauernd von Mord und Brand
Genesend ins heilige Vaterland
Kehr' ich zurück.
Unirdisch wandl' ich daher im Traum,
Voll Ehrfurcht küß' ich der Erde Saum
Berauscht vom Glück.
Es gibt noch ein Sein ohne Schlacht und Tod,
Ich schreite fernab von kreischender Not
Über friedliche Erde.
Über der Heimat märkischer Heide Sand
Waltet segnend und schützend Gottvaters Hand
Am häuslichen Herde.
Ihr, die verschont vom Kampfesgebraus,
Ihr, die daheim im friedlichen Haus:
Faltet die Hände
Und fleht des Himmels Segen herab
Auf gefallner Streiter Heldengrab,
Die die Heimat geschützt vor Kampfes Toben.
Dann geht — und bittet den Gott da droben:
Mach' ein Ende! — — —

Richard Sexau:
Brigitta.
Erzählung.

Fortsetzung.

Er war die Liebe, die Rücksicht selbst, unverändert wie seit dem ersten Tag unsrer Ehe. Oder vielleicht noch mehr von Sorge für mich durchzittert, noch herzlicher im Ton seiner Worte, noch zärtlicher und behutsamer in der schüchternen Berührung der knochigen Fäuste.

Was mag der vollsaftige Mann, der nie ein Stündchen bettlägerig gewesen war, neben mir halbsiecher Frau ausgestanden haben? Was der leidenschaftdurchfieberte neben der abgeklärten? Mit dem Kind war für mich der Zweck unsrer Ehe erfüllt. Wir durften ja vorerst um keinen Preis an ein Schwesterchen denken. Aber er . . . .?

Die Stunden, die Werner der Arbeit widmete oder die er, immer trostloser über das unverständliche Versagen seiner Schaffenskraft, wenigstens in der Werkstatt zubrachte, blieben bald nicht die einzigen, in denen er sich von mir abschloß.

Von Tag zu Tag wurde er einsamer, ließ sich immer seltener auffinden, ging heimliche und heimlichere Wege.

Früher hatte er ohne mich das Haus nicht verlassen. Ja, bevor er nur in den Garten hinaustrat, rief er mich, ob ich ihn nicht begleitete.

Jetzt war er, wenn man sich nur einmal umdrehte, plötzlich verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt. Die längsten Spaziergänge trat er an, ohne mich zu verständigen. Augenscheinlich wollte er vermeiden, daß ich mich ihm anschloß. Die gemütlichen Plauderstunden abends nach Tisch beim schwarzen Kaffee waren unmerklich aufgehoben worden. Das giftige Gesüff schadete mit einem Mal seinen Nerven. Anstatt bei mir sitzen zu bleiben, segelte er der sinkenden Nacht entgegen in den See hinaus. Er brauche die Anstrengung, erklärte er wohl, die zehrende Luft, um Schlaf zu finden. Müsse den widerspenstigen Körper übermüden, wolle er sich nicht zwecklos nur auf dem Lager wälzen.

Welche Angst litt ich oft um ihn in meinem eisigen Bett, wenn draußen ein Wind anhub, wenn die Wellen lauter und lauter gegen das Ufer schlugen, und immer noch hörte ich nicht den herrischen Wurf, mit dem er die Haustüre ins Schloß schmetterte, immer noch knarrten die Treppen nicht unter seinem Tritt, immer noch blieb das Fenster seines Zimmers dunkel. Von meinem Bett aus konnte ich es sehen. Ein Stockwerk über mir befand es sich. Im rechten Winkel stand es zu dem meinen. Werner war hinaufgezogen, um mich, wenn er heimkam, nicht immer zu stören. Er ahnte nicht, daß alle Geräusche von oben viel deutlicher zu mir herabdrangen. Die Bauart des Hauses, der weit vorspringende Dachgiebel insbesondere mochte wie ein Schalltrichter wirken. Auch konnte er ja nicht wissen,

mit welch fieberhafter Anspannung ich atemlos auf alles lauschte, was da oben vor sich ging.

Mitternacht war meist vorüber, kehrte er endlich heim. Und manches liebe Mal hatte auch bereits der junge Tag mit fahlem Pinsel mürrische Lichter vor meine kleinen Fenster gesetzt. Ich hatte nicht den Mut, eine Aussprache herbeizuführen und offen mit ihm zu reden. Allerlei Vorurteile staken mir im Blut. Wenn er dich ins Vertrauen ziehen wollte, sagte ich mir, so täte er es von sich aus. Du darfst dich ihm nicht aufdrängen. Dazu hast du kein Recht. Wie war dieser falsche Stolz dumm. Nur teilnahmslos mußte er mich in Werners Augen erscheinen lassen und die Entfremdung beschleunigen.

Meinen Kummer indes mußte er doch einmal wider meinen Willen in einem Blick oder einer Geste gelesen haben. Denn unvermittelt begann er bei Tisch einmal sich zu rechtfertigen. „Der Mensch, Brigitta, braucht den Menschen. Der Künstler die Einsamkeit. Alles, was ihn als Mensch erfreut, beglückt, muß er seinem Werk opfern können. Sonst ist er des Talentes nicht wert, mit dem er begnadet wurde."

Lieber, guter Werner! Dein Gedächtnis war brüchig geworden. Es faßte nicht mehr, was du mir so oft eingeprägt hattest. Eingeprägt allerdings in Tagen des Glücks. Daß nämlich alle Kunst doch nur ein Surrogat des Lebens sei.

Ich schwieg zu seinen Worten. Ich wollte ihn nicht schlagen mit seinen eigenen Waffen. Wozu ihm wehtun? Er bedurfte der Schonung ja mehr als ich selbst.

Was er sagte, es traf mich so schwer noch nicht als die Art, wie er es hervorbrachte. Wo war die alte Begeisterung geblieben, mit der er früher hingerissen hatte, wenn er sprach, zumal wenn er von seiner Kunst sprach? Wie ein Kranker redete er, scheu, linkisch, ein schlechter Diplomat. Und zwischen seinen Worten lugte die ängstliche Sorge hervor, mir ja nicht weh zu tun, mir ja den wahren Grund zu verheimlichen, weswegen er sich verkroch.

In einer schlimmen Nacht — ich muß von allen guten Geistern verlassen gewesen sein — da beschmutzte ich Werner durch den Verdacht, ob er nicht seine Kunst und mich um einer andern Frau willen vernachlässigte.

So heftig ich auch diesen Bildern wehrte, ich mußte ihn mir im Arm dieser eingebildeten Nebenbuhlerin vorstellen.

Weh tat der Gedanke, bitter weh. Aber doch nicht so, wie Qualen der Eifersucht peinigen sollen. Auch war er mir nicht unerträglich. Ich hätte mich wohl darein finden, hätte es über mich gewinnen können, ihn einer Andern abzutreten. Wenn es nur auf mich angekommen wäre. Aber Werner war von anderm Korn. Er kannte keine Halbheit. Er schloß keinen Kompromiß. Alles oder nichts, das war sein Wahlspruch.

Und darum bat ich ihm insgeheim voll Demut das Unrecht ab, das solch ein Verdacht ihm antat.

Wenn je ein Mensch unfähig war, einen andern zu belügen, ihn zu betrügen, Werner war es. Er teilte nicht, was unteilbar war, und mutete keinem andern zu, wovor ihn selbst ekelte.

Seit dem Tag, an dem die Diana zerstört worden war, ging Werner müßig, ohne mehr ein Hehl daraus zu machen.

Entgegen seiner Gewohnheit drängte er in die Stadt zurück, wo wir ja immer noch zwei, drei Wintermonate zubrachten; viel früher als sonst, obwohl gerade damals der Herbst voll Sonne und Pracht war und für einen regnerisch kalten Sommer Ersatz bescheren wollte.

Ich willfahrte ihm, hoffte, daß sich sein Zustand unter Menschen besserte.

Aber auch in der Stadt war er kaum je zu Hause.

Sein Atelier stand öde, wie ein Raum, aus dem man eben einen Toten hinausgetragen hat.

Ängstlich lauerte ich darauf, daß ihn die Sehnsucht nach der Arbeit packte. Ängstlich lugte ich aus nach flüchtiger Skizze, nach geknetetem Ton. Und angespannt lauschte ich, ob nicht endlich wieder einmal der Meißel gegen den Marmor klirrte.

Nichts, nichts derart geschah.

Die Geräte blieben fein säuberlich geordnet, wie ich sie nach der Heimkehr bereit gelegt hatte; Ton und Marmor unberührt.

Ich mochte noch so oft von seiner Arbeit zu reden anfangen, von Entwürfen, die gar lange schon schlummerten, er zuckte nur die Achseln. Der Acker muß bisweilen brach liegen, soll er nicht minderwertige Frucht bringen, gab er einmal zur Antwort. Und ich merkte an der gereizten Tonart, an dem Zucken seiner Augenlider, daß es nicht ratsam war, weiter in ihn zu dringen, wollte man nicht einen der sich häufenden Ausbrüche seines Jähzorns heraufbeschwören.

Achtlos begann er nun — und das schreckte mich am meisten — auch an dir vorüberzugehen, an seinem Kind, mit dem er doch sonst getollt und gespielt hatte, unermüdlich, wie ein Junge. Während er zuvor über keine Unart auch nur die Stirne gerunzelt hätte voll Bewunderung, voll blinder Liebe für seinen kleinen Berthold, jetzt durftest du mit einem Mal kaum seinen Weg kreuzen, ohne daß du ihn aufbrachtest. An allem, was du tatest, hatte er auszusetzen. Und hart ließ er dich oft an. Du wurdest verschüchtert, zogst dich in kindlicher Furcht zurück, traurig, weil dein Vater, früher Kind mit dem Kind, so ganz anders geworden war.

Ohne abzulassen quälte ich mich in dieser furchtbaren Zeit, ein Mittel auszusinnen, das Hilfe brachte.

Es gibt kein fürchterlicheres Los, als ohnmächtig zuschauen zu müssen, wie der Mensch, den man über alles liebt, mit sich und der Welt zerfällt, wie seine köstlichen Gaben verkümmern, die Schaffenskraft erstirbt, die Großes hervorgebracht hatte, noch viel Größeres verhieß, wie eine sonnige Natur sich verfinstert und der Verzweiflung immer unrettbarer anheimfällt. Und dies alles, alles ohne mensch-

liche Schuld, nur weil die Gefährtin ihn enttäuschte, weil sie ihm nicht so unbedenklich und schrankenlos zu folgen vermochte, wie es sein heißer Sinn verlangte.

Hätte ich ihm wenigstens zu sagen verstanden, wie sehr ich mit ihm litt, wie mein Herz so übervoll war von Liebe. Aber ich brachte keines der Worte über die Lippen, mit denen ich ihn, war ich einsam, überhäufte. Es hätte sentimental klingen können. Lieber erschien ich hart und kalt als rührselig und übergefühlvoll. Mit Macht drängte es mich bisweilen, zärtlich zu ihm zu sein. Aber er schien nach meinen Liebkosungen immer weniger Verlangen zu tragen. Sie enttäuschten ihn wohl; waren seiner Leidenschaftlichkeit zu lau. Es wird wohl kaum anders gewesen sein. Und so hielt ich denn aus Zimperlichkeit die Hände manchmal krampfhaft im Schoß gefaltet, wenn sie am liebsten in seinen Haaren gespielt hätten.

Falsche Scham verbot mir, ihm einen Kuß zu bieten. Er sollte werben; immer aufs neue werben. Als wenn dieser Mann nicht anderes zu tun gehabt hätte! Ach, wie sinnlos war das alles! Werner mußte mich ja für noch fischblütiger halten, als ich in gewissem Sinn wohl war.

Anstatt, daß ich versuchte, so lieb und zärtlich zu ihm zu sein, wie es meiner Natur entsprach, begann ich mich ganz zurückzuziehen. Fruchtlos zermarterte ich mir den Kopf mit immer den gleichen Fragen. Wie fing ich es an, daß Werner wieder der Alte wurde? Was konnte ich für ihn tun? Wie ihm zurückgeben, was ich ihm geraubt hatte?

Zum Himmel flehte ich um Zeichen. Ungehört verhallten meine Gebete.

Inbrünstiger hatte sich noch kein Mensch an Gott gewandt. Grausamer war noch keiner im Stich gelassen worden. Verzeih mir, Herr, die Lästerung! In aller Not noch hatte mir bisher mein Glaube Hilfe gebracht. Nun versagte zum ersten Male diese Zuflucht.

Werner, so menschenscheu er sonst gewesen war, belud sich jede Stunde des Tages mit Fremden. Er wollte nicht allein sein. Es drängte ihn, sich zu betäuben, den Gedanken zu entrinnen, die ihn befielen, sobald nicht wechselnde Bilder, Stimmengewirr, Musik und Tanz ihn ablenkten. Er horchte wohl nicht recht auf das, was um ihn vorging, wurde, geistesabwesend und zerstreut, immer mehr zum Sonderling. Aber das gesellschaftliche Treiben, dem er sich in die Arme warf, hinderte ihn, auf das Raunen seines bösen Dämons zu horchen.

An meinen schonungsbedürftigen Zustand stellte dieser Winter mit seinen ununterbrochenen Diners, seinen Empfängen, Festen, Jours fast zu hohe Ansprüche. Aber ich biß die Zähne zusammen. Wenn es Werner so wohl tat, ich durfte nicht auch darin noch versagen und abermals zum Hemmschuh werden.

Je tiefer wir jedoch in den Strudel der Geselligkeit gerieten, umso klarer, unabwendbarer wurde die Erkenntnis: hier wuchs das Heilkraut nicht, das Werner gesunden machte. Einsilbig ging er zu den Fremden. Voll verbissenen Ingrimms verließ er sie, und fast cynisch sie geißelnd, sprach er einmal von ihnen.

Schüchtern erinnerte ich ihn ab und zu an seine Violine. Sie hatte ihm doch immer Trost gespendet. Sie mußte ihm auch jetzt helfen, ihn zur Besinnung bringen. Ich bat, er möge sie mir zu lieb doch einmal wieder zur Hand nehmen. Aber so oft ich auch in ihn drang, nur trockenes Abwehrgelächter wurde mir zur Antwort."

Noch einmal hielt Schwester Brigitta inne, wie um Kraft zu sammeln für das, was es jetzt zu erzählen galt. Nicht ermüdet hatte sie das lange Sprechen. Frischer vielmehr war sie geworden, lebendiger, angeregter.

Und Berthold, der sich anfangs versucht gefühlt hatte, über ihre altmodische, leicht pathetische Redeweise zu lächeln, konnte nun, völlig gefangen durch so viel schlichte Ehrlichkeit, kaum mehr erwarten, daß sie fortfuhr.

Brigitta heftete die Augen auf die ineinandergelegten Hände in ihrem Schoß, deren eine die andere unmerklich drückte, wie man wohl zu tun pflegt, wenn man einen Schmerz überwinden will.

„Auf irgend einem großen Empfang lernten wir Renate kennen. Ich weiß nicht mehr recht, wo es war. Weiß nur noch so viel, daß wir für nicht länger als eine Stunde hingehen wollten. Werner hatte sich für den späteren Abend noch mit Bekannten ins Künstlerhaus verabredet.

Wie fast immer waren wir schon beim Eintritt in die Salons auseinandergerissen worden. Ich verlor Werner aus den Augen. Als ich mich auch nur einigermaßen durch die Scharen der Bekannten hindurchgekämpft hatte, war die Stunde längst vorüber und mir der Wagen bereits gemeldet.

Ich ging Werner suchen. Endlich fand ich ihn in der dämmerigen Bibliothek des Hausherrn. Am flackernden Kamin saß er einem blonden Mädchen gegenüber.

Ich sah erst nur ein edles, reines Profil, ein vorgebeugtes Köpfchen, eine entzückende Nackenlinie, leuchtende Scheitel und verträumte Augen, die an seinen Lippen hingen, indes er, lebhaft gestikulierend, redete, wie in alten Zeiten so leidenschaftlich und jugendfroh. Ihr voller Mund war halb geöffnet. Unwillkürlich beugte sie sich immer weiter vor, damit ihr auch ja keine Silbe entging. Ein knappes Wort verriet angespannte Teilnahme, eine ausdrucksvolle Bewegung der Hand und die Glut des erhitzten, süßen Gesichtchens hingebungsvolles Interesse.

Ich wollte nicht den Lauscher spielen und trat geräuschvoll in den stillen Raum. Als Werner mich sah, erhob er sich, machte mich mit Renate bekannt und ließ uns allein. Mir entging nicht, daß er bei meinem Anblick gleichsam zusammengefallen war, daß er nun schlürfend und mißmutig die Bibliothek verließ.

Das warmblütige, offene junge Geschöpf gefiel mir, schon weil sie verstanden hatte, Werner wieder zum Leben zu erwecken. Ihre unberührte Frische, die jedes Wort verriet, wirkte auch auf mich wie ein erquickendes Bad inmitten der gesellschaftlichen Kälte und Leere.

Ich lud sie ein, uns bald zu besuchen.

Als ich beim Nachhausefahren Werner erzählte, wie herzlich ich mich darüber freute, dies prächtige Mädchen kennen gelernt zu haben, als ich erwähnte, daß sie an einem der nächsten Tage zum Tee kommen wollte, da griff er in plötzlichem Drang nach meiner Hand und streichelte sie gedankenlos, während er freudig erregt, wie nie all die Monate zuvor, von allerlei gleichgültigen Dingen sprach.

Im Künstlerhaus warteten seine Freunde diese Nacht vergebens auf ihn.

Am Nachmittag von Renates erstem Besuch war Werner ganz der Alte. Unerschöpflich in seinen Einfällen, sprudelnd vor munterer Lebenslust, gesteigert an Kraft riß er uns Frauen beide mit sich fort.

Aber während Renates Einwürfe, ihre Fragen ihm Neues zu offenbaren schienen, ihn höher hoben, blickte er, öffnete ich einmal den Mund, verstört nach mir hin und wie aus den Wolken gefallen. Ich fühlte es ja selbst: so wie die neue Freundin traf ich den Nagel nicht auf den Kopf. Renate erriet, was in ihm vorging, noch bevor seine Lippen den Gedanken geformt hatten.

Nur als sie auf sein Schaffen zu sprechen kam, verflog der festfrohe Glanz von seinem Gesicht, und mürrische Falten runzelten pergamentene Haut. Ein ganz Anderer saß da, verlegen und finster.

Aber zum ersten Mal ging Renate nicht auf seine Wünsche ein, obwohl er deutlich genug zu verstehen gab, daß er von seiner Kunst nicht geredet haben wollte. Ich sah, sie fühlte die Ablehnung, ließ sie jedoch nicht gelten.

„Sie lassen diesmal die Freunde Ihrer Kunst lange warten. Zu lange schon", beharrte das junge Mädchen. „Warum leben Sie auch gar so gesellschaftlich? Hier finden Sie doch die Sammlung nicht, die Sie brauchen."

„Ich schaffe nur, wenn es mich dazu treibt. Ohne innerlichen Drang, ohne den unabwendbaren kein Kunstwerk."

Werner dachte wohl durch seinen ausfallenden Ton das mißliebige Gespräch abzuschneiden. Renate ließ sich jedoch nicht einschüchtern.

„Dies Bedürfnis kommt von selbst, sobald man sich nur neue Aufgaben stellt."

Werner stutzte. Sein Gesicht bekam einen bösen, fast hinterhältigen Ausdruck.

„Man stellt sich aber nur Aufgaben, wenn man von seinem Talent, von seiner Berufung überzeugt ist."

„Daran zu zweifeln haben Sie doch keinen Grund?"

„Glauben Sie, mein Fräulein?"

Mir erstarrte das Blut in den Adern, als ich den bittern, giftigen Laut hörte, mit dem Werner diese Frage hervorzischte; Wort für Wort so schmerzlich, als risse er Fetzen edler Organe aus seinem Innern los.

Auch Renate war bestürzt und fand keine Entgegnung.

Wie im Selbstgespräch gab Werner halblaut die Gedanken preis, die ihn aufwühlten:

„Einen Maßstab besitzt der Künstler für seinen Wert; einen Kontrollapparat, der alle Grade genau registriert. In seiner Macht, die er als Mensch über andre ausübt, in dem Eindruck, den er hervorbringt. Verstehen Sie mich recht. Ich meine so", er zögerte, als besänne er sich. Dann aber brach er leidenschaftlich los. „Gelingt es Unsereinem, daß jemand seinetwegen alles rings um sich vergißt, daß er willenlos versinkt in einer Woge der Lust, trunken und ohne Bewußsein, dann darf er sich zu den Begnadeten zählen und auch in seiner Kunst Hohes erwarten. Wer aber als Mensch versagt, wer nicht einmal imstand ist, ein geliebtes Wesen in alle Höhen hinaufzureißen, sondern fragende Blicke auf sich gerichtet fühlt, ob das alles ist, was er, was das Leben an Glück zu verschenken habe, solch armseliger Tropf soll die Finger von der Kunst lassen. Jämmerlich ohnmächtig im Alltag, im Verhältnis zu seiner Umgebung wird er es im Schaffen noch mehr sein. Denn wenn Einer auf die Nächsten nicht einmal aufwühlend einzuwirken vermag, wie will der denn auf Fremde, auf die Nachwelt gar solch mächtige Eindrücke hervorbringen, wie sie echte Kunst voraussetzt?"

Wir waren wie gelähmt nach diesem widerwillig entrissenen Geständnis.

Werner stierte gebrochen vor sich hin. Wie ein Halbirrer grinste er; noch in der Verzweiflung rechthaberisch befriedigt über seinen Triumph.

Ich konnte mich kaum aufrecht halten. Das also war es. Ich hatte es gewußt, lange schon. Aber immer wieder mich in die Hoffnung eingelullt, ich möchte mich täuschen.

Nicht genug geschah der Tücke des Geschicks damit, daß er nicht das Glück fand, auf das er in seinem Reichtum vollen Anspruch besaß. Auch noch den Glauben an seine Kunst mußte er verlieren, den Glauben an seine Berufung. Und nur darum, weil ich verkümmertes Geschöpf mich nicht von ihm fortreißen lassen konnte, weil der Fluch unseres verbrauchten Bluts uns einen wachen, überlegenen, kritisch kühlen Kobold in den Nacken gehetzt hatte. Deshalb — darin lag doch der grausamste Hohn — schätzte er sich gering ein. An verhängnisvoller Entartungserscheinung maß er sich die Schuld bei . . . . .

Ich weiß nicht, wer damals dem entsetzlichen Schweigen ein Ende machte. Renate wird es wohl gewesen sein. Ihr wundersames Feingefühl baute Brücken über die grausigsten Abgründe.

Als ich die Ohnmacht von mir abschüttelte und mich allmählich wieder zurecht fand, war zwischen den beiden ein angeregtes Gespräch im Gang, ein unpersönliches über irgendwelche künstlerische Fragen.

So oft Renate nun kam, merkte ich, wie sie in allem taktvoll darauf bedacht war, Werner den Glauben an sich und seine Kunst wiederzugeben. Behutsam ging sie zu Werk. Er durfte ja keinen Verdacht schöpfen.

Sie ließ nicht ab, auch als sich immer und immer noch kein Erfolg einstellen wollte.

Werner schien sich in seinem verächtlichen Skeptizismus zu gefallen, in Menschenhaß und Lebensekel.

Mir tat es weh. Es paßte so gar nicht zu seiner Natur. Aber ich wußte kein Heilmittel. Weder für ihn noch für mich.

Renate dankte ich von Herzen ihre Mühe. Sie war zur Samariterin geboren. Wie einen Kranken behandelte sie ihn. Und der Lohn blieb nicht aus.

Es mehrten sich die Stunden, da er in ihrer Gegenwart aufgeräumt sich und seinen Weltschmerz vergaß. Ja, allmählich hob ihn Renate über die augenblickliche Verirrung seines Gemütszustandes hinaus. Aber der Aufschwung überdauerte ihre Anwesenheit nur ganz selten.

Kaum verließ sie uns, schon fiel Werner wieder in sich selbst zusammen, wurde schwermütig, wortkarg, bitter und gereizt.

Oft überraschte ich ihn, wie er auf der Armlehne irgend eines Sessels hockte, zusammengekauert, die Hände gefaltet, den Nacken gebeugt, als drückte ihn Zentnerlast zu Boden. Oder er hielt den Kopf zwischen beiden Händen, die Ellbogen auf die Knie gestützt, und brütete finster vor sich hin. Meist bemerkte er meinen Eintritt gar nicht, und ich konnte mich davonstehlen, ohne daß er meiner Gegenwart gewahr geworden war.

Mit schwesterlicher Liebe kam ich Renate entgegen und zog sie ins Haus, so oft sich nur ein Vorwand finden ließ. Was bedeutete es, wenn ich hinter der Fremden zurückstehen mußte?

Kleinliche Selbstsucht wäre es gewesen, hätte ich ausschließlich für mich beanspruchen wollen, was zu reich, zu vielfältig, zu außerordentlich war, um überhaupt bei einem einzelnen Wesen Genüge zu finden, geschweige denn bei einer von Natur so stiefmütterlich bedachten Frau, wie ich es war.

Alles, alles wollte ich ja tun, von Herzen gern tun, was ihm nur das Leben sonniger erscheinen lassen konnte, was seine Schwermut verscheuchte.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Soziale Rundschau.

Von P. Hoche.

Ein Jugendgesetz.

Neu ist die Forderung eines besonderen Jugendgesetzes nicht. Schon seit Jahren vielmehr wurde betont, daß vor allem die Strafrechtsgrenze bei der Jugend erheblich hinaufgesetzt werden müsse und daß das Kind und die Jugendlichen eine andere Stellung im Recht einnehmen müßten als die Erwachsenen. Das besondere Jugendgesetz kam damals nicht; als Abschlagszahlung auf seine Forderung aber konnte man wenigstens die Jugendgerichte ansehen, die in den letzten Jahren eingerichtet wurden und die, weil sie nicht in erster Linie strafen, sondern erziehen, bessern wollten, jedenfalls bereits segensreich gewirkt haben.

Jetzt mitten im Kriege, wahrscheinlich veranlaßt durch die Nöte der Zeit, ist der Gedanke eines besonderen Jugendgesetzes wieder lebendig geworden. Ein Vorkämpfer auf diesem Gebiet, Dr. Felisch, hat bei Mittler u. Sohn in Berlin ein kleines Büchlein zu 50 Pf. erscheinen lassen, „Ein deutsches Jugendgesetz", worin er die wichtige Zeitfrage großzügig behandelt.

Verlangt wird da ein Gesetz, das „lückenlos das gesamte öffentliche und bürgerliche Recht der Jugend einschließlich aller Verfahrensarten und Vollzugsmaßnahmen, auch derer der Verwaltungsbehörde enthält". Das ist eben das Wichtige und Neue an der Forderung von Felisch, daß er ganze Arbeit gemacht haben will, daß ein das gesamte Leben des Kindes und des Jugendlichen umfassendes Gesetz ins Leben gerufen werden soll. Scharf betont er dabei den Grundsatz, der bisher nur in den Jugendgerichten befolgt wurde, daß wir im Kinde doch niemals einen Erwachsenen, sondern erst einen werdenden Menschen zu erblicken haben. Diesen Unterschied haben wir bisher, trotzdem wir im Zeitalter des Kindes lebten, nicht gemacht. Das neue Jugendgesetz soll das Alter und die Jugend nicht beide einfach gleichsetzen, also mechanisieren, sondern die Jugend als ein Wesen für sich nehmen, sie in allen Fällen je nach den konkreten Umständen und stets psychologisch behandeln. Das Wesen des Kindes und seine jeweiligen Verhältnisse müssen der Ausgangspunkt seiner Behandlung sein, und das Gesetz soll gerade eine Handhabe abgeben, um den jungen Menschen zu einer freien Persönlichkeit zu erziehen, um, wie der Verfasser sagt, aus einem Naturmenschen einen Kulturträger zu bilden.

Auch die Jugend ist ihrer Art nach wieder besonders zu behandeln. Es wird daher unterschieden zwischen dem Kleinkind-, dem Kindes- und dem Schulalter. Sehr viel erwartet der Verfasser von dem Pflegersystem und daher von der Mithilfe der Frauen, denen das neue Gesetz ganz besonderen Anlaß zu segensreicher Betätigung ihrer Kräfte geben soll.

Wie weitgehend das Jugendgesetz das Leben der Jugend erfassen soll, geht schon aus den Forderungen hervor, die er schon für die Jugend unmittelbar stellt. Da muß vor allem eine

vorbeugende Überwachung einsetzen, das gefährdete Kind und der Jugendliche müssen durch Schutzerziehung gerettet werden, besondere Fürsorgeämter sollen jedes Kind erfassen, sollen es überwachen bis zu seiner Mündigkeit. Wie man schon aus diesen Hinweisen ersieht, leuchtet aus einem solchen Gesetz überall die erziehliche Absicht hervor, das Bestreben, das Kind als solches zu fassen, es zu hüten und zu stützen, damit es einst ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft werde.

Zu verkennen ist nicht, daß es sich hier um ein äußerst schwieriges Werk handelt. Manche Hindernisse werden zu überwinden sein. Zu berücksichtigen sind z. B. die Rechte der einzelnen Bundesstaaten, die Ansprüche der Konfessionen, die auseinandergehenden Meinungen der politischen Parteien, die Abgrenzung der Rechte und Pflichten der Behörden. Zu dem kommt noch hinzu, daß hier etwas vollkommen Neues geschaffen werden muß. Denn es existiert in der ganzen Welt noch kein solches Jugendgesetz, das uns Anhaltspunkte geben könnte.

Diese offenbaren Schwierigkeiten dürfen uns aber natürlich nicht abhalten, dennoch frisch ans Werk zu gehen. Das wird zwar nicht während des Krieges geschehen können, wo andere Sorgen mehr drücken, aber bald nach dem großen Ringen. Denn gerade der Krieg hat uns auch die Notwendigkeit eines besonderen Jugendgesetzes erwiesen. Viele Väter werden aus dem Kriege nicht mehr in die Familie zurückkehren, ihr Einfluß ist also dahin. Manche Mütter aber, die bisher im Hause blieben, werden draußen dem Erwerb nachgehen und können sich nicht um das Kind kümmern. Deshalb muß eine andere wohlmeinende Macht eingreifen und dem gefährdeten Jugendlichen zum Retter werden.

Wir werden in Zukunft sicher alle Volkskräfte bitter nötig haben; weniger als je dürfen wir den Fehler begehen, lebendige Kräfte zu vergeuden, im Gegenteil, wir müssen aus unserem Volke herausholen, was wir nur können, und dazu wird uns eben ein neues Jugendgesetz eines der wichtigsten Mittel sein. Deutschland auch in dieser Weise in der Welt voran!

Rundschau der Kriegsliteratur XXXI.

Von Dr. iur. Kurt Ed. Imberg.

Von neuem bietet sich uns die erfreuliche Gelegenheit, in dieser Rundschau ein kürzlich im Verlage von S. Fischer (Berlin) erschienenes Buch von Walther Rathenau anzuzeigen. Wer die früheren Veröffentlichungen Rathenau's gelesen, wird mit uns auch diese neue Schrift mit Freuden begrüßen, die wiederum Zeugnis ablegt von dem klaren, tiefgreifenden und weitsichtigen Geiste, mit dem Rathenau alle Dinge erfaßt, die ihn beschäftigen. In dieser neuesten, „die neue Wirtschaft" betitelten Arbeit hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, die Umschichtung unserer Wirtschaft durch den Krieg und durch den Frieden darzulegen und das ungeheure Debet zu untersuchen, das unsere Wirtschaft beim Friedensschluß zu verzeichnen haben wird. Wie soll dieses Debet beseitigt werden? Steigerung, womöglich Verdoppelung unserer wirtschaftlichen Produktion, lautet die Antwort, die Rathenau hierauf gibt. Auch für die Beantwortung der Frage, wie diese zu erreichen ist, findet der Verfasser eine klare Formulierung, indem er eine systematische Arbeitsteilung der wirtschaftlichen Betriebe analog der bisherigen Arbeitsteilung innerhalb der einzelnen Betriebe vorschlägt und die

Ausführung dieser Idee kurz auseinandersetzt. Diese von Rathenau in Vorschlag gebrachte Zukunftswirtschaft ist gleich weit entfernt von einer kommunistischen Utopie wie von der zügellosen Freiheit der Privatwirtschaft; denn sie knüpft an bereits vorhandene Formen unserer Wirtschaft, die Großaktienunternehmen, an.

Ein interessanter Vortrag über „die Deckung unserer Kriegskosten", den S. Marx Ende vorigen Jahres in der Vorstandssitzung des Vereins zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen gehalten hat, ist bei W. Bürenstein in Berlin im Druck erschienen. Marx tritt hier dafür ein, daß die Tilgung der Kriegsschulden einer späteren Zeit vorbehalten bleiben müsse, daß vor allem eine Vermögenswegnahme, wie sie von vielen Seiten vorgeschlagen worden ist, eine völlig verkehrte Maßnahme sein würde. „Denn wir wollen nicht nur politisch, wir wollen auch wirtschaftlich lebendig und lebenskräftig aus dem Kriege herauskommen. Unter diesen Umständen wäre es verblendet, wäre es geradezu verderblich, uns irgendwie ohne die zwingendste Not von den zum wirtschaftlichen Wiederaufbau nötigen Geldmitteln entblößen zu wollen", den Lebensnerv unseres kulturellen und wirtschaftlichen Daseins „einer finanzpolitischen Doktrin zuliebe oder parteipolitischen Interessen zu Gefallen" zu zerstören.

„Deutschlands Getreidewirtschaft und Versorgung nach dem Kriege" behandelt Dr. Graf Robert v. Keyserlinck in einer bei Carl Heymann (Berlin) erschienenen Schrift. Er kommt bei seinen Untersuchungen zu dem Ergebnis, „daß es der Anspannung aller Produktionskräfte bedarf, um den Nahrungsbedarf des deutschen Volkes wieder in gleichem Maße wie vor dem Kriege zu decken, um uns vor künftigen Nöten zu schützen". Wir können die kleine Schrift, die recht viele interessante Einzelheiten in sich birgt und die für jeden leicht verständlich ist, unseren Lesern bestens empfehlen. —

Zwei sehr lesenswerte Bücher von Prof. Dr. Th. Arldt hat die Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig herausgegeben. Das eine — das zeitlich allerdings später veröffentlichte — führt den Titel „Germanische Völkerwellen und die Besiedelung Europas" und zeigt in seinen interessanten Untersuchungen über die die Welt im Laufe der Jahrtausende überflutenden Völkerwellen, daß aus den nördlichen Gebieten, von den Ostseegestaden immer wieder „Scharen großer, blonder, kriegstüchtiger Menschen hervorgebrochen sind, die in die erschlafften Bevölkerungen der südlichen Länder neues Leben brachten." Hieraus zieht Arldt weiter den Schluß, „daß die nordische Rasse eine ganz besondere Lebenskraft, eine ganz besondere Fähigkeit zur Entwicklung kriegerischer und staatenbildender Kraft, aber auch zur Ausbildung einer höheren Kultur, einer blühenden Kunst, einer tiefgründigen Wissenschaft, einer alle Hindernisse überwältigenden Technik bewiesen hat", und er knüpft daran die Hoffnung, daß, wenn wir aus diesem Weltkriege siegreich hervorgehen, daß dann wieder einmal, wie schon so oft in der Geschichte der Menschheit, vom Norden „eine völker- und kulturverjüngende Welle" ausgehen dürfte, allerdings „nicht mit Kriegsmacht daherziehend, und wider Willen Verwüstung in die Nachbarländer tragend, ... sondern im friedlichen Wettstreite die Länder und Völker aus ihrer selbstgefälligen Kultursattheit oder ihrer unfertigen Ungeschlachtheit heraushebend".

Die andere Schrift Arldt's behandelt „die Völker Mitteleuropas", ihre geschichtliche Entwicklung und die von ihnen ausgehenden staatlichen Bildungen. Es würde zu weit führen, wollten wir in dieser Anzeige auch nur annähernd den Inhalt dieser Arbeit wiedergeben.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen", könnte man auch von diesem Buche sagen. Völker, von denen die meisten Leser ihr Lebtag noch nichts gehört haben dürften, werden genannt, und manch einer, der dieses Buch zur Hand nimmt, wird es vielleicht enttäuscht nach den ersten Seiten wieder bei Seite legen mit der Begründung, es enthalte zu viele Namen und Zahlen, die sein schon ohnedies schwer in Anspruch genommenes menschliches Hirn noch mehr belasten, um nach einer geraumen Zeit spurlos zu verschwinden. Gewiß. Das Arldt'sche Buch, — ebenso wie das zuerst genannte, — ist keineswegs das, was man als „Kaffeetischlektüre" bezeichnen könnte: es ist vielmehr eine ernste wissenschaftliche Arbeit, zu der man viel Zeit braucht, und die man am besten an Hand eines Atlas studiert. Auch sie birgt eine Fülle interessanten, lehrreichen Materials, die die Mühe des Lesens lohnt. —

„Betrachtungen über die politische Lage in Indien" nennt sich eine kleine Schrift, die den Führer der durch den Indischen Nationalkongreß vertretenen politischen Bewegung Lala Lajpat Rai zum Verfasser hat und vom Europäischen Zentralkomitee der indischen Nationalisten bei Otto Wigand (Leipzig) in deutscher Übersetzung herausgegeben worden ist. Sie behandelt im wesentlichen das, was ja in letzter Zeit des öfteren über Indien und seine traurige Lage unter der englischen Herrschaft geschrieben worden ist; sie ist aber deshalb interessant, weil sie aus der Feder eines Eingeborenen stammt, der inmitten der anti-englischen Bewegung steht. Diese Tatsache darf man andererseits nie beim Lesen der Schrift vergessen. —

Im Verlage von Martinus Nijhoff im Haag erschien eine neue Schrift über „die Internationalisierung der Meerengen und Kanäle" von dem Wiener Universitätsprofessor Dr. Rudolf Laun. Der Verfasser gibt hier den Bericht wieder, den er im Jahre 1917 an die Neutrale Konferenz in Stockholm über dieses äußerst interessante und gerade in jetziger Zeit höchst aktuelle Thema erstattet hat. Obwohl Laun — wie er im Vorwort zu seinem Bedauern bemerkt — die neueste einschlägige Literatur der feindlichen Länder über diese Frage infolge der durch den Krieg verursachten Schwierigkeiten nicht benutzen konnte, so enthält die Arbeit doch recht lehrreiche, berücksichtigungswerte Ausführungen, wenn wir auch leider dem Verfasser nicht in allen seinen Darlegungen beistimmen können.

Nicht weniger interessant und lesenswert ist eine im Verlage von Wendt & Klauwell in Langensalza erschienene Broschüre von Dr. Paul Ostwald, die sich „die Großmächte in Ostasien" betitelt. Ostwald ist unseren Lesern ja kein Fremder mehr; wiederholt hat er auch in diesen Blättern Aufsätze veröffentlicht, so erst im letzten Augustheft über unser Verhältnis zu Japan. In diesem neuen Buche, das wir allen unseren Lesern aufs angelegentlichste empfehlen möchten, hat sich Ostwald nun zur Aufgabe gemacht, in knapper und allgemein verständlicher Form darzulegen, welche Rolle das deutsche Reich und die übrigen Großmächte auf der ostasiatischen Weltenbühne im Laufe der Zeit gespielt haben. Man kann wohl sagen, daß ihm die Lösung dieser Aufgabe vortrefflich gelungen ist, und daß er dadurch gleichzeitig beitragen wird zu dem, was — wie er im Vorwort mit Recht hervorhebt — unserem Volke so dringend nottut: zu einem vertieften und vergrößerten Verständnisse für die weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Fragen.

* * *

Im Dezemberheft nahmen wir Gelegenheit, in der „Rundschau der Kriegsliteratur" auf die Sammlung von

Quellenbüchern zur österreichischen Geschichte aufmerksam zu machen, die unter dem Titel „Aus Österreichs Vergangenheit" im Schulwissenschaftlichen Verlage A. Haase (Leipzig-Wien) erscheint. Den bereits besprochenen 7 Heftchen sind nunmehr 4 weitere gefolgt. Es ist wohl selbstverständlich bei einer Sammlung von so weitem Umfange, daß nicht alle Hefte gleichwertig sind, daß das eine unser Interesse mehr weckt als das andere, und daß dem Leser dieser Band gut gefällt, während er sich mit jenem nicht befreunden kann. Nimmt man aber die Sammlung als Ganzes, so wird man zugeben müssen: sie bietet von allem, was in der österreichischen Geschichte interessant ist, etwas und sie gestattet auf diese Weise jedermann, sich über die bedeutsamsten Ereignisse der Entwicklung Österreich-Ungarns ein eignes Urteil zu bilden. Und das ist der Zweck dieser Sammlung. Es ist leider diesmal nicht möglich, die neu erschienenen Hefte einzeln durchzugehen und ihren Inhalt zu skizzieren; wir müssen uns damit begnügen, unsere Leser mit den Verfassern und den Titeln der Hefte bekannt zu machen: Prof. Dr. Alfred Kleinberg gibt im 7. und 9. Bändchen einen interessanten Einblick in das Österreich vor 1848, indem er das „Denken und Fühlen im Vormärz" sowie eine der politisch höchst wichtigen Fragen jener Zeit: „Die Zensur im Vormärz" behandelt. — Das 10. Heft bietet die wichtigsten Quellenstellen für „Die Anfänge des Hauses Habsburg in Österreich" von dem reichsgerichtlichen Verfahren Rudolfs von Habsburg gegen Ottokar von Böhmen an bis zur Sicherung des österreichischen Hausbesitzes durch Albrecht I.. Die Auswahl der Quellen in diesem Bande besorgte der Landesarchivar Dr. Max Vancsa in Wien. — Im 12. Heft endlich bietet Dr. Karl Völker eine Zusammenstellung der wichtigsten landesfürstlichen Entscheidungen über „Die Entwicklung des Protestantismus in Österreich" in der Zeit von Ferdinand I. bis zum jetzigen Kaiser Karl I.. —

Auch von der im Verlage von Friedrich Pustet in Regensburg erscheinenden Sammlung „Bücher der Stunde" liegt ein neuer, der 6. Band vor, in dem Dr. Albert Aich das „deutsche Heldentum" im Weltkriege, seine Grundlagen, Vertiefung und Ausbau, seine Vollendung und künftigen Aufgaben in eindringlichen Worten schildert.

Schließlich sei noch ein Lutherbuch: „Luthers Staatsauffassung" aus dem Verlage von Müller und Fröhlich in München genannt. Der Erlanger Kirchenhistoriker Prof. Hermann Jordan gibt in diesem klar und anschaulich geschriebenen Buche eine Darstellung der Art, wie Luther den Staat und seine Aufgaben vom Gesichtspunkte des Christen aus betrachtete. Soweit uns bekannt ist, wird hier zum ersten Male die schrittweise Entwicklung von Luthers Staatsbetrachtung geschildert und so aus seinem Leben die Anschauungen des großen Reformators verständlich gemacht. Andererseits will der Verfasser in dieser Arbeit zeigen, wie das im Kriege für so viele nachdenkliche Menschen brennende Gegenwartsproblem des Verhältnisses von Religion und Politik durch Luther eine Beleuchtung empfängt, die für zahlreiche Leser des Buches geradezu eine Befreiung von schwerem inneren Drucke bedeuten wird.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Das Leben Jesu als Motiv der Dichtung begleitet die deutsche Literatur seit dem frühen Mittelalter. In den

Versuchen es künstlerisch zu gestalten spiegeln sich die verschiedenen Richtungen des religiösen Empfindens und der theologischen Wissenschaft von schlichter Frömmigkeit bis zum Supranaturalismus und Rationalismus. Johannes Lepsius,*) vielen durch seine Veröffentlichungen über die Lage der Armenier bekannt, bietet eine neue Nachdichtung der Evangelien, einen biblischen Roman. Jesus ist hier ganz ein Mensch, ein von heiligem Geist erfüllter, aber an die Grenzen unsres Geschlechtes gebundener Mensch. Überall bemüht sich der Verfasser, einen klaren ursächlichen Zusammenhang im äußeren und inneren Geschehen herzustellen, Lücken auszufüllen, Störendes zu beseitigen oder mehr noch umzudeuten. Einige der Wundergeschichten, namentlich aus der Kindheit Jesu, sind bei ihm ein bloßes Gerede der Leute, die sich von dem Sohne im Davidshause, dem „Königskind", seltsame Dinge erzählen. Andre, so die wunderbaren Heilungen, werden als tatsächliche Ereignisse in die Erzählung aufgenommen, aber als natürliche Wirkungen einer zwingenden Persönlichkeit hingestellt, andre endlich, die Naturwunder im eigentlichen Sinne, rationalistisch erklärt. Man kann dabei den Scharfsinn des Verfassers bewundern, wird sich aber doch gelegentlich eines ernüchternden Gefühls nicht erwehren können. Auf der Hochzeit zu Kana läßt Jesus köstliches Quellwasser vorsetzen, das auch als solches getrunken wird. Der Brautvater ist aus seiner Verlegenheit befreit, und „alle Hochzeitsgäste waren mit Jesus einverstanden, daß man ein gutes Gespräch auch bei einem Trunke frischen Wassers zu Ende führen könne." Bei der Speisung der Fünftausend läßt er zwar auch wie im biblischen Bericht fünf Brote und zwei Fische verteilen, aber er tut es nicht, um damit so viele zu sättigen, sondern um durch das Beispiel andre, die Vorräte mitgebracht haben, zu gleicher Mildtätigkeit anzufeuern, und „dem Mangel des einen wurde durch den Überfluß des andern abgeholfen". Aber der Verfasser begnügt sich nicht damit, die Evangelien nach seiner Art menschlich zurechtzustutzen. Er will eine abgerundete Erzählung mit einem einheitlichen, beherrschenden Gesichtspunkt bieten und nimmt zum Leitgedanken seines Werkes den Gegensatz zwischen einer politisch-nationalen Aufgabe Jesu und seiner Verkündigung vom Reiche Gottes. Er erfindet damit nichts gänzlich Neues, aber er richtet doch die Aufmerksamkeit so überwiegend auf diesen Gedanken, daß das Ganze dadurch in neuem, oft überraschendem Licht erscheint. Bei David Friedrich Strauß heißt es: „Jesus hat ... auch auf streng jüdisch Gesinnte einen so entschiedenen Eindruck der Messianität gemacht, daß diese nicht zweifelten, auch das prophetische Merkmal davidischer Abstammung müsse bei ihm zugetroffen haben, und mehr als eine Feder sich in Bewegung setzte, um durch genealogische Nachweisung dieses Merkmals seine Anerkennung als Messias zu rechtfertigen." Bei Lepsius ist umgekehrt die davidische Abstammung der Ausgangspunkt für den Glauben an die Messianität, d. h. hier den irdisch königlichen Beruf, längst bevor der Eindruck der Persönlichkeit hinzukommt. Alle Welt weiß, daß Joseph verarmt, aber königlichen Blutes ist, und viele erwarten mit ihm, daß einer seiner Söhne den Thron Davids wieder aufrichten werde. Maria träumt von der künftigen Herrschergewalt Jesu. Der Täufer bezeichnet ihn öffentlich als den, der „zur gegebenen Stunde hervortreten und die Hand nach der Krone ausstrecken" werde. In dieser Aussicht schließen sich

*) Das Leben Jesu. Erster Band. Potsdam, Tempelverlag, 1917.

ihm die Jünger an. Während in den ersten Abschnitten der Leitgedanke hinreichend klar durchgeführt ist, wird er in den folgenden von den Berichten über die wunderbaren Heilungen stark überwuchert, um dann bei zwei Gelegenheiten wieder stark hervorzutreten: als Jesus nach der Speisung der Fünftausend auf Judas des Sikariers Antrieb zum König ausgerufen werden soll und als er bei Cäsarea Philippi mit den auserwählten Jüngern Zwiesprache hält. Wie steht Jesus selbst zu der ihm zugedachten Aufgabe, wie verhält sie sich zu seinem andern Beruf, Verkündiger einer reineren Gottesverehrung zu sein? Zwei Seelen streiten in seiner Brust, bis er Klarheit über sich erlangt. Diese innere Unklarheit, an sich gewiß kein Fehler von künstlerischem Standpunkt, ist immerhin ein schwieriges Motiv, das der Verfasser nicht ganz bewältigt hat. Im allgemeinen begnügt er sich mit ziemlich unbestimmten Worten, bis er schließlich mehr eine gelehrte Erklärung als eine dichterische Verkörperung gibt. In Jesus wird „der Sturm und Drang der Jugendschwärmereien, das Machtbegehren seiner Mannesjahre“ von dem höheren Gedanken besiegt. „Auch seine Seele wußte, was Macht und Größe ist. Auch ihn lockte Waffenschimmer und Herrscherglanz. Aber größer dünkte es ihm, der eigenen Größe Herr zu werden und Seelenwelten durch seelische Gewalten zu erobern.“ Religionsgeschichtliche Bedenken zu erheben ist Sache der Theologen. Vom Standpunkt literarischer Würdigung ist zu bedauern, daß wir von der geistigen Entwicklung, dem inneren Ringen des Helden zu wenig gestaltet sehen, daß die Massen des äußeren Geschehens zu viel Raum einnehmen. Andrerseits muß man anerkennen, daß es dem Verfasser gelungen ist, seine Darstellung glaubhaft zu machen, seine Leser nicht nur durch Gedanken zu fesseln, sondern auch oft künstlerische Teilnahme zu wecken. Es fehlt ihm nicht an schöpferischer Einbildungskraft, ja, diese versteigt sich gelegentlich zu einer Art von Räuberromantik. Wenn das Werk, verglichen mit Renans Farbenreichtum und lyrischem Schwung, auch mitunter kühl erscheint, so entschädigt es durch Gediegenheit. Nicht sein geringstes Verdienst ist es, daß die landschaftliche und zeitgeschichtliche Umwelt aus sicherer Kenntnis und lebensvoll gezeichnet wird. Bis zum Aufbruch von Galiläa nach Jerusalem führt uns der Verfasser in diesem ersten umfangreichen, zuweilen allzu breiten Teil seiner Erzählung. Dem Schlußband der Dichtung soll noch eine historisch-kritische Einleitung über die Quellen folgen.

Ein Zufall legt neben die jüngste deutsche Dichtung vom Leben Jesu die älteste, in der ebenso wie in jener ein besonderer Nachdruck auf das Amt des Herrschers gelegt ist: den altsächsischen Heliand in der Übertragung von Simrock.*) Das alte schöne Buch ist von Ida C. Ströver mit neuem Schmuck versehen worden. Zahlreiche Vollbilder und Zierstücke, kräftig und herbe, auch wohl hart, oft nur als Skizze entworfen, zum Teil an Holbeins geniale Holzschnittkunst gemahnend, sind dem Stil des Werkes, das die biblische Geschichte möglichst in germanische Verhältnisse und Anschauungen überträgt, durchweg gut angepaßt.

Der Furche-Verlag, der dies Buch veröffentlicht, hat im Laufe des Krieges und mit besonderer Beziehung auf die Kämpfenden schon manche wertvolle Gabe geboten. Zwei mögen hier noch angereiht werden, das Welti-Bilderbuch**) und ein Gedichtband von

*) Der Heliand, ein Sachsensang aus dem neunten Jahrhundert. Berlin, Furche-Verlag.

**) Albert Welti, Gemälde und Radierungen. Mit einer Einführung von Hermann Hesse. Ebda.

Erich Wentscher.*) Jenes, das meist ausgezeichnete Wiedergaben enthält, verschafft einen dankenswerten Überblick über das Schaffen und die Geisteswelt des besten Böcklinschülers, der selber bald ein Meister voll eigenartiger Kraft wurde. Neben den Abbildungen der großen Werke begrüßen wir köstliche Kleinkunst (Ex Libris und andres), überall von seelenvoller Phantasie innigst berührt. Hermann Hesse hat eine stimmungsreiche Einführung dazu geschrieben, die viele persönliche Erinnerungen an den Maler enthält.

Wie Jugend sich aus Kindheit ringt und in großem Erleben stark wird, zeigen Wentschers Gedichte. Zart und eindrucksvoll ist der Abschied vom Elternhaus. Balladen von Brandenburger Helden begleiten die Fahrt ins Feld. Das durch alle Stimmungen des Harrens und Kämpfens gesteigerte Leben findet menschlich ergreifenden, oft auch künstlerisch wertvollen Ausdruck, am schönsten dort, wo die Liebe zum Leben, zur Heimat, zu den Kameraden, zu den toten Brüdern bei Freund und Feind den Grundton gibt.

Ein Werk der Heimatdichtung nennt Paul Friedrich Schröder aus Eisenach sein Drama „König Etzels Hochzeit."**) In doppelter Weise kann es als solches gelten: es behandelt eine Sagenfassung, nach der Kriemhild die Tochter eines Thüringerkönigs Gunther ist, und kann so in die Reden der Personen manches Wort zum Preise der engeren Heimat einflechten; es nimmt ferner als Leitgedanken die Liebe zu Deutschland, der weiteren Heimat. Von dieser Gesinnung erfüllt, wird Kriemhild Etzels Mörderin. So löblich die vaterländische Begeisterung ist, so erscheint das Werk trotz guter Einzelheiten als Ganzes ohne recht dramatisches Leben sowohl in der Begründung des Geschehens wie in der Entfaltung der Charaktere.

Nicht viel besser steht es mit desselben Verfassers „florentinischer Legende in fünf Aufzügen" „Das Bild in den Bergen."*) Hier dient die dramatische Form zum Kampf gegen Dunkelmännertum, gegen kirchliche und politische Gewaltherrschaft, zum Preise geistiger Freiheit, schlichter Frömmigkeit und tätiger Nächstenliebe. Mannigfache Motive werden herbeigeholt, aber nicht ausgenutzt. Die einzelnen Aufzüge, zum Teil wirkungsvoll gebaut, schließen sich nicht recht zusammen. Die Charaktere, unter denen der gottsuchende Künstler Saggio gewiß keine verächtliche Leistung bildet, sind, wie es bei Tendenzdramen zu geschehen pflegt, allzu tief schwarz oder strahlend hell gezeichnet.

Am besten kommt das Geschick des Verfassers im Volksstück zur Geltung. Seine dramatische Dichtung „Luther"**) enthält kräftige Bühnenbilder und fortreißende Reden, die bei rechter Gelegenheit gute Wirkung tun können. Es wird ihnen auch nicht schaden, daß Szenenbau und Form zuweilen an Goethes „Faust" erinnern. Sprache und Vers rufen in allen drei Werken manches Bedenken hervor.

Oskar Leipoldts Tendenzschauspiel „Ein' feste Burg ist unser Gott oder Der Pfarrer von Jena"***), das von der Bekehrung eines Freidenkers handelt, erfüllt von allen dramatischen Forderungen nur eine: es ist nicht ohne leidenschaftliche Bewegung. Sonst läßt sich von Inhalt und Form nichts Gutes sagen.

Während wir in diesen Werken

---

*) Soldatenlust, Soldatenweh. Gedichte aus dem Kriege. Ebda.

**) Eisenach, H. Kahle, 1917.

*) Ebda.

**) Berlin, Reichsverlag, Hermann Kalkoff.

***) Langensalza. Thüringer Verlagsanstalt Dietmar & Söhne, 1917.

vielfach Gesinnung für Kunst in Kauf nehmen müssen, ist die wesentlich höher stehende Komödie „Garten der Jugend" von Thaddäus Rittner*) ein künstlerisches Spiel, dem es an Tiefe fehlt. Es ist anmutig, zum Teil voll entzückender Schalkhaftigkeit, in der Technik gewandt, in der Handlung voll hübscher Einfälle und gleich einem glatt aufgehenden Rechenexempel, aber bei aller Liebenswürdigkeit nicht nur im einzelnen etwas läppisch, sondern vor allem auch in den Grundmotiven unwichtig. Wird uns dieser König lange beschäftigen, der sich seines Alters schämt und immer ein Heldenjüngling bleiben möchte, der einen Ausflug in den Garten der Jugend macht nicht aus leidenschaftlicher Aufwallung, sondern aus eitlem Gelüste, der durch die blühende Jugend von seiner Torheit geheilt wird und angeblich geläutert zu seiner liebenden Gattin zurückkehrt? Er wird wohl seinen Weg über die Bühnen machen, sich dort aber kaum behaupten.

*

Zahlreichen knapp zusammenfassenden Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte reiht sich ein Werk von Friedrich Lienhard an: „Deutsche Dichtung in ihren geschichtlichen Grundzügen".**) Es zeigt, ohne das Landläufige ganz vermeiden zu können, doch Eigenart und Eigenwert. Der Verfasser muß bei der Ausdehnung von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart auch auf nur annähernde Vollständigkeit verzichten, arbeitet aber geschickt und zum Teil in neuer Beleuchtung die Höhepunkte heraus, als deren sinnbildliche Namen Wartburg, Wittenberg, Weimar gewählt sind, und bemüht sich weniger die dichterische Form als den „dichterischen Lebensodem", den seelischen Gehalt der Meisterwerke zu betrachten. Trotz des knappen Raums macht er es möglich, besonders in dem Abschnitt über Goethe und Schiller die Skizze zu ausgiebiger Betrachtung zu erweitern, und er ist zugleich Denker und Dichter genug, um nicht an der Oberfläche zu haften, sondern in Lebenstiefen zu blicken.

Gern sei in diesem Zusammenhang an ein älteres, aber kaum genügend gewürdigtes Sammelwerk von Äußerungen Goethischer Welt- und Kunstanschauung erinnert, an Heinrich Schmidts treffliches Goethe-Lexikon,*) das in alphabetischer Ordnung eine reichhaltige Auswahl von Worten der Weisheit und Schönheit aus den Werken, Briefen, Tagebüchern und Unterhaltungen bietet. Genauere Angaben des Fundorts würden erwünscht sein.

Was entzückt uns an dem neuen Briefbande Storms**) so, daß man sich ganz darein versenken und darin vergessen kann, obgleich er eigentlich nichts Ungewöhnliches und Hinreißendes enthält? Da schreibt ein Vater an seine Kinder, nimmt an ihrem Erleben in sorgender Liebe teil und erzählt den Kleinen und den Großen von Zuhause, und in den stillsten Stunden spricht er mit ihnen, vor allem mit dem Ältesten, von ihrer Mutter, die dahingegangen ist und die er so heiß geliebt hat. „Ich habe nichts als die Erinnerung, die ich mit einem Weh erkaufen muß, das fast das Leben unmöglich macht, und dennoch hängt sie wie ein Goldnetz über dem dunklen Grunde." Ja, nun wissen wir's, was uns an diesen schlichten, hausväterlichen Briefen so entzückt:

*) Wien und Leipzig, Deutsch-Österreichischer Verlag, 1917.

**) Leipzig, Quelle & Meyer, 1917.

*) Leipzig, Alfred Kröner.

**) Theodor Storm, Briefe an seine Kinder. Herausgegeben von Gertrud Storm. Braunschweig, Georg Westermann.

nicht nur ein Dichter schrieb sie, sondern viele von ihnen sind selbst Gedichte, knapp und beredt zugleich und ganz voller Seele. Daneben haben die Briefe ihren biographischen Wert. Sie geben Kunde vom äußeren und inneren Erleben, vom Entstehen der Werke, von Freunden, Mitstrebenden, Bewunderern, vor allem auch von Storms Anschauungen über seinen Dichterberuf, gelegentlich auch von seinen politischen Meinungen. Gertrud Storm, der wir diese schöne Auswahl verdanken, hat auch erläuternde Anmerkungen beigesteuert; sie scheinen mir zu karg bemessen zu sein.

Eins wird auch durch die Briefe wieder bekräftigt: daß Storms Wesen keineswegs nur als sinnige Natur zu begreifen ist, daß er auch von inneren Kämpfen erfüllt war. Mit Recht betont dies auch Alfred Biese in seinem Buch „Theodor Storms Leben und Werke“*). Es bietet in knapper Form einen reichen und wohlgeordneten Inhalt: einen guten lebensgeschichtlichen Überblick, ein sicher gezeichnetes Charakterbild des Menschen und eine Betrachtung von Storms Künstlertum, die des Lyrikers Eigenart treffend, weniger bestimmt die des Novellisten zum Bewußtsein bringt.

Ein ansehnliches Stück Kriegsliteraturgeschichte findet man in der Denkschrift „Drei Jahre Liller Kriegszeitung“ von Paul Oskar Hoecker.**) Sie schildert eine Zeit täglicher Sorgen und Freuden, kameradschaftlicher Hilfe und großer Erfolge. Sie gibt eine Übersicht über die Hauptmitarbeiter und läßt viele von ihnen in kurzen kriegerisch-literarischen Selbstbiographien zu Worte kommen. Neben Gelehrten und Dichtern von Ruf steht die große Zahl derer, die sich erst im Felde als Schriftsteller entdeckten, vom Großkaufmann bis zum Pferdeknecht, vom Ingenieur bis zum Fabrikarbeiter. Unter den bildenden Künstlern der „Liller“ steht der zeichnerisch hochbegabte Karl Arnold in erster Reihe. Auch neben der Kriegszeitung unternahm der Verlag allerlei Veröffentlichungen, die Beifall und Erfolg fanden. Zwei Proben davon veranschaulichen den Soldatenhumor und den sittlichen Ernst als Schutzgeister der „Liller“. Jener lacht uns an aus dem „Vierten lustigen Büchel der Liller Kriegszeitung“,*) dieser spricht zu uns in den kernigen Merkworten, die jedem Tageblatt in einem geschmackvollen Almanach**) das Geleit geben.

*) Hesse & Becker, 1917.

**) Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung.

Zum zweitenmal erscheint ein Jahrbuch für niederdeutsche Art, das Niedersachsenbuch***). Es wirbt in Wort und Bild, in Abhandlungen und Dichtungen für niederdeutsche Sprache, Sitte und Kunst und vertritt seine Sache in durchaus würdiger Weise. Von den Abhandlungen sei der Aufsatz von Borchling über die plattdeutsche Bewegung nach dem Kriege hervorgehoben. Gute Beschreibungen aus dem Engeren führen nach Hannover und Ostfriesland. Lebensgeschichtliche Skizzen handeln von den Jubilaren und den Heimgegangenen des niederdeutschen Schrifttums; zu den letzteren gehören manche feinsinnige Dichter, die den Tod fürs Vaterland starben: Hermann Löns, Gorch Fock, August Seemann. Proben niederdeutscher Dichtung füllen den größten Teil des Buches. Sie stehen durchweg auf achtbarer Höhe. Bei jedem Stück hätte

*) Ebda.

**) Soldatenworte aus der Liller Kriegszeitung. Mit einem Kalender auf das Jahr 1918. Ebda.

***) Herausgegeben für die „Niederdeutsche Vereinigung“ von Richard Hermes. Hamburg, Richard Hermes, 1918.

das Herkunftsland angegeben werden sollen.

Über ein kulturgeschichtlich besonders wichtiges Gebiet unsrer Sprache, die deutsche Namenkunde, hat Friedrich Kluge,*) aus reicher Gelehrsamkeit schöpfend, ein Hilfsbüchlein verfaßt, in dem man alles Nötige in knapper, fesselnder Darstellung beisammen findet. Es behandelt Familien- und Taufnamen, Länder-, Orts- und Flußnamen sowie die Bezeichnungen der Wochen- und Feiertage. Unzweckmäßig erscheint es, daß die Familiennamen vor den Taufnamen besprochen werden, da so die zeitliche Reihenfolge umgekehrt und manches vorweggenommen werden muß oder erst in der Folge ganz klar wird.

Literarwissenschaftliche Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Ein gutes altes Buch „Stufenjahre eines Glücklichen" von Louise von François**) wird durch eine Neuausgabe zu neuem, wirksamem Leben erweckt. Sie ist gerade deshalb berechtigt und wird gerade deshalb willkommen geheißen, weil der Vorzug des Werkes nach dem Ethischen liegt. In einer Zeit, wie die unsere, verstehen wir kein Kunstwerk, das ohne den quellenden sittlichen Mittelpunkt ist; ja, ohne ihn ist überhaupt nicht Kunst, denn ist Gott, von dem im Kunstwerk zu spüren sein muß — oder es ist keins — nicht stets auch und zu allererst sittlicher Born? In einer Zeit, wie die unsere, drängen wir uns sogar zu den ausgesprochen ethisch gerichteten Künstlern wie zu unseren besten Freunden und meist Geliebten. Und so werden die kriegserfahrenen Heutigen diesem in den siebziger Jahren entstandenen Werk, dieser Schöpfung einer ernst und schön gereiften Dichterin näher kommen als das frühere Geschlecht des hochtönenden **l'art pour l'art.** Dieser Spruch war und ist in Wirklichkeit nur klingende Schelle und wird es sein; denn im Krieg fanden wir die zeitlosen Wahrheiten. Gewiß ermüden einige Längen im Buch, sicherlich muten einige nebensächlichere Verwicklungen und Entwicklungen, jene fast karikierte Charakterzeichnung einer Person „romanhaft" an; die Schlußzeilen empfinden wir als technisch-künstlerischen Verstoß. Dafür entschädigen aber auch genug Bilder und Szenen von hoher Poesie neben der lebenatmenden Darstellung der Hauptgestalten, und in seiner Ganzheit ist das Buch mit seiner Gemütstiefe, Menschenwärme, seinem weiten Verstehen, seiner ernsthaften sozialen Liebe, seinem Ringen nach dem Höchsten, ein wunderschönes und liebenswertes. Das Nachwort von Oskar Bulle beleuchtet die Stellung des Werkes zu zwei früheren Schöpfungen der Dichterin, und diese Zusammenhänge enthüllen uns ihr Bild, ein schönes, frommes Charakterbild.

Eine kleine erlesene Gabe ist auch der neue Insel-Almanach.***) Mit einem Gedicht Goethes führt er in eine Welt höherer Erkenntnis und Andacht, die unserer gewöhnlichen Tageswelt Tropfen und Farben der Erquickung und Erhebung schenken kann. Wort und Bild sind durchaus auf unsere Gegenwart des Ernstes und der — ewiger Mühsal sicheren und ewige Mühsal liebenden — Hoffnung gestimmt. Dabei ist genug abwechslungsreiches Leben: Karl Scheffler erzählt das Erlebnis der Gotik, dieses „Urlautes", dieses selbständigen Willens

*) Deutsche Namenkunde. 2. Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917.

**) Insel-Verlag, Leipzig.

***) Insel-Verlag, Leipzig.

und dieser echten Form gegenüber dem unlebendigen, die Entwicklungslinie der deutschen Kultur verhängnisvoll abbrechenden Begriff des klassischen Kunstideals; dem Vlamen Felix Timmermans, seinem „Jesuskind in Flandern" entnommen ist die schöne Legende von der „Darstellung"; Hugo v. Hofmannsthal interpretiert tief und ergreifend die fürstliche Frau Maria Theresia und zeigt die Weiterwirkung dieses schönen Individuums auf in dem besonderen Licht, das noch über des heutigen Österreichs Wesen liegt; Rudolf Alexander Schröder singt von dem hohen Mut seines Christenherzens, Ricarda Huch von ihrer der Erde verbindenden, zum Himmel hindrängenden Gotterfahrung. Noch manches Schöne wartet hier auf Genießende.

Ricarda Huchs herrlichen Lutherbuches wurde in diesen Blättern mehrfach gedacht; jetzt gibt abermals eine Frau ein großes Buch vom deutschesten Mann. In Ricarda Huchs Buch übertönt das Hohelied vom seligmachenden Glauben; dieses Buch nennt sich eins „vom deutschen Gewissen"; es spricht von übermenschlichem Ringen, von Gott, der wie verzehrende und in Einsamkeit und unerhörte Tat stoßende Kraft sich an dem erwählten Werkzeug erweist. Auch Ricarda Huchs Buch ist brennend von Tendenz, beschwingender; bei ihr weint man vor Gelöstsein; hier bei Klara Hofers Buch wird man still vor Ernst und hört auf das, was Gott wohl von uns will. Ricarda Huch liegt der Glaube, diese innerste Wesenheit des reifen Luther, am Herzen, und sie schreibt Briefe und berührt die äußere Lebenslinie des Mannes nach Bedarf; Klara Hofer stellt jenen Abschnitt der Lebenslinie dar, der vom Eintritt des in seinem Inneren tiefst erschütterten jungen Menschen ins Kloster bis zur hohen Mannestat des Thesenanschlages reicht. Zu wenig vor dem Bild des vollendeten Luther, diesem ernsten, doch auch frohgemuten Bild, war uns das Bild des werdenden, des unter namenlosen Kämpfen werdenden vertraut, und was uns Klara Hofer mit ihrem „Bruder Martinus"*) gibt, das füllt eine Lücke aus, deren wir uns mit dem Besitz so recht bewußt werden. Wir lieben diesen Besitz, lieben unser Wissen um den, den Gott dem Körper nach fast zerbricht, um die Seele auszuerwählen, lieben diesen bleichen, verzehrten Mönch mit der reinsten Stirn und den tiefsten, unerbittlichsten, inbrünstigsten Augen.

Die Beherrschung des historischen Materials, seine Auswahl und Anordnung verrät großes Wissen und großes Können. Die Sprache ist poetisch sehr reich, bald gibt sie Bilder von zartester Anmut und Lieblichkeit, bald von Gewalt und Größe. Wer es kennt, dem muß auch dieses Buch an die Seele wachsen. Soviel deutsches Wesen hat es in sich gefangen, soviel Liebe des Kleinen, der Natur, des stillen Raumes, der nahen und weiten Wege; soviel Wissensdurst, soviel hohen geistigen Besitz, soviel Demut vor Gott, soviel bitteren Gewissensernst, soviel Weltabgewandtheit; viele deutsche Seelen wird es deshalb fangen. Der werdende Luther ist irgendwie der werdende Mensch. Den werdenden Luther zu erfahren, das ist unendliches, schmerzvolles, tägliches Ringen, das ist endlicher Sieg, aber ein Sieg nur erst vor Gott; ihn erfahren zu haben, das gibt der Dichterin einen Platz unter denen, die dem deutschen Gewissen seinen strengen, lichten Weg für immer weisen.

Und noch ein deutsches Buch. Ein Buch vom deutschen Sommer, vom Reisen im Harz, das Buch „Sommer im Harz" von Ludwig Sternaux.**)

*) J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

**) Verlag von Edwin Runge, Berlin-Lichterfelde.

Hier ist junges, jubelndes, dankbares Naturerleben, ist Überströmen der Seele in die Wunder der Wiesen, Wälder, des hochragenden Gesteins und des brausenden Tals. Wem, der die gleiche Landschaft erlebte, strömte die Seele nicht von neuem über, und erfaßt uns nicht etwa ganz großes Heimweh? Wer sie nicht kennt, locken ihn die Töne des Buches nicht zu diesem reinen Erleben? Noch viele Sehnsucht will der Dichter wecken, denn dieses Buch ist das erste der Reihe „Reisen durch deutsches Land." Aber nicht allein durch die heiligen Gemeinschaften der Laub- und Nadelwälder schreitet des Dichters Fuß, nicht nur die abendliche Waldwiese und die zarte Schönheit der Rehe tut es ihm an, auch den Wegen von Sage und Geschichte geht er nach. Und ist dort eitel Friede und Erlösung für das Herz, so wird es hier bestürmt von bangen Fragen, Rätseln, von Schauern der Angst und des Grauens. Aber irgend etwas hebt doch wieder den schmerzlichen Bann, seien es die trauten Bilder harmlosen-bescheidenen Lebens hinter den Fensterscheiben in den winkligen Gäßchen, sei es eine herrlich sich aufschwingende Gotik in den alten Städten. Wer weiß es nicht, daß solch ein immer freier strebender Turm mehr noch tröstet als eine Blume? Denn es ist geistiger Trost.

Durch das ganze Buch zieht sich ein stark Persönliches. Natur- und Milieuerfassung, Stimmungen, jetzt romantisch, jetzt modern, jetzt tief, jetzt wie absichtlich an der Oberfläche verweilend; historische und literarische Erinnerungen; allerlei Empfinden und „Empfindsamkeit", auch die, im Sommer im Harz glückvoll geborgen zu sein vor einer kälteren Welt, im Sommer im Harz sich neues Gefaßtsein für die doch unentrinnbare zu holen; die Bedeutung dieser Stätten als Kindheitsparadies, sein Wiedererleben an der Seite der jungen Lebensgefährtin, die Widmung dieses Sommerglückes an die Mutter — alles dieses und noch mehr ist ganz individuell und macht das Buch reich und anziehend. Denn wo Persönlichkeit und Echtheit gespürt wird, da läßt man sich gern von einem Stück einzigartiger, neuer Welt aufnehmen und auch sie nur schenken überhaupt eine Welt.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

VW 14«»
^anuariisft 1913.
^ ^ ^ ^ ^ M
ZWO

^ins cisutsOlis >V!okistLLOtiM, tisk-ausßsgsbsii von
/Vu» «lem lnk»lt 6ie«, Nestes:
Lilcknis nnck eij?ennän<1ise Untersenrikt
äes K«l. niuzurisoken .lustisministers
Xarl «reesak
?r«kess0r Dr. I^nävi« Stein: Die i>«gik
cker lZs»edicdt«. <Lin SeitrsZ iur Lo^iolo^is
<1es Qlsudensj
Kionarck AüIIer?re1enkels: SoMio^i»
I'rao? öolsar, virKI. lZeKeimrat, Staats-
Sekretär «. v.: «srl <Zrs«ssK, Kgi. unssr.
Zusti^mivister
^uKust ^öelsderAer, Lagen s»<ien:
Lnsslsoä, <isr zrosss VsrkiiKrsr
Riedarü Uav: vis LniwicKlung rur ^Velt-
Politik
vr. Sieskrieg AareK, Lriv»töa?ent «Zer
Lnilosopnie a. 6. IIniversität Breslau
<2. im ?«IÄe): rorms» ä«s rrisclksn»
Dr. ^V. Stein: OiploWstis, ?srlsm«nt unc
k
Süroknltitmu»
!Keueimrät L<i. KSni«: Ln«i»ok« Volk,
odsräkteraugs inkulturgesodionti. LeleueKtun
L. Uüdner: Usodt «S«r R««di?
tzrermanieus: K
?rokess<>r Dr.
?«I«N Literatur
kalter W«Itt:
Ködert (Zrasser,
vniversitS

öerliv: vis ^usIsncksstuÄisv uu6 Vngsr,
Universität« Lrok. Dr. ZaKob SIev«
Os» r»ckiksls WsKli-eont, unck ck«« un^grlki
cki«:d« OsutsoKtum. < Lün Voi>t 6«r XuNclSruo
sn ckis Dsut«<:dsu in Osterr«iod unS im kieicd,
vr. Stenns» von vobsv, uossi
KegiernnKsKommissar: v!«v«i»«?äkv
Dr. kalter AleeKauer: vi« N«uoneuti«ruv
in <j«r Xunst
kalter Kluge: Oer «ut ?um «inäsi
KiedarS Sex«n: Lri«!tts. Lr^diun«.
Kun<I»ed»nen
s^^sis pk-c, I-Istt 2 I^K., pro (ZuattsI (3 ttsfts) S IVIK., pro ^sk^äng (12 Nest») 24 K/I
Verlag 6sr SetilssisOlisn SuciicirueKsrsi v. L. Lciiottlssncisi-/^.-Q.. Sreslslu I
lliLsrstsnsnnkKm» cturck unssi'« Qsso^Sftsstslls, Ssi->in 1O, cjui-cli unsvk-n V«rlsg Sk-»»I«
«z«i« 6ur«n ffucjolf tVIosss, Ssrliri un6 c^is bsksnntsn/^nnoncsnvxpsclitionsn.

Inhalt.

«i, Mm,at,«rM „R«ed u«d Lad» «r<ch«in, am i. I«d» A°«a».

Inhalt des 164. Bandes:
Januar/Februar/Marz 1918

"5 ^> i :

Leite

Schlesische Buchdruckerei v. S. Scwttlacnder. Breslau.

EmeöeuOeMmaHHch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche Buchdruckerei,^W/Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin VV.io Budapest Kopenhagen
« St«Inacker. B«rthold SMter, «rMIche K K.Hofduchhandl. Er»l,v K öasselbalch
Stockholm Christiania Konstantinopel
C. E Fritze, I.Idmiri» «ax»I». Jacob Dybmad Buchhdlg, Internat, Buchhandl. Oll« ««II.
lür VI« Provinz»« In Scho»t«n und w DSn«marti: S«org «Il,r. Urft«« Rachlalg«, «ovenhag«n.
für die Tcho»iz: «kadem. «ntiqu. «. »uchhandlun« H«nn. Paur, Zürich l.
Venerolvertremng für HoUanö: W. !p. »an«t»<«« und «ahn, Haag, BuItenhosZK,
42. Jahrgang. Band 164. Heft 52O. Januar 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Die Logik der Geschichte.

(Ein Beitrag zur Soziologie des Glaubens.)

Glauben und Wissen sind Erzfeinde nur in ihren Karrikaturen. Jhre Fehde erinnert an die beiden Ritter, die sich um die Farbe des Schildes entzweiten, ohne zu merken, daß Jeder eine andere Seite des Schildes sieht. Die Karrikatur des Glaubens heißt: Fanatismus, die des Unglaubens: Atheismus. ?e««arur wir» iQur«8 et extra. Apostel des Unglaubens sind, wie ich anderwärts dargetan habe, nicht weniger widerlich als Apostel des Scheiterhaufens und Ketzergerichtes. Wer dem soziologischen Verhältnis von Glaube und Wissen auf den Grund sieht, merkt bald, daß der Glaube Schrittmacher des Wissens war. Religiöse Konzeptionen der Weltauffassung gehen überall den wissenschaftlichen und philosophischen zeitlich voran. Und selbst auf den Höhepunkten des Denkens, bei Hume und Kant, bei Fichte, Schelling und Hegel, sind Glaube und Wissen einander ergänzende Hälften. Jhr Zwist ist Bruderzwist. Anfangs ebnete der Glaube dem Wissen die Wege. Das Wissen wurde, dank der Vorarbeit des Glaubens, stark und immer stärker, zumal es sich eine Provinz des Erkennens nach der anderen eroberte und dienstbar machte. Dadurch wurde das Land des Glaubens schmäler; doch an der Peripherie des Wissens bleiben die Grenzpfähle des Glaubens stehen. Dehnen wir getrost das Reich des Wissens so weit aus, wie es irgend angeht. Suchen wir das Festland der beweisbaren Tatsachenwelt hinauszurücken bis an die denkbar äußersten Enden des Erfahrbaren. Am Dünenrand des Wißbaren wird stets die Woge des Glaubens uns umbranden. Das Wissen ist unser Festland, der Glaube das diesen intellektuellen Kontinent umspülende Weltmeer. Schlamm und Seetang des Aberglaubens haben sich, ähnlich den Kreideschichten der Geologen, an den Gestaden des Wissens abgelagert und den Umkreis des Festlandes täglich erweitert. Aber je größer das Territorium des Wissens wird, desto klarer empfinden wir, wie winzig das Reich des Wißbaren und wie endlos, wie unübersehbar das Weltmeer des Glaubens ist und immer bleiben wird. Je mehr wir wissen, desto bescheidener müssen wir werden, zumal ein gelöstes Rätsel uns tausend neue, ungelöste, die wir früher nicht einmal ahnten, zu hinterlassen

scheint. So haben die jüngsten physikalischen Entdeckungen, die Röntgen- und Becquerelstrahlen, Helium und Radium, die Theorie der Jonen und Elektronen neue Geheimnisse dem erstaunten Blick enthüllt, aber dafür alte Theorien, die für die Ewigkeit wie Granitsäulen fest zu stehen schienen, bedenklich ins Wanken gebracht.

Hume behält, im Angesicht der gewaltigen Krisis, die unsere Physik heute noch zu überdauern hat, Kant gegenüber recht. Auch physikalische Gesetze sind nur Erwartungsgefühle für die Zukunft. Sie gelten provisorisch und auf Widerruf. So lange die Erfahrungen sich in die aufgestellten Gesetze, die deren Generalisation darstellen, ungezwungen und restlos einfügen, ist die Verallgemeinerung logisch berechtigt und die daran geknüpfte Erwartung, daß der künftige Prozeß dem vorangegangenen gleichen werde, begründet. Taucht aber eine einzige Erfahrung auf, die, wie die Entdeckung des Radiums, sich in die geltenden Theorien oder Naturgesetze durchaus nicht einordnen läßt, so bleibt die Tatsache unangetastet bestehen und das Gesetz oder die Theorie müssen fallen. Nur für mathematische Wahrheiten, die nach Hume analytischer Natur sind, so daß der Verstand immer in seiner eigenen Domäne bleibt, sind neue Erfahrungen belanglos. Keine Erfahrung ist denkbar, die ein euklidisches Axiom oder die Richtigkeit der Gleichung 2x2 — 4 aufheben könnte. Von jeder Erfahrungstatsache aber ist das Gegenteil prinzipiell möglich, zumal es keinen logischen Widerspruch in sich birgt. Deshalb begrenzt für Hume die Mathematik mit ihrer festen Linie das Wissen, während nach Kant die gesamte Naturwissenschaft noch im Bereich des exakt Wißbaren eingeschlossen bleibt und das Gebiet des Glaubens erst betreten wird, sobald man infolge der inneren Widersprüche des Denkens (Antinomien) zu den letzten Prinzipien gelangt.

Doch stimmen die beiden Gegenfüßler der Erkenntniskritik, Kant und Hume, wenigstens darin überein, daß all unser Wissen eingeschränkt bleibt auf die feiende Welt, auf die in Raum, Zeit und Zahl sich offenbarende Natur. Neben diesem Sein der Dinge gibt es für uns Menschen aber noch eine zweite, eine höhere, eine ungleich wichtigere Welt: die des Tuns oder Handelns. Ob die letzten Bestandteile des Universums Atome, Korpuskeln oder Energieen heißen, kann uns zur Not kalt lassen, da unser persönliches Wohl und Wehe von der definitiven Beantwortung dieser Fragen gar nicht betroffen wird. Wohl aber sind wir mit unserem letzten Lebensnerv an der Frage interessiert: Wie sollen wir handeln? Was sollen wir tun? Was ist der Sinn der Welt? Und wie können wir unsere Handlungen diesem Sinn der Welt anpassen? Hier heißt es für jeden: ^v^. Res ^Stur.

Gibt es nun ein ebenso strenges, mathematisch - exaktes Wissen von den menschlichen Handlungen wie vom natürlichen Geschehen? Gilt Comte's Formel: Voir pour pre'voir vom Tun des Menschen ebenso wie vom Sein

der Natur? Lassen sich Menschengeschicke oder gar Völkerschicksale mit eben-
solcher astronomischer Sicherheit voraussagen wie Sonnen- und Mondfinsternisse?
Die Naturalisten der Moral antworten mit lautem Ja. Die Gesetze von
Druck und Stoß, die mechanische Kausalität gelten vom Sein so gut wie
vom Handeln. Denn Handeln ist nur eine Art, ein Moment des Seins
(genau umgekehrt ist's bei den Dynamikern, besonders bei Fichte.) Die
Mechanik der Atome konstituiert den Kosmos, die Mechanik der Vorstellungen
regelt den inneren Kosmos, das menschliche Bewußsein oder Erkenntnisver-
mögen; die Mechanik der Triebe oder Willenshandlungen endlich reguliert
den sozialen Kosmos, den Staat. Die Gesetze der Mechanik sind also zu-
gleich psychologische und soziologische. Druck und Stoß allein beherr-
schen die Welt, auch die geistige, auch die soziale. Das ist der ethische
Standpunkt des Materialismus (Hobbes), des Naturalismus (Spinoza, Spencer),
des Atheismus (Holbachs „SM^me äe la usturs"). Damit ist natürlich
strenger Determinismus, ja starrer Fatalismus gegeben, wie er sich kirchlich
in der Lehre von der Prädestination, im Symbol vom Sündenfall, im
römischen Fatum, im mohammedanischen Kismet, in der calvinischen Leugnung
aller menschlichen Freiheit ausspricht. Jndividuell gewendet erscheint dieser
Fatalismus in Schopenhauers Lehre vom unveränderlichen intelligiblen
Charakter, in seiner den Scholastikern entlehnten Formel von opersri sequitur
esse (Das Tun folgt aus dem Sein). Noch krasser ist diese naturalistische
Formel bei Machiavelli, Buckle und Taine, den radikalen Vertretern der
Theorie vom „Milieu". Danach formen und kneten „Rasse", „Umwelt"
und „taoults msitresse" den ganzen Menschen, ja ganze Völker. Aus diesen
drei Komponenten gehen die menschlichen Handlungen als Ausschnitte der Ge-
samtnatur mit unentrinnbarer Notwendigkeit hervor, „wie Vitriol und Zucker
den sie konstituierenden chemischen Gesetzen bedingunglos unterworfen bleiben".
Hier aber sprechen die großen Denker aller Zeiten ein schroffes Nein.
Die Handlungen der Menschen, sagen sie, sind mathematischer Behandlung
oder Bearbeitung unzugänglich, also sind Mathematik und Mechanik auf die
Ethik unanwendbar. Zählen, Messen und Wägen gelten nur vom Sein,
nicht vom Tun, nur vom physikalisch-chemischen Geschehen, nicht vom mora-
lischen Sollen. Die Wissenschaften erklären uns nur, was wir sind und
was wir nach strengen Naturgesetzen verrichten müssen; sie klären uns auf
über unseren Mechanismus, Chemismus, über unseren anatomisch-histologischen
Bau und unsere biologischen Verrichtungen. Hier aber ist die Wissenschaft,
die es nur mit Kausalerklärungen zu tun hat, mit ihrem Latein zu Ende.
Wie wir unser Leben gestalten, welchen Sinn wir unserem Dasein unter-
legen, welchem Lebenszweck wir entgegenstreben, welchem Jdeal wir nachleben,
welche Lebensaufgaben wir uns setzen sollen: in diesen wichtigsten und
entscheidendsten Lebensfragen versagt die Wissenschaft völlig. Mag sie immer-

hin zureichend sein für eine Erklärung des Seins oder Geschehens, so erweist
sie sich als ganz unzulänglich für die ungleich wesentlichere Deutung des
Sinnes der Welt und des Zweckes der Persönlichkeit. Jm menschlichen
Bewußtsein liegen Jmponderabilien, die aller mechanischen Kausalität spotten.
Das Exempel „Jch" geht nicht restlos auf in ein Bündel von Ganglien
oder einen Komplex von Empfindungen. Es bleibt ein ungelöster oder
vielleicht unlösbarer Rest in diesem Jch, in der geistigen Persönlichkeit zurück,
die nicht passiv der Umwelt gegenübersteht wie die Platte Daguerre's in
der Lumers «bsoura. Das Jch ist spontan, ist schöpferisch, ist selbstgestaltend.
Das Jch hat eigene Kausalität; es eröffnet von sich aus ganze Ereignis-
reihen. Jn Momenten der Eingebung oder Jntuition, wie sie die Dichter
und Denker in ihren begnadeten Schöpferstunden haben, hören sie auf,
passives Medium der Umwelt zu sein. Sie erheben sich vielmehr zur
(?»»«», sui, zu göttlicher Selbsttätigkeit, zu schöpferischer Aktivität, zur Freiheit.
Die Natur ist das Reich der Notwendigkeit, in dem die mechanische Kausalität
unumschränkt waltet. Der menschliche Geist aber, wie er sich besonders im
geschichtlichen Leben offenbart, gehört nicht der mechanischen Kausalität von
Druck und Stoß, von Ursache und Wirkung, sondern der teleologischen
Kausalität von Motiv und Handlung, von Zweck und Mittel an. Jn der
Natur ist alles unbedingt, in der Geschichte dagegen alles nur bedingt notwendig.
Was unbedingt eintreten muß, brauche ich nicht zu glauben; ich werde es
ja sehen. Aber an das Schicksal, an die Bestimmung der einzelnen Menschen
oder ganzer Völker kann man nur glauben. Unsere geschichtlichen Prophe-
zeihungen haben im günstigsten Fall den Wert von Wahrscheinlichkeitsrechnungen,
erreichen aber niemals denselben Sicherheitsgrad wie etwa Voraussagungen
auf dem Gebiete der Astrophysik. Jm geschichtlichen Leben also, in den
Offenbarungsformen des objektiven Geistes (Hegel), als da sind: Sitte und
Recht, Sprache und Technik, Religion und Moral, Kunst und Wissenschaft,
soziale Gliederung und staatliche Jnstitutionen, gilt nicht die mechanische,
sondern nur die teleologische Kausalität. Da die Geschichte von Menschen
gemacht wird, die Menschen aber geistiges Eigenleben, Bewußtsein, Freiheit
aus eigener Kausalität (mit Kant zu sprechen: Autonomie) besitzen, so ist
die Geschichte keine bloße Fortsetzung der Natur, wie Herder oder Spencer
wollen, sondern eine Welt für sich, in welcher nicht Gesetze herrschen, sondern
nur bestimmte Tendenzen obwalten. Gesetze lassen sich mit unfehlbarer
Sicherheit formulieren, Tendenzen aber sind vieler Deutungen fähig. Hier
sind unserer Erkenntnis Grenzen gesetzt. Die „Mathematik der Natur" kennt
man, an die „Logik der Geschichte" glaubt man. Die Aussagen der Mathe-
matiker haben apodiktischen, die der Naturforscher assertorischen, die der
Soziologen und Geschichtsphilosophen aber nur problematischen Charakter.

Zur Soziologie des Sieges Richard Müller-Freienfels
Bom Sieg ist in diesem Kriege von Anfang an auf beiden Seiten sehr viel gesprochen und geschrieben worden. Weniger sicher ist, daß man sich immer sehr viel und sehr genaues bei jenem Worte gedacht hat. Denn zum Begriff des Sieges gehört noch ganz anderes als die Erfüllung gewisser territorialer oder finanzieller Begehrlichkeiten, sei's hüben, sei's drüben. Der „Sieg" ist ein psychologisches und soziologisches Phänomen von außerordentlicher Kompliziertheit. Vielleicht ist es möglich, gerade aus einer ganz allgemeinen Analyse des Phänomens einiges Licht zu gewinnen für den speziellen Fall, den uns die, (wie wir hoffen), baldige Zukunft bescheren soll.

Es ist bemerkenswert, wenn auch nicht immer dem vollen Bewußtsein gegenwärtig, daß sich im Begriff des Sieges, auch wo es sich um den Sieg im Kampf von M illi on e n p a r tei en handelt, immer noch Vorstellungen wirksam halten, die vomKampf kleinerer Parteien, ja vom Zweikampf zw eier E in zelm e n-schen herstammen. Die Metaphernsprache ist dafür sehr bezeichnend: man redete — oft an sehr hörbarer Stelle — vom „Niederringen", vom „Zubodenwerfen", vom „Fuß-auf-den-Nacken-setzen"! Man sah also im Kampf der Millionenvölker im Grunde nur den Zweikampf.

Dadurch jedoch kommen — das ist sehr wesentlich — von vornherein vollkommen falsche Vorstellungen ins Spiel. Es handelt sich in den beiden zusammengebrachten Fällen nicht bloß um ein Größenverhältnis: nein, der Ouantitätsunterschied bedingt eine tiefgehende q u a l i t a t i v e Verschiedenheit. „Sieg" im Kampfe zwischen großen Völkern ist tatsächlich nicht dasselbe wie Sieg im Kampfe zwischen zwei Jndividuen — nur vergrößert; es handelt sich um etwas völlig Andersgeartetes, und man muß sich klarwerden, daß durch solche Metaphern und Vergleiche große Jrrtümer erweckt werden.

Denn was ist „Sieg" im Kampf zweier Menschen? Jn primitiven Fällen die Tötung des Gegners und Erbeutung seines wertvollsten Besitzes: sei es des ganzen Körpers bei Kannibalen, des Kopfes bei den Dajaks, des Skalps bei den Jndianern, der Rüstung bei den archaischen Mittelmeervölkern. Jedenfalls ist in solchem Kampfe die völlige Vernichtung des Gegners durchaus möglich. Zivilisierte Verhältnisse lassen an ihre Stelle die symbolhafte Andeutung treten: die Kampfunfähigkeit des Gegners, daß seine beiden Schultern den Boden berührt haben im Ringkampf, daß er aus dem Sattel

gehoben wird im Turnier, und ähnliches. Jmmerhin, ein Sieg im Sinne
einer radikalen Entscheidung des Kampfes zu Gunsten einer Partei ist
möglich, und hierin verhalten sich auch kleinere Gruppen im Kampfe ähnlich wie
Einzelgegner. Auch sie, seien es korsische Familien, seien es Jndianerstämme,
seien es Stadtgemeinden früher Kulturen, kämpfen bis zur Vernichtung, zur
völligen Ausrottung oder Versklavung des Gegners. Noch Rom konnte
Karthago zerstören bis zu den Fundamenten.
Aber hiermit stoßen wir auf den Wesensunterschied des Sieges im
Kampf von Millionenvölkern gegenüber den besprochenen Verhältnissen. E i n
Sieg im Sinne der fraglosen Entscheidung, der radikalen
Vernichtung des Gegners ist gar nicht möglich. Die Gegner
können sich schwächen, sie können sich aufs Furchtbarste schädigen, es kann
eine Partei zum Nachgeben gezwungen werden: ein Sieg im Sinne der
wirklichen Entscheidung d. h. der Vernichtung des Feindes ist damit nicht
erzielt. Die Größenunterschiede bedingen Wesensunterschiede. Millionenheere
können geschlagen, aber nicht vernichtet werden. Es ist wie bei ganz großen
Brunnen, bei denen auch der stärkste Verbrauch doch niemals ganz auf den
Boden gelangt, weil stets Neues nachströmt. Die Verlustlisten eines Jahres
mögen entsetzlich sein; aber das Abbröckeln geht doch nicht schnell genug, als
daß nicht in der Zwischenzeit wieder ein ganzer Jahrgang zur Waffenreife
gelangt wäre. Man kann schon heute erklären, daß in absehbarer Zeit ein
Millionenheer infolge Versagens der Reserven, d. h. Vernichtung des
lebenden Materials niemals zur Unterwerfung gezwungen werden kann.
Durch Erdrückung der vitalen Energien wie im Einzelkampf, wie auch im
Kampf kleinerer Gruppen, wird in den gegenwärtigen Riesenkämpfen nie-
mals der Sieg errungen werden.
Jn der Tat sind wenigstens praktisch, wenn auch kaum theoretisch, beide
Gegner im gegenwärtigen Krieg zu dieser Überzeugung gelangt. So blutig
die Schlachten auch sind: den vollen Sieg, die fraglose Entscheidung erhofft
man kaum mehr von ihnen allein; die erhofft man vom Wirtschaftskampf:
wir vom Unterseebootkrieg, die Entente von der Blockade. Daß auch diese
Methoden nicht zur Vernichtung, höchstens zur empfindlichen Schwächung
und daraus resultierendem Nachgeben einer Partei führen können, beginnt
man auf beiden Seiten einzusehen. Der Grund ist derselbe, den wir oben
beim lebenden Material fanden: bei der Riesenhaftigkeit der Bestände und
der Möglichkeit der dauernden Ergänzung kann die Vernichtung doch den
Ersatz, vor allem nicht im Verhältnis zum Gesamtbesitz, soweit übertreffen,
daß eine Katastrophe eintreten müßte. Wir hoffen alle, daß bei England
doch infolge der Unterseebootblockade wenigstens die Gefahr der Aushungerung
eintreten wird — auch der Schreiber gegenwärtiger Zeilen hofft es — die
Tatsachen haben jedoch — bisher wenigstens — diese Hoffnung nicht erfüllt.

Aber selbst wenn das der Fall sein würde: eine radikale Vernichtung des
Gegners wäre damit noch nicht erzielt. Es bliebe nur bei einem Nachgeben
der einen Partei, einem Ausgang, der sich von dem unzweifelhaften Sieg
— wie er im Einzelkampf möglich ist — immerhin wesentlich unterschiede.
Nur phantastische Träumer hüben und drüben glauben wohl, daß man durch
die Blockade den Gegner wirklich „auf die Knie zwingen", „zu Boden
schmettern" könne. (Man beachte die Metaphern!) Man darf es wohl
aussprechen, daß keine Blockade ein ganzes Volk zur Niederlage im Sinne
der radikalen Vernichtung führen wird, es sei denn, daß der Sieger es
auf einen Pyrrhussieg abgesehen hätte, bei dem es ihm selbst aufs eigne
Weißbluten nicht ankäme. So schlimm es auch auf einer der beiden Seiten
kommen mag: die Ausrottung erscheint als ausgeschlossen. Damit aber wird
der SKg niemals ganz den Charakter des einseitigen Triumphes, stets den
Charakter eines Vertrags haben. Denn nur der tote Gegner scheidet
aus; auf den lebenden muß stets von Seiten des Gegners Rücksicht genom-
men werden, schon weil er spätere Rache befürchten muß. —

O

Formulieren wir das kurz, so könnten wir sagen: der Sieg im Millionen-
krieg wird kein „V ern i chtu n g ssi eg" sein — sosehr sich auch einige Radau-
politiker in solchen Phrasen gefallen — er wird ein Siegesvertrag sein,
d. h. ein Sieg, der nur im höchsten Falle ein Überwiegen der einen Partei,
kein Ausschalten der andern in sich schließt. D. h. also, jede der beiden
Parteien wird ihre Bedingungen stellen und die Frage wird sich nicht auf
ein „entweder — oder?" sondern auf ein „Mehr oder Weniger?" zuspitzen.
Das ist von Seiten der Mittelmächte weithin eingesehen. Bei uns fällt das
Wort „Vernichtung" kaum. Bei den Gegnern dagegen ist es trotz amtlicher
Widerrufe noch hoch im Kurs, wenigstens als Schlagwort für die Massen.

O

Immerhin, früher oder später wird sich überall diese hier theoretisch ab-
geleitete Erkenntnis durchsetzen, daß im Kampf zwischen Millionenheeren kein
Sieg im Sinne restloser Entscheidung, d. h. Vernichtung des Gegners, möglich
ist. Damit muß der Siegesvertrag zum Problem werden. Er findet
statt zwischen zwei stimmberechtigten Gegnern, nicht zwischen einem diktierenden
Sieger und einem sich unterwerfenden Unterlegenen oder völlig ausgeschie-
denen Partner. Als Sieg aber gilt nicht ein reales Herrwerden über den
andern, der Sieg wird repräsentiert durch ein Siegessymbol. Mag
dieses nun im Einzug in die fremde Hauptstadt, im Zahlen einer Ent-
schädigung, im Abtreten von Land bestehen: es bleibt zu beachten, daß alle
diese Dinge an sich in der Regel keine innere Proportion zu den gemachten

Anstrengungen haben, daß sie aber über ihren realen Wert hinaus einen idealen Wert als Symbol des Sieges besitzen.

Wenden wir das auf unsern speziellen Fall an. Je mehr sich die Erkenntnis durchringt, daß nicht die Unterwerfung des Gegners den Krieg beenden wird, umsomehr rückt die Frage nach dem Siegessymbol in den Bordergrund. Dieses war zuerst Belgien, und ist neuerdings — ob zu unserm Vorteil, bleibt dahingestellt — Elsaß-Lothringen geworden. Man kann heute bereits als wahrscheinlich annehmen daß Elsaß-Lothringen das Symbol des Siegs (oder wenigstens das wichtigste) sein wird. Eben darum hat es aber eine weit über seinen Realwert hinausgehende Bedeutung. Aus diesem Grunde ist Kühlmanns Formel, daß der Krieg heute um Elsaß-Lothringen geführt werde, richtig und doch nicht ganz: denn Elsaß-Lothringen ist zugleich das Symbol des Sieges. Das beißt, der Besitz dieses Landes ist nicht nur ein realpolitischer, er ist auch ein psychologischer Faktor.

Es ist eine psychologisch sehr merkwürdige Erscheinung, daß in diesem Kriege Sieg und Siegesbewußtsein in umgekehrtem Verhältnis sich verteilen. Die Mittelmächte erringen Erfolg um Erfolg, aber sie sind in weiten Kreisen nachgiebig gesinnt, bieten den Frieden an, verzichten auf den letzten Sieg: der Vielverband dagegen erleidet Schlappe um Schlappe, aber seine Diplomaten prunken mit Siegesgefühl, weisen den Frieden von der Hand und verkünden, rücksichtslos bis zum Endsieg durchzufechten. Wir können uns an dieser Stelle nicht eingehend mit der psychologischen Verursachung dieser widerspruchsvollen Tatsache befassen. Sie ist vielfältig: das Zahlenverhältnis, das in seiner Bedeutung überschätzt wird, die ökonomischen Schwierigkeiten der Mittelvölker, Massensuggestion bei den Ententevölkern, bewußte Reklametricks von seiten der Ententediplomaten: dies und noch vieles andre kommt zusammen. Wir sind fest überzeugt, daß diese Siegesstimmung auf Seiten der Ententevölker der realen Grundlage entbehrt, ein Jrrtum ist, und doch müssen wir auch diesen Jrrtum als wesentlichen Faktor in Rechnung setzen. Es ist nicht bloß so, daß die bramarbasierenden Reden der Lloyd George und Ribot Stimmung machen sollen in ihren Völkern; man darf auch nicht übersehen, daß sie nur möglich sind, weil eine Stimmung des Volkes sie trägt. Diese ist bereits vorhanden — wenn auch nur als trügerischer Rausch — aber man kommt durch solche Reden über zeitweiligen Katzenjammer weg in neue Räusche hinein. Und mit derart Berauschten haben wir's zu tun.

So entsteht die verzwickte Situation unsrer Tage. Wir haben die Symbole des Siegs in Händen, die Gegner aber behaupten mit bedeutsamem Nachdruck, sie hätten das wahre Recht darauf. Die reale Sachlage wird durch die seltsam konträre psychologische Sachlage ganz verschoben und jedenfalls außerordentlich kompliziert. Alles wäre in dieser Beziehung viel ein-

facher, wenn an allen Seiten die Heere an den Grenzen stünden. Dann wäre es offensichtlich, daß dieser Krieg, der nicht mit der Vernichtung eines der Gegner enden kann, unentschieden bleiben müßte. So aber geht's weiter um den Sieg, der nach Lage der Dinge nur ein symbolischer Sieg sein kann. Denn diese Tatsache gehört zum Begriff des Symbols: daß es kein reales Äquivalent für den Kampfesaufwand ist. Auch der Sieger ist im Falle des bloß symbolisch gewonnenen Sieges zum Teil Verlierer. Selbst wenn wir Belgien behalten oder Frankreich die Reichslande wiedergewönne, so wäre dieser Preis doch nicht entfernt ein Ersatz der gebrachten Opfer. Noch weniger aber wäre ein solcher Gewinn eine endgültige Erledigung des Gegners. Eben darum sind solche Siegessymbole meist die Ursachen zu neuen Kriegen geworden. Und je größer ein Land ist, umsoweniger wird es den Verlust verschmerzen. Auch hierin zeigt sich der Unterschied zwischen großen und kleinen Gegnern. Dänemark mußte den Verlust der südjütischen Provinzen zulassen: es war Bismarcks größte diplomatische Tat, daß er Österreich gegenüber auf jede Siegessymbolik verzichtete, selbst auf die bloß theatralische des Einzugs in Wien. Und es ist bekannt, daß er selbst Frankreich gegenüber daran dachte, sich lieber mit mehr Geld als mit Metz entschädigen zu lassen: Geld ist stets ein lösbarer Besitz, sein Verlust ist kompensierbar: ein verlorenes Land ist stets eine Wunde, die fühlbar bleibt, deren Dasein auch dann noch bewußt ist, wenn sie äußerlich vernarbt. Jn der Tat dürfte die Geschichte lehren, daß überall dort, wo der Gegner nicht völlig vernichtet ist, die Losreißung eines Landesteils als Siegessymbol sich nicht bewährt hat, außer dort, wo sie — wie im Fall Schlesien oder Elsaß — den natürlichen Bedingungen des Landes gemäß war. Vermutlich wird dieser Krieg zwischen zwei sich ungefähr gewachsenen Gegnern nur dann ein Ende finden, wenn es gelingt, für beide Teile ein entsprechendes Siegessymbol zu gewinnen. Für England wird die Befreiung Belgiens dasjenige sein, das wir ihm in der Hauptsache zuzubilligen geneigt sind. Für uns wird unter anderem die Behauptung von Elsaß-Lothringen das Siegessymbol sein. Es wird eine der schwersten Fragen der Friedensverhandlungen bilden, auch für Frankreich, das sich in Siegesträumen wiegt, ein Symbol zu schaffen, das ihm wenigstens einen Schein des Sieges läßt. Auch im Osten wird — falls Rußland nicht ganz zusammenbricht — die Frage des Siegessymbols von größter Wichtigkeit sein. Auch hier kann die Versuchung, das Symbol zu groß zu wählen, den Keim zu neuen Kämpfen in sich bergen.

Jndessen wollen wir hier bei unsern prinzipiellen Erörterungen bleiben. Der Siegesvertrag ist nur dann ein wirklicher Sieg, wenn er eine Dauer verbürgt. Siege wie die Preußens in den beiden ersten schlesischen Kriegen sind nur Scheinsiege. Der Grund dafür liegt darin, daß die Siege zwar

gewissen äußeren Tatsachen Rechnung tragen, daß sie aber nicht genügen, um die psychologischen Tatbestände umzuformen, so daß diese dauernd sich anders orientieren. Wir sehen es ja in diesem Kriege, von welch ungeheurer Bedeutung die psychologische Verfassung der Völker ist. Und zwar ist sie das jetzt mehr als je, denn infolge der Macht der Presse sind alle Völker sozusagen bewußter geworden. Die Presse, die Parlamente und die andern Organe der öffentlichen Meinung, auch diese vor allem durch die Presse, sind gleichsam das Bewußtsein des Volkes, zum mindesten das Oberbewußtsein, das sich in Handlungen umsetzen kann. Auch das muß in Rechnung gesetzt werden in diesem Kriege: nicht nur größer sind die Kontrahenten, sie sind auch bewußter. Und aus diesem Grunde spielen psychologische Dinge eine viel größere Rolle in diesem Krieg als je vorher. Es scheint uns, daß die Mittelmächte das nicht immer erkannt haben. Wir leiten daraus noch eine weitere Tatsache ab, die von Bedeutung für die Ausgestaltung des Sieges ist. Weil die Völker soviel bewußter geworden sind, haben sie auch ein weit besseres Gedächtnis als früher. Gedächtnis ist das Bewußtbleiben der Vergangenheit. Gewiß sind die Massen und auch die Tagespresse sehr vergeßlich. Aber eine andere soziologische Jnstitution übernimmt in den Völkern von heute die Funktion des Gedächtnisses: die Wissenschaft, und zwar vermittels der Schulen. Da diese viel höher entwickelt sind als je vorher, so ist auch das Gedächtnis der Völker besser. Jn früheren Jahrhunderten konnte — der Fall Elsaß-Lothringen beweist es — der Verlust einer Provinz auf Jahrhunderte von der Mehrheir des Volkes vergessen werden: der gleiche Fall beweist heute, wie und zwar gerade infolge des Einflusses der Schulen immer aufs Neue ein solcher Verlust dem Volksbewußtsein eingehämmert wird. Man rechne also nicht damit, daß bei eventuellen Annexionen der Feind das „vergessen" werde. Ein solches Vergessen ist bei wohlorganisierten, gebildeten Völkern nicht mehr so leicht wie ehemals. Und gerade das macht den Fall Elsaß-Lothringen so kompliziert. Selbst wenn — was wir für undenkbar halten — die Reichslande an Frankreich zurückgegeben würden, so würden wir jetzt diesen Verlust nie vergessen; Frankreich würde beständig zu zittern haben um diese Lande, würde keine ruhige Stunde mehr finden, müßte immer befürchten, daß wir die nächste politische Konstellation benutzen würden, ihm seinen Gewinn wieder zu entreißen. Jm Grunde weiß man das in Frankreich und sieht daher ein, daß nur völlige Vernichtung Deutschlands diesen Gewinn garantieren könnte. Da dieser Fall aber ausgeschlossen ist, so ist der Anspruch Frankreichs ein logischer Widersinn. Jn noch höherem Grade als in Frankreich würde bei uns das organisierte Volksgedächtnis den Verlust festhalten. Gerade das höhere Bewußtsein der Völker schafft ganz neue Sachlagen, die bei der Ausgestaltung des Friedens in Rechnung gesetzt werden müssen. Der

Sieger muß sich klar sein, daß der Besiegte heutzutage nicht vergessen wird, nicht vergessen kann.
Aus dieser Tatsache, daß man in den Völkern nicht mehr wie einst gleichsam mechanisch bewegte, sondern höchst bewußte Massen zu sehen hat, folgt die weitere, daß auch ein Sieg mit diesem Bewußtsein rechnen muß. Eine hochgradig bewußte Gesellschaft laßt sich nicht von außen einen Frieden diktieren, nimmt nicht hin, was ihr geboten wird, und vergißt bald das Frühere. Eben darum kann heutzutage ein Sieg nicht eine von außen aufgezwungene Machtwirkung sein: ein solcher Sieg wäre etwas halbes, würde nur einen Übergangszustand schaffen, der unerträglicher wäre als der Krieg selber. Aus diesem Grunde kann, da ein Vernichtungssieg ausscheidet, nur ein Versöhnungssieg dauernde Garantien bieten. Wir haben in neuster Zeit mehrere der Art gehabt. Der Frieden nach dem deutsch-österreichischen Krieg wurde bereits erwähnt; man könnte auch an den Sieg der Briten über die Buren denken, nach welchem der Sieger bis auf einige mehr oder weniger als formal empfundene Oberrechte dem Besiegten alles beließ, was er vorher gehabt hatte. Versöhnung aber braucht nicht völligen Verzicht zu bedeuten. Es können unter Umständen sogar große reale Werte weggenommen werden, vorausgesetzt daß die ideellen Begleiterscheinungen den Gegner nicht zu sehr verletzen. Man denke daran, wie rasch Rußland über den Verlust der Mandschurei hinwegkam, darum, weil der Friede nicht als Demütigung empfunden wurde, was mancherlei Gründe hatte. Auch für uns braucht ein Friede nach diesem Kriege kein Verzicht auf Neuerwerb zu sein. Aber es wird darauf ankommen, diesen Gewinn diplomatisch, juristisch und publizistisch so hinzustellen, daß der Gegner sich nicht völlig gedemütigt fühlt. Das Schwert erkämpft den Frieden, aber für den Friedensschluß selber muß es in die Scheide gesteckt werden. Die Siegesfrage in diesem Kriege wird nicht dahin lauten, einen möglichst hohen Gewinn einzuheimsen, sondern einen solchen Frieden, der bei einem Mar'mum an realem Gewinn für den Sieger ein Minimum von Demütigung für den Gegner bedeutet. Wir reden viel von Sicherung unserer Grenzen, die einen künftigen Krieg verhüten soll. Man muß sich klar darüber sein, daß die realen Garantien die idealen nicht aufwiegen. Wir überschätzen die ersteren. Aber haben wirklich die „realen" Garantien der Metzer und Straßburger Forts die Kriegslust der Franzosen niedergehalten? Und meint man im Ernst, deutsche Kanonen in Zeebrügge und Antwerpen würden, so stark sie sein mögen, die Kriegsneigung der Engländer dämpfen? Wir diskutieren hier nicht die Kr>'egsziele. Wir betrachten nur objektiv und theoretisch die Möglichkeit, unsern Sieg in einen dauernden Frieden überzuführen, und stellen eben dafür den Leitsatz auf, daß wichtiger noch als der reale Abschluß, der territoriale oder finanzielle Gewinn, der psychologische Abschluß sein wird, die seelische

Disposition, in der der kommende Friede Europa finden
wird. Es ist von unserer Reichsleitung die Bereitwilligkeit zur Abrüstung
offen ausgesprochen worden. Jndessen ist zu bedenken, daß diese nur Sinn
hat, wenn die psychologische Borbedingung geschaffen ist. Wir haben im
Fall Jtalien und Rumänien zu deutlich gesehen, daß selbst die eindringlichsten
äußeren Tatsachen, unsere glänzende militärische Lage, es nicht vermochten,
über die psychologische Disposition zum Kriege Herr zu werden. Es ist heute
wohl kein Sakrileg mehr, wenn man es offen ausspricht, daß Deutschland den
Krieg militärisch bewundernswert vorbereitet hatte, daß aber die psychologische
Borbereitung, von der die diplomatisch-politische nur ein Teil ist, fast alles
zu wünschen übrig ließ. Unser Sieg darf nicht bloß ein militärischer bleiben,
er muß auch ein psychologischer sein: er muß die Gegner umstimmen, was
freilich nicht durch schulmeisterliche Belehrung und aufdringliche Propaganda
geschehen kann. Das Thema ist weitschichtig und führt hier zu weit. Von
England insbesondere ist hier viel zu lernen, und was da zu lernen ist,
deckt sich nicht, immer ganz mit kleinbürgerlicher Biederkeit. Hier wollten
wir nur ganz prinzipiell das eine festlegen: Sieger werden wir in diesem
Kriege erst dann sein, wenn wir die Gegner nicht nur militärisch geschlagen
haben, nein erst dann, wenn wir ihre Gegnerschaft gebrochen haben werden,
d. h. wenn wir auch psychologisch, nicht nur militärisch, ihnen unsern Lebenswillen verständlich gemacht haben. .

Franz Bolgär,
wirklicher Geheimrat, Staatssekretär a. D.:

Karl Grecsäk, kgl. ungarischer Justizminister.

Jch habe nicht die Absicht, den ungarischen Justizminister als Juristen zu
würdigen, noch von seiner Tätigkeit auf dem Gebiete der Rechtspflege zu sprechen.
Das kann ich schon darum nicht, weil ich hierzu nicht berufen bin. Das obliegt
anderen Personen. Kennt ihn doch in Ungarn ein jeder Jurist sehr wohl. Die maßgebenden Kreise wußten genau, warum sie ihn, der in seiner stillen Zurückgezogenheit sich nur der Wissenschaft und der Justizpflege widmete, zum ersten Mitarbeiter
des Juftizministers Dr. Väzsonyi erkoren und ihn — als dieser sich der Mission
eines Wahlrechtsreform-Ministers unterzog — in diesen schweren Zeiten mit der
Leitung des ungarischen Justizwescns betrauten. Ein anderer Kandidat wurde
gar nicht erwähnt; man hörte nur seinen Namen. Die gesamte öffentliche Mei»

nung, die Richter und die Juristen kandidierten nur ihn. Er war kein Parlamentarier
war nicht der Mann der Öffentlichkeit, sondern ein einfacher, in der Stille wir-
kender Richter, und doch wünschte man einstimmig seine Berufung. Und er konnte
sich mit vollem Selbstbewußtsein in den Ministerstuhl setzen, weil er von der Wür-
digung, von der Achtung all Jener getragen wurde, die ihn kannten und daher in
ihn ihr Vertrauen setzten. Er hat keinen Feind. Er hat nur Freunde.
Unter die Letzteren gehöre auch ich, und zwar seit langen Jahrzehnten. Als
ich vor 35 Jahren aus der Armee austrat und mit der Absicht heimkehrte, die poli-
tische Laufbahn zu betreten, war Karl Grccsäk der erste Politiker, zu dem ich in nähere
Beziehungen geriet. Er war damals als Abgeordneter Mitglied der unter Führung
des Grafen Apponyi, des jetzigen Unterrichtsministers, stehenden gemäßigten
Opposition und leitete im Auftrage der Partei das deutschsprachige Organ der-
selben, das „Budapester Tagblatt". Er war auch Leitartikelschreiber desselben
und verfaßte für die erste Nummer das Programm. Das Blatt war zu dem Zwecke
gegründet worden, die deutschsprechende Bevölkerung Ungarns für die Partei
zu gewinnen und — da die übrigen Budapester deutschen Zeitungen auf Seite
der Regierungspartei standen —, dem ausländischen Publikum die Politik der
ungarischen Opposition zu erläutern. Für diese Aufgabe hätte man keinen ge-
eigneteren Mann suchen können, als den jungen, scharfsinnigen, alles rasch auf-
fassenden, federgewandtcn Abgeordneten, den seine Geburtsstadt Versecz im Jahre
1881 als jungen Advokaten, auf Grund des Programms her gemäßigten Opposition
zum Abgeordneten gewählt hatte. Im Reichstage wurde Grecsäk, der nur 26 Jahre
alt war, Alters - Schriftführer und machte sich so stark bemerkbar, daß Desiderius
Sz^l^gyi, einer der hervorragendsten Parlamentarier Ungarns, der später
als Iustizminister die kirchenpolitischen Reformen initierte und durchsetzte — ihn
seiner ganz besonderen Wertschätzung würdigte. Als später die Wege Szilägyis
sich von jenen des Grafen Apponyi trennten und Grecsäk dem Ersteren folgte, be-
wahrte ihm Szilägyi seine volle Freundschaft, wie er sie wohl für keinen anderen
hegte und die bis zum Tode Szilägyis unwandelbar blieb.
Jch machte Greeses Bekanntschaft, als ich ins „Budapester Tagblatt" als
militärischer und bald nachher als interner Mitarbeiter eintrat. Wir wurden bald
Freunde. Jch habe ihm sehr viel zu verdanken. Er war mein politischer Mentor
und mein erster Gönner. Als wir nebeneinander arbeiteten, fand ich gar viel
Gelegenheit, seinen festen Charakter, seine unendliche Herzensgüte und seine großen
Geistesgaben kennen zu lernen. Wer mit ihm in Verbindung kam, konnte ihn nur
lieben und achten. Jch bewunderte schon damals seinen rasch arbeitenden, diszi-
plinierten Verstand, sein außerordentliches Erinnerungsvermögen, und was ich
insbesondere betone, seine Fähigkeit zu raschen Entschlüssen. Jch habe im Leben
wenig Männer gekannt, denen das Zaudern so fremd gewesen wäre, wie ihm. Wenn
er eine Sache überlegt und erwogen hatte, so war sein Entschluß gar bald gefaßt.

Franz Bolgär
Karl Grecsak
Er war expeditiver als irgend wer. Jch glaube, daß er in seinem ganzen Leben keine Restanzen gelassen hat. Der rasche Gang seiner Gedanken und Taten wurde durch seine journalistische Tätigkeit, die zumal bei einem Schriftleiter einen Aufschub auf morgen nicht duldet und rasche Entscheidungen und Verfügungen fordert, noch beschleunigt. Es war eine Freude, mit ihm zu arbeiten, da er überdies ein lebendiges politisches und juridisches Lexikon war und es bis heute geblieben ist. Die Partei und das „Budapester Tagblatt" vernahmen im Jahre 1891 mit lebhaftem Bedauern, daß ihn Desiderius Szilägyi zum Richter am Szegeder Appellgerichtshofe zu ernennen gedenke. Grecsäk wollte anfangs ablehnen, da er von uns nicht scheiden mochte, aber schließlich gab er dem Drängen Szils,gyis nach. Die warmen Worte, mit denen er mir die Jnteressen des Parteiblattes, dessen Leitung von der Partei mir übertragen wurde, ans Herz legte, klingen mir noch heute in den Ohren. Als seine Ernennung zum Appellgerichtsbeisitzer schon fast eine vollendete Tatsache war, regten sich in Grecsäks Seele Bedenken, ob er wohl recht tue, der Politik den Rücken zu wenden. Szilägyi, der unser Freundesverhältnis kannte, beauftragte mich, Grecsäk zu sagen, „er möge keine Narrheiten machen," die juridische Laufbahn könne einen Mann, der berechtigt ist, vorwärts zu kommen, und berufen ist, dem Vaterlande hervorragende Dienste zu leisten, nicht verhindern, sich wieder der Politik zuzuwenden; er habe Grecsäk stets als einen solchen Mann gekannt und „erwarte noch viel von ihm". Diese Worte eines Szilägyi bestimmten Grccsäk dann, nach Szeged zu gehen. Sechs Jahre später kam er wieder nach Budapest, und zwar zum Obersten Gerichtshofe, und jetzt ist er Justizminister. Die Tatsachen haben die Worte Szilägyis gerechtfertigt, aber auch das Verhalten Grecsäks.

Und ich werde durch die Tatsachen ebenfalls gerechtfertigt werden, wenn ich sage, daß das Land und das ungarische Justizwescn von der ministeriellen Tätigkeit Karl Grecsäks viel erwarten können. Er ist wohl sehr einfach und sehr bescheiden, aber der hochwichtigen Aufgabe, welcher er sich vor einigen Wochen unterzogen hat, durchaus gewachsen. Seine Fachgcnossen, die ungarischen Richter und die ganze Juristenwelt, die wohl am besten berufen sind, ihn zu beurteilen, haben seine Ernennung zum Justizminister mit einer geradezu bewältigenden allgemeinen Freude und Zufriedenheit begrüßt. Und mit Recht. Das hohe Vertrauen, das man ihm entgegenbringt, verpflichtet ihn auch diese Pflicht in vollstem Maße erfüllen.

IS

August Adelsberger (Baden-Baden):
England, der große Verführer.
Allerheiligen 1917! Wie Sturmesbrausen und Jubelruf eilt die Kunde
von dem glorreichen Siege der Verbündeten am Tagliamento durch die
deutschen Lande, reines Sonnengold durchflutet aufheiternd die Gaue unseres
Vaterlandes, als wollte der Himmel selbst die leuchtende Siegesfackel voran-
tragen. Das Vertrauen auf die gottgesegnete Kraft unseres Volkes, das
Bewußtsein unserer ehrlichen Absicht gibt unserer Seele die stolze Befriedigung
über die vollbrachte, hehre Tat. Historische Erinnerungen lassen das glanz-
volle Kaiserwm der Hohenstaufen in unserem Geiste wieder aufleben, das
im Niederbrechen der Trutzburgen Verona, Mailand und Pavia ein römisches
Weltreich durch deutsche Kraft errichten wollte. Wie damals, so tragen auch
heute deutsche Söhne das Banner des Sieges auf der Via Ämilia gegen
die gleichen Trutzburgen vor, aber n'cht, um im welschen Lande den Grund-
stein einer Weltmacht einzumauern, sondern, um ein degeneriertes Volk zu be-
strafen für den schmählichen Verrat, den es an einem ehrlichen Freunde be-
ging, aufgehetzt durch eine volksfeindliche Regierung, die um schnöden Mammons
willen das Glück und die sorgenlose Zukunft eines Landes verschacherte.
Aber in den Becher der berechtigten Freude fällt doch so mancher bittere
Tropfen des Leides, besonders an dem Tage, da mit verhaltener Trauer
mancher zurückdenkt an die hoffnungsfreudigen Lieben, die in das Todesreich
eingegangen sind, um das Leben des Vaterlandes zu retten. Und manche
gequälte Frauenbrust schickt in diesen einsamen Stunden inbrünstige Gebete
in die Unendlichkeit des unergründlichen Himmelsblaus und ein banger Seufzer
lispelt die wehmutsvolle Frage: Warum!
Warum? Die Antwort mögen die englischen Machthaber geben, die in
rücksichtsloser Grausamkeit die Jugend der Völker hinschlachten, die einst Blut-
zeugen gegen diese Bestien des Menschengeschlechtes sein werden. Hat englische
Intelligenz, englische Betriebsamkeit deshalb das Gold der ganzen Welt zu-
sammengeraubt, damit es der Verführer werde, der die Völker Europas an
einen fürchterlichen Abgrund bringen sollte? Was frägt der Pietät heuchelnde
Engländer nach Recht und Menschlichkeit, wenn sein Vorteil auf dem Spiele
steht, was frägt England nach Europa bei diesem Kampfe um Sein und
Nichtsein seiner Weltmachtstellung, die nicht Weltgeltung, sondern Weltbe-
herrschung bedeutet.
Die deutsche Regierung wollte vor Jahresfrist in der Erkenntnis, daß
bei der Weiterführung des Krieges Europa nichts zu gewinnen, aber unendlich
viel zu verlieren hat, dem Feinde goldene Brücken bauen und den, Krieg

beenden. Aber die kreischende Stimme englischer Machthaber übertönte den zarten Ruf der Menschlichkeit, damit das Gewissen der Völker nickt erwachen sollte und zur Würdigung der Größe des ehrlichen und wahrhaftigen Angebotes gelangen würde. Das Angebot des deutschen Kaisers war ein Strich in die wucherische Falschrechnung der Verbandsregierungen und bedeutete einen fatalen Eingriff in deren Eroberungspläne. Deshalb mußte die vornehme Absicht in Böswilligkeit, die Wahrheit in Lüge gewandelt werden.
Schwäche hieß es, die Bankerotterklärung der Kraft nannte man die Triebfeder des deutschen Antrages und unerfüllbare Ansprüche erstickten den Friedensruf der hochgesinnten deutschen Regierung. Daß es nicht Schwach» heit oder gar Schwäche war, was Deutschland zu seinem Angebote bewog, das haben die mächtigen Schläge des Jahres 1917 bewiesen. Zieht der von England verführte Verband die Bilanz aus den Geschehnissen dieses Jahres, so tritt ein großes Minus auf die Habenseite, gegenüber dem Ausweise beim Ausgange des letzten Jahres.
Wäre auf Grund des deutschen Angebotes eine Einigung zu Stande gekommen, dann lebten heute noch eine Million braver Menschenkinder, St. Quentin, Bapaume, Peronne, Lens, Douai, Dünkirchen und viele andere Orte lägen nicht in Schutt und Asche, als Faustpfand hätte die Entente noch Ostgalizien, die Bukowina und das Küstenland mit Görz, Riga wäre noch ein grünes Blatt in Rußlands welkendem Kranze, die Verheerungen der fürchterlichen Revolution, die das große Slavenreich durchtobt, wären in ordnende Bahnen gelenkt, Jtalien stände nicht vor dem gleichen Abgrund, Venetien wäre nicht überrannt durch die ungestüme Kraft des Germanentums, die europäischen Völkerschaften hätten 1l)l) Milliarden weniger Schulden, der Unterseebootskrieg hätte nicht die Wirtschaftskraft unserer Feinde vermindert und ungeheure Entbehrungen wären den Völkern Europas erspart geblieben.
Wehe den Machthabern, wenn die Völker Rechenschaft verlangen für die maßlosen Opfer, zu denen man sie mit List, Lüge und Betrug gezwungen hatte.
Mit Staunen füllt sich das Sinnen des Beschauers, daß es eine entartete Regierung vermag, ein betörtes Volk am Gängelbande zu führen, wie es derzeit mit den Franzosen geschieht. Das Auge dieser Nation muß den Blick für das wirkliche Geschehen gänzlich verloren haben, denn sonst wäre es unmöglich, daß seine Regierung das Volk Sieger nennen kann, nachdem der Feind im Herzen seines Landes, an den Ufern der Aisne steht. Ständen die Franzosen an der Weser, so könnte keine deutsche Regierung dem geringsten Bürger in Deutschland sagen, wir seien die Sieger, ohne Zorn und Verachtung heraufzubeschwören. Der vielgeschmähte autokratisch regierte Deutsche hat mehr Rechte und verlangt viel größere Verantwortung von

seiner Regierung, als es in den vielgerühmten demokratischen Staaten des
Westens geschieht, wo mit der Freiheit des Demokraten Schindluder getrieben
wird und wo eine eigennützige Oligarchie und eine gewissenlose Oberschicht
die Völker knebeln und entrechten kann.
Der deutsche Militarismus muß zusammengebrochen werden, diese dunkle
Gewalt, die es vermochte, über 40 Jahre ein Hort des Friedens in Europa
zu sein.
Leichtfertig hätte Deutschland die Welt in den Krieg gestürzt, sagte der
englische erste Minister, wahrscheinlich, weil es die Kühnheit hatte, sich nicht
besiegen zu lassen. Um des lieben Friedens willen war Deutschland überall
in der Welt zurückgetreten, hatte zugeschen, wie die anderen die Erde ver-
teilten, und nahm nur die Brocken für sich, die andere übrig gelassen haben.
Erst als Deutschland auch einen Platz an der Sonne begehrte, als es in der
marokkanischen Affäre auch Rechte geltend machte, da entbrannte der Zorn
Englands über diese Anmaßung in wildem Aufruhre und mit einer herrlich
gespielten Entrüstung wurde über das gefräßige Deutschland hergezogen, das
friedlich zugesehen hatte, als Frankreich Anam, Tongking, Madagaskar, Tunis
sich in Besitz brachte, dabei vielfach mit England in Kollision geriet und
Italien in die Hände von Deutschland und Österreich-Ungarn trieb und den
Dreibund dadurch ermöglichte, von England gar nicht zu reden, das in seinem
Herrenwahn die ganze Erde als eine Domäne seiner Willkür betrachtete, mit
raffiniertesten Mitteln sich in den Besitz des reichen Ägyptens und des Sudans
setzte und das, in wilden Flüchen Deutschland der Eroberungslust bezichtend,
die erste Annexion in diesem Kriege ausgesprochen hat, durch die endgültige
Besitzergreifung Ägyptens. Deutschland hatte in emsiger Friedensarbeit seinen
Bergbau vervollkommnet, seine Schiffe waren bevorzugt auf allen Handels-
wegen des Weltmeeres, die großen Kolonien unserer heutigen Feinde wurden
von deutschem Arbeitsgeist durchdrungen und der Nutzung des deutschen
Kapitales zugeführt.
Als ich im Jahre 1902 im Hafen von New-Pork einen englischen Dampfer
besuchte, lag friedlich neben dem englischen ein deutsches Handelsschiff und'
ich höre noch die Worte des englischen Kapitäns, der zu meinem Begleiter
sagte: „Dieser verdammte Deutsche brauchte hier auch nicht zu liegen", ein
typisches Beispiel englischer Gesinnung.
Daß ein ernstlicher Wettbewerber an den Ergebnissen der Weltmärkte
mit teilnehmen wollte, auf die Dauer sogar einen Vorsprung zu erzielen vermochte,
das war die einwandsfrei festgestellte Ursache, die den Zorn und den Neid
Englands herausforderte, und es mußte der Anlaß gefunden werden, Deutsch-
land zu isolieren und zu vernichten. Als dann König Eduard VH., unseligen
Angedenkens, in seinem ungeklärten Hasse gegen das verwandte Deutschland
Unsummen Staatsgelder ausgab, um die Wogen des Panslavismus hochzu-

peitschen, die Räuberstaaten an Österreichs Peripherie zum Meuchelmord zu erziehen, in spitzfindiger diplomarischer Kunstfertigkeit den uferlosen Rachedurst der Franzosen mehrte und die evtente ooräisle schuf, in Belgien Großmachtsgelüste erzeugte und als sein Thronerbe die Machthaber des Vaters beibehielt und sich als Vollstrecker des väterlichen Vermächtnisses bezeugte, da war der Kriegszustand in Europa bereits eingetreten, und mit welch tiefem Bedauern sah England in der Marokkoangelegenheit die Einigung zwischen Deutschland und Frankreich sich vollziehen.

Auf England fällt die alleinige Schuld an diesem fürchterlichen Kriege und auf Frankreich die Verantwortung.

Nur durch das Wachhalten der Revancheidee konnte sich das politische Gesindel zusammenfinden, das sich zu dem freventlichen Werke vereinigt hatte, Deutschland zu berauben. Und wie der Krieg 1870/71 letzten Endes den Zweck verfolgte, Deutschland zu zertrümmern, so war es auch 1914 gemeint. Jn raschem Siegeslaufe sollte durch die Übermacht Deutschland zu Boden gestreckt werden im ureigensten Jnteresse großbritannischer Machtstellung. Für diesen Selbstzweck sollte Europa bluten, sollten dessen Völkerschaften hingeschlachtet werden, damit auf der blutgedüngten Erde und mit den zerschlagenen Trümmern der europäischen Staatenwelt der unantastbare Weltmachtsbau Englands errichtet werden würde. Aber England, dieser gleißnerische Verführer hat sich verrechnet, er muß selbst für das Unheil büßen, das er anderen zugedacht hatte, und er muß selbst sich verbluten für die einzige Ehrlichkeit seiner Politik, Wort gehalten zu haben und in den Krieg mit eingetreten zu sein, entgegen altenglischer, altbewährter Gepflogenheit des Zuwartens. Mit verschränkten Armen zusehen, wenn andere sterben, wie die Hyänen das Blut der Ermatteten aussaugend, das war englische Politik. England ist sein eigener Freund und der Feind aller Staaten und so hoffte es, daß Deutschland, die Doppelmonarchie, Frankreich und Rußland zu Grunde gingen, denn der Niedergang aller war das Endhoffen dieses gewinnsüchtigen Jnselvolkes, das so vorteilhaft die Geste des Edelmannes zu zeigen versteht. Sein Geld, seine rücksichtslose Gewalt haben mit dämonischer Kraft alle Staaten der Erde in diesen Kampf gezogen, aber unterliegt England, d. h. siegt es nicht, dann werden sich die Gepeinigten üher den Peiniger hermachen und die Betrogenen werden Ersatz verlangen von dem Betrüger.

Englands erstes und letztes Kriegsziel ist es, Deutschlands Handelsbeziehungen in der ganzen Welt abzubinden und zu vernichten, und dazu ist das verwerflichste Mittel gut genug, wenn es dem Endzwecke dient. Und da mit ehrlichen Waffen der Sieg Englands nicht möglich ist, soll ein Wirtschaftskrieg nach dem Kriege vollenden, was mit den Waffen nicht zu erreichen war. Das stolze Albion möge seine Verwegenheit nicht zu weit treiben, denn es könnte auch anders kommen, als es so klug ausgedacht ist.

England, der große Verführer
August Adelsberger
Die Kontinentalsperre Napoleons I. hat Englands Handel auf Jahre zurück-
geworfen und auch dieser Krieg ist der Entwickler unbegrenzter Möglichkeiten.
Jn der schamlosesten Weise hat England den ehrlichen, guten Namen
Deutschlands in der Welt geschändet und das soll dem gewissenlosen Ver-
leumder niemals vergessen werden. Es wird der Tag kommen, da im Glanz
der Wahrheit Deutschland sich erheben wird und da unsere, Feinde bedauern
werden, die Hand zu Deutschlands Vernichtung geboten zu haben. Wenn
Europa an diesem Kriege nicht zu Grunde geht und sich nochmals erheben
kann, so dankt es dies der deutschen Kraft, dem vielgeschmähten deutschen
Militarismus, an dessen Stärke der französische und russische Militarismus
und der englische Marinismus zerschellen sollte zum Trotze des englischen
Verführers und zum Heile der europäischen Menschheit. Wäre Deutschland
in diesem Kriege unterlegen, dann wäre der Krieg noch nicht zu Ende ge-
wesen und es hätte sich an diesem Kriege ein neuer Krieg entzündet, der
Krieg unter den Siegern, denn die Erfahrung lehrt, daß Räuber im Ver-
teilen einer reichen Beute sich immer gegenseitig zerfleischten. Europa aber
wäre der Leidtragende gewesen und vielleicht zu einer anglo-amerikanischen
Kolonie geworden. Europa, das vor dem Kriege Rentenempfänger von
amerikanischem Gute war, gibt heute seine Rente nach Amerika und es wird
aller Willensstärke, aller Willenskraft, des Zusammenschlusses der vereinigten
Völker Europas bedürfen, sich aus den Fesseln der Abhängigkeit zu befreien.
England verlangt in seinem ungebrochenen Größenwahn: keine Verhand-
lung ohne Räumung der besetzten Gebiete in Frankreich und Belgien. Dem
gegenüber postulieren wir: keinen Frieden mit England ohne Räumung fran-
zösischen und belgischen Bodens. Das erste Verlangen Englands ist ein
Traumgebilde, die zweite mögliche Forderung Deutschlands wird sich erfüllen.
Wenn dieser Krieg zu Ende ist, dann werden wir gerne die französische Erde
verlassen und wir geben Belgien preis, wenn wir die Gewißheit haben, daß
es keine Vorstellung und Brücke Englands wird.
Wir hoffen, daß die verblendeten Franzosen noch vor dem Zusammen-
bruche die Leuchte der Erkenntnis schauen werden und sich der schlangen-
haften Freundschaftsbande Englands entwinden und nicht einem unerreich-
baren Phantome nachjagen, sondern Rettung suchen in Verträgen mit dem
Feinde. Die weitgehende selbstlos erscheinende Freundschaft, die England
zur Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen darbietet, ist ein Köder, der den
Eitelkeitstrieb der wahnbetörten französischen Nation zu steigern sucht, um
diese im Dienste Englands zum Durchhalten zu zwingen.
Es ist keine kühne Prophezeiung: Ehe die Sonnenglut des nächsten
Sommers das Laub der Bäume färbt, wird auch Frankreich blutend zu-
sammensinken, wie es Montenegro, Serbien, Rumänien und Rußland ergangen
ist und wie das Schicksal in diesen Tagen über Jtalien beschließt. Wünschen
SS

wir deshalb beim Niedergange dieses Jahres, daß bessere Einsicht den Haß besiegt und die Brücke der Verständigung bald beschritten wird zum Wohle der gepeinigten Menschheit. Deutschland will nicht den Untergang des Feindes, es will, daß jeder glücklich leben soll, so glücklich, als es selbst sein will. Europa hat einen gemeinschaftlichen Feind und das ist England, der große Verführer. Jhm ist es zu danken, wenn der Krieg zu dem Ergebnisse führen wird, daß Europa unter den Kontinenten der Erde nicht mehr der Vorberechtigte, sondern der Gleichberechtigte ist, und wenn der Menschheit künftig das düstere Schauspiel einer hinsiechenden Rasse geboten wird, die Abenddämmerung einer hochgestiegenen Kulturwelt, der sterbende Romanismus.

Richard May.

Die Entwicklung zur Weltpolitik.

„Es ist doch ein gutes Ding um den Frieden, den wir abgeschlossen haben, aber man muß sich das nicht merken lassen." So äußerte sich Friedrich II. nach Hubertusburg zum Legationsrat Hertzberg. Man hat auf diese Äußerung des großen Königs in jüngsten Tagen wieder hingewiesen, wenn von Verständigungsfrieden die Rede war. Beurteilt man die Ergebnisse des siebenjährigen Ringens einzig und allein nach dem Wortlaut jenes Friedensschlusses, dann kann man fast wie Dietrich Schäfer in seiner deutschen Geschichte davon sprechen, daß der zweite Friedrich nichts, gar nichts erreicht hätte. Und doch wäre eine solche Betrachtung ungerecht. Auf jenem Friedensschlusse baut sich die deutsche Vormachtsstellung Preußens auf. Er wird zum Wendepunkt unserer Geschichte. Gewiß, hundertzwanzig Millionen Taler Kriegskosten und verwüstete Provinzen gingen zu Lasten des Hohenzollernstaates, der sich gegen eine Welt von Feinden siegreich behauptet hatte. Aber man vergißt so gern, daß erst die folgenden Jahrzehnte die Ernte dieses Krieges reifen ließen. Gewaltig war der Machtzuwachs bei der ersten Teilung Polens: Westpreußen und die Netzedistrikte ohne Danzig und Thorn. Statt der hundertachtzehntausend Quadratkilometer mit 2^4 Millionen Einwohner, die der achtundzwanzigjährige Hohenzoller als Erbe übernommen hatte, überließ er dem Nachfolger hundertvierundneunzigtausend Quadratkilometer mit nahezu 5^/2 Million Seelen. Und mehr als das. Was Preußen geworden war, zeigte die Gründung des Fürstenbundes 1778, als sich Hannover und Sachsen sowie zahlreiche kleinere Staaten mit katholischen und protestantischen Fürsten an der Spitze an Preußen anschlossen. Ebenbürtig stand es nun neben

Österreich in den deutschen Landen, während es noch unter Friedrich
Wilhelm ein Vasall gewesen war, den man fürchtete, aber schließlich
zu lenken wußte.
Vielleicht kann man sagen, daß die eigentlichen Früchte der Siege
bei Roßbach und Leuthen erst Friedrich Wilhelm II. zugefallen sind. Die
zweite und dritte Teilung Polens schob Preußen weit über die Weichsel hin-
aus nach Osten vor und verlegte sein Schwergewicht in östlicher Richtung.
Aber der Staat selbst war innen ausgehöhlt. Schon in den Koalitionskriegen,
als das legitimistische Prinzip sich gegen die Jdeen der französischen Revo-
lution wandte, trat dies klar zutage. Vielleicht hatte gerade dieser Versuch
der alten Dynastie, in die Geschicke Frankreichs einzugreifen, mit dazu geführt,
daß aus der Überspannung demokratischer Prinzipien jenseits des Rheines der
nationale Gedanke machtvoll emporwuchs. Jena und AuerstLdt haben dann
das Schicksal des alten Preußens entschieden. Es war das große Geschick
Steins und nach ihm Hardenbergs, daß sie die freiheitlichen Regungen der
neuen Zeit aufgriffen und sie dem großen nationalen Gedanken nutzbar
machten, daß sie erkannten, wie notwendig die Mitarbeit des gesamten Volkes
wäre, wenn man Preußen die Stellung der friderícianischen Glanzzeit zurück-
gewinnen wollte. Als die geschlagenen Regimenter Gendarmes und Garde
du Corps durch ihre Garnisonstadt Berlin zogen, wurden sie noch von der
Menge verhöhnt. So wenig Zusammenhang bestand zwischen Heer und Volk.
Die Scharnhorstschen Reformen schufen Wandel. Und der Freiheitskrieg
wurde, wie es Körner ausdrückte, aus dem Krieg der Krone zum Kreuzzug
der Nation. Es ist kein Zufall, daß in jenen Tagen, in Philosophie und
Dichtung wie in der Politik, die Erinnerung an die Kaiserzeit der Sachsen
und Staufen zum nationalen Traum wurde, der nun ein Menschenalter hin-
durch die Seelen bewegte.
Die Frucht der Siege in Schlesien, bei Leipzig und am Rhein war
die Zurückgewinnung der verlorenen Länder und neuer zukunftsreicher Gebiete.
Daß die polnischen Provinzen bei Rußland blieben, war ein Gewinn, das
Schwergewicht wurde wieder in Preußens eigentliche Ausgangsstellung zurück-
verlegt. Und wieder, wie nach dem Hubertusburger Frieden, wurde Preußens
neue Machtstellung sichtbar, als es in die heilige Allianz trat. Die Ent-
wicklung dieses Bündnisses ist dann freilich andere Wege gegangen und hat
der inneren Politik durch die persönlichen Einwirkungen Alexanders und
Nikolaus', wie des allmächtigen Metternich auf Jahrzente hinaus ihren Stempel
aufgedrückt.
Erst 1848 ward dieser Bann gebrochen, und es ist nur ein scheinbarer
Widerspruch, wenn der Wille zur Freiheit in der Nation begleitet wurde
von dem Willen zu einer starken auswärtigen Politik. Jm Gegensatz zu

den Kabinetten haben die Liberalen und Demokraten jener Jahre Bronzell
und Jdstedt als eine öffentliche Angelegenheit empfunden und mächtig be-
gehrte das deutsche Selbstbewußsein auf, als Malmö und Olmütz Tiefpunkte
dieser Entwicklung kennzeichneten. Zum erstenmale wieder richteten sich die
Augen auf die See. Zum erstenmale wurde die Flagge als nationales
Heiligtum empfunden. Schon hatte Preußen durch den Kauf Wilhelmshavens
an der Nordsee Fuß gefaßt, aber es war ein Außenfort, ohne Zusammen-
hang mit dem eigentlichen Gebiet. Erst der dänische Krieg brachte Preußen,
und nun endgültig, die Möglichkeit zu einer überkontinentalen Entfaltung.
Mit raschen Schlägen ging es vorwärts. Das Jahr 1866 entschied über
Preußens deutschen Beruf. Österreich wurde aus dem alten Reich heraus-
gedrängt.
Jn zwei Punkten hat Bismarck auf seine Vorgänger zurückgegriffen.
Wie Stein machte er den freiheitlichen Ausbau zu einem Mittel auswärtiger
Politik. Das gleiche Wahlrecht wurde für ihn zur Grundlage des werden-
den Reiches. Und wie Friedrich II. schuf er Preußen zum Kern einer
Summe von Bündnissen, die in wenigen Jahren das ganze Reich umfaßten.
Die Voraussetzungen für den Entscheidungskampf mit Frankreich waren gegeben.
Wieder stand Volk gegen Volk, und das Ergebnis war die Zurückeroberung
Elsaß-Lothringens, für die sich Hardenberg einst aus dem Wiener Kongreß
vergeblich eingesetzt hatte. Mochten sich auch die Altpreußen, wie Wilhelm
der Erste und Roon, nur ungern dem Kaisergedanken fügen, er wurde jetzt
zur Krönung des Gebäudes, der Kyffhäusertraum des deutschen Volkes war
in Erfüllung gegangen.
All diesen Friedensschlüssen war eines gemeinsam. Was an Land ge-
wonnen wurde, diente der Verbesserung der politischen wie strategischen
Stellung. Sie hatten immer einen ausgesprochen defensiven Charakter. Keine
Erwerbung war als Keil gedacht, den man zu neuen Angriffen in die feind-
lichen Gebiete vortrieb. Damit aber war der Vorteil gewonnen, daß die
künftige politische Orientierung nicht festgelegt wurde. Friedrich II. hatte
sich trotz Zorndorf und Hochkirch zeitweilig sehr eng an Rußland angeschlossen,
und er hat später mit dem Gedanken eines preußisch-französischen Bündnisses
gespielt. Auch Bismarck reichte dem geschlagenen Österreich die Hand zur
Versöhnung und vermochte es auch, das zum Teil mit preußischer Hilfe gegen
Habsburg geeinigte Jtalien in dieses Bündnis mit hineinzuziehen. Wie
Preußen einst in Deutschland, so wurde jetzt das Reich in Europa die Vor-
macht, die ohne aggressive Pläne schon durch die Tatsache ihres Daseins die
Politik der Nachbarn entscheidend beeinflußte und auf lange hinaus den
Frieden sicherte.
Nur ungern hat Bismarck seinen, Standpunkt, ausschließlich Kontinental-

Politik zu treiben, verlassen. Wohl wußte er, daß um die Stellung in Europa selbst unter allen Umständen noch einmal gekämpft werden müsse und daß es die wichtigste Aufgabe seiner Staatskunst wie die seiner Nachfolger sein würde, neue Koalitionen gegen das Reich zu verhindern. Aber die weltwirtschaftliche Entwicklung ging zu rasch. Die Jndustrialisierung Deutschlands, die glückliche Entfaltung seines Außenhandels, die Verbeserungen der Schifffahrt und des Telegraphen zwangen das junge Reich in die ^Zeltpolitik hinein. Nur sehr vorsichtig und unter ständigen Schachzügen, bald gegen Frankreich, bald gegen England hat der Eiserne Kanzler die Erwerbungen der ersten Kolonien zum Abschluß gebracht. Was er befürchtete, trat ein, trat in einem Umfange ein, den er wohl in jenen Tagen noch nicht erwartet hatte. Deutschland begegnete auf seinen Wegen England. Das neue Jahrhundert hat diese Entwicklung weiter fortgeführt. Die Hissung der deutschen Flagge in Ostasien führte nach seinem Eingreifen im Frieden von Shimonoseki zu einem nicht sofort begriffenen Gegensatz gegen das aufstrebende Japan. Der Bau der Bagdadbahn verschärfte den deutsch-englischen Zwiespalt. Die Folge dieser Entwicklung ist der Krieg gewesen, in dem wir stehen.

Man kann zu den Problemen des kommenden Friedensschlusses nicht Stellung gewinnen, wenn man an der Geschichte dieser letzten hundertfünfzig Jahre vorübergehen will. Denn mag die Entwicklung, die wir als Weltgeschichte bezeichnen, noch so sprunghaft und widerspruchsvoll erscheinen, sie vollzieht sich doch immer nach ungeschriebenen, ehernen Gesetzen. Man kann sogar die Reformen, die wir gegenwärtig durchführen, als Anknüpfungen an die vorausgegangenen Umwandlungen unseres Staatslebens unter Stein, Hardenberg und Bismarck betrachten. Wie die Reformen von 1808 die Stellung Preußens im Reich und die von 1367 die Deutschlands in Europa stützten, ja, mehr als das, sie überhaupt erst möglich machten, so waren die jetzigen nötig, um dem deutschen Volk die nötige Bewegungsfreiheit für seine weltpolitische Entfaltung zu geben. Und wie in dieser Frage, so werden wir auch in der der Bündnisse an die Vergangenheit anknüpfen müssen. Der Fürstenbund gab Preußen seine Freiheit im alten Reich, der Dreibund dem Reich seine Sicherheit in Europa. Die Bündnisse, die kommen, müssen ihm die Möglichkeit gewähren, Weltpolitik nach seinen Jnteressen und frei und unbeschränkt zu treiben. Auch die Frage der Annexionen gehört hierher. Ohne sie im einzelnen zu erörtern, darf man doch wohl sagen, daß jeder Ländererwerb nur dann einen Sinn hat, wenn er die Defensivstellung stärkt, ohne das Reich in irgend einer Richtung zu aggressiver Politik festzulegen.

Wir haben wiederholt betont, daß Deutschland zu früh in die Weltpolitik hineingewachsen ist. Mit dieser geschichtlichen Tatsache aber müssen wir uns abfinden, denn für diese Weltmachtstellung haben wir den Krieg auf uns genommen und werden ihn dafür zu Ende führen. Das sind wir

schon den Männern unseres Erwerbslebens schuldig. Das können Handel
und Jndustrie von uns verlangen. Aber vielleicht ziehen wir aus der Vergangenheit, und da läßt es sich sehr wohl auf den Hubertusburger Frieden zurückgreifen, die Lehre, den Friedensschluß nicht an sich zu beurteilen, nicht abzuwägen, was er ,m einzelnen gewährt oder verweigert, sondern einzig und allein die Frage aufzuwerfen: Bahnt er die Wege, oder versperrt er sie?

Dr. Siegsried Marck,
Privatdozent der Philosophie a. d. Universität Breslau (z. Z. im Felde):

Formen des Friedens.

Jn dem Kampfe um die Kriegs- und Friedensziele spielen Schlagworte in der Erörterung vielfach eine große Rolle. Mit den Begriffen wie „Siegfriede", „Verstiindigungs-", „Geschäfts-", „Dauer-", „Rechtsfricde" wird z. T. kritiklos gearbeitet. So wenig sich in der politischen Debatte Schlagworte vermeiden lassen, so gehört doch die Minderung der durch sie angerichteten Verwirrung zu den eigentlichen Aufgaben einer wirklichen „Kriegsaufklärung." Gewiß ist der psychologische Gehalt dieser Schlagworte oft nur das Aushängeschild für die Jnteressen, die hinter bestimmten Friedenswünschen stehen. Dennoch wirkt gerade die geprägte Formel als Appell an die moralischen Faktoren einer Nation, an Ehre, Stolz und Prestige-Empfindung und ist so von Einfluß auf die große Menge noch suchender Menschen, deren Bewußtsein nicht durch ein Jnteresse einseitig festgelegt ist. Daher sollen hier die Friedensformeln rein nach ihrem logisch-psychologischen Gehalt aufgeklärt und an den von zeitlichen Umständen unabhängigen in der Wirklichkeit vorgezeichneten Formen des Friedens gemessen werden. Von dieser Grundlage aus wird auch ein wenig Licht auf die gegenwärtige Friedensfrage fallen.

Die vollständige Leugnung der Kriegslage als eines ausschlaggebenden Faktors für die Form des Friedens kann niemals ernstlich gemeint sein. Jeder Zweck der Kriegführung wäre damit zugleich verneint; durch die Fortsetzung des Krieges enthüllt sich jene Leugnung also als politisches Manöver der ungünstiger Stehenden. Nach der Kriegslage bei Friedensschluß bestimmen sich aber die beiden einander entgegengesetzten Grundformen des Friedens. Der Friede kann sich auf der völligen Kriegs-Entscheidung, auf dem einwandsfreien Siege der einen Partei aufbauen oder auf der Grundlage eines unentschiedenen Kriegsausganges. Jedoch sind in jedem

der beiden Gegenpole, dem „Siegfrieden" und dem „Frieden ohne Sieg", eine ganze Reihe von Gradabstufungen enthalten. Lediglich die nationalistische Agitation aller Länder hat nämlich heute bereits im Bewußtsein der öffentlichen Meinung die Begriffe des siegreichen Friedens und der hochgespannten Kriegsziele unberechtigt miteinander vermischt. Demgegenüber lassen sich vier verschiedene Formen des Friedens auf der Grundlage des Sieges unterscheiden.

Der Siegesfriede kann allerdings 1. der Friede sein, der dem Gegner diktiert wird. Nicht nur formal wird hier der Besiegte von der Teilnahme an Verhandlungen ausgeschaltet, auch inhaltlich nützt der Sieger seinen Vorteil bis auf das Letzte aus, er setzt bei dem wehrlosen Feinde alle seine hochgespannten Forderungen durch. Ein solcher Friede ist aufgebaut auf dem brutalen Grundsatze des „Wehe den Besiegten!" Die meisten der napoleonischen Friedensschlüsse tragen diese despotische Form. „Dies oder jenes Haus hat aufgehört zu regieren." Diese Form des Friedens ist in der Tat „barbarisch" und stellt bereits im 19. Jahrhundert einen Rückfall in überwundene Formen des staatlichen Zusammenlebens dar. Nur von dem Dilettantismus der in diesem Kriege mitfechtenden Journalisten oder in Übertragung (schlechter) Geschäftsmethoden auf die Politik wird ein solcher Abschluß des Weltkrieges immer wieder in allen Ländern verfochten. Keiner der Bismarck'schen Friedensschlüsse zeigt dies Gepräge. Keiner ist ein Gewalts- und Erpresser-Friede.

Der Siegfriede kann 2. durch Verhandlungen mit dem Gegner zustande kommen, bei denen dieser als formal gleichberechtigtes Rechtssubjekt als Contrahent eines Vertrages anerkannt wird. Dieser Friede trägt den in der Kriegslage ausgedrückten Machtverhältnissen und den das Staatenleben regelnden Rechtsbeziehungen zugleich Rechnung. Die Form der Verhandlungen wahrt dem geschlagenen Feinde seine Souveränität, sie zeigt an, daß auch inbezug auf den Jnhalt des durch sie zu erzielenden Vertrages seine Wünsche nicht völlig unberücksichtigt bleiben sollen. Jedoch geht in dieser Art des Friedens die Verständigung mit dem Gegner nicht über das Moment der Form der Verhandlungen hinaus; inbezug auf den Jnhalt der Friedensbedingungen wird in ihnen vom Sieger der Vorteil der Kriegslage voll zur Geltung gebracht. Von deren Unabänderlichkeit soll der Gegner nach der Sprache der Waffen nun nochmals auf gütlichem, diplomatischem Wege überzeugt und nicht nur physisch, sondern auch moralisch zur Annahme bestimmter Forderungen gebracht werden. Auch der siegreiche Friede trägt hier die Form eines Geschäftes, das allerdings den Vorteil der einen Partei ausnützt und in dem der Gegner auch übervorteilt werden soll. Ohne moralische Erwägungen über die Schuld am Kriege, rein geschäftlich betrachtet, muß die Tatsache der Kriegführung gleichsam von

beiden Seiten als Probe auf das wirkliche Kräfte- und MachtverhLltnis der
beiden Gegner anerkannt werden. Von einem solchen Standpunkte aus
trägt dann das für den Sieger günstige Geschäft bei der endgültigen „Ab-
rechnung" einen durchaus „reellen" Charakter. Jm Gegensatze zu dem erst-
genannten Gewaltsfrieden ist dieser Friede der eigentliche Machtfrieden';
der Gegner wird in ihm nicht vergewaltigt, sondern schneidet lediglich in den
Friedensverhandlungen schlechter ab.
Die 3. Form des Siegfriedens ist der siegreiche Verständigungs-
frieden. Jn ihm bestimmt der Gedanke der Versöhnung und des wirk-
lichen Ausgleichs mit dem Feinde auch den Jnhalt der Friedensbedingungen.
Hier nützt der Sieger seine günstige Lage nicht voll aus, um das Verhält-
nis zum Feinde auf eine neue Grundlage des Einvernehmens, ja wenn
möglich der Freundschaft zu stellen. Auch dieser Friedensvertrag kommt
nicht ohne Berücksichtigung der Kriegslage zu Stande, aber er soll möglichst
beide Teile befriedigen. So nimmt der Sieger hier auf die Jnteressen
und Wünsche des Feindes Rücksicht und schont seine Empfindlichkeit. Er
legt ihm Bedingungen auf, die erfüllen zu können der Gegner selbst über-
zeugt ist, die keinen Stachel in ihm zurücklassen. Bismarcks Nikolsburger
Friede ist der klassische Fall des siegreichen Verständigungsfriedens. Er soll
den Feind zum späteren Bundesgenossen gewinnen. (Gewiß geschah dies
aus realpolitischen Gründen und nicht aus Sentimentalität. Beweist aber
gerade die mögliche realpolitische Begründung eines Friedens der Versöhnung.)
Können wir 4. auch von der Möglichkeit eines siegreichen Rechts-
friedens sprechen? Gibt es m. a. W. eine Vereinigung von Sieg und
Pazifismus? Friedensschluß auf pazifistischer Grundlage? Wem der Krieg
tatsächlich niemals Selbstzweck ist, sondern stets nur ein Mittel zu einem
neuen Frieden, für den besteht auch kein Gegensatz zwischen Sieg und einem
Frieden, der künftige Kriege unmöglich machen soll. Er besteht nur für
eine eigentliche „Kriegspartei," der Krieg und Sieg den eigentlichen Zweck
des staatlichen Daseins bedeuten. Allerdings läßt sich für diese Art des
Friedens noch kein geschichtliches Beispiel anführen. Er bedeutet eine Um-
wälzung des Friedensbegriffes selber, die erst werden will. Es ist auch
nicht zu verkennen, daß die Stimmung des entscheidenden Siegers, insbe-
sondere nach einem kurzen Kriege, dieser gänzlich neuen Form des Friedens
nicht besonders günstig sein wird.
Welche Möglichkeiten für die Gestaltung des Friedens bietet demgegen-
über ein unentschiedener Kriegsausgang? Zweifellos entspricht die „Partie
remis" nicht dem Sinne des Krieges als eines veränderten Mittels der
Politik, eine politische Lage zur Entscheidung zu bringen, eine neue politische
Lage zu schaffen. Wohl kann sich also die Halbheit der Entscheidung auch
in der Halbheit und Unvollkommenheit des Friedensschlusses ausdrücken.

Beide Parteien haben ihre Ziele nicht erreicht, so trägt auch der Frieden
ei» vorwiegend negatives Gepräge, wenn er lediglich durch die Kriegslage
bestimmt wird. Wird auf dieser 'Grundlage der kalt berechnende Geschäfts-
standpunkt eingenommen, so muß sich für beide Parteien ein mehr oder
minder schlechtes Geschäft ergeben, da die beiderseits unverändert gebliebenen
Machtverhältnisse den ungeheuren Einsatz des Krieges nicht gelohnt zu haben
scheinen. Die Rückkehr zum statu» quo schließt für beide Parteien den
Verzicht auf die mit dem Kriege verknüpften Hoffnungen in sich. So ist
diese Art des Friedens, der „Geschäftsfriede ohne Sieg" am ehesten dem
Vorwurf ausgesetzt, ein farbloser Friede zu sein („paix dlkmons" nennen ihn
die Franzosen). Scheinbar mit Recht wird er als der „laue", „halbe", „faule"
Friede gebrandmarkt. Er wird dann sicher ein fauler Friede sein, wenn die
politische Lage, die er bestehen läßt, doch einmal zu einer endgültigen Ent-
scheidung und damit zu neuer kriegerischer Auseinandersetzung drängt. Wenn
dem st»ws quo, zu dem der Friede zurückführt, nicht zugleich seine schwerste
Konfliktsgefahr genommen wird, dann ist ein solcher Friede allerdings ein
Waffenstillstand, der die Entscheidung verschiebt.
So stellt sich von selbst das Bedürfnis ein, dem Frieden auf Grund
einer derartigen Kriegslage einen positiven Gehalt zu geben, durch den
auch allein das Wiederaufnahmeverfahren des unausgetragenen und unbe-
friedigenden Prozesses vermieden wird. Jn einer neuen Funktion erscheint
der Verständigungsfriede unter diesen Bedingungen. Hier soll er
dazu dienen, beiden Parteien den Stachel der Erfolglosigkeit ungeheuren
Mühens zu nehmen. Hier dient er dazu, das Weiterglimmen des Konflikts
unmöglich zu machen, durch eine wirkliche Aussöhnung, einen befriedigenden
Ausgleich über seinen Gegenstand. Die Not des unentschiedenen Ausganges
wird in ihm zur Tugend, zu der Mahnung, den Kampf endgültig und dau-
ernd zu begraben. Er kann sich dabei völlig in das äußere Gewand des
ststus quo-Friedens hüllen, aber er fügt diesem ein außerordentliches, mo-
ralisches Element hinzu, den Willen zur Dauerhaftigkeit des neu geschaffenen
Zustandes, unser Bewußtsein von seiner Tatsache, das ihn ohne den Hinter-
gedanken anerkennt, ihn bei einer neuen Gelegenheit umzustoßen und giinstkger
zu gestalten.
Auch hier ist der „Verständigungsfrieden ohne Sieg" nur die Vorstufe
zu der höheren Form des Rechtsfriedens. Jn diesem steigert sich das
Bewußtsein von der Unentschiedenheit eines bestimmten Krieges zur Über-
zeugung von der Untauglichkeit des Krieges als politischen Mittels überhaupt.
Mehr noch als im bloßen Verständigungsfrieden wird in ihm aus der Negativl-
tät des Kriegsausgangs ein neuer Gehalt geschaffen. Ein im Rechtsfrieden
endigender Krieg hätte nicht bloß wie andere Kriege einen neuen Zustand
innerhalb der Geschichte geschaffen; er würde die Geschichte selbst neu be-

ginnen. Er brächte nicht nur einen neuen Frieden, fondern den Dauerfrieden,
er ließe alle ihm vorhergegangenen Friedensschlüsse als Waffenruhen erscheinen.
Mit diesen sieben Kategorieen, dem G'ewalts-,Macht-,Verständigungs- und
Rechtsfrieden des Siegers und dem Geschäfts-,Verständigungs- und Rechtsfrieden
ohne Sieg sind die Grundbegriffe des möglichen Friedenschlusses entwickelt.
Gegenüber dem agitatorischen Schlagwort wie „Verzichtfrieden" läßt sich in
all diesen Formen außer der zuerst genannten ein Moment des Verzichtes
nachweisen. Der Friede ohne jeden Verzicht bedeutete die Rückkehr zum
Grundsatz des Imperium Romauum, der das eroberte Land zur Kolonie her-
abdrückt. Bereits bei der zweiten Form des siegreichen Friedens ist durch
den Standpunkt der Verhandlung die Bereitschaft ausgedrückt, auf einen Teil
des Gewonnenen zu verzichten. Nur dem reinen „Geschäftsfrieden ohne
Sieg" gegenüber hat die Anklage des Verzichts einen guten Sinn. Dafür
soll im Verständigungsfrieden der Verzicht aufgewogen, ja überwogen werden
durch den Vorteil des dauerhaften Ausgleichs. Jm Begriffe des Rechts
aber als solchen ist bereits der Verzicht auf die Gewalt, auf die schrankenlose
anarchische Freiheit eingeschlossen. Gegen die Verwirrung durch die Schlag-
worte sollte hier eine Klärung der Friedensformeln zu begrifflicher Reinheit
erfolgen. Die Wirklichkeit weist natürlich niemals derartig scharfe Abgren-
zungen auf, vielmehr gehen die Arten hier ineinander über und lassen sich
nicht mit Formeln meistern. Auch im rein begrifflichen Bereich zeigt sich ihre
Verwandtschaft untereinander. Jm Abschluß eines jeden Geschäftes steckt
ein Wille zur Verständigung und es kann sich stets nur in rechtlichen Formen
vollziehen. Umgekehrt ist in der Wirklichkeit kein reiner Rechts-
friede möglich. Dieser muß vielmehr ebenfalls die augenblicklichen
Machtverhältnisse beider Parteien berücksichtigen. Ein Krieg kann vielleicht
das formale Rechtsprinzip zur Geltung bringen, d. h. die Ersetzung der
Gewalt durch den Grundsatz des Rechtes nicht zugleich aber kann der
Friedensschluß seinem Jnhalte nach die ideale Gerechtigkeit, d. h. die
vollendet rechtliche Besitzverteilung in der Staatengesellschaft auf einmal
schaffen. Es ist eine wirklich „maximalistische" Forderung, das letzte Ziel
der ganzen Weltgeschichte von einem zeitlich bestimmten Friedensschlusse zu
verlangen. Nur Schwärmer können die Verwirklichung des reinen, seinem
Jnhalte nach vollendeten Rechts, d. h. des vernunftgemäßen Weltstaates mit
einem Schlage fordern, und nur Engländer können den Kampf für diese
Utopie heucheln. Wäre man selbst im Besitze der vollendeten Systeme
des Rechtes, seine Umsetzung in die Wirklichkeit von einem bestimmten Kriege
verlangen, hieße diesen bis zum „Ende der Tage" ausdehnen wollen. Ge-
wiß wird ein Friedensschluß, der das formale Rechtsprinzip zur Grundlage
des zwischenstaatlichen Lebens macht, auch in seinem Jnhalte der Jdee
der Gerechtigkeit sich anzunähern suchen. Jmmer jedoch wird der politische

Grundsatz „?s,ous sio stantibus" hierbei in Kraft bleiben. Die konkrete Nutz-
anwendung der Untersuchung auf das gegenwärtige Friedensproblem soll hier
nicht gegeben werden. Sie müßte in den Jnhalt der Kriegszielerörterung
hineinführen, deren psychologische Grundlage hier allein geklärt werden sollte.
Nur daran sei erinnert, daß ein Koalitionskrieg von so unermeßlicher
Ausdehnung noch mehr als jeder andere über jede Friedensformel hinausgeht,
die immer für den Normalfall zweier kämpfender Parteien zugeschnitten ist.
Jn einem solchen Kriege kann die Kriegslage selbst uneinheitlich inbezug auf
die verschiedenen Gegner sein; nach einer Richtung hin kann der entscheidende
Sieg erfochten sein, einer anderen Gruppe von Feinden gegenüber ist nur
die Behauptung durchgesetzt. So gerät hier bereits das entscheidende Prinzip
der Einteilung der Friedensformen ins Schwanken. Es wird daher unmöglich
sein, den Friedensschluß, der diesen Krieg beenden soll, auch nur annähernd
in einer einzigen Formel festzulegen.

Jndes seien doch zur Verteidigung des so leidenschaftlich bekämpften
Verständigungsfriedens zwei Ergebnisse der Untersuchung nochmals betont:

1. Sieg und Verständigungsfrieden schließen sich keineswegs aus.
2. Jn allen Formen des Friedens spielt der Verzicht eine Rolle, ohne
den es eben kein Entgegenkommen und damit schließlich überhaupt keinen
Frieden geben würde.

Dr. W. Stein:

Diplomatie, Parlament und Bürokratismus.

Geht man dem Grunde für die heute ziemlich allgemeine Unzufriedenheit
mit den Handlungen der Regierung, der sogenannten Obrigkeit, insonderheit
mit den Erfolgen der Diplomaten nach, so vernehmen wir vor allem zwei Klagen:
über den Mangel an Stetigkeit, das Fehlen einer festen Hand, einer sicheren ziel-
bewußten Richtung auf der einen, über zu viel Bürokratismus und Schematismus,
das Verkennen volkswirtschaftlicher Notwendigkeiten auf der anderen Seite. Die
Furcht, diese Mißstände könnten bei kommenden Friedensverhandlungen den Vorteil
auf die Seite der Gegner bringen und uns um den Preis des Krieges, der darge-
brachten unerhörten Opfer an Gut und Blut betrügen, hat den Ruf nach einer gründ-
lichen Änderung des Systems laut und lauter erschallen lassen. So glauben weite
Kreise das Heil in der parlamentarischen Regierung sehen zu müssen: die Volksvertre-
tung sucht einen stärkeren Einfluß auf die Führung der Staatsgeschäfte, auf die innere
und äußere Politik, auf die Handlungen der Diplomaten zu gewinnen. Das ist

im Grunde nichts anderes, als was uns unsere Gegner unter dem Namen „Demokratisierung" auch bescheren wollen. Hier sind es unsere wirtschaftlichen und militärischen Erfolge, ist es unsere Unbezwinglichkeit, die die Gegenseite eine Änderung des Systems, das uns so stark zu machen vermochte, herbeizuführen wünschen läßt. Bei uns im Lande ist die Unzufriedenheit mit den hier klar erkannten Miß» erfolgen und Mißständen der Water des gleichen Wunsches. Die Volksvertretung, der Reichstag, erwartet Günstiges, wenn sie auf die Besetzung der maßgebenden Regierungsämter, deren Jnhaber heute von einer unverantwortlichen Stelle ernannt und gehalten werden, einen bestimmenden Einfluß ausüben kann.

Was hier gefordert und als das Allheilmittel bezeichnet wird, trifft nicht die Grundursache der tatsächlich vorhandenen Unzuträglichkeiten. Staatsmänner, die von einem vielköpfigen Parlament abhängig sind, werden stets geneigt sein, mit der wechselnden Mehrheit zu gehen. Die parlamentarische Regierungsform, wo immer sie eingeführt ist, hat den Beweis, daß sie Besseres zu leisten vermag als unser heutiges System, noch nicht zu erbringen vermocht. Gar zu oft artete der Parlamentarismus in eine üble Klüngelwirtschaft aus, so jetzt in den Vereinigten Staaten, wo die Hochfinanz den Krieg machte und einen nie gesehenen Despotismus des Präsidenten schuf. Jn Frankreich ist seit Jahren eine Handvoll Advokaten und Geldleute am Ruder. Und erlebten wir nicht in dem parlamentarisch regierten Italien, daß tatsächlich der Mob unter Führung einiger ehrgeiziger Parlamentarier das widerstrebende Land in den Krieg zwang ? Jn England aber war das Parlament, von der schwachen Demokratisierung der englischen Regierung in den letzten Jahrzehnten, die diese übrigens keineswegs leistungsfähiger und tüchtiger machte, abgesehen, stets eine Vertretung der herrschenden Oberschicht, und jetzt ist Englands Parlamentarismus tatsächlicher Diktatur gewichen. Unser System indessen hat gedauert und sich in drei langen Kriegsjahren im allgemeinen bewährt. Größere Mißstände als dort haben sich bei uns jedenfalls nichtgezeigt. Unter allen Umständen kann eine parlamentarische Regierung mit unberechenbar wechselnder Mehrheit eine größere Stetigkeit ganz sicher nicht gewährleisten.

Die tieferen Gründe der bei uns vorhandenen Unzufriedenheit liegen denn auch nicht in einem Gegensatz zwischen Regierung und Parlament, sondern in dem bürokratischen System, das innerpolitisch Veranlassung zu tausend berechtigten Klagen bei uns bietet, und das in der äußeren Politik fast völlig versagte. Und hier war es eigentlich auch weniger Mangel an Sachkunde, obwohl oft genug krassester Dilettantismus solche vortäuschte, als hauptsächlich empfindlicher bei den Beamten wozu auch die höchsten diplomatischen Posten gerechnet sein sollen — vorhandener Mangel an innerem Jnteresse und Verständnis für Wirtschaftswertc. Gar zu oft wurden hochwichtige Dinge, bei denen höchste Eile geboten war, mit geradezu erstaunlicher Sorglosigkeit behandelt, von der offenkundigen fast absichtlich zur Schau getragenen Nichtachtung der Presse, des völligen Verkennens des Wertes der Beeinflussung der öffentlichen Meinung im Jnlande sowie im

Auslande ganz zu schweigen. Und dabei ist dem einzelnen Beamten noch nicht einmal ein allzu großer Vorwurf aus Unterlassungen zu machen. Es liegt wohl in der Natur des „Staatsdienstes" in seiner heutigen Form, daß die Mehrzahl der Beamten ihre Pflicht vollauf erfüllt zu haben glauben, wenn sie eine Sache der „zuständigen Stelle" weitergeben. Und lang, sehr lang ist der Jnstanzenweg. Jm Zeitalter der Schnellbahnen und Automobile, der Riesenschnelldampfer und drahtlosen Fernsprecher wird aber jede Hemmung und Verzögerung doppelt und dreifach empfunden und vermag zudem unberechenbaren Schaden anzurichten. Jm heutigen Verkehrsleben ist eben Zeit kostbares hochwertiges Geld. Unsere maßgebenden Stellen haben das auch erkannt und sich ehrlich und aufrichtig bestrebt gezeigt, im Rahmen des Systems Abhilfe zu schaffen. Kaufleute wurden in Staatsstellungen übernommen, in sehr hohe sogar. Sie versagten durchweg, sie mußten versagen, denn sie wurden dem Beamtenkörper eingegliedert und wurden alsbald selbst Beamte. Selbst Männer mit der Arbeitskraft und der Arbeitsauffassung eines Friedrich des Einzigen müßten an der Barriere zerschellen, die das System aufrichtet. Auch der oft gehörte Vorschlag, unseren Beamten und Diplomaten durch geeignete praktische Vorbildung innerhalb eines großen Privatunternehmens den ihnen fehlenden Sinn für die Jmponderabilien des heutigen Erwerbslebens anzuerziehen, was natürlich grundsätzlich von Vorteil wäre, wird den gewünschten Erfolg kaum zeitigen. Die Fehlerquelle liegt an anderer Stelle, innerhalb der Staatsmaschine selbst. Deshalb ist auch die Behauptung nur sehr bedingt richtig, daß die heute geforderte Vorbedingung, Staatsdiener zu werden, nämlich die Ablegung von Staatsprüfungen, nur Dutzendbegabungen, Routiniers und Mittelmäßigkeiten züchte. Es gibt unter diesen Anwärtern zahlreiche gut befähigte, ja bedeutende Köpfe, die eben alle dem Fluche des bürokratischen Beamtensystems anheimfallen. Eine wesentliche Änderung wäre demnach auch nicht zu erwarten, wollte man die Schranken, die heute durch gewisse Anforderungen an Vermögen und Abkunft den Zugang zur höheren Beamtenlaufbahn hemmen, ganz beseitigen. Nur die Zahl der Anwärter würde vermehrt, im übrigen würden sie samt und sonders nach wie vor Beamte.

Auf diesem Wege ist dem Problem also nicht beizukommen. Jn diesem Krieg geht es um den freien Wettbewerb auf dem Weltmarkt, um die Freiheit des Kaufmanns, Geld zu verdienen, wo er mag und kann auf der Erde. Denn das ist sein Beruf und die Triebfeder seines Handelns. Sie spornt ihn zur höchsten Leistung, zur größten Eile an, auf daß er vor dem Mitbewerber einen Vorsprung gewinne, auf daß er Verluste vermeide. Er würde anders das nervenzerrüttende Hetzen und Jagen einstellen, winkte nicht goldener Lohn. Dieses Interesse fehlt dem Beamten, wie es dem Angestellten eines Privatunternehmens fehlt, der in festem Solde steht. Und doch verlangt der Geschäftsherr von diesem mit Recht eine persönliche Anteilnahme für sein Unternehmen. Mit demselben Recht wird man vom Beamten das gleiche Jnteresse an der deutschen Volkswirt-

schaft, in deren Diensten er steht, verlangen dürfen. Wenn er es aber, was recht oft der Fall ist, hat, so kann er es nicht betätigen, weil nämlich die ganze Staatsmaschine in veralteten Formen, in kaltem lebensfremden Schematismus stecken geblieben ist. Sie hat in der Beweglichkeit mit den Forderungen des Lebens einfach nicht Schritt gehalten. Sie ist ihrer ganzen Struktur nach für die heutigen Verhältnifse nicht mehr leistungsfähig. Daran ändert auch die Einsetzung des einen oder des anderen neuen Rades, und sei es aus bestem Stahl, nichts. Ein solches muß sich alsbald dem Gang der Maschine anpassen. Es besteht zurzeit eine tiefe Kluft zwischen Staatsleitung, Behörden und den Forderungen des heutigen praktischen Lebens. Seltsam mutet es an, wenn, wie kürzlich geschehen, vier Neicheämter bei einem Millionenobjekt acht Tage darüber verhandeln, ob eine Einfuhrerlaubnis erteilt werden darf.

Ob das geforderte parlamentarische System, das sicher erhebliche Gefahren in sich birgt, diese Kluft zu überbrücken imstande sein wird, ist fraglich. Es genügt ohne Zweifel nicht, einzelne leitende Staatsmänner oder gar nur einen von einer schwankenden Mehrheit in einer Volksvertretung abhängig zu machen. Die Lehren, die uns andere Länder geben, sind nicht verlockend, und der Anfang bei uns ist nicht vielversprechend. Ganz abgesehen davon, daß das Parteigezänke in heutiger bitterernster Zeit widerwärtig wirkt und auch im Auslande einen üblen Eindruck macht.

Der Weg, der beschritten werden muß, besteht in einer Veränderung der Organisation unseres Verwaltungsapparats. Materiell sind allerdings unsere leitenden Männer, von denen an gerechnet, die eine selbständige, verantwortungsvolle Stellung innehaben, an dem großen Unternehmen, deutsche Volkswirtschaft genannt, nicht zu beteiligen, wie etwa der Abteilungsleiter eines großen Handlungshauses einen Anteil am Gewinn erhält. Aber ideell sind sie zu interessieren, indem man ihnen auf der einen Seite verbunden mit angemessener Besoldung größere Selbständigkeit einräumt, damit sie nicht dauernd über die Begriffe „Zuständigkeit," „Vertraulichkeit" und „Jnstanzenweg" straucheln, und indem man ihnen auf der anderen Seite — und das ist der springende Punkt — die persönliche Verantwortung insbesondere für Unterlassungen und Versäumnisse aufbürdet. Es ist wohl anzunehmen, daß die Staatsmaschine, so umkonstruiert, besser arbeiten könnte.

Ed. König

Geheimrat Ed. König:

Englische Volkscharakterzüge in kulturgeschichtlicher Beleuchtung.

Jn den Charakteristiken, die neuerdings vielfach in Zeitschriften und Büchern vom Wesen des gegenwärtigen englischen Volkes entworfen worden sind, tritt oftmals ein besonders satter Pinselstrich hervor. Das ist die ganz gelegentliche oder auch recht gesuchte Hindeutung auf das alttestamentliche Schrifttum. Ja, die Neigung, daß man Eigenschaften, die den Engländern mehr oder weniger sicher anhaften, als „alttestamentlich" bezeichnet, ist unleugbar recht zur Mode geworden. Dabei lehnt man sich teils an Emerson an, der in seinem Buche „English Traits" dieses Verfahren mit großer Bestimmtheit eingeschlagen hat, und teils schöpft man auch aus seinen eigenen Anschauungen über das, was methodisch erlaubt und was alttestamentlich sei.

Diese literarische Erscheinung muß schon aus dem allgemeinen wissenschaftlichen Streben nach Feststellung der geschichtlichen Wahrheit, aber auch aus pflichtmäßigem Jnteresse für die richtige kulturgeschichtliche Einschätzung des alttestamentlichen Geistes meine intensive Aufmerksamkeit erregen, und ich meine, der Öffentlichkeit einen Dienst zu leisten, wenn ich im folgenden einen Beitrag zur Würdigung dieses jetzt landläufig werdenden Verfahrens liefere.

Gegen diese Art des Urteilens kann aber vor allem schon ein allgemeines wissenschaftliches Bedenken nicht unterdrückt werden. Warum denn, so muß man doch fragen, Sprünge bei der Ableitung von Erscheinungen zu machen? Das logisch einzig Richtige ist, die zu erklärenden Dinge, also hier die betreffenden Züge im englischen Volkscharakter, aus derjenigen Quelle herzuleiten, die bei den Trägern der betreffenden Eigenschaften die nächstliegende, die geschichtlich gewiesene ist. Nun sind die Engländer doch eben Christen und wollen selbst ja ganz besonders fest auf dem Boden der christlichen Gedankenwelt stehen. Folglich bleibt es das einzige richtige Verfahren, die betreffenden Anschauungen, Eigenschaften und Bestrebungen aus ihrem Christentum zu erklären.

Doch nun genug der einleitenden und formalen Bemerkungen! Wenden wir uns nunmehr einerseits zur Auffindung der Züge im Volkscharakter des Engländers, deren geschichtliche Ableitung neuerdings aus die oben angegebene Weise versucht worden ist, und andererseits zur Ermittlung der richtigen kulturgeschichtlichen Deutung derselben. , ,

1. Nun zunächst hat es sich bei den neueren Deutungen des englischen Volkscharakters immer um die Beantwortung der Frage gehandelt, weshalb die Engländer sich für das auserwühlte Volk halten.

Jn bezeug darauf ist es aber erstens keineswegs sicher, ob irgendwelcher Engländer den Ausdruck „auserwähltes Volk" im speziellen Sinne des althebräischen Schrifttums auf seine eigene Nation anwendet. Dies ist ja schon aus folgendem Grunde ganz fraglich. Der Engländer glaubt doch an die in diesem Schrifttum erzählte Geschichte und hält darnach das Volk Jsrael für die einstmals auserwählte Nation. Oder will jemand dem gegenüber wirklich an die mir selbstverständlich wohl bekannte Meinung erinnern, wonach manchmal der oder jener Engländer in seinem Volke die Nachkommen der in die assyrische Verbannung weggeführten zehn Stämme Jsraels finden wollte? Das kann niemand im Ernste tun. Denn erstlich liegt die literarische Geltendmachung dieses Glaubens weit zurück, indem sie hauptsächlich um das Jahr 1889 hervortrat. Zweitens ist jener Glaube augenscheinlich widerspruchsvoll in sich selbst. Denn die in das Exil hinüber nach Ninive usw. verbannten Jsraeliten waren ja vom Ewigen verworfen, also nicht mehr erwählt. Demnach auch abgesehen von den horrenden geographischen Schwierigkeiten, die in der Nebeneinanderstellung von „Tigrisländer und britische Jnsel" liegen, darf wirklich niemand im Ernste dem englischen Volke diesen Glauben zuschreiben. Folglich können die an das alte Testament glaubenden Engländer nicht ihre Nation für das auserwählte Volk im alttestamentlichen Sinne ansehen.
Dieser Sinn liegt aber auch nicht in den Worten, die als eine Äußerung von Cei.il Rhodes neuerdings angeführt worden sind. Darnach hat er nämlich gesagt: „Wenn Gott offensichtlich dahin wirkt, aus der angelsächsischen Rasse das auserwählte Werkzeug zu machen, um Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden herzustellen usw." Darin liegt natürlich nicht der alttestamentliche Begriff „das auserwählte Volk". Denn an diesem Begriff ist die spezifische Differenz oder Eigenheit dies, daß Jsrael durch wahrhaft außerordentliche Ereignisse, die auch durch ihre jahrhundertelange Fortsetzung sich als planmäßige erwiesen, zu einer Pflanz» schule einer unstreitig eigenartigen höheren Religion gemacht worden ist, wie man dies in meiner Geschichte der alttestamentlichen Religion (2. Auflage, 1915) kritisch erörtert finden kann.
Aber gut, es sei so, daß der Gedanke, das auserwählte Volk zu sein, den Engländern mit unfraglichem Rechte zugeschrieben werden darf, so ist es zweitens keineswegs unmöglich oder auch nur schwierig, ihn vom christlichen Boden aus zu verstehen. Oder hat nicht schon mancher einzelne Held oder Genius, der auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stand, gemeint und gesagt, daß er ein Erwählter des Herrn sei? Haben es nicht auch ganze Völker der neueren Zeit gedacht, und ist dieser Gedanke nicht auch dem deutschen Volke von seiten anderer Nationen zum Vorwurf gemacht worden? Auf jeden Fall liegt ebendieselbe Jdee in der unwillkürlich vielfach auftretenden Ausdrucksweise, wonach eine Nation von ihrem Gotte spricht, und diese Jdee kann aus der neueren Geschichte als tatsächlich eine Rolle spielende aufgezeigt werden. Denn einstmals während der furchtbaren Kämpfe, die auf den Abfall der Niederlande von Spanien

folgten, ist ja im heiligen Ernste ein selbsteigener „God van Nederland"
angerufen worden.
Aber es bedarf drittens auch nicht einmal der Heranziehung des Christen-
tums zur Ausdeutung, wenn in Worten von Engländern uns die „Jdentifizierung
ihrer Weltherrschaft mit der Sache Gottes" entgegentritt. Man weiß doch, daß auch
andere Völker, die nicht von biblischen Gedanken beeinflußt werden, dazu geneigt
sind, ihre besonderen Bestrebungen als Angelegenheiten der Gottheit zu betrachten.
Also muß man sich hüten, mehr oder weniger allgemein menschliche Geistes-
strömungen als spezielle Eigentümlichkeiten einer einzelnen Nation hinzustellen und
sie aus besonderen geschichtlichen Zusammenhängen herleiten zu wollen.
2. Ferner ist am englischen Volkscharakter neuerdings „etwas spezifisch Alt-
testamentliches in der Betonung des Segnens, des irdischen Segens, den Gott
gewährt," gesucht worden. Aber dieses Verfahren ist mehr als gewagt. Denn vom
Segnen ist allerdings sehr häufig im alttestamentlichen Sprachgebrauch die Rede,
aber auch oft im klassischen Schrifttum der christlichen Religion, und auch in diesem
wird irdisches Gut als ein Segen betrachtet. Steht es doch sogar in der Berg-
predigt, daß die Sanftmütigen „die Erde ererben oder besitzen werden". Hat
doch auch Jesus sich von Neichen zu Gaste laden lassen und begüterte Leute zu
seinen nächststehenden Freunden gehabt (Luk. 10, 34ff.; 22, 11; 23, 50—30), wie
z. B. den Ratsherrn Joseph von Arimathia, und überhaupt würde es eine Ver-
kennung der kulturgeschichtlichen Stellung des Christentums sein, wenn jemand sagen
wollte, daß dessen Anhängern die Freude am irdischen Besitze verboten sei. Nein,
Weltflucht ist ebensowenig ein Charakterzug der Lehre Jesu, wie die Ertötung
der Naturfreude oder der natürlichen Triebe überhaupt. Etwas ganz anderes
ist es, wenn in den ältesten Quellen des Christentums oft vor Mißbrauch des Reich-
tums oder Übertreibung der irdischen Genüsse überhaupt gewarnt wird. Folglich
ist auch bei christlichen Engländern eine „Betonung des irdischen Segens"
als einer Gabe Gottes keineswegs auffallend.
3. Endlich eine „übertriebene Schätzung des Reichtums oder Mammons"
«le einen Charakterzug der an der alttestamentlichen Religion orientierten Sitt-
lichkeit zu bezeichnen, ist ein kulturgeschichtliches Unrecht.
Denn nach dieser Moral ist die Schätzung irdischer Güter nur ebenso erlaubt,
wie bei anderen Kulturstufen, die etwa mit ihr verglichen werden könnten. Auch
in der Lehre Zarathustras faßt ja „das Jdeal des Guten alles Gedeihen, Gesundheit,
Reinheit der seelischen wie der physischen Existenz, Erleuchtung von oben, kräftige
Nachkommenschaft und Wohlstand schaffendes Arbeiten in sich", wie Hermann
Oldenberg in dem großartigen Werke „Die Kultur der Gegenwart" I, 1^1,1 (1906),
S. 81 bemerkt. Also auch wenn man an den neueren Engländern „Eudämonismus"
feststellen zu können meint, ist dies nichts Alttestamentliches, und wenn dann
weiter gesagt wird, daß „die Lcbenslehre des Utilitarismus großen Einfluß auf
die Gebildeten des Volkes in England gewonnen habe", so tritt dieser innerhalt

des althebräischen Schrifttums nur in der Erwähnung des Lohnmotivs (Neh. 5,19)
hervor, und dieses wird auch von den Schriftgelehrtcn zum Teil bekämpft, wie
in meiner „Geschichte usw.", S. 511 aus dem späteren jüdischen Schrifttum nach»
gewiesen worden ist. Also auch in der Geldliebe, soweit sie trotz ihrer weiten Ver-
breitung als für die Engländer charakteristisch bezeichnet werden dürfte, darf nichts
speziell Alttestamentliches gesehen werden.
Und kann es denn eine Schwierigkeit machen, eine „übertriebene Schätzung
des Reichtums oder Mammonsdienst" auch bei Engländern zu ver-
stehen, obgleich sie sich Christi Anhänger nennen? Wenn man wegen Untugenden
und Vergehen von Menschen, die getauft sind, sie gleich aus dem Kirchenbuche
streichen wollte, dann würden darin große Lücken entstehen. Entartungen von
Anhängern des Christentums sind doch ebensowenig selten, wie bei Mitgliedern
anderer Religionsgesellschaften. Die ursprünglichen Verkündiger der christlichen
Lehre mögen also noch so ernstlich vor Mammonsdienst gewarnt haben, so können
diese Warnungen doch ebenso häufig in den Wind geschlagen werden, wie so viele
andere Vorschriften. Und wie leicht ist solches Überhören besonders bei der War-
nung vor Geldliebe! Schlage doch jeder an seine eigene Brust!
Man nennt den Standpunkt, der sich in den fraglichen Eigenschaften von
Engländern zeigt, gewiß mit Recht einen „unterchristlichen", wie neuerdings zu
lesen war. Aber dieser „unterchristliche Zug" in ihrem Charakter kann auch ein
späteres Herabsinken des englischen Christentums sein, und man hat nicht schon
deshalb ein Recht, dabei wieder einmal das Alte Testament in den Mund zu nehmen,
um ihm einen Makel anzuhaften.
Das methodisch richtige Verfahren ist demnach allein dieses, von der gegebenen
Basis, d. h. dem christlichen Bekenntnis der Engländer, auszugehen und
die Einbildungen und Untugenden, die vielen oder manchen von ihnen mit mehr
oder weniger Recht zugeschrieben werden, aus allgemein menschlichen Trieben
oder speziellen Strömungen der neueren Zeit oder auch aus Umständen abzuleiten,
in denen sie gerade leben. Bei diesem Erklärungsversuch vergesse man zunächst
doch nicht die Jsoliertheit und die geschützte Lage, die ihnen auf ihrer Jnsel durch
die Gunst der geschichtlichen Führung zugefallen ist! Man übersehe dabei ferner
nicht den langjährigen Frieden, den sie eben wegen ihrer geschützten Lage ge-
nossen haben, und den angesammelten Reichtum, den sie während dieser Friedens-
zeit anhäufen konnten. Endlich lasse man bei diesem Erklärungsversuch auch nicht
den Materialismus als Weltanschauung und die materialistische Gesinnung außer
Betracht, die in neuerer Zeit auch außerhalb Englands vielfach herrschen!
Ob man dann zum Verständnis des Wesens der Engländer, soweit es
richtig beobachtet worden ist, noch die Herbeiziehung einer anderen Religion brauchen
wird? Wenigstens nach meinem Urteile nicht.
So aber meine ich, nicht nur einen Beitrag dazu geliefert zu haben, daß das
richtige kulturgeschichtliche Licht auf die in Frage stehenden Züge im englischen Volks-

charakter falle, sondern auch der Gerechtigkeit im Urteil über jenes Volk nachgestrebt zu haben, und kein noch so heftiger Schmerz, der uns über dessen jüngstes Vorgehen gegen uns erfüllen muß, kann die Forschung von der Erstrebung der geschichtlichen Gerechtigkeit entbinden. Nein, auch nicht der Überschwall von Verkennung der Tatbestände, der gerade während dieses Krieges in dem ihm parallelgehenden Geisteskampfe daherbraust, soll unserem Verlangen nach geschichtlicher Wahrheit das Aiel verhüllen. Die Wahrheit soll in diesem Völkerkriege nicht eine Gefangene, wie sie auf einem Gemälde in ergreifender Weise dargestellt worden ist, sein oder wenigstens nicht eine solche für immer bleiben.

Was erfüllt die Menschenseele? was bewegt die Volks-Staaten? was regiert die Welt?: Ein Streben nach Macht oder Recht — die Gewalt oder Güte? . . .

Schon immer sind wir Menschen, wenn wir uns innerlich vertieften und über die Ursachen unseres Wollens wie die Absichten unseres Handelns nachdachten, bis zu diesen großen Rätselftagen vorgedrungen, die uns auch heute wieder stark bedrängen. Warum gerade jetzt? Weil viele glauben, daß die Ursache, ja die Schuld am Weltkriege im letzten Grunde davon abhängig zu machen ist, ob wir Deutsche, von einem Willen zur Macht fortgerissen, den Entscheidungskampf entfesselt haben, oder ob wir nur unser gutes Recht am Dasein gegen machtgierige Feinde verteidigen?

Diese Gewissensfragc wird schon lange hin und her erwogen. Seitdem aber der neue Staatssekretär des Äußeren v. Kühlmann seine bedeutsamen Ansichten über das Verhältnis von Macht und Recht im Staate ausgesprochen hat (22. 8. 17), ist über den uralten Gegensatz dieser zwei Gewalten und ihre Abhängigkeit von einander aufs neue viel geredet und geschrieben worden, und zwar ebenso von politischen Praktikern wie von Theoretikern. Auch das Problem, welcher Zustand für ein Kulturvolk der gesündere ist: der kriegerische oder der friedliche? und welcher an sich gut, welcher böse zu nennen ist? wird dabei wieder aufgeworfen; wobei indes eine große Unklarheit von der Bedeutung all dieser Begriffe zutage tritt, wie sie ja von jeher darüber geherrscht hat. Und das ist kein Wunder, da wir alle je nach unserer Veranlagung die Dinge der Welt gar verschieden betrachten und werten.

Was ist der Staat, was seine Macht und was sein Recht? Und
welches Lebensrecht gebührt dem Einzelnen gegenüber der Macht einer All-
gemeinheit?
Es gibt bekanntlich vielerlei Erklärungen vom Wesen und von der Her»
kunft des Staates. Die einen nennen ihn eine gottgewollte Einrichtung;
die andern betrachten ihn wie aus einem Gesellschaftsvertrage hervorgegangen;
und manche wollen ihn als eine gewachsene Lebensform begreifen. Diese
letztere biologische Auffassung bricht sich immer weiter Bahn; sie fußt auf
dem berühmten Worte Platons: der Staat ist ein Mensch im Großen! das,
lange unverstanden, wir heutigen erst richtig verstehen lernen.
Jn der Tat ähnelt eine Volksgemeinde sehr jenem menschlichen Zellverbande,
den wir bilden, und die Vergleiche zwischen beiden Staatsbindungen lassen
sich weit ausführen: Durchpulst doch ein gemeinsamer Lebenswille den Menschen
wie seinen Volksstaat, und werden doch beide von einer überlegenden Zentral-
stelle aus regiert. Wir dürfen uns aber dadurch nicht verleiten lassen, den
Staat als ein wirkliches Lebewesen anzusprechen; das ist er nicht, sondern
nur ein Kunstwerk, das wir Menschen nach dem Vorbilde unseres Selbst
unbewußt nachgebildet haben. Schon die Familie trägt die Züge des mensch-
lichen Urbildes; weiter die Stammesgemeinde; weiter der Volksstaat. Welches
aber sind die gemeinsamen Merkmale des Menschen und seiner Vereinigungen?
Wir Menschen leben, und das will sagen: unser Korper aus Erdenstoffen
empfindet und bewegt sich geistig. Solches geschieht, indem die Milliarden
unserer Leibeszellen durch den einen Strom des unbedingten Lebenwollens
seelisch verbunden sind, der immerfort durch Sinnesempfindungen veranlaßt,
allerlei Bewegungen hervorruft; doch verfolgen diese alle nur den einen
Zweck: dem Leben zu dienen, und zwar dem Leben in aufsteigender Rich-
tung! Denn, um stets besser und sicherer zu existieren, entfaltet das Leben
der Erde alle seine Kräfte wie Fähigkeiten — und schon seit Jahrmillionen!
Ein Wunder, das uns erst im letztvergangenen Jahrhundert recht klar ge-
worden ist, und das wir Evolution genannt haben. Auch die treibende Kraft
dieses gewaltigen Aufwärtsdrängens haben wir seitdem besser erkannt und
als Lebenswille bezeichnet, die Lehre davon aber Voluntarismus geheißen.
Dieser in Verbindung mit dem Evolutionismus — Theorien, die sich einander
folgerichtig ergänzen — geben uns nun eine glaubhafte Erklärung unseres
rätselhaften Menschendaseins, dessen offenbares Aufsteigen wir endlich be-
greifen und als den Sinn des Lebens verstehen lernen. Jndem wir aber
somit unserer hohen Lebensaufgabe bewußt werden, begreifen wir auch unser
eigenes Wesen immer besser und erkennen nicht bloß das Jndividuum, sondern
auch das Genus in uns: als Lebensmächte, die beide wechselwirkend alle
ihre Kräfte entfalten, um sich gegenseitig vorwärts zu bringen.

Diese geistig-körperlichen Lebenskräfte sind nun nicht allein zweierlei Herkommens — weil individueller und genereller Art — sondern sie äußern sich auch auf doppelte Weise: nämlich nach aktiver oder passiver Richtung hin. Jn uns kommt dieses zwiefache Streben durch subjektives Fühlen und objektives Denken zum Ausdrucke, die beide unsern Lebenswillen entweder progressistisch oder konservativ zu leiten suchen. Und das bemerken wir nicht nur am einzelnen Menschen, sondern auch in seinen Gesellschaftsverbindungen: an der Familie, der Gemeinde, dem Staate. Auch hier stehen ja handelnde und leidende Kräfte sich stets gegenüber, die entweder vorwärts drängen oder zurückhaltend wirken; welches Gegenspiel eine polare Spannung zeitigt, die an sich gesund, weil natürlich, zu nennen ist.
Denn die Polarität tritt ebensowohl im Makrokosmos Welt wie auch im Mikrokosmos Mensch in die Erscheinung; und zwar als jener Dualismus, den wir als Kraft und Stoff, Geist und Körper, Empfindung und Bewegung, in uns wie um uns überall bemerken und auseinander halten müssen, um zu einer Einsicht in die Dinge zu kommen. Doch merken wir bei diesem Erkenntnissuchen wohl, daß diese Zweiheiten alle, weil untrennbar verbunden, auch zuletzt als Einheiten zu fassen sind — Monismen, wie wir solche als Welt, oder als Natur, oder als Leben u. a. zu bezeichnen pflegen.
So ist das Alleinende in uns Menschen das Leben, jenes geheimnisvolle Monon, das wir schon als: Erdenstoff, der sich empfindend bewegt, erklärt haben. Und wenn wir dieses auch zur Natur, oder zur Welt, mit einrechnen müssen, so ist es doch gewiß viel nötiger für uns, zunächst das Wesen des Lebens zu erforschen, wie über die Welträtsel nachzugrübeln. Wir brauchen dafür auch nur in uns zu schauen — nicht über die Welt» weiten um uns — und besitzen in unseren empfindenden Sinnen feinste Lupen und Spiegel genug, um unser eigenes Leben zu erkennen. Damit gewinnen wir dann auch eine Vorstellung vom Leben überhaupt, wie wir eine solche z. B. mit der Evolutionstheorie gebildet und dadurch eine geistige Brücke gebaut haben, um all die Übergänge des Lebens mit seinen unendlichen Abstufungen zu erfassen. Aus letzteren ersehen wir nun, wie das Leben der Erde bestrebt ist, sich immer vielartiger zu organisieren und seine Kräfte besser auszugestalten, um stets sicherer zu existieren. Es trachtet daher unausgesetzt sich zu ernähren und fortzugebären, weiter aber sein Dasein zu erklären und endlich zu verklären! Das sind die vier Hauptstufen, welche der Lebenswille bestrebt ist empor zu steigen.
Je höher nun das Leben klimmt, um so ^mehr kommt sein Daseins-Erklären- und Verklärenwollen zum Ausdrucke und drängt das niedere Ernähren und Gebären mehr zurück. Lehren uns das nicht so viele Wissenschaftler und Künstler (letztere schon im Tierreiche zu finden), die ihrem

Schaffen zuliebe ihr bloßes Lebenwollen oft hintanstellen, ja sich einer hohen Aufgabe hingebend opfern! Der Trieb dazu liegt schon in ihnen; er tritt aber erst nach und nach in ihr Bewußtsein: als ein starker Wille zur Vervollkommnung, und zwar zunächst ihres individuellen Lebens. Doch ist das ja zugleich ein Drang, das generelle Leben zu fördern, da durch das Arbeiten jener die menschliche Kultur überhaupt zunimmt. Denn all diese Forscher und Erklärer, wie Bildner und Verklärer, schaffen ja Kulturwerte, die der ganzen Menschheit zugute kommen. Das sehen wir am besten an der Lebensarbeit großer Menschen, die als Führer auf geistigen Gebieten vorangeschritten sind: bildeten sie nicht ihre Anlagen mit Willenstärke aus, um das allgemeine Wissen und Können der anderen zu fördern und so das Menschenleben vorwärts zu bringen!

Der höchste Wille zum Leben ist also nicht Wille zur Macht und Übermacht zu nennen — was bekanntlich ein moderner Philosoph behauptet — sondern er offenbart sich uns als ein Wille zum Fortschritt und zur Vervollkommnung. Und zwar scheint das Leben auf der ganzen Linie von ihm beseelt zu sein, da nicht allein wir Menschen, sondern auch die Tiere, ja die Pflanzen schon bestrebt sind, sich zu veredeln — freilich immer nur in ihren oberen Schichten und zunächst in deren besten Exemplaren. Die breite Masse dagegen, die nur existieren will, ist von einem starken Machtwillen erfüllt und folgt nur zu gern brutalen Willensführern nach. Das war von jeher so bei niederen Lebewesen, wie bei den Menschen. Und trotzdem ist das Leben der Erde unaufhaltsam aufwärts gestiegen und hat zuletzt im Menschengeiste seine Willenskräfte so hoch entfaltet, daß es imstande scheint, sein Dasein künftig noch immer besser zu erklären und zu verklären — also zu veredeln!

Was aber ist zu tun, damit diese höchste Aufgabe sich immer weiter im Bewußtsein der Menschen verbreite? Sie müssen gelehrt werden, an das Heilige-Leben zu glauben, davon sie jeder ein Teilchen sind, und dessen Mission zu verstehen doch im grunde genommen so einfach ist. Denn lebt nicht in jedem, von uns ein Trieb zur Vervollkommnung — freilich verschieden stark? Nun so "glaubt an diesen Lebensdrang und folgt seinen Geboten, die lebendig in uns wirken! Erleben wir nicht alle jene wundersame Entfaltung des Lebenskeimes bis zum Menschenbaume, der da blüht und fruchtet! So vertraut doch diesem Wunder, hört auf die Stimme des Lebens in euch und bejaht euer Erdendasein mit allen Kräften!

Wenn dieser frohe Lebensglaube sich künftig unter den Kulturvölkern verbreiten und an die Stelle trüber Daseinsverneinungen treten wird, dann könnte auch die Überzeugung von der gemeinsamen hohen Lebensaufgabe alle Menschen friedlich vereinen, und anstelle der furchtbaren Volkskriege

würden friedliche Menschheitskämpfe treten wider lebensfeindliche rohe Natur» kräfte; denn diese gilt es zu besiegen, nicht aber schwächere Völker niederzuringen! z

Wird dieser Friedenszustand jemals kommen und anstelle des jetzigen Kriegszustandes aller Völker treten? Der noch immer tobende Weltkrieg soll darüber entscheiden; ja er scheint geradezu entbrannt zu sein, um diese Schicksalsfrage der Menschheit endlich zu lösen.

Denn nun muß es sich ja zeigen, ob zuletzt die Macht oder das Recht triumphieren wird auf Erden, und das will sagen: ob die göttliche Vernunft des Lebens recht behalten soll entgegen der Machtgier des Willens? Wenn sich dieser von Leidenschaften oder bösen Gedanken leiten läßt, dann handelt er lebensfeindlich; während der gute Wille sich gleichmäßig auf seine Gemüts- wie Verstandeskräfte stützt und dann vernünftig handelt. Diese hohe Vernunft aber regiert das aufsteigende Leben im einzelnen wie im ganzen; sie schenkt uns Menschen wahre Lebensweisheit und leitet uns zur Gerechtigkeit des Abwägens aller Lebensrechte. Und wie im Jndividuum der Einzelne und seine Gattung sich oft entgegenstehen, so geschieht es auch zwischen den Staaten (die ja Menschen im Großen gleichen) und der ganzen Menschheit. Hier gilt es nun von subjektiven Wünschen zu objektiven Überzeugungen vorzudringen und der Gerechtigkeit eine Gasse zu bahnen im höchsten Sinne. Das aber lehrt uns die Weisheit der Vernunft, die sich als Philosophie so oft schon für den VLIkerfrieden mit Schiedsgerichten nach Völkerrecht ausgesprochen hat.

Dieselben Gedanken wurden bekanntlich jüngst von den leitenden Staatsmännern Deutschlands und Österreichs verkündet (Michaelis, Czernin u. a.) und fanden bei uns vielen Widerhall, doch auch Widerspruch. Nun klingen ja ähnliche Friedenstöne auch von manchen Gegnern zu uns herüber. So lange aber die Feinde Deutschlands ihren bloßen Machtwillen betonen und unsere guten Lebensrechte nicht anerkennen wollen, können wir auch nicht durch Güte, sondern nur mit Gewalt zum Frieden vordringen. Wann dieser höhere Zustand aber wieder anstelle des unmenschlichen Kriegführens treten wird, dann wollen wir den andern Völkern versöhnlich die Hände reichen und mit ihnen beraten, wie künftigen Gelüsten jedweder Machtgier durch d>e Herrschaft des Rechtes vorzubeugen ist: zum Heile der Menschheit!

Germanicus
Russische Gefangenenbriefe
Germanicus.
Russische Gesangenenbriefe.
Sie sind einförmig wie die russische, uferlos sich dehnende Steppe,
eintönig wie die tieftraurigen russischen Volkslieder — und doch entbehren
sie eines gewissen eigenartigen Reizes nicht. Es ist die alte patriarchalische
Ausdrucksweise der durch Generationen im Volke erhaltenen schlicht prunkhaften
Märchen, ein Legendenstil, der es einem unwillkürlich antut. Echt patriar-
chalisch ist auch der ausgeprägte Familiensinn, wie er aus den schier endlosen
Grüßen an Familie und Sippe zu einem spricht.
Die allernächsten Verwandten, jeder einzelne mit Namen und Vaterna-
men angeführt, Schwiegereltern, Pate und Patin, die oft als Vater und
Mutter angeredet werden, die eigenen Patenkinder, Gevatter und Gevatterin,
selbst die in russischen Bauern- und Bürgerfteisen so wichtigen Persönlichkeiten
„sswat" und „sfwächa" (Heiratsvermittler und Vermittlerin) werden oft erwähnt.
So verlangt es das althergebrachte Bauernzeremoniell.
Die ersten Grüße gelten den Eltern, denn der russische Mujik bleibt
stets, selbst als verheirateter Mann, der Sohn, das Kind seiner „vielverehrten,
von Gott geschenkten" Eltern, die er ehrerbietig mit Jhr anredet, wie auch
meistens seine Frau, die für ihn die „ssuprüga", Gemahlin, ist. Seine Ge-
schwister stehn ihm als „eines Schoßes" und „eines Blutes" nahe; er gebraucht
auch in seinen Briefen diese alten Anredeformeln.
Er wird nie versäumen, um den elterlichen Segen zu bitten, der „un-
verändert bis zum Grabe und darüber hinaus in alle Ewigkeit bestehen bleibt!"
Er erteilt auch seinen eigenen Kindern denselben Segen in genau demselben
Wortlaut, wie er sich überhaupt beinahe ausschließlich in den alt eingebür-
gerten Ausdrucksformen bewegt, die dem Stil das charakteristische Gepräge
geben.
Und dabei welche Abwechslung in den „Grüßen"! — Da gibt es Sohnes-,
Gatten-, Bruder., Gefangenen- und Freundesgrüße; Grüße aus der Fremde,
Seelengrüße und solche, die aus reinem Herzen kommen, goldene, teuere
und ehrerbietige. Auch an Küssen aus der Ferne fehlt es nicht. Küsse
auf rosenrote, purpurrote, teuere, süße, zuckerige, weiche, heiße, reizende Lippen,
auf weiße oder rote Wangen, auf weiße Frauenhändchen, auf blaue Augen.
Eine der häufigsten und schönsten Formeln ist der Gruß oder die Ver-
beugung (auf russisch: „paklün") vom weißen Himmel bis zur feuchten Erde
oder die Varianten: von der gerechten Sonne bis zur feuchten Erde, auch
von den mächtigen Schultern, dem traurigen Herzen, der weißen Brust oder

dem weißen Antlitz bis zur Erde. Zu Ostern wird der uralte dreifache
Auferstehungsgruß geschickt: „Christus ist auferstanden!", der sonst in der
Heimat von den drei feierlichen Osterküssen auf Mund und Wangen und
der Antwort „er ist in Wahrheit auferstanden!" begleitet ist. Zum Neuen
Jahr wünscht der Russe „neues Glück!" Der Glückwunsch zum Namenstage,
„dem Tage des Schutzengels", der an Stelle des Geburtstags gefeiert wird,
lautet: „dem Taufkind entbiete ich einen Gruß, seinem Schutzengel aber
möge eine goldene Krone zu teil werden!"

Auf die Grüße folgt meistens unvermittelt die Bitte um ein Paket mit
„gastinetz", Gutzeln aus der Heimat; vor allem begehrt ist das im Backofen
geröstete einheimische Schwarzbrot, ferner Tabak, Cigaretten, ganz besonders
die „machürka", ein direkt übles Kraut, Schweineschmalz, Butter, Schinken,
Gänsebraten, Tee, Zucker, Fruchtbonbons, Nüsse, auch Buchweizengrütze, das
eigentliche russische Nationalgericht.

Bis zu Schokolade, Kakao und Maggiwürfeln etc. versteigen sich nur
die Städtischen. Der Bauer ist auch in seinem Geschmack konservativ und
hält sich an die Kost seiner Väter.

Um eine „passilka", ein Paket, zu erbetteln, läßt der Gefangene seine
ganze, echt slawische Überredungskunst spielen: — „All meine Kameraden
bekommen wohl jede Woche ein Paket, nur ich, arme Waise, bin von Euch
allen vergessen! Jch muß mich ja vor den anderen schämen! Bin ich
Euch denn kein Sohn mehr?" Oder: „Hast Du so schnell Deinen Mann
in der Fremde vergessen? Soll ich denn immer voller Neid zusehn, wie
die anderen sich gütlich tun und mir, Armen, läuft das Wasser im Munde
zusammen!"

Oft müssen auch Träume, die überhaupt bis in die höchsten Gesellschafts-
kreise eine große Rolle im russischen Leben spielen, herhalten. „Jch sah
Euch diese Nacht im Traume, wie Jhr bei Tisch saßet und schmaustet." Oder
es heißt: „Schickt mir ein Paketchen, mir wird dann nicht gar so einsam
in der Fremde!"

Wie der Mujik an der Scholle hängt und an Heimweh leidet, geht
daraus hervor, daß ein Südrusse aus einem Lager in der Nähe von Moskau
«n seine Verwandten schreibt, sie sollten ihn in der fernen Fremde nicht
vergessen. —

Nach den Grüßen und Bitten um Pakete kommen die Fragen nach
der Ernte, dem Vieh, den Preisen für Getreide und Lebensmittel und nach
den Familienmitgliedern; letztere sehr summarisch — wer am Leben und
wer gestorben sei, wer von den Brüdern, Schwägern, Freunden „in den
Krieg getrieben", d. h. eingezogen worden, wer verwundet oder gefallen
wäre, ob die Frau ihre Unterstützungsgelder bekäme und wieviel, äußerst

selten ein näheres Eingehen darauf, ob die Kinder gesund seien, gut wachsen und in die Schule gehen, ein Ermahnen brav zu sein und der Mutter zu folgen; hier und da die Bitte an die Eltern oder Schwiegerelten sich der jungen unerfahrenen Frau anzunehmen, oder umgekehrt, die Frau solle die Eltern auf ihre alten Tage gut halten und zu ihnen ziehen. —
Todesnachrichten werden mit der alten Formel ausgedrückt: „Euer Vater (Eure Mutter oder Euer Kind) hat Euch geheißen lange zu leben! Er (oder sie) ist gestorben!" Die Antwort lautet stets gleich: „Meinem Vater (meiner Mutter usw.) sei das Himmelreich beschieden!" Worauf es mit dem slawischen Fatalismus weiter heißt: „es ist Gottes Wille!" Sehr selten nur geht der Mujik näher auf den persönlichen Verlust ein, indem er schreibt: „und so hat er mich nicht mehr erwarten können!" oder: „ich habe Euern Brief mit Tränen begossen und die ganze Nacht nicht schlafen können; das Herz liegt mir wie ein Stein in der Brust!"
Die Geburt eines Kindes wird ebenfalls nur ganz kurz angezeigt, diejenige eines Sohnes mit den Worten: „Dir ist ein Stammhalter geboren!" oder: „Dein Erbe, Jwan, schickt Dir einen Gruß!" An das Neugeborene erfolgt darauf umgehend ein Gruß vom glücklichen Vater, aber kein Wort der Nachfrage nach Mutter oder Kind. Jch kann mich auf einen einzigen Fall besinnen, wo der Vater sich danach erkundigte, wem die Tochter ähnlich sehe, der Mutter oder ihm.
Tod und Geburt sind eben für solche Naturkinder wie der russische Bauer alltägliche, selbstverständliche Ereignisse, die er mit unerschütterlicher Ruhe hinnimmt. —
Die übliche Form der Antwort auf eine Heiratsanzeige lautet stets:
„Jch gratuliere zur gesetzlichen Ehe!" ^
Über den Krieg schreiben sie nichts, kennen sie doch ihre eigene gestrenge Zensur und wissen, daß derartige Nachrichten ohne weiteres gestrichen würden, nur dem Wunsche nach baldigem Frieden geben sie oft Ausdruck, um heim zu den Jhrigen zu dürfen.
Eines fällt unbedingt auf — das beinahe gänzliche Fehlen von Liebesbriefen. Die „petite smie", die in der französischen Gefangenenkorrespondenz eine hervorragende Rolle spielt, scheint nicht zu existieren; unwillkürlich fragt man sich, ob es denn keine Braut, keinen Schatz gäbe. Ein Brief an eine weibliche Adressatin, die nicht Frau, Mutter oder sonst eine Verwandte des Gefangenen wäre, ist geradezu eine Seltenheit, und selbst in den wenigen versteigt sich der Schreiber zu keinerlei zärtlichen Reden, höchstens am Schluß ganz kurz: „Jch küsse Euch oder Dich!"
Die Frauen hingegen schreiben oft rührend, wie es auch Sven Hedin erwähnt. Es ist nicht wiederzugeben, wie sie ihrer schrankenlosen Freude

Ausdruck verleihen, wenn nach Monaten von dem totgeglaubten Mann ein Lebenszeichen kommt. — „Da< Herz ist mir vor Glück erstorben!" — „Es ist, als ob ein neues Morgenrot aufgegangen wäre!" — „Für uns alle hat ein neues Leben begonnen!" — „Es war wie ein heller Feiertag, als Dein Brief gekommen ist!"

Und die Kosenamen, woran die russische Sprache wohl reicher ist, als irgend eine andere, sind überhaupt unübersetzbar, wie z. B.: „njenagljä,dnij" — Du, an dem ich mich nicht satt sehn kann, — „njeatzenjsnnij" — Du, der Du nicht zu schätzen bist, — teurer, kostbarer, und viele, viele mehr, die im fremden Wortlaut nur komisch wirken würden, im russischen aber einen echten, tiefen, anheimelnden Klang haben.

Oft schreiben Frau oder Mutter: „Jch wollte, ich könnte als Vöglein hoch in die Lüfte steigen und Tag und Nacht fliegen, bis ich bei Dir wäre, und dürfte Dich nur einen Augenblick, wenn auch nur mit einem Äuglein schauen!" Ein Ausruf bleibt mir unvergeßlich: „Ich habe Deine Briefe mit meinen bitteren Tränen gewaschen und trage sie auf meiner weißen Brust, — ich küsse Dir Hände und Füße und ein jedes Knöchelchen!" Eine Mutter schreibt: „Jch wollte, ich könnte mein Herz aus der Brust nehmen und Dir schicken, damit Du siehst, wie zerquält es ist!" Eine Frau an ihren Mann: „Jch küsse Dich so vielmal, als ich Haare auf dem Kopfe habe; zähle sie!" Eine andere: „Wenn Du heimkommst, so wird es sein, als ob ein Engel vom Himmel zur Tür hereinkäme!" Und dann wieder: „Jch schreibe diesen Brief nicht mit Tinte, sondern mit meinen bitteren Tränen!" oder: „Ich sehne mich nach Dir, wie einen im Fieber nach einem Trunk Wasser dürstet!" Und das alles, sentimental, wie es in der Übersetzung wirken mag, klingt im russischen Bauernstil überzeugend naiv und natürlich.

Was Schrift, Orthographie, Stil und die unglaublich kühnen Abkürzungen und Zusammenziehungen von Worten betrifft, so leistet der Mujik, wie man sich vorstellen kann, geradezu Verblüffendes. Analphabeten gibt es verhältnismäßig viele, so z. B. auf 1000 Mann 600. Für diese schreiben dann Kameraden, meistens solche aus derselben Gegend.

Nicht selten stößt man auf Handschriften, die wie gestochen wirken, die stammen dann von Unteroffizieren, kleinen Händlern, Schutzleuten, Söhnen von Geistlichen, Geometern, geschulten Arbeitern usw., aber weitaus die meisten Gefangenen sind Bauern, Dorfbewohner.

Bei den Mohammedanern, die meistens aus dem Kaukasus und den Gouvernements Permj, UfS, und Kasänj kommen, fallen die sonoren orientalischen Namen auf wie z. B. Schaifarullä,, Djauljachtjän, Gaptelbassir, Gulj5r, Tagissult5n, ScharafissalK, Muchamjatullä, Muftachutdin, Nassartdln, Mingasitd!n, die Frauennamen Mudi6,na, Latifa, SS,fja usw.

Germanicus
Russische Gefangenenbriefe
Der stereotype Schluß eines Briefes lautet stets: „ich bin gesund und
am Leben und wünsche Euch dasselbe."
Auf die Briefe der Gebildeten gehe ich absichtlich nicht ein, sie weisen
zu wenig Lokalkolorit auf, um von Jnteresse zu sein. Charakteristisch ist
nur das Spielen mit der Phrase, eine gewisse Selbstgefälligkeit, ein bewußtes
Analysieren der Gefühle und Stimmungen, etwas, was ein jeder beim
russischen Studenten kennt, der stundenlang über Psychologie und „Probleme"
reden kann. —
Wie wenig sich die Psyche des Mujiks in den letzten 50 bis 60 Jahren
verändert hat, geht daraus hervor, daß der Jnhalt eines Briefes aus dem
Jahre 1851, den die Mutter eines gegen die kaukasischen Stämme kämpfen»
den russischen Soldaten an ihren Sohn richtet, einen anmutet, als ob er
jetzt geschrieben sei. Er ist der historischen Novelle „Chadschi-Murät" aus
Tolstoi's Nachlaß entnommen.
Jch gebe den Text in eigener Übersetzung wieder: „Jn ihrem Brief an
Pjetruschka schickte die Mutter ihm zuerst ihren Segen und Grüße von allen;
ferner die Nachricht von dem Tode seines Paten und zum Schluß teilte sie
ihm mit, daß seine Frau Msinja nicht länger bei den Schwiegereltern wohnen
wollte und in Dienst gegangen sei. Jhre Herrschaft schriebe, daß sie fleißig
und brav sei. Dann erwähnte die Alte das Paket mit gastlnetz (Gutzeln),
das zugleich an ihren Sohn abginge, und den Rubel, den der Vater in der
Stadt in den Brief legen würde. Und zum Schluß schrieb der Djatschük
(Meßner etwa), dem sie den Brief diktiert hatte, Wort für Wort, wie sie mit
Tränen in den Augen ihm vorsprach: „und noch, mein liebes Kind, Du
mein Galübtschik (Täubchen) Pjetrüschenjka, ich habe mir die Augen nach
Dir ausgeweint, Du SsSlnischko majö njenagljädnoje — Du meine Sonne,
an der ich mich nicht satt sehn kann!" —*)

*) Anmerkungen d. V.: 1) Die russischen Worte sind so geschrieben, wie sie ausgesprochen werden ;
im Worte Mnjik wird das j wie das französische j gesprochen. — 2) Diese Aufzeichnungen stammen
aus der Zeit vor dem Sturz der früheren Regierung. Es ist merkwürdig, wie schwachen Widerhall
die gewaltige Umwälzung in den Briefen aus der Heimat findet, was zum größten Teil auf die
slavische Gleichgültigkeit, wohl aber auch auf die strenge Zensur zurückzuführen ist. —

Prof. Dr. A. Brückner:
Neueste Polen-Literatur.
Zeitschriften („Polen" in Wien, „Polnische Blätter" in Berlin, dazu
französische u. a.) und Artikel, Bücher und Abhandlungen drängen einander
in einer Frage, deren Lösung je unaufschiebbarer, desto rätselhafter erscheint.
Denn mit der „staatlichen Unabhängigkeit" Polens (wer hätte sie sich vor
Kurzem auch nur träumen lassen?) ist noch recht wenig gesagt; wo bleibt
das wichtigste: an wen und wie schließt sich dieses unabhängige Polen an?
Wenn aus Vergangenheit Gegenwart sich Rates erholen soll, so könnte
kein Buch lehrreicher und aufklärender wirken, als Wilhelm Feldman's
Geschichte der politischen Jdee in Polen seit dessen Teilungen (1795—1914),
München, Oldenburg, 1917, XII. und 448 S. Deutsche Bücher über Polen
pflegen stets Einseitigkeit, d. h. der Verfasser übersieht nie das ganze Problem,
hat vor seinen Augen stets nur einen Ausschnitt, mit dem ihn Zufall oder
Beruf oder Neigung vertraut machen. Feldman dagegen, polnischer hervorra-
gender Publizist, Belletrist, Literarhistoriker, Herausgeber vor dem Weltkrieg
der demokratischen Monatsschrift Krytyka in Krakau, seit dem Weltkrieg der
Polnischen Blätter in Berlin, steht seit dreißig Jahren im polnischen öffent-
lichen Leben; hat viele Freunde und noch mehr Feinde, zumal in konser-
vativen Kreisen; entwickelte stets unheimliche Arbeitskraft und Arbeitslust und
hat jetzt, seit 1914, wie kein anderer an der Darstellung aller nationalpol-
nischen Fragen in Vorträgen, Artikeln, Broschüren in Deutschland gearbeitet.
Jn dem Publizisten steckt jedoch ein Historiker. Aus den Parteikämpfen
Galiziens heraus schuf er eine eingehende Vorgeschichte dieser Kämpse (seit
1848), was sich wie von selbst zu einer Geschichte der Parteien und Rich-
tungen in ganz Polen seit 1795 erweiterte; aus einem bloßen Abriß wurde
ein umfangreiches Werk, wovon einen Auszug das vorliegende deutsche
bedeutet; von dem polnischen ist bisher nur der erste Band erschienen, der
zweite, gedruckt, nicht herausgegeben; der dritte noch nicht geschrieben.
Somit ist das deutsche Buch völlig ein vovum.
Bei der Unkenntnis polnischer Sachen und Zusammenhänge, die in
Deutschland allen Publizisten und Publikationen zum Trotz vorherrscht, ist
diese gedrängte und doch erschöpfende Darstellung aufs wärmste zu begrüßen.
Sie gibt natürlich mehr als der Titel anzeigt; ein ausführliches Eingangs-
kapitel erörtert: das Werden der neuzeitlichen politischen Richtungen in Polen
seit dem XVI. Jahrhundert; den Gegensatz zu Rußland; den Dreiadlerbund;
den Wechsel der Orientierungen während der Jahre 1770—1795. Das zweite

Kapitel ist der französischen Orientierung bis 1813 gewidmet und reicht faktisch mitten in unsere Tage, denn auf dieser uralten Orientierung ruhen die großen Ententeneigungen der Polen von heute, die trotz aller Enttäuschungen am Glauben an die echten Sympathien der Westmächte (zu denen sich jetzt Nordamerika gesellte) festhalten und darüber die Wirklichkeit, wie naive Kinder, vergessen. Ungleich kürzer dauerte die russische Orientierung an, die in Alexanders ungeheuchelter Polenfreundschaft fest verankert schien, aber mit dem plötzlichen Hinscheiden (oder Verschwinden, wie Fama trog) des Zaren entwurzelt, durch die Vorgänge nach 1830 sich zu tiefem, nur allzu berechtigten Haß gegen die deutschtatarische Regierung Rußlands sowie zu dauernder Entfremdung gegen das Russenvolk selbst wandelte. Jn dem Leidensgange der Polen, speziell ihrer Emigration, wo sich Kopf und Herz der Nation zusammenfanden, bezeichnete „Der Glaube an die Völker" (4. Kap.) die erste schwere Enttäuschung, denn nur trügerische Hoffnungen weckten der Jubelzug durch Deutschland und die begeisterten Sympathiekundgebungen aller liberalen, oppositionellen Kreise; zweite Enttäuschung brachte der „Glaube an die Westmächte" (5. Kap.), die Polen im Pariser Frieden an Rußland einfach auslieferten. Hatten Sympathien der Völker und Berechnungen der Diplomaten getrogen, so vertraute man jetzt auf eigene Kraft (?ol«nia ksra Sa se, 6. Kap.) und wagte den verzweifelten, ungleichen, linsinnigen Waffengang mit Rußland, der von den weittragendsten Folgen war, denn er zerstörte für Dezennien die schon angeknüpften Netze einer Verständigung mit Rußland d. i. mit der slavischen Welt gegen die germanische Gefahr. Als unmittelbare Folge ergab sich jetzt eine polnisch-österreichische Orientierung, 1866—1879 (7. Kap.), die sich freilich bei der Unselbständigkeit und Konsequenzlosigkeit der Wiener Politik nie über bloße Anbahnungen und Versuche erheben konnte — Galizien natürlich ausgenommen, dessen nationalprovinziales Leben stete und starke Förderung erfuhr, was erst durch die Weckung rutcnischer Gegensätze, die allerdings bis 1848 zurückreichen, eingedämmt wurde. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb fügte sich die Nation in die Politik der dreifachen Loyalität (8. Kap.), sagte sich von allen weiterreichenden Plänen als von politischer Romantik los, wandte sich zur Einzelarbeit an den ökonomischen Grundlagen; die konservativen Kreise, Adel und Geistlichkeit, der sich neu bildende Mittelstand wurden ihre beredten oder stummen Anwälte. Langsam bereitete sich der soziale Umschwung vor, die Selbständigkeit der Bauern, das Aufkommen der Arbeiterbewegung, die zeitweilig an einer internationalen Orientierung fest hielt, bis der nationale Gedanke obsiegte; nur schienen alle Unabhängigkeitsbestrebungen völlig aussichtslos (Kap. 9). Da kündigte sich immer deutlicher der kommende große Waffengang an; welche Stellung sollte Polen dabei ergreifen? Zum ersten Male seit 1830 wurden russische Sympathien, d. h. die bloße Notwendigkeit des Ausharrens

bei Rußland im natürlichen Gegensatze zu der preußischen Ausrottungspolitik, lebhafter und in das Programm der Nationaldemokraten neu aufgenommen; dagegen kehrte sich gesunder nationaler Sinn, es wurden die Kadres für eine künftige Erhebung an Österreichs Seite geschaffen (Kap. 10). Ein Nachwort zeigt, wie sich der Glaube an ein Auferstehen Polens nur im Gefolge eines Weltkrieges bewährt hat.

Dies der dürre Auszug eines auf einer Riesenliteratur und auf persön-
lichen Erlebnissen und Erfahrungen aufgebauten Werkes. Auch die schöne Literatur ist berücksichtigt, zumal die poetische Emigrationsliteratur mit ihren messianistischen Losungen. Bei der Fülle des Stoffes ist die Darstellung knapp, für den deutschen Leser vielleicht hier und da allzu gedrängt, aber temperamentvoll, lebhaft bewegt, fesselt sie den Leser schon durch die weiten Zusammenhänge und neuen Aussichten. Der Verfasser sucht, möglichst ob-
jektiv, die Tatsachen selbst für sich sprechen zu lassen. So schuf er ein großes und lebendes Gemälde, das über flüchtiges Tagesinteresse hinaus sich dauernd behaupten wird; dabei hat der polnische Verfasser den deutschen Stil nicht übel bemeistert, mag auch manches deutschen Ohren härter klingen, wozu die Gedrungenheit der Darstellung, die sach-, nicht wortreich sein will, beitragen mußte. Für jeden, der sich in der Vergangenheit umsehen will, um die Gegenwart zu verstehen, ist das Werk ein gleich zuverlässiger wie unentbehrlicher Führer; zur Probe sei zweierlei herausgehoben.

Das Unglück der Polen, das, was jede ihrer Aktionen lähmte, war ihre Uneinigkeit. Damit sind natürlich nicht die inneren Parteiungen gemeint, ohne die es kein Leben gibt, wohl aber der .stete Mangel einer geschlossenen, einheitlichen Front nach Außen: das Aufrufen fremder Mächte gegen die eigenen Mitbürger; das Sitzen auf zwei Stühlen, wenn die großen Rivalen sich messen, und daher die Unmöglichkeit, den Erfolg des einen ganz für sich auszunützen; der Mangel an politischer Voraussicht, die die Parteien das Kriegsbeil begraben ließe. Dies alles wiederholte sich 1792, 1812, 1915.

Eine andere Erfahrung: stets mischt sich die polnische Diaspora in die Landes-
angelegenheiten herrisch ein; oft in absoluter Verkennung der Wirklichkeit wirft sie ihre vorgefaßte Meinung, ihren Eigensinn und Dünkel dem Lande auf und verursacht Katastrophen, so war es 1831—1846, 1848, ebenso 1915—1917, wo Polen den Unverstand seiner Diaspora schwer büßen wird. So ergeben sich aus Feldman's Buch Nutzanwendungen auf die Gegenwart auf Schritt nnd Tritt.

Von anderer Vergangenheit, von ^Polens alter Kulturarbeit und Kultur-
verdiensten, die mit unvergänglicher Schrift in die Annalen der osteuropäischen Menschheit eingetragen bleiben, handelt eine Publikation, die erst im Anfang begriffen, dem deutschen Leser ungeahnte Schätze enthüllen wird; sie behält

bleibenden Wert auch durch ihre geradezu monumentale Ausstattung wie
durch die Vielseitigkeit ihres Jnhaltes. Es ist die von Dr. U. von Guttry
und W. v. Koscielski (dem Sohne des einstigen Führers der posener
Hofpartei) begründete und herausgegebene „Polnische Bibliothek" (bei G. Müller,
München). Sie soll in Deutschland Kenntnis und Verständnis polnischen
Lebens in mustergiltigen Darstellungen verbreiten und gliedert sich in drei
Abteilungen; die eine bringt reich illustrierte kulturhistorische und geschichtliche
Monographien; die andere Memoiren, Denkwürdigkeiten, Tagebücher zur
Geschichte Polens; eine dritte die wertvollsten und am meisten charakteristischen
Werke der Belletristik, sowie Neuausgaben polnischer Klassiker. Die eben
erschienenen drei Bände vertreten alle Abteilungen. „Polnisches Leben in
vergangenen Zeiten von Wladyslaw Lozinski", XI und 335 S. gr. 8°, wird
das Entzücken jeglichen Kulturforschers bilden; adeliges Leben des 16. und 17.
Jahrhunderts ist mit Meisterschaft von einem der größten Sammler und
Kenner an der Hand einer Fülle von Originalaufnahmen oder von Wieder-
holungen alter Gemälde, Stiche, Holzschnitte, aus den Sammlungen von ganz
Europa, dargestellt. Der Text liest sich wie ein interessanter Roman —
nicht umsonst war sein Verfasser ein tüchtiger Belletrist, der absichtlich ver-
stummte, als ein größerer, Sienkiewicz, zu Worte gekommen war, und sich
auf kulturhistorische Arbeiten beschränkte; eine gleich beredte Sprache führen
die Bilder; diese Publikation ist nicht nur für polnische, sondern für Kultur-
geschichte überhaupt als Musterleistung ersten Ranges zu bezeichnen und eine
glücklichere Wahl für den Anfang dieser Reihe konnte garnicht getroffen werden.
Ebenso gelungen wird die zweite Reihe durch „die Memoiren des letzten
Königs von Polen, Stanislaw August Poniatowski", übersetzt (aus dem
französischen Original in den Petersburger Archiven) durch J. v. Powa,
eingeleitet von A. v. Guttry, XI.VIII und 430 S. mit 32 Porträts
und Schloßansichten, eröffnet. A. v. Guttry, Verfasser eines eben in
5. Auflage (bei Müller, München) erschienenen Buches „Die Polen und der
Weltkrieg; ihre politische und wirtschaftliche Entwicklung in Rußland, Preußen
und Österreich" (306 S.), das trefflich über die modernen Verhältnisse orientiert,
hat eine Vorgeschichte dieser letzten Königswahl im alten Polen (hoffentlich
wird die bevorstehende im neuen Polen glücklicher ausfallen) und eine
Charakteristik der starken Verdienste des schwachen Königs um Hebung polnischer
Kultur gegeben. Von den lange durch die Jaren eifersüchtig gehüteten
Memoiren, die der König von 1771 an bis an sein Lebensende (1798) schrieb,
waren die beiden ersten Bände, die bis 1758 reichen, durch eine Abschrift
bei den Fürsten Czartoryski (in Krakau) bekannt; das ganze begann die
Petersburger Akademie herauszugeben. So bekamen wir von ihrer Hand
die Memoiren Katharinas wie die ihres Geliebten; beide gehören zu der
interessantesten Lektüre über das XVIII. Jahrhundert. Freilich sind jene

Neueste Polen-Lireratur
A. Brückner
(Katharinas) Memoiren ganz persönlicher Art und schildern nur intimes
russisches Hofleben; diese beanspruchen dagegen größeres Jnteresse, schildern natio-
nales und fremdes, englisches und französisches Leben, wechseln fortwährend Land
und Leute, berichten über Berlin und Friedrich d. Gr., über Wien und
Kaunitz, über Hubertusburg und den passionierten Jäger und Melomanen
(August HL), über Paris und London, über Kaiserin Elisabeth und die junge
Großfürstin, über russische und englische Diplomaten, um von der Menge
genau porträtierter Polen abzusehen, von den Onkeln des Truchseß von
Litauen, den beiden Fürsten Czartoryski an bis zu irgend einem Landboten
und Tribunalrichter; voll persönlicher Eindrücke, Anekdoten, Gespräche, Briefe,
voll treffender Beobachtungen, eine ebenso amüsante wie lehrreiche Lektüre,
die man nur ungern unterbricht; die Gallerie von allerlei Originalkäuzen
in Holand, Frankreich usw. ist schon an sich sehenswert, zumal sie von
einem so anregenden und liebenswürdigen Plauderer vorgestellt werden,
dessen treffsicheres Urteil über Fremde, zumal über Engländer, geradezu im-
poniert; wir bewegen uns dabei stets in der besten Gesellschaft des »ueieu
regime.
Die dritte Reihe wird mit einem Akte, nicht der Notwendigkeit, sondern
bloßer Pietät eröffnet, mit der ersten Buchausgabe eines historischen Romans
von Henryk Sienkiewicz, die Legionen, eingeleitet und übersetzt von
A. v. Guttry (XXV und 305 S.): Pietät, denn die beiden Teile (Jn
der Heimat; Bei General Dombrowski) sind Fragment geblieben. Der Stoff
hat jedoch einigermaßen aktuelles Jnteresse: junge Polen, die, um ihrem
Vaterlande zu dienen, außerhalb Polens auf italienischem Boden in eine
Legion eintreten, denen als lange unerreichtes Ziel in der Heimat selbst
für sie zu kämpfen vorschwebt — 1914 bis 1917 war es auch nicht anders,
mochte auch Dombrowski jetzt Pilsudski heißen und die Legionen österreichischen,
nicht mehr französischen Heeren eingereiht sein. Das Fragment erzählt von
interessanten Menschen (Fürstbischoff Krasicki u. a.), doch kommen wir über
bloße Anfänge nicht recht heraus. So hat die neue polnische Bibliothek ihre
literarische Aufnahmeprüfung aufs glänzendste bestanden; sie ist übrigens erst
in ihrem Anfangsstsdium, hat aber ein überreiches Programm aufgestellt und
wir wünschen ihr nur gleichen Fortgang, wie der Anfang es war. An
diese Publikationen, die allerdings beide der Vergangenheit der Nation zuge-
kehrt sind, können keine andern an Wert und Bedeutung hinanreichen. Jn
„Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde zum Gebrauch im praktischen
Leben" ist von E. Zivi er „Polen" erschienen, 302 S. Der Titel der
Sammlung führt diesmal irre, denn Zivier' S „Polen" ist keinerlei LLnder-
noch Völkerkunde, sondern einfach die Geschichte Polens von der ältesten
Zeit bis 1914 und zwar derart angelegt, daß die Darstellung desto knapper
wird, je mehr sie sich der Neuzeit nähert. Verf. ist Historiker von Fach,
bö

hat für die Allgemeine Staatengeschichte die Fortsetzung der Werke von R. Röpell und J. Caro, die die Geschichte Polens nur bis 1300 und bis 1506 geführt hatten, übernommen und 1915 in einem Riesenband die Geschichte Polens 1506—1572 behandelt, namentlich eingehend die diplomatischen und militärischen Wirren, weniger die inneren Angelegenheiten dargestellt. Sein „Polen" beansprucht das Verdienst, eine lesbare, knappe, vielfach verläßliche, objektiv sein wollende Übersicht der Landesgeschichte gegeben zu haben. Manche Einzelheiten rufen zwar schärfste Kritik hervor, auch die Gesamtauffassung von Polens Mission ist verfehlt (Polen war berufen, Nußlands Gegenpol zu sein, war kein Wellenbrecher der turkotatarischen Flut); es bleibt jedenfalls eine populäre Darstellung, frei von krassen Mängeln und Einseitigkeit.
Ebenso greift in die Vergangenheit zurück Anton Chojoniewski, ein begabter Krakauer Publizist, mit seinem „Geist der Geschichte Polens" (Krakau 1917, 89 S.), einer beredten und vielfach überzeugenden Apologie des Geistes des alten Polen, das Eroberungsdrang nicht kannte, dafür Unionen mit Völkern einging; das im Zeitalter der absoluten und Polizeistaaten die Ständefreiheit, allerdings auf Kosten staatlicher Macht, hochhielt; das Glaubenstoleranz trotz aller Unduldsamkeit ringsum übte. Das Buch ist ja eine Apologie, eine Heiligsprechung, gegen die der aSv««atus üisdol! gar vieles einzuwenden hätte, aber wer verargt es, daß sich auch Vaterlandsliebe und Nationalstolz beredt und gewandt zu Worte melden; neben den vielen Anklagereden, ja Schmähschriften z. B. eines R. F. Kaindl, Polen (Nr. 547 von „Aus Natur und Geisteswelt", Teubner, 1916, 109 S.) u. a. hat auch die entgegengesetzte Darstellung volle Berechtigung. Von gleicher Art ist des einstigen Emigranten, des Soziologen Stefan Buszczyvski noch 1882 in polnischer Sprache herausgegeben, heute in deutscher Übersetzung vorliegender „Freiheitshort. Deutung der Geschichte Polens" mit einem Vorwort von A. Chotoniewski, Krakau 1917,! XlZI und 324 S., übersetzt von Fr. Müller.
Ein Januskopf, halb der Vergangenheit zugewendet, halb die Gegenwart fixierend, ist die Schrift von Dr. Paul Reiche, Deutsche Bücher über Polen, ein Beitrag zu den Beziehungen zweier Nationen, Breslau, Priebatsch, 1917, 129 S., auch als „das Polentum im Spiegel deutscher Wissenschaft," bezeichnet. Es kündet sich das Buch an als Fortsetzung des trefflichen Arnold'schen Buches, Deutsche Polenliteratur, Halle 1900, das ja am 19. Jahrhundert abbrach; bietet jedoch nur die wissenschaftliche und pseudowissenschaftliche sowie die ganz populäre Literatur, unterscheidet nicht wichtiges und nichtiges, und ist insofern fehlerhaft disponiert, als es den Stoff nach Rubriken ordnet und innerhalb der Rubriken chronologisch verfährt, sodaß wir immer wieder an den Anfang des 19. Jahrhunderts zurückgeworfen werden und keinen fort-

laufenden Faden bekommen; auch ist es sehr unvollständig, was ja zum Teil der Krieg entschuldigt; der Verf. blieb auf Breslau's Bibliotheksbestände allein angewiesen. Er frischt vieles längst vergessene wieder auf, sucht Objektivität zu wahren, einer deutschpolnischen Verständigung entgegenzuarbeiten: mag der gute Wille die Mangelhaftigkeit der Ausführung zum Teil ersetzen.

Jn die Hochflut publizistischer Schriften, polemischer Diskussionen, politischer Vorschläge, gehässiger Jnsinuationen greifen wir gar nicht herein; das bloße Nennen der Titel würde sich seitenlang fortziehen. Statt aller sei eine einzige, im Grunde auch nur der Vergangenheit gewidmete Schrift genannt: Das Königreich Polen vor dem Kriege, 1815—1914, zehn Vorträge gehalten in Wien im März 1917 vor der Freien Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung (Wien und Leipzig, Deuticke 1917, 237 S.). Zehn Fachmänner handeln hier über Geschichte und Verfassung des einstigen Kongreßpolen, über das Land und die Bevölkerung, über seine Landwirtschaft, die Grundlagen seiner Montanindustrie, über seine gesamte Jndustrie, seine Banken und sein Genossenschaftswesen, über seinen (aktiven, ja nicht passiven, wie böse Fama behauptete) Anteil an den Staatsfinanzen Nußlands, endlich über Warschau als geistiges Zentrum des Landes. Die besten Kräfte wurden zu diesem Unternehmen vereinigt, und wer sich nicht bei veralteten und einseitigen Angaben der Konversationslexika, mit denen die Publizisten meist zu arbeiten pflegen, beruhigen will, wer wirklich Land und Leute kennen lernen will, wird auf Grund dieser Publikation mit mancher landläufigen Vorstellung zu brechen haben, die durch Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit sowie Genauigkeit und Verläßlichkeit der Darstellung sich hoch über das Niveau durchschnittlicher Publizistik erhebt.

Zuletzt sei eine monumentale graphische Darstellung aller polnischen Boden- und Bevölkerungsverhältnisse, noch unvollendet, genannt: Geographisch statistischer Atlas von Polen, redigiert von Dr. Eugen von Romer unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner, Warschau und Krakau 1916 ff., bisher zwei Hefte, das dritte fehlt noch, in der kartographischen Anstalt Freytag und Berndt in Wien musterhaft hergestellt, und zu einem erstaunlich billigen Preise erhältlich, da die polnischen Spar- und Vorschußvereine Galiziens die großen Herstellungskosten übernommen haben; der begleitende Text des über alles Lob erhabenen Kartenwerkes ist dreisprachig (deutsch, polnisch, französisch).

Walter Wolff
Das Biedermeier und der Krieg
Walter Wolfs:
Das Biedermeier und der Krieg.
Niemand von uns, die wir draußen im Felde stehen, wird heimkehren, wie
er ausgezogen ist: Soweit wir dann nicht etwa brutale Kraftmenschen, inner-
lich und äußerlich gleich verroht, geworden sind, werden wir eine Verinnerlichung
und innere Vertiefung unseres Empfindens und unseres Gemütes mit nach Hause
bringen. Eine — aber duräzaus nicht weltabgewandte — Erkenntnis von der
Vergänglichkeit, Hohlheit und Nutzlosigkeit alles nur Äußerlichen, allen über-
triebenen Prunkes, aller falschen Eleganz hat sich draußen im Felde in uns fest-
gesetzt und so das Verständnis für den Wert des an sich Echten, Schönen und
Guten gesteigert. Das werden wir als Erkenntnis heimbringen — wenn wir
heimkehren werden.
Die Anfänge einer ähnlich gerichteten Strömung waren schon vor dem
Kriege deutlich spürbar. Die Suche nach einem neuen Stile, desten Streben auf
Echtheit und Einfachheit ging, entstand ja aus der bewußten Erkenntnis — oft
auch aus dem unklaren Gefühl — heraus von dem Unwerte des modernen, über-
triebenen Lebens nach Außen, dem der Geist und damit der innerliche Halt und
Gehalt fehlte.
Jmmer deutlicher, immer bewußter bewegten sich diese zuerst tastenden Ver-
suche in einer auf die Wiedergeburt des Biedermeier zielenden Richtung — ja, wir
standen in einer solchen Neubelebnng dieses Stils wohl schon mitten darin, als
der Krieg kam: Das verrieten unsere Möbel und all' das Drum und Dran unserer
Häuslichkeit, dann unsere Gärten, unsere Mode, und nicht zum mindesten unsere
Plakate und Reklamepackungen, diese getreuen Abbilder des jeweils herrschenden
Geschmacks.
Und warum gerade das Biedermeier?
Georg Hermann nennt die Vorliebe für das Biedermeier „eine natürliche
Reaktion gegen das übermäßig beschleunigte Lebenstempo der Gegenwart".
„Vor allem" — so sagt er weiter in der Einleitung zu seiner kulturgeschicht-
lichen Sammlung „Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit" (Deutsches Ver»
lagshaus Bong u. Co.) — „vor allem beneideten wir diese Zeit um die Sicherheit
ihres ästhetischen Geschmackes, der unprunkend und rein bürgerlich war. Ein
Geschmack war das, der keine falschen Ambitionen an das Leben stellte, der sich
aber bei allen Dingen an einer liebenswürdigen und gefälligen Zweckdienlichkeit
freute".
Freilich, vielen, sehr vielen war das erneute Biedermeier durchaus nicht das,
was es seinen Vorkämpfern war und ist: Der Stil, dem es — wenigstens so, wie
öS

wir ihn sehen — am besten von allen gelungen ist, Sinnbild einer sich auf sich selbst beschränkenden Häuslichkeit zu sein. Jhnen war das Biedermeier nichts als eine Spielerei; sie stellten Biedermeiermöbel in ihre Zimmer, wie sie gestern Louis-Seize-Möbel hineingestellt hatten und morgen japanische Möbel hineinstellen wurden, wenn die gerade modern wären. Nur so, als Modelaune, fanden Biedermeiermöbel auch einmal ihren Weg ins Protzenrum, dahin, wo sonst und eigentlich ein Zurschaustellen rasch erworbenen Reichtums, die Überladung mit mißverstandenem Besitz typisch ist, mit Besitz, der dem Eigentumer gar nicht angepaßt, von ihm nicht liebevoll durchdrungen ist und deshalb auch nicht als Ans» druck seines Jchs wirkt. Kurzum: Eine Modespielerei — wenigstens für die meisten.

Mitten in dieses Spiel mit Spielerischem brach der Krieg.

O

War das Biedermeier vor dem Kriege eine Spielerei, so wird es nach dem Kriege — als Sinnbild der einfachen, aber gediegenen, heimeligen, von einer persönlichen Note durchklungenen Häuslichkeit — ein seelisches und körperliches Bedürfnis sein.

Freilich nicht gleich.

Zunächst werden Lebenshunger, Freudentaumel, Genußjagd — diese typischen Erscheinungen der Großstadt des 20. Jahrhunderts — durch den Krieg in keiner Weise mit allen Wurzeln ausgerottet sein — wie uns manche Leute so gern weismachen möchten. Sie werden vielmehr eine Steigerung erfahren, vor der schon jetzt ein Grauen anwandeln kann. Nach soviel Trübsal und Not, soviel Hungern und Darben, soviel täglich-stündlicher Lebensgefahr wird — zunächst — nicht die gewonnene Erkenntnis, daß alles eitel sei, zur Herrschaft gelangen — nein, ein Schrei des Nachholenwollens für so vieler Jahre graues Vegetieren wird ertönen, ein Schrei des Vergessenwollens so vieler Schrecken, ein Schrei, der nichts verlangt als Eines: Leben, Leben, Leben ! Ein Taumel wird die ganze Menschheit erfassen: Ein Taumel des Mensch- und Nichts-als-Mensch-sein-Wollens.

Diese starke Welle der Natürlichkeit wird mancher Spielerei, die in den Vorkriegstagen ernst genommen wurde, em Ende bereiten, so der damals „modernen" Richtung in der Literatur mit ihrem Spielen mit Tod, Erotik, verfeinertem Nervenlcben und transzendentalen Erkenntnissen — in Caf6-Größenwahn»Manier.

Und das Biedermeier?

Das Biedermeier als Spielerei mag wohl mit fortgeschwemmt werden.

Das Biedermeier als Ausdrucksmöglichkeit neuen oder, besser gesagt, erneuten Empfindens sicherlich nicht.

Walter Wolff

Das Biedermeier und der Krieg

Ein Widerspruch zwischen den beiden zu erwartenden Kennzeichen der kommenden Nach»dem-Krieg-Epoche, nämlich dem Lebenstaumel als dem einen Pol, und dem, was wir unter dem Kompler»Begriff des Biedermeier verstanden wissen wollen, als anderem Pol, besteht nur scheinbar.

Jn Wellenlinien wird dieser Lebenstaumel den Einzelnen wie die Gesamtheit packen — loslassen — von neuem ergreifen — wieder loslassen; zwischen» durch — und immer stärker — und schließlich dauernd (soweit man beim Menschen und seinem Empfinden von einer Dauer sprechen kann) wird das Verlangen nach einem Heim, das äußerlich und innerlich ein Geborgensein ausstrahlt, nach dem Sichselbstgenügen, der Behaglichkeit als solcher, überwiegen.

Und dazu ist das Biedermeier wie kein zweites berufen.

Geht es uns im Felde heute doch ebenso wie denen, die vor einem Jahrzehnt zuerst den Geist des Biedermeier heraufbeschworen: Wir, die wir schon gar nicht mehr wissen, was friedvolle Häuslichkeit ist, sehen im Biedermeier die Quintessenz ihrer Verkörperung, den Jnbegriff der Traulichkeit, der Jnnigkeit des Familienlebens, der behaglichen, beschaulichen Ruhe — kurz, all' das, was wir im Felde eben so bitter entbehren müssen. Sehen in ihm die Versinnbildlichung des Einfachen, Zweckmäßigen, des an sich und als solches Schönen. Das alles überhaucht von der leisen, wehmutsvollen Romantik des „Es war einmal" und von der bangen Hoffnung — die doch kaum zu hoffen wagt —, es könne noch einmal so werden.

„Jn vermessenem Träumen und Sinnen" — so schrieb mir ein Freund, der auch im Felde steht — ich möchte seinen Brief als typisches Bild der Stimmung hier draußen wiedergeben — „in vermessenem Träumen und Sinnen sehe ich mich, wenn ich an Frieden denke, in einem Lehnsessel versunken — wie ich mich am glatten, geschmeidigen Leder des wohlgeformten Stiefels erfreue und an der unaufdringlichen, wohlabgetönten Farbe des Strumpfes, der, ein klein wenig kokett, zwischen Stiefel und Beinkleid hervorlugt — und wie ich aus dem gläsernen Gefach liebe, in langen Jahren gesammelte Tassen und Täßchen nehme, eine nach der anderen, sie behutsam in der Hand wiege und das Spiel der Schatten meiner Finger hinter der dünnen, durchscheinenden, porzellanenen Wandung verfolge — von den japanischen Täßchen, die eine Hochzeitsgabe waren, zu jener anderen, innen goldenen, deren seltsames Muster an maurische Arbeit aus Gold und Stahl denken läßt; zu einer dritten aus fliederblütenblatt-dünnem, weißem Limoges» Porzellan, um deren Rand sich, als einziger Schmuck, eine schmale Leiste goldener, reliefartig aufgetragener Eichenblätter zieht und deren Erinnerung mit einer Wiege, einem ersten kleinen Menschenschrei und blaßblauen Äuglein unlöslich verbunden ist; zu jenen beiden Erbstücken, den schmalen, doppeltgeschnäbelten

Tassen, die aus den Niederlanden stammen sollen (wer weiß, welchen Schicksals»
weg sie hinter sich haben, denn für niederländisck^ Art sind sie viel zn fein und
spielerig); und wieder zu einer anderen, um deren Rand Rosenketten hängen,
denen gleich, die uns — mein Weib und mich — von der Außenwelt abschlossen,
wenn wir des Sonntags im Walde saßen, Kiefern um uns, die große Straße tief
unter uns, und die weite, weite Wasserfläche mit ihren flinken oder trägen weißen
Segeln vor uns; und wieder zu anderen und anderen . So steigt ein
Sehnen und ein Raunen, ein Flüstern und ein Erinnern aus Tassen und
Täßchen auf.

Das alles war einmal — wird's jemals, jemals wieder so sein?'

Robert Gragger,
Professor an der Universität Berlin:

Die Auslandsstudien und Ungarn.

Als eine der entscheidenden Ursachen des Weltkrieges werden die falsche
Kenntnis oder die Unkenntnis der Völker von einander, von ihren Charakter-
eigenschaften, ihrer sittlichen Kraft, ihrer wirtschaftlichen Macht, und die sich
daraus ergebenden Mißverständnisse hingestellt. Eine ganze Flut der Kriegs-
literatur hat diese bedauerlichen Tatsachen von verschiedenen Gesichtspunkten
aus beleuchtet und die Wurzel des Übels klarzulegen sich bemüht.

Der durch seine Forschungen über die Massenpsychologie bekannte Soziologe
und Mediziner Gustave Le Bon hat die Unhaltbarkeit des bisherigen Zustandes
zwar ganz einseitig, aber klar und eindringlich dargestellt in seinem Buche über die
psychologischen Lehren des Weltkrieges. Man geht nun daran, diesem erkannten
Übel abzuhelfen, um sich gegen zukünftige Überraschungen zu wappnen und
Enttäuschungen zuvorzukommen.

Als erster und wichtigster Schritt auf diesem Wege wird eine Neuorientierung
der allgemeinen Bildung angestrebt, unter besonderer Berücksichtigung der Aus-
landsstudien. Alle diesbezüglichen Vorschläge stimmen darin überein, daß in
Zukunft die sprachlich-schöngeistige Kenntnis des Auslands allein weniger denn
je genügen wird zur Erfüllung der Aufgaben, die jeder Kulturnation gestellt
sein werden, d. i. wissenschaftliche Auslandskunde, praktische Schulung von Beamten
und Privaten, die ins Ausland wollen, Weckung außenpolitischen Jnteresses und
Verständnisses in der Heimat.

Robert Gragger

Die Auslandsstudien und Ungarn

Allgemein wird es den großen, weltpolitisch orientierten Völkern neben dem Bestreben, ihre eigene Art und ihr eigenes Wesen im Auslande zu verbreiten und ihm zur Anerkennung zu verhelfen, zur Notwendigkeit, sich auch in rezeptivem Sinne zu betätigen. Sie wollen alle Völker, die ihr Jnteressengebiet berühren, gründlich kennen lernen. Wir hören, daß z. B. in Frankreich das Studium der deutschen Sprache und Literatur und des deutschen Wesens jetzt vielfach noch eingehender betrieben wird, als zuvor. Allerorten beginnt man die Frage der Auslandsstudien ihrer ganzen Wichtigkeit nach zu würdigen.

Vorbildlich in dieser Hinsicht ist der Weg, den die preußische Unterrichts» verwaltung mit ihrem Programm zur Förderung der Auslandsstudien eingeschlagen hat. (Siehe „Jnternationale Monatsschrift", Jahrgang 11, S. 514-631; siehe noch dazu ebenda S. 770—819 und S. 898—906.)

Der groß angelegte Plan bedeutet durch seine Einteilung der zu erforschenden Gebiete nach Kulturkreisen auch für die Geschichte des Hochschulunterrichts, der philologischen, historischen, geographischen und landeskundlichen Studien eine neue Epoche. Er erfaßt mit intuitivem und dennoch exaktem Geist, wie die Bildung der neuen Generation den Bedürfnissen der Zeit entsprechend über die alten Geleise in neue Bahnen gelenkt werden soll. „Überall soll angeknüpft werden an das Vorhandene, Ansätze weiter entwickelt und auch das Neue weniger in der Form als in der Sache gesucht werden."

Die kleinen Völker, bei denen die Auslandsstudien, besonders die Kenntnis der großen Kulturnationen, bisher immer im Vordergrund gestanden haben, zeigen jetzt ein gesteigertes Bedürfnis in expansiver Richtung. Sie wollen den ihnen gebührenden Platz im internationalen Konzert einnehmen, wollen gekannt und entsprechend gewertet sein, und da ist in vieler Hinsicht noch so manches zu tun. Denn waren schon die großen Völker gegenseitig übereinander wenig unterrichtet, so waren sie es noch viel weniger in bezug auf die kleinen Nationen.

Unter diesen hatten es diejenigen leichter, die eine eigene Auslandspolitik, Diplomatie und eine eigene Auslandsvertretung besaßen und dadurch ihre Jnteressen bei den Mächten leichter wahrnehmen konnten. Mit Recht hat Graf Julius Andrässy in seinem Vortrag über die Jnteressengemeinschaft zwischen dem Deutschtum und dem Ungartum auf die schwierige Lage hingewiesen, in der sich Ungarn befindet. Denn da Ungarn eine selbständige Diplomatie nicht besitzt, fehlt ihm jede unmittelbare Verbindung mit dem Auslande, und es ist dem ausgesetzt, daß sich das Ausland mit Ungarns besonderen Angelegenheiten entweder gar nicht befaßt oder aber sie durch die Brille seiner Feinde betrachte:.

Auch Graf Albert Apponyi hat diesen Umstand wiederholt betont.

Jm Laufe des neunzehnten Jahrhunderts haben viele bedeutende Männer Ungarns es unternommen, das Ausland über ihre Heimat aufzuklären und ihm

zu zeigen, welches Jnteresse diese Nation verdient, welche während ihres tausendjährigen Staatslebens in Mitteleuropa wiederholt eine weltgeschichtliche und weltpolitische Rolle gespielt, seine opfervolle Sendung für die europäische Zivilisation so voll erfüllt hat.

Trotz glänzender Beredsamkeit und feurigen Eifers war die Tätigkeit dieser führenden Geister von keinem tiefgehenden Erfolg gekrönt. Jhre Schriften sind in den papiernen Fluten untergegangen, der Eindruck ihrer glänzenden Reden ist verhallt. Diese Erfolglosigkeit trug dazu bei, daß man entmutigt die Flinte ins Korn warf und sich gleichgültig sagte: „Nun, man soll sich über uns denken, was man will."

Der Krieg hat bewiesen, wie falsch diese Auffassung war. Es zeigte sich, wie bitter not es tut, daß wenigstens die Bundesbrüder einander gründlich kennen lernten. Es wird auch nicht genügen, daß diese Kenntnis über einander eine einseitige bleibt, wie es bisher z. B. in Ungarn dem Deutschen Reiche gegenüber der Fall war. So war man in Ungarn sehr genau mit den deutschen Verhältnissen vertraut, während sich in Deutschland weite Kreise von dem ungarischen Verbündeten zum größten Teil ein recht falsches Bild machten. Auch Joseph Szterenyi weist in seinem Buche „Ungarn und Deutschland" auf dieses Mißverhältnis in der beiderseitigen Beurteilung hin. Er hebt besonders die rückhaltlose Anerkennung hervor, die Deutschlands politischer, militärischer, wirtschaftlicher und kultureller Größe in Ungarn zuteil wird, und der gegenüber es Ungarn doppelt schmerzlich berühren muß, wenn in Deutschland vielfach die Ansicht vertreten wird, als ständen die Ungarn dem Deutschen Reiche feindselig gegenüber. Weiterhin deutet Sztersnyi, ebenso wie es Professor Jakob Bleyer in seiner Schrift „Das ungarliindische Deutschtum" getan hat, auf die Tatsache hin, daß „jede wie immer geartete Schwächung des Deutschtums in Österreich notgedrungenerweise in ihren politischen Konsequenzen zur Schwächung der Stellung des Magyarentums führen muß, daher hat Ungarn ein ganz besonderes Jrtteresse an der Stärkung des Deutschtums Österreichs; die engste politische Jnteressengemeinschaft besteht zwischen beiden". Und trotz alledem, trotz der engen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Interessengemeinschaft war es — eben infolge ungenügender Kenntnis der Verhältnisse — möglich, daß im Deutschen Reiche über Ungarn Anschauungen herrschten, die unbedingt zu falschen Schlüssen und Mißverständnissen führen mußten.

Aus der Notwendigkeit heraus, hier nun beiderseits Abhilfe zu schaffen, entstanden die waffenbrüderlichen Vereinigungen. Von deutscher Seite wurde offen und ehrlich zugegeben, daß man von nun an viel mehr von den Bundesbrüdern wissen müsse, und auch von ungarischer Seite wurden freimütig die Unterlassungssünden eingestanden, die man begangen hatte, indem man der ungarischen Art und dem ungarischen Wesen nicht genügend Gelegenheit gegeben hatte, sich in der Welt bekannt zu machen, während in Ungarn selbst fast eine übertriebene Ausländerei Platz gegriffen hatte.

Robert Gragger

Die Auslandsstudien und Ungarn

Jn reicher Zahl erschienen jetzt Bücher, Zeitschriften, Aufsätze, die für die Pflege und Förderung der gegenseitigen Kenntnis eintraten.

Unter diesen Erscheinungen ist neuerdings besonders beachtenswert das Buch Maurus R6vai's über die „Sache Ungarns vor dem Auslande".*) Der Verfasser ist durch seinen interessanten Briefwechsel mit Rudolf Euckcn über die deutsche Sprache in Ungarn und durch seine zwei publizistischen Werke, „Der Weg zum Frieden" und „Das Endziel des Weltkrieges", den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannt.

Jn seinem neuen Buche weist R6vai mit eindringlicher Schärfe darauf hin, was bisher von deutscher und was von ungarischer Seite unterlassen wurde, um das ungenügende, falsche und unklare Bild, das von Ungarn verbreitet ist, zu berichtigen. Er sieht die Quellen der falschen Belehrtheit in den deutschen Schulbüchern, er zeigt die mannigfaltigen Ursachen der gegenseitigen Verstimmungen, er weist auf die Tätigkeit feindlicher Schriftsteller und Agitatoren hin und bringt schließlich praktische Vorschläge zur Abhilfe. Und zwar soll mit der Abhilfe sofort begonnen werden, denn kein Zeitpunkt war dafür je so geeignet wie der jetzige, denn jetzt noch haftet in den Gemüt«rn der frische Eindruck all des Furchtbaren, das durch die Versäumnisse und Fehler auf diesem Gebiet heraufbeschworen wurde.

Rsvai's Standpunkt ist der, daß Ungarn selbst dafür Sorge tragen müsse, sich bekannt zu machen bezw. das falsche Bild, die Ungcnauigkeiten, die über Ungarn verbreitet sind, zu klären. „Denn," sagt er, auf den bisherigen Erfahrungen fußend, „wir können nicht darauf rechnen,daß irgendeiner von unseren Nachbarn Jnstitutionen schaffe zu dem Zweck, all das über uns zu erfahren, was wir als wichtig erachten, daß es zu seiner Kenntnis komme. Wenn wir darauf warten wollen, daß die mit uns verbündete deutsche Nation ^ von den übrigen gar nicht zu sprechen — aus eigener Jnitiative alle jene Vorkehrungen treffe, welche der Sache der gründlichen Erkenntnis unseres Vaterlandes und unserer Nation auf allen Gebieten und nach allen Richtungen hin dienen sollen, so setzen wir uns einer bitteren Enttäuschung aus."

Nun liegt glücklicherweise kein Grund zu dieser resignierten Stimmung vor.

Was Rsvai und mit ihm alle Ungarn wünschen, ist, daß die Verständigung zwischen Ungarn und Deutschland auf institutionellen Grundlagen beruhe. Eine derartige Organisation ist in ihren Grundzügen von deutscher Seite bereits geschaffen worden: das der Königlichen Universität Berlin angegliederte Ungarische Seminar.

Von jeher waren die deutschen Universitäten die Brennpunkte des deutschen Geisteslebens. Nun sollen auch die jetzt notwendig werdenden eingehenden Auslandsstudien in den Rahmen des deutschen Universitätsunterrichts aufgenommen werden. Aber nicht nur Universitätshörer werden Gelegenheit haben, sich über das Ausland

') R6v« Z1o>. mäF^sr^sF iiA^s ä KiMölcköu. Budapest, 1917.

zu unterrichten, sondern durch die Organisierung des Auslandsunterrichts sollen auch Beamte und Praktiker herangezogen werden.
So liegt vor dem Ungarischen Seminar, das im Sinne des Planes über die Auslandsstudien erst als Kern einer zu erwartenden umfassenden Organisation gedacht ist, ein weites Arbeitsfeld. Die zuständigen deutschen Kreise verfolgen seine Tätigkeit mit warmem Jnteresse.
Die ungarische Kultur ist durchtränkt von deutschen Kulturelementen. Durch eine jahrhundertelange mehr oder minder starke Beeinflussung des umgarischen durch das deutsche Geistesleben hat sich in den beiden Ländern — trotz aller Rassenverschiedenheit — eine Übereinstimmung der sittlichen und intellektuellen Weltanschauung entwickelt, wie wir sie in gleicher Weise nicht bei noch zwei Völkern Europas finden. Und dieser gemeinsamen Weltanschauung entspricht eine für alle Zukunft bestehende Gemeinschaft der Lebensinteressen, die auch Bleyer in seiner bereits angezogenen Schrift besonders betont. Mit dem Zuwachs an moralischer oder materieller Macht, der dem einen zuteil wird, steigert sich auch die Kraft des andern. Dieser Tatsache war man sich in Ungarn in höherem Maße bewußt, als es in Deutschland bis zum Weltkriege der Fall war. Szter6nyi drückt dies mit folgenden Worten aus: „Der Krieg brauchte in den Gesinnungen Ungarns und des Magyarentums keinen Umschwung herbeizuführen; diese Auffassung hatte schon vorher bestanden, und der Krieg bestärkte uns nur darin."
Die vornehmste Aufagbe des Ungarischen Seminars soll es nun sein, in Deutschland eine dieser engen Jnteressengemeinschaft entsprechende gründliche Kenntnis der ungarischen Verhältnisse zu verbreiten. Jn seinem jetzigen noch verhältnismäßig engen Rahmen wird es zur Erfüllung dieser großen Aufgabe jedoch nicht in ausreichendem Maße imstande sein. Es ist darum der Plan gefaßt worden, einen großzügigen Ausbau des Ungarischen Seminars zu einem ungarischen Institut vorzunehmen, und dieses dann zu einem Mittelpunkt wissenschaftlicher, kultureller und allgemein volkswirtschaftlicher Verständigung zwischen Ungarn und dem Deutschen Reiche auszugestalten.
Der grundlegende Gedanke bei der Errichtung des Ungarischen Jnstituts soll folgender sein: Es soll in weit größerem Maße, als es dem Ungarischen Seminar möglich ist, allen denen, die sich mit dem Studium Ungarns, sei es auf sprachwissenschaftlich-geschichtlichem, auf rechts und staatswisscnschaftlichem oder auf literarisch-künstlerischem Gebiet befassen, dank einer starken Zentralisation gute Grundlagen bieten. Ferner sollen die ungarischen Studenten durch das Ungarische Jnstitut nach Berlin gezogen werden. Es hat Ungarns Jugend immer zum Besten gereicht, wenn sie für einige Jahre in die heilsam-straffe Geisteszucht des deutschen Universitätsbetriebes kam.
Diese Hauptbestrebungen der Organisation umfassen außerdem verschiedene andere wichtige Zwecke. Es sollen Unterrichtskurse in der ungarischen Sprache,

eingeteilt in Kurse für Anfänger und Fortgeschrittene, mit sprachlich-literatur» geschichtlichen Übungen, eröffnet werden, wie sie vom Ungarischen Seminar bereits mit gutem Erfolg eingeführt sind.

Daneben ist die systematische Abhaltung von Vorträgen berufener ungarischer Gelehrter vor einer breiteren Öffentlichkeit ins Auge gefaßt. Diese Vorträge, be» sonders solche über die ungarische Verfassung, die ungarische Politik, ihre Parteien und Prinzipien, über Ungarns Staatswesen, Verwaltung, Recht, Finanzwissen- schaft, Volkswirtschaft, Wirtschaftspolitik, Verkehrswesen, Zollpolitik, sind zu» sammenhängend, gegebenenfalls als ganzes Semester gedacht. Durch diese Vor» träge wäre die erwünschte persönliche Fühlungnahme zwischen den Trägern und Jnstitutionen der ungarischen und der deutschen Wissenschaft ermöglicht.

Ferner soll das Ungarische Jnstitut den Austausch von Studenten zwischen den beiden Monarchien vermitteln. In seinem Buche „Das ungarische Privat» recht und der Rechtsausgleich mit Ungarn" widmet Emst Heymann diesem Ge» danken längere Ausfiihrungen (S. 103). Auch für den Austausch von Lehrkräften an Universitäten tritt Heymann ein. Er betont, daß besonders für die allgemeine Weckung außerpolitischen Verständnisses die juristischen Fakultäten in engem Zu- sammenhang mit den Vertretern der Sprachwissenschaft, der Geschichte, der Geographie, der Theologie, der Technik, der Medizin usw. an neuen großen Auf» gaben der allgemeinen Bildung mitzuwirken vermögen.

Die Zukunftsaufgaben des zu gründenden Ungarischen Jnstituts umfassen außer dem Erwähnten noch den Ausbau der vom Ungarischen Seminar gegründeten Spezialbibliothek für ungarische Literatur, Geschichte, Landeskunde, Rechtswissen- schaft und Volkswirtschaft; ferner die Anlegung eines Archivs für Nachrichtenmaterial über Ungarn, die Herausgabe von Mitteilungen, in denen das Ungarische Jnstitut seiner gesamten Tätigkeit nach an die Öffentlichkeit träte, und die Berichte über alle bedeutenden Erscheinungen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, sowie über die innerhalb des Jnstituts abgehaltenen Vorträge veröffentlicht würden. — Auch sollen, um einem in der Denkschrift über die Auslandsstudien ausgesprochenen Wunsch nach Schaffung bezw. Förderung einer außenpolitischen Literatur in deutscher Sprache nachzukommen, die im Ungarischen Seminar, im Ungarischen Jnstitut oder in dessen Auftrag außerhalb angefertigten wissenschaftlichen Arbeiten in den oben erwähnten Mitteilungen abgedruckt werden. Umfangreichere Werke wären mit Unterstützung des Ungarischen Jnstituts in Buchform herauszugeben. — Außerdem ist die Errichtung einer Auskunfts-, Vermittelungs- und Übersetzungs- stelle geplant, die in allen wissenschaftlichen Fragen Auskunft erteilt und die Über- se tzung bedeutender ungarischer Werke vorsieht, um sie einem breiteren Publikum zugänglich zu machen.

Die erheblichen materiellen Mittel, die zur Erreichung so weit gesteckter Ziele erforderlich sind, können von einer staatlichen Unterstützung allein nicht erhofft

werden. Es bedarf daher noch mitschaffender Hände, um den geplanten Bau ebenso groß und mächtig, ebenso fest und unerschütterlich aufzuführen, wie es der Bund zwischen Deutschland und Ungarn selbst ist. Hüben und drüben müssen Mitarbeiter von allen Wissensgebieten herbeikommen. — Wenn ein Donau-Oder-Rhein-Kanal gebaut wird, um die verbündeten Mittelmächte auch wirtschaftlich zusammenzuschließen, werden alle dabei interessierten Länder mitarbeiten und beisteuern. Ebenso muß auch hier an dieser Brücke, die zwischen dem geistigen Deutschland und dem geistigen Ungarn geschlagen werden soll, von beiden Seiten aus gearbeitet werden.

Univ.-Prof. Dr. Jakob Bleyer:

Das radikale Wahlrecht und das ungarlandische Deutschtum.

(Ein Wort der Aufklärung an die Deutschen in Österreich und im Reiche.)

Der Kampf, der in Ungarn um das Wahlrecht entbrannt ist, erweckt naturgemäß auch in Deutsch-Österreich und im Reiche lebhaftes Jnteresse. Im allgemeinen ist man draußen, so weit es sich von hier aus beobachten läßt, einer demokratischen Reform freundlich gesinnt: einesteils weil eine solche dem Zuge der Zeit entspricht, andernteils weil man von ihr eine Besserung der Lage des ungarländischen Deutschtums erhofft.

Jch will nun im folgenden die wichtigsten Gesichtspunkte, die bei der Beurteilung der Frage in Betracht kommen, kurz andeuten und sie in ihrem Verhältnis zum Deutschtum in Ungarn mit einigen Schlaglichtern beleuchten. Die Auffassung, die ich vertrete, verdient vielleicht um so mehr die Beachtung der österreichischen und reichsdeutschen Leser, da ich selbst durch Sprache und Blut dem ungarländischen Kolonisten-Deutschtum angehöre.

Vor allem muß festgestellt werden, daß das Problem des Wahlrechts mit seiner bedeutsamsten Folge in dem vielsprachigen, völkerreichen Ungarn keine Frage der Demokratie ist. Dies geht schon auf das deutlichste aus der einen Tatsache hervor, daß eine radikale Lösung gerade von der „Partei der nationalen Arbeit", also von der Erbin der alten, großen „Liberalen Partei" bekämpft wird, der das moderne Ungarn seine demokratischen Errungenschaften fast ausschließlich verdankt.

Das allgemeine und geheime Wahlrecht ist ein Mittel, mit dessen Hilfe ein persönlich gehaßtes System gestürzt werden konnte; es ist weiterhin ein

Schlagwort, an dem sich Jdeologen berauschen und für das sich Träumer
unverantwortlich begeistern. Wie wenig aufrichtig oder mit welch geringem
Wirklichkeitssinn das extreme Wahlrecht von den meisten seiner Anhänger ge-
fordert wird, beweist geradezu schlagend die Bedingung, unter der es von
ihnen angestrebt wird: volle Wahrung, ja Kräftigung der ungarischen Hegemonie
den ungarländischen „Nationalitäten" gegenüber! Das heißt: einer Gruppe
von nicht-ungarischen Völkern gegenüber, die die Hälfte der Bevölkerung
des Landes bildet.

Diese Bedingung aber, so schlau oder naiv sie auch sei, berührt den
innersten Kern des ganzen Problems. Das allgemeine und geheime Wahl-
recht ist für Ungarn in erster Linie eine Frage der historischen Suprematie
des Ungartums, dessen Herrschaftswille den Staat begründet und durch ein
Jahrtausend erhalten hat. Darum wird es aufrichtig und in klarer Erfassung
seiner Folgen nur von zwei, derzeit wenig einflußreichen politischen Parteien
heiß ersehnt: von den Sozialisten und radikalen Demokraten, deren Leitung
ganz in national indifferenten Händen liegt, und von den Führern der
„Nationalitäten", die naturgemäß eine Lockerung des ungarischen Staatsgefügcs
herbeizuführen trachten.

Diese, sowohl in ihrer Weltanschauung, wie in ihren Endzielen völlig
heterogenen Faktoren des ungarischen politischen Lebens also haben sich zu-
sammengetan, um eine möglichst radikale Reform des Wahlrechts durchzusetzen.
Die Unaufrichtigen und Jdeologen allerdings mit einer Beschränkung, die sich
als covtraitícti« in sHecto darstellt und sich eben deshalb als absurd er-
weisen wird: der Stein, einmal ins Rollen gekommen, wird durch keine
Schlauheit und keine doktrinäre Formel mehr zum Stehen gebracht werden
können. Aus dieser Überlegung erklärt sich die leidenschaftliche Bereitwillig-
keit, mit der sich die Jnternationalisten und nicht-ungarischen Nationalisten
den ungarischen Staatsmännern chauvinistischster, klerikalster und hocharistokra-
tischster Färbung anschlossen.

Wo, auf welcher Seite soll nun das ungarländische Deutschtum seinen
Platz in dem schicksalschweren Kampfe einnehmen? Die Antwort scheint sehr
einfach und sehr natürlich: an der Seite der nicht-ungarischen Völker, die
um die Gleichberechtigung mit dem Ungartum kämpfen.

Es ist nicht zu leugnen, daß das ungarländische Deutschtum zu mancher
ernsten Klage gegen die nationalen Assimilierungsbestrebungen des Ungartums
Ursache hat. Wir Deutsch-Ungarn wollen dem Kaiser gerne geben, was des
Kaisers ist, und sind zu allen, noch so schweren Opfern bereit, die uns im
Namen wirklicher, unumgänglicher Staatsnotwendigkeiten abgefordert werden.
Es ist aber weder gerecht, noch klug, von uns Opfer zu verlangen, die über diese
Staatsnotwendigkeiten hinausgehen, ja dem Ungartum gar keinen Nutzen ein-

tragen, uns aber schweren, nie zu ersetzenden Schaden zufügen. Diese Politik, wie sie namentlich der deutschen und zwar nur der deutschen Schule gegenüber sich geltend macht, kann auf keine Weise gebilligt werden. (Vgl. meinen Aufsatz über „Das ungarländische Deutschtum" im Märzheft der „Deutschen Rundschau", 1917.)

Und trotzdem, trotz alledem ist es meine festeste Überzeugung, daß der Entschluß, uns im Kampfe um die Reform des Wahlrechts auf die Seite der Jnternationalisten und ungarfeindlichen Nationalitäten zu stellen, ein unheilvoller wäre und unvermeidlich zu einer Katastrophe führen müßte. Nehmen wir an, daß der Kampf gegen das Ungartum entschieden würde. Jn diesem Falle unterliegt es keinem Zweifel, daß ein national indifferenter und antiungarischer Parlamentsblock zustande käme, der bereits als ansehnliche Minorität und gleich anfänglich die ungarischen Parteien zwingen könnte, die Bahn der sog. Verständigung, der Unterhandlungen und der Nachgiebigkeit zu betreten. Nun wäre es für die Deutschen zweifellos ein Leichtes, ihre völkischen Ansprüche durchzusetzen, und vielleicht gelänge es ihnen auch, sich politisch und kulturell einheitlich und dauernd zu organisieren.

Aber was nun und wie weiter? Es kann keinen vernünftigen Deutschen geben, der die Vorherrschaft des Ungartums irgendwie ernstlich gefährden wollte, denn das hieße die Grundfesten der Monarchie, ja des ganzen politischen Systems Mitteleuropas erschüttern. Aber wird das ungarländische Deutschtum nach Erfüllung seiner Wünsche imstande sein, dem Hinabgleiten auf der schiefen Ebene, auf die das ungarische Staatsleben mit seiner Hilfe und Mitwirkung geraten, Einhalt zu gebieten? Gewiß nicht, und nun wird der Kampf des Deutschtums nicht um völkische Forderungen, sondern der große Kampf um Sein oder Nichtsein erst beginnen.

Auf dieser Stufe der Entwickelung, oder vielmehr des Zerfalls wird die Zahl der nationalgleichgültigen und der ungarfeindlichen Parlamentarier selbstverständlich beträchtlich in die Höhe gestiegen sein und auch die Entartung der österreichischen und kroatischen politischen Verhältnisse wird weitere Fortschritte gemacht haben. Die gleichgesinnten Abgeordneten werden nunmehr nicht nur Zurufe — wie dies bereits geschieht — aus den Sitzungssälen der Parlamente, von Wien nach Pest, von Agram nach Wien und umgegekehrt, wechseln, sondern — ungarisches Staatsrecht hin, österreichische Grundgesetze her — sich ganz offen, bis zum letzten Gewaltakte, verbünden. Die Losungsworte, nein: die für die Verwirklichung reifen Ziele werden nicht nur in Österreich, auch in Ungarn sein: Trialismus, Tetralismus usw., und schließlich — was von den österreichischen Slawen bereits laut verkündet wird — „Staatenbund".

Und nun muß man fragen, welchem „Bundesstaate" werden sich die

Hunderttausende der an den Peripherien Ungarns seßhaften Deutschen anschließen? Aber von einem Anschlusse, von einer freien Selbstbestimmung kann ja infolge der geographischen Lage nicht die Rede sein, sondern: wo, in welchem „Staate" werden sie — in zwerghafte Minoritäten zersplittert — ibre „Gleichberechtigung" behaupten können? Etwa im serbisch—kroatischen, im czechisch—slowakischen oder im rumänischen? Es ist eine entsetzliche Frage, aber eine Frage, die unabwendbar gestellt wird, sobald es der slawisch—«ateinischen Majorität der Monarchie gelingt, ihre dreisten Pläne durchzuführen. Nun, ein Mittel und zwar ein sehr wirksames zur Erreichung dieses hochgesteckten Zieles ist, ob es Rachsüchtige und Kurzsichtige wahr haben wollen oder nicht, die geplante extrem-demokratische Lösung des ungarischen Wahlrechtsproblems. Muß sich also gegen eine solche verderbliche Strömung der ungarländische Deutsche nicht mit derselben Entschlossenheit, mit Auf» bietung aller seiner Kräfte ebenso stemmen, wie der in seiner tausendjährigen Machtstellung bedrohte Ungar selbst?

Es muß immer wieder betont werden: die Erhaltung der ungarischen Suprematie ist nicht nur eine ungarische, sondern auch eine deutsch-ungarische Notwendigkeit. Sie ist zugleich eine Notwendigkeit für die Monarchie, die ohne sie nicht bestehen kann, und eine Notwendigkeit für die ganze Weltstellung des Deutschtums. Die deutsche Öffentlichkeit möge sich durch das Schlagwort „Demokratie" in der Bewertung der ungarischen Lebensbedingungen nicht irre führen lassen, wir Deutsch-Ungarn aber dürfen für ein Linsengericht, das uns ohnehin nicht entgehen kann, nicht die Existenz unseres Volkes aufs Spiel setzen! Unseren völkischen Wünschen und Forderungen wollen wir nicht entsagen, es wäre aber ein verhängnisvolles Unternehmen, wollten wir die Wahlrechtsfrage als Mittel gebrauchen. Unser Verlangen, für das wir nicht aufhören mahnend und warnend unsere Stimme zu erheben, muß Gehör finden; dafür bürgt alles, was wir jetzt und in der nahen Zukunft erleben. Die Einsicht muß sich bei dem Ungartum Bahn brechen, daß es uns nicht ungestraft schwächen kann, denn es schwächt dadurch eine seiner besten Kräfte, seine eigene Stärke. Unser Recht wird und muß uns werden, auch ohne das Wagnis des allgemeinen und geheimen Wahlrechtes.

Dr. Stephan von Dobay,
königl. ungarischer Regierungskommissär:
Die weiße Fahne.*)

Zur Zeit des ersten Haager Kongresses erschien in einer Berliner Revue aus der Feder Ludwig Steins ein Artikel unter dem Titel „Die Philosophie des Friedens". Der Gelehrte führte gegen die Lehrer des Kriegs eine lange Reihe Antithesen ins Treffen und warf zunächst die höchste „Autorität", das Argument über den Haufen, in der Überzeugung, daß argumentati« oorumem ein überholter Standpunkt sei; es ist Nebensache, was man in der Vergangenheit gesprochen und geschrieben: des Menschen Lehrmeister sind die Tatsachen und die Erfolge.

So beiläufig schrieb vor etwa zwei Jahrzehnten Prof. Stein, und heute nun ist es zeitgemäß, seiner zu gedenken, da die Menschheit nie vorher aus handgreiflichen Tatsachen soviel lernen konnte, als in diesem, sich in die Länge hinziehenden Weltkrieg. Wir wissen, daß jede Berufung auf die Alten illusorisch ist; unsere Gedanken am Schreibtisch oder in der Bibliothek sind reine Truggebilde, und es ist ein gewaltiger Jrrtum, die Griechen, Juden oder Römer als „alt" zu bezeichnen, während wir die Alten und jene die Jungen sind.

Wir haben seit dem ersten Haager Kongreß an „Autoritäten" eine Bereicherung erfahren, auch der Krieg wies Schwärmer auf, die mit dem russischen General Bognolowsky behaupteten, der Krieg sei eine herrliche Sache, denn er wurzle tief in der Natur des Menschen. Die Jünger der Apostel des Pazifismus jedoch vermehrten sich allmählich. Sie wiesen auf die Pfleger der Dichtkunst hin und antworteten dem Heerführer Moltke, der den Krieg als das Element der göttlichen Weltordnung bezeichnete, mit den Worten des weisen Moltke, der unter anderem schrieb: „Nähert sich vielleicht der Lauf der Weltgeschichte nicht dem allgemeinen Frieden? . . . Jmmer seltener werden die Kriege, weil sie immer teuerer werden."

Das Argument ist stärker denn jede Autorität, darüber läßt sich gar nicht streiten. Es ist weit bequemer, Klassiker zu zitieren, aber stichhaltiger sind die Argumente. Ungeheuer viel wurde in den letzten zwei Dezennien über die mit dem Krieg zusammenhängenden Fragen und über den Krieg selbst zusammengeschrieben, doch in der Unzahl der Broschüren ist blos der eine Zug genau zu erkennen: Konfusion. Diese Schriften enthalten eine Menge fixe Jdeen, einen Gedankenstrom und ein glühendes Pathos,

*) Erscheint gleichzeitig in der ungarischen Zeitschrift „Politika."

aber nur flüchtig begegnen wir in ihnen der kühlen Nüchternheit der Logik.
Der Weltkrieg brachte die echten Argumente und eine lange Kette unumstößlicher Beweise: die weiße Friedensfahne leuchtete auf dem dunklen Purpur blutiger Gefilde und der Pazifismus begann seinen entscheidenden Kampf mit dem Phantom des Kriegs erst, als die Geschütze dröhnten und hinter der Front Soldatengräber gähnten.

Die erfolgreiche Überhandnahme des Pazifismus ist genau so alt, wie der große Krieg selbst. Kaum brach der Kampf aus, da gaben englische Gelehrte Protestschriften gegen den Krieg heraus. Jn Manchester wurde zum Andenken der Friedenskonferenz eine große Feierlichkeit veranstaltet; Edward Carpentiers erklärte in seinem Buch («lvilkktiav, its esuse »mlits «ur«) in volkstümlicher Weise, daß der Krieg den Bankerott der Zivilisation und der Kultur bedeutet. Die Antimilitaristen-Bewegung , Stop tde War" erregt Aufsehen, man vernimmt Rufe nach dem Frieden, und selbst Sir Edward Grey tritt energisch für den Frieden ein. Die Unfruchtbarkeit des vergossenen Blutes, das rumänische Abenteuer, der militärische Verfall Rußlands, der russische Friedenswille in letzter Zeit — das alles waren Motive mit überwältigender Kraft. Die lärmende Anklage gegen die Grausamkeiten und den rohen Militarismus der Deutschen ist unnützes Gerede, denn ebenso wie der Engländer kein Teufel ist, so hat ja Bethmann-Hollweg das Prinzip verfochten, wonach das deutsche Volk bereit sei, an der Spitze der Friedensbewegung zu marschiren.

Wer bemerkte nicht in den Schaufenstern der Buchhändler die vielen Friedensbücher, die in Deutschland die politische Literatur des Weltkriegs geschaffen? Wer hörte nicht Albert Osterrieths Mahnung (Die Ursachen und Ziele des europäischen Krieges), daß dieser Krieg das kulturelle Übergewicht Europas vernichtet. Die populären Hefte des „Neuen Vaterland" (Jordan: Die Grausamkeiten im Krieg. Wiese: Gedanken über Menschlichkeiten. Joel: Neue Weltkultur ete.), der Eifer der katholischen Presse, die Stellungnahme der Sozialdemokraten haben gegen den Krieg im militaristischen Deutschland Front gemacht. Mit Ausnahme des verblendeten Frankreich reifte überall der Friedenswille heran. Die Friedensaktion des Grafen Bobrinsky ist in Rußland der Revolution vorangegangen, und der österreichische Friedensverein hat bereits im April 1915 seine Friedenspostkarten in Verkehr gebracht. Witz-Oberlin predigte zu gleicher Zeit den jungen Wiener Arbeitern, den Kampf für den Frieden aufzunehmen. Das wenigste in diesem Belang ist bei uns geschehen. Die pazifistische Literatur ist in den Ausgaben des sozialdemokratischen Parteiorgans Nöpszava kräftig «ertreten. Die Ungarn waren seit jeher ein tapferes, kriegerisches Volk; in der Vorzeit sogar streitsüchtig. Die Verteidigung des Westens stählte in späterer Zeit seinen Arm, und heute steht es in den ersten Reihen dort, wo es gilt zu siegen oder

zu sterben. Aber im XX. Jahrhundert tritt der Ungar schon in der vollen Rüstung des Kulturmenschen auf den Plan, und wir können auf den ersten, großen Pazifisten, Grafen Albert Apponyi stolz sein. Er hielt seinerzeit die unvergeßliche, schöne Rede im Olthon-Klub und verherrlichte darin den Pazifismus, wie wir es vor ihm niemals hörten. Seine edle Rechte hielt hoch die weiße Fahne des Friedens, unter welcher sich die im langen Kampf ermüdeten Herzen unsichtbar versammelten. Zu einer Zeit, wo die Gegenwart eine herrliche Zukunft in Aussicht stellte, an der Schwelle des XX. Jahrhunderts, betonte Graf Albert Apponyi, daß der Weltfriede, der ewige Friede keine Utopie ist. Er wies auch auf die Mittel hin, die die Menschheit einander näher zu bringen vermögen, und er fand unter diesen Mitteln die Presse, die im Jnteresse des Friedens das meiste zu leisten imstande wäre. Jst der Krieg tatsächlich unzertrennlich vom Menschen? Der Mensch ist ja im Grunde altruistisch veranlagt, und angenommen, daß der Krieg der Ausgangspunkt des menschlichen Zusammenlebens ist, so ist dann eben deshalb sein Ziel nichts anderes als der Friede. Des Weltkriegs Ziel ist der Weltfriede. Die unter dem Bann des Kriegs Befangenen wollen an dem Gedanken nicht rütteln, daß der Weltfriede in jeder menschlich erdachten Form nichts anderes sei, als ein Phantom. Sie meinen: solange Leben auf dieser Welt herrscht, muß es auch Kämpfe geben. Religion und Sitte, Kunst und Wissenschaft, Sprache und Tradition, Handel und Jndustrie sind reiche Nahrung des Kampfes. Und sie versuchten uns stets mit nationalökonomischen Theorien aus unserem „pazifistischen Jrrsal" aufzurütteln. Der Stand der heutigen Weltwirtschaft — meinten sie — die in Eisen- und Metallwerken investierten Milliarden und eine Krise im Falle der Demobilisierung sprechen für die Notwendigkeit des Krieges. Sie stellten uns auch ihre politischen Argumente entgegen. Jedes Land habe sein Elsaß-Lothringen, und wie wäre es mit den Großmächten ohne Krieg, wie wäre es mit den im Militärbudget eingestellten Milliarden, und — der Refrain — welches wahnsinnige finanzielle Chaos würden wir bei einer allgemeinen Demobilisierung auf unsere Schultern nehmen? Der Militarismus ist ein Lurus der Nationen und wir brauchen ihn unter allen Umständen.

Mit überzeugender Beredsamkeit verkündeten sie ihre Prinzipien, und wir sahen lange Zeit die andere Seite der Medaille nicht. Der große Krieg aber ward zu einem großen Widerspruch gegen all diese Lehren. Die Unmöglichkeiten eines Weltkriegs schrumpften angesichts der Tatsachen zu einem schwachen Phantasicgebilde zusammen. Der an die Wand gemalte Teufel erschien auf der Bildfläche; niemand vermag es zu leugnen, daß das finanzielle und wirtschaftliche Chaos die Folgen des Kriegs seien. Klar steht die überzeugende Wahrheit vor uns, daß in diesem kräfteaufreibenden Ringen keine Nation etwas gewinnen kann, sondern jede bluten muß. Re-

gierungsformen verlieren ihre Existenz, Throne erbeben, Herrscherkronen fallen
in den Staub und auf den Wellen der Anarchie erhebt sich die vierte Kaste
zu großem Ansehen. Wie fern noch erscheint die Commune von der in-
einander geknäuelten Horde Lenins und Kerenskys, von den Salven auf den
Straßen Petersburgs.

Wie unbedeutend klein ist die Vergangenheit, angesichts der schrecklichen
Gegenwart!

Sollen wir über Kulturschäden sprechen? Sollen wir über Abirrungen
des Geschmacks reden, über den Wahnsinn des Luxus? Wir können mitten
in der Sensation des Weltkrieges garnicht übelnehmen, wenn der Mensch,
der das Entsetzen des Krieges vergessen möchte, nach schreienden Sensationen
hascht und bunten Kostbarkeiten nachjagt. Diese lüsterne, geschmacklose Menge
ist ja eine minderwertige Klasse — die Besten aus der Rasse fielen auf dem
Schlachtfelde, und dies gilt in erster Reihe für Ungarn, wo bei Mohaös
unter Führung Tomoris die Blüte unseres Landes verblutete. Auch gegen
Napoleon zogen die Adeligen in den Krieg und sie fielen scharenweise in
der Schlacht bei Raab. Für den Biologen ist das Land in seiner Geschichte
ein gutes Beispiel dafür, zu beweisen, daß der Krieg ein Hemmnis der
Auswahl der Besten ist. Es zeugt für die Weisheit unseres jungen Monarchen,
daß er die erprobten AuserwLhlten — die mit der goldenen Tapferkeits-
Medaille dekorierten — behufs zukünftiger Veredlung der Rasse aus dem
Frontdienst herausziehen läßt. Denn das Blut wird nicht zu Wasser, und
wenn irgend eine Klasse der menschlichen Gesellschaft infolge politischer oder
sozialer Einwirkung zugrunde geht, dann erscheint sie nimmermehr auf der
Schaubühne der Geschichte. Nicht der übertriebene Lurus, auch nicht die
Verweichlichung oder die Sittenverderbnis hatte den Untergang Roms zur
Folge, sondern Philippi und die übrigen Abenteuer stürzten das römische
Reich in den Abgrund. Die Schar der Patrizier ging zugrunde, während
der zuhause gebliebene Pöbel der Lastträger und des verkommenen Diener-
volkes für die Fortpflanzung der Rasse sorgte. Das Volk des kaiserlichen
Rom wandelte sich zu einem ganz neuen, weniger lebensfähigem Großstadt-
Typus um, welcher sich selbst nicht zu beherrschen vermochte, geschweige denn
Fremde. Mit Marius und Cinna beginnt die Dekadenz der lateinischen
Rassen, und diese Dekadenz bekundet heute mit prosaischer Nüchternheit
die Rolle Jtaliens im Weltkrieg. Die schändliche Niederlage der fliehenden
Heerscharen Cadornas ist nur eine natürliche Folge des italienischen Verrates.
Wir sehen nun, wie die Biologie die pazifistischen Betrachtungen er-
ledigt. Wir sprechen heute über Rassengesundheit, die Eugenetrie ist Mode,
und anstatt der zitierten Autoritäten muß Europa, das nach Wahrheit lechzt,
Leichenberge interviewen. Von Tag zu Tag wächst die Ehre der befleckten,

armen weißen Fahne und die Friedensphilosophie Professor Steins lebt nicht
allein in der Jdeenwelt des Zimmergelehrten. Kräftiger als alles ist heute
der Friedenswunsch, und während unsere Soldaten an der Front in der
Hoffnung einer besseren Zukunft kämpfen, können wir zuhause jedem Wider-
spruch, der vor dem pazifistischen Gedanken noch nicht die Waffen streckte,
mutig ^entgegentreten.
Man beruft sich auf Kant, der behauptete, der Friede sei nicht des
Menschen natürlicher Zustand, sondern der Krieg. Doch auch dieser Misanthrop,
der auch die Behauptung aufstellte, der Krieg sei ein Mittel der Natur zur
Bevölkerung des Erdbodens, war in seinem utopistischen Weltstaat im Grunde
genommen Pazifist. Ein Weltstaat ist innerhalb absehbarer Zeit gar nicht
denkbar, doch ein kräftiger europäischer Bund gehört nicht gerade in den
Bereich der Unmöglichkeiten. Die ?«e6ersti« Lnropsea ist kein Phantom
und der Gedanke des internationalen Schiedsgerichts ist in eines Kultur-
menschen Gehirn entstanden. Die an der Exekutivmacht eines internationalen
Schiedsgericht zweifeln, meinen, man könne dem Lauf der Geschichte keinen
Halt gebieten. Mein Gott, die Geschichte wird heute wie ein Pensum von
Diplomaten erledigt und Monarchen und Präsidenten der Republiken über-
prüfen die Schulaufgabe. Was unter dem Titel „Gebiets-Aspirationen" der
russische Jmperialismus, die französische Revanche-Jdee und der italienische
Jrridentismus verkündet, ist ja im Grunde nichts anderes als die besoldete
Hetzarbeit der Grünbefrackten. Nationale Gegensätze? Die Sozialisten haben
ihnen schon die Spitze abgebrochen. Die Tradition lebt noch in Trinksprüchen
am weißen Tisch, die Agitation' ist ein Geschäft, aber Überzeugung, die den Krieg
wollte, sucht d' Annunzio vergebens. Mögen Popolo d' Jtalia und Temps
schreiben, was sie wollen, ein Volk ist dem anderen nicht feindlich gesinnt.
Gottlob! Wir haben bei uns Kriegsgefangene und wir finden weder beim
Jtaliener, noch beim blonden Russen einen Haß gegen uns. Letzterer fühlt
sich sogar einheimisch bei uns.
Nein, der allmählich sich ausbreitende Strom des Pazifismus jagt nicht
Utopien nach. Der Pazifismus ist eine nüchterne Lebensphilosophie, eine
moralische Entrüstung gegen jene Selbstsucht, die den müden Soldaten nicht
bemerkt, kein Mitgefühl mit den Leidenden hat und keine Tränen vergießen
kann angesichts des Schicksals der Kriegswaisen. Der Friedensgedanke ist eine
teuer erkaufte Erbschaft für die Zukunft. Die pazifistische Bewegung konnte
in der Vergangenheit kaum etwas erreichen. Auf jede Friedenskonferenz gab
es einen Krieg als brutale Antwort: der Freiheitskampf der Buren, der
russisch»japanische Krieg und die beiden Balkan-Feldzüge waren ein Hohn
auf Haag; die Jdee wurde verhöhnt, gepeitscht, und doch feierte sie zum
Schluß ihre Auferstehung.

Stephan v. Dobay

Die weiße Fahne

Nach vielen Demütigungen wurde die Jdee des Weltfriedens im Welt-
krieg ans Kreuz geschlagen, aber der Weltkrieg wird sie zu einem ewigen
Leben erwecken. Das ist keine Grübelei mehr, das ist eine Verkörperung
der Jdee, daran wir alle glauben; diejenigen, die den Weltfrieden wie einen
Messias erwarteten, noch mehr aber diejenigen, die ihn fürchteten. Die Welt
mußte diesen Krieg haben. Das Leben beschaute sich darin, wie in einem
Spiegel, und erkannte sich. Diese Selbsterkenntnis aber ist der Zeitgeist,
dem das Los zuteil wurde, das Dogma der Unverwüstlichkeit des Kriegs zu
stürzen.

Die Anhänger des Friedensgedankens beschäftigen sich zur Zeit mit
den Fragen der Mittel und der Modalitäten. Die Macht der Entschei-
dungen des internationalen Schiedsgerichts kann nicht illusorisch sein, sobald
das Vertrauen in die Unverletzbarkeit des Volksrechts wieder hergestellt sein
wird. Eine ganz bedeutende Garantie der exekutiven Macht würde allerdings
die Demobilisierung sein. Das revolutionäre Rußland und das des Blut-
vergießens überdrüssig gewordene Europa wird den Traum Nikolaus II. in
Wahrheit wandeln. Die Friedensvereine werden sich vermehren und die
Presse wird in den Dienst der guten Sache treten. Ja, die Presse, die
während der drei Jahre zur Genüge sich überzeugen konnte, daß die Frie-
densbewegung eine kulturelle Entwicklung sei, die man unterstützen müsse.
Lange Zeit hindurch kämpfte der Pazifismus mit der Jndolenz der Presse,
lange Zeit war jede Zeile, die man im Jnteresse des Friedens schrieb, un-
populär. Man brandmarkte den Frieden als antimonarchistische oder unpa-
triotische Sache und man erledigte ihn in einer kurzen Notiz. Vergebens
agitierte der wackere Fried, vergebens gab er seine „Friedenswarte" in Berlin
heraus; der Revanchegedanke war damals noch jung, Dreyfus wurde damals
nach der Teufelsinsel eskortiert und der russische Bär hatte seinen Schatten
über Europa geworfen. Die schweizerischen Friedensblätter fanden im
übrigen Europa keinen Widerhall.

Wir können nicht umhin, der Friedensbemühungen des Grafen Michael
KSrolyi zu gedenken. Die Zukunft mag über die Richtigkeit seiner Wege
entscheiden, seine edlen Gesinnungen uud seine patriotische Absicht aber dürfen
nicht angezweifelt werden.

Die erste Wendung in der Friedenssache brachte die interparlamentarische
Konferenz im Jahre 1900, wo auf Jnitiative des Grafen Albert Apponyi
der internationale Presseverein für Friedenspropaganda ins Leben gerufen
wurde. Der Verein erreichte zunächst, daß sich für die Friedenssache ein
allgemeines Jnteresse kundgab. Es war jedenfalls eine ersprießliche Arbeit,
doch die wirkliche Teilnahme an der Sache entfachte erst der große Krieg.
Niemals wurde soviel und mit solcher Aufrichtigkeit über den Frieden ge-
schrieben, als seitdem der erste Schuß vor Belgrad fiel.

Die weiße Fahne

Stephan v. Dobay

Heute wird der Friede leidenschaftlich gefordert. Jnmitten der Hymnen der nationalen Wiedergeburt empfindet und lehrt die Presse, daß die vollkommenste Vaterlandsliebe diejenige ist, die auch das Land der benachbarten Nation in Ehren hält.

Kampflos war das Leben nie und wird es auch nicht werden. Der Pazifismus will ja aus dem Menschen keinen Engel machen; der Mensch bleibe Mensch — ist die Parole des Pazifismus. Das Ringen der Völker zu bezähmen, erstreben, daß anstatt Blut Tinte fließe, anstatt des Dolches die Feder kämpfe: das ist das Ziel und gleichsam der Lohn. Der Krieg, der Massenmord muß eine ultima ratio werden, daran jedoch niemals die Reihe kommen sollte. Die moderne Friedensbewegung erkennt wohl den Krieg als Kulturfaktor in der Vergangenheit an, unter unzivilisierten Völkern auch heute noch, aber in Europa im XX. Jahrhundert muß er ausgeschaltet werden. Der Pazifismus erstrebt die Errichtung einer Kulturfamilie aus den Kulturvölkern Europas, die sich des Kriegsphantoms entledigen.

Vor unseren Augen hat dieses Phantom das Glück von Millionen vernichtet. Und wenn es niemals einen Pazifismus gegeben hätte, Europa müßte aus den Tatsachen sehen, daß es in den großen Feldzügen nur Besiegte gibt. Unter den geänderten VerlMnissen der Gegenwart hat die Wissenschaft von gestern ihren Wert verloren. Neue Dinge beanspruchen neue Mittel: zur Zeit der großen nationalen Revolutionen war ein europäischer Gerichtshof ganz undenkbar, die Jahrhunderte der Kultur, in denen Jndustrie und Handel eine so große Rolle spielen, sind ohne ihn kaum denkbar.

Die einzige Großmacht der Zukunft sehen wir in dem vereinigten Willen der europäischen Kulturvölker. Die Weltseele ändert sich allmählich, aber niemals hat sie eine größere Änderung erfahren, als in unseren Tagen. Die reaktionäre Bosheit hat das Haus des Friedenswächters in Brand gesteckt, aber der Glanz des großen Feuers scheint in die Zukunft, und bis die Flammen gelöscht sind, wird die Menschheit größer, edler und freier werden.

— Die Prophezeiungen des Grafen Goluchowski vor zwanzig Jahren auf den Tagungen der ungarischen Delegation, daß wir im Entwicklungsprozeß Europas zu einem Wendepunkt gelangen, sind etwas verspätet, aber doch eingetroffen. Der edle, polnische Graf hat für unsere Kultur, unser wirtschaftliches Leben die Möglichkeiten eines Weltkriegs befürchtet und ermahnte Europas Völker zu einem Kampf Schulter an Schulter gegen die gemeinsame Gefahr. Seit vier Jahren ist die Möglichkeit eine entsetzliche Tatsache und die gemeinsame Gefahr wütet bereits über unseren Köpfen. Das Genie Goluchowskis prophezeite auch, daß die Lösung der Fragen der materiellen Wohlfart nicht mehr weit entrückt sei. Europa hat den Krieg zur Lösung des großen Problems gewählt, aber es irrte sich, und es hat allen

Grund, daran zu denken, daß die gemeinsamen Jnteressen der Staaten bei-
weitem größer sind als die Ursachen des Zwiespaltes.
So manches kommt einem jetzt in den Sinn. Erinnert sich noch Europa
eines Mahnwortes des damals noch jugendlichen deutschen Kaisers, mit dem
er das berühmte allegorische Bild von Knackfuß dem Zaren Nikolaus II.
widmete? Das damals in vielen tausend Exemplaren reproduzierte Bild
stellt im Symbol einer Frau die Völker Europas dar, die der Erzengel
Michael auf die Spitze eines mächtigen Felsens leitet. Am Fuß des Felsens
erstreckt sich eine fruchtbare Ebene mit reinlichen, wohlhabenden Dörfern
und durch die prächtige Gegend schlängelt sich ein Fluß, der Segen der
schönen Landschaft. Am Saum des Horizontes aber erblicken wir den von
Flammen geröteten Himmel und in der Mitte der aufeinander getürmten
Wolken ist auf dem Rücken eines feurigen Drachens eine chinesische Pagode
zu sehen, in der sich Buddha oder irgendeine andere gelbe Gefahr befindet.
Das Bild hatte wenig Bedeutung; umso größere die Worte, die der deutsche
Kaiser darunter schrieb: Völker Europas! Wahret Eure heiligsten Güter!
Der junge Kaiser sprach zu den Völkern Europas und von den heiligen
Gütern. Die Gefahr, auf die er uns aufmerksam machte, bedrohte Europa
vom Osten her. Wir wissen, daß wir heute von Buddha ebensowenig zu
fürchten haben, wie von der Sozialdemokratie. Die Gefahr kam trotzdem
in der Gestalt des Zarismus vom Osten. Es liegt einiger Humor darin,
daß eben jener Herrscher die Welt in Brand steckte, dem der Sprosse Friedrichs
des Großen den erwähnten Satz widmete, aber das Schicksal treibt manchmal
auch mit Nationen Spaß. Heute fürchten wir zitternd für unsere heiligsten
Güter: das Recht, den Humanismus und die Arbeit, diese so oft verleugnete
Dreifaltigkeit, aber unsere Sorge ist gleichsam ein Trost dafür, daß das
XX. Jahrhundert die an es geknüpften Erwartungen erfüllen wird: eine
Ara des sozialen Fortschritts und des Friedens. Des garantierten Friedens,
der nicht aus einem Bajonettenwalde entgegenlächelt, sondern der in seinem
blumengeschmückten Tempel die Opfer der Kultur empfängt.
Hoch weht die weiße Fahne. Jhre Gemeinde wächst allmählich, und
wenn der ewige Frieden den ewigen Krieg besiegt haben wird, dann ist er
nicht umsonst an dem blutigen, schändlichen Kreuz der Jdee verschieden.

Die Neuorientierung in der Kunst Walter Meckauer

Dr. Walter Meckauer:

Die Reuorientierung in der Kunst.

Auf allen Lebensgebieten tut sich heute ein Streben kund, das den Willen zu einer gründlichen Neuordnung der Dinge offenbart. Die Parole von der „Umwertung aller Werte" hat durch Jahrzehnte ihre destruktive Aufgabe erfüllt, das Gebäude der alten Wertwelt ist abgetragen, — jetzt mehren sich die Anzeichen zu entschlossener konstruktiver Neuarbeir. Der Krieg hat diese in Fluß befindlichen geistigen Strömungen nur äußerlich gehemmt, innerlich aber beflügelt. Die Frage der „Neuorientierung" taucht heute nicht nur in politischen und sozialen Fragen auf, sondern steht wie ein Fragezeichen über unserer ganzen nächsten Zukunft. Eine Forderung und ein Fragezeichen — die Forderung, endlich das wahrzumachen, was so lange Theorie, Postulat, Programm: Fragezeichen war. Wir stehen vor einer Wendung unseres inneren und äußeren Lebens. Aber welches wird die Wendung sein? Brennender als je sind die Fragen: Was ist das Richtige? die rechte Lebenseinstellung? Welches die absoluten Werte? . . . Gegeneinander ringen die Wertkräfte der verschiedensten Zeiten, Rassen und Individualitäten. Welcher Wert aber ist der höchste? der stärkste? Und ist der Stärkste der Richtige??

Man probiert es mit „Einstellungen" aller Art. Mit den verschiedensten „Methoden" und „Attitüden". Allen gemeinsam ist die Sehnsucht nach dem Zeitlosen. Wo ist das zeitlos Geltende in der Zeit? das zeitlos Be»
stehende in der Relativität der Methoden? Vielleicht kann man zu diesem Zeitlosen gelangen, wenn man nach dem Gemeinsamen fragt, was allen diesen Bestrebungen zu Grunde liegt.

Was ist das Gemeinsame?

Die „Neuorientierung" der Kunst so sehr sie in verschiedene Lager gespalten ist, (Erpressionismus, Äternismus, Neuromantizismus, Neusymbolismus, Kubismus, Futurismus usw. usw.), hat gewiß eine gemeinsame Tendenz: ihre Oppoürionsstellung. Nämlich: die Opposition gegen die bloße Körperlichkeit der Erscheinungswelt, gegen die Oberfläche, die Außenheit gewohnter Tatsächlichkeiten. Wie M ü l l e r-F r e i e n f e l s sagt: die Tendenz auf „Zersetzung der Wirklichkeit". Diese zunächst negative Gemeintendenz bedeutet, als ganzes betrachtet, etwas durchaus Positives und läßt sich im Gegensatz zu der auf das Externe gerichteten naturalistischen und impressionistischen Kunst des tin Se siöcle als Jnternismus bezeichnen. Sätze wie: „Die Kunst und die Tatsache sind zwei Welten, die nichts miteinander zu tun haben" und „Das Ziel jedes Künstlers ist Vereinfachung und

Verinnerlichung" weisen diese RickMng. Was H e rwarth Wal d e n, den ich
eben zitiert habe, in seinem dieser Tage erschienenen „Einblick in Kunst" ausspricht,
das ist auch von anderer Seite, abseits der Sturmbewegung, der Aktion, der
Freischaren um Kurt Wolff gefühlt, gedacht und gesagt worden. So vor allem
von Busoni, dem revolutionären Musikästheten. Ein Jnnerliches, ein Letztes
ein Absolutes soll von den gewohnten Maßen und Mitteln des Verstandes und der
überlieferten verstandesmäßigen Formen befreit werden. Die sinnliche Er-
scheinungswelt wird weniger um des Sinnlich-Wirklichen willen, als um das, was
in der Erscheinung Erscheinendes ist, geliebt und gestaltet. Wir wollen diesen
gemeinsamen absoluten internistischen Willen aller neuen Kunstrichtungen an
konkreten Erörterungen verdeutlichen. Eine Analogie des Organismus von
Kunstwerk und Leben verhilft dazu.*)

Kunstwerke haben auch Schicksale, Namen, Aussehen wie Körper und Leiber.
Sie sind singulare Örtlichkeiten von bestimmter Materie, tastbare Gegenstände.
Aber hinter ihnen, hinter der Zufälligkeit ihrer Gestalt verbirgt sich ein notwendiger
Gehalt, der sich nur ihrer zeitlichen und räumlichen Diesheit zu höherem Zwecke
bedient. Diesen Gehalt bloßzulegen, in reiner Wesenheit herauszulösen und in
einem von stofflicher Bedingtheit freien Erleben zu befreien —: das ist die
staunende Einsicht und Aufgabe der neuen Kunst. Und daraus entspringt ibrc
Neuorientierung!

Auch im Kunstwerke gibt es ein Zeitliches und ein Zeitloses wie am
Menschen: das Zeitliche, daß es „Kunstwerk", „Erscheinung" ist, — das Zeitlose,
daß es als Kunstwerk einen Jnhalt hat: eine Seele. Der Sinn, die Seele, das
Wesen ist der neuen Kunst das Absolute.

Auch Kunstwerken und Büchern geht es so wie Menschen: ihre äußere Wohl-
erzogenheit und körperliche Normalität (Schönheit) ist nicht das Letzte: das Letzte
ist die Seele, die „aus dem Grab des Stoffes" zum Lichte will.

Kunstwerke und Bücher sind auch Jnkarnationen, wie die Person eine In-
karnation der Persönlichkeit ist.

Jn der Kunstbeurteilung herrscht aber (bisher) dasselbe Verhältnis, wie
unter Menschen: der Künstler steht im Leben hinter dem äußerlich Jmponierenden
zurück. So das Kunstwerk hinter dem Körper des Kunstwerkes, das heißt zum
Beispiel bei einem literarischen Werk hinter einem schönen oder schlechten Druck,
seinem modischen oder nichtmodischen Papier und der zufälligen Handlichkeit, die
ihm der Buchbinder verliehen hat, usw.

*) Die .internistische Tendenz" der neuen Kunst findet ihre Parallele in gleichgerichteten philo-
sophischen Bestrebungen der Gegenwart. Ich verweise in dieser Hinficht auf meine Arbeit: „Ästhe-
tische Idee und jimisttheorie, Anregung zur Begründung einer phänomenologischen Ästhetik" in
Hefl III der Kunststndien, Jahrgang 1917, Band 22.

Aus dieser Einsicht in den Dualismus alles Seienden entspringt die programmatische Verkündigung des Geistes in der neuen Kunst.
Selten verbindet sich inneres und äußeres Jmponieren, Ewiges und Mode.
Jmmer ist das Allgemeine in die Gestalt gezwungen! „Alles ist Grab des Lichtes, Grab der Seele", sagt Carl Hauptmann, einer der Urheber der neuen Be» wegung, in seinem gedankenreichen Tagebuch. Die Seele aus diesem „Grab" zu befreien, die Fesseln des alltäglich Wirklichen zu lösen für eine wahrere, weil intensivere Wirklichkeit — da liegt die Aufgabe der neuen Kunst.
Jedes Erscheinungsding ist eine Jnkarnation. Eine Jnkarnation in weitestem Sinne. Die Jnkarnation seiner selbst zum Wenigsten: seiner eigenen Jdee. Das Auge des Künstlers ist es nun, diese Jdee in aller Erscheinung zu sehen, d. h. die Dinge als Jnkarnationen innerer Zeitlosigkeiten aufzufassen. Diese Jnkarnationen durch besondere Formung auch Anderen sichtbar zu machen, die Dinge als Seelen, als Wesen reden zu lassen — das ist es, was die große Mission des neuen Kunstwerkes ausmacht.
Aber war es nicht schon immer so? Fand man jetzt nicht bloß die bewußte Formel und Betonung für lange Geahntes und unbewußt Befolgtes?
Der Dramatiker zum Beispiel ließ immer schon die Gegensätzlichkeit der Erscheinungen reden. Er sah von jeher die Welt als Jnkarnation antinomischer Kräfte. So machte er diesen Widerspruch auch anderen sichtbar — entweder von außen, d. h. komisch, oder von innen, d. h. tragisch.
Wie steht es also um die alte, immer wieder aufgetischte Frag«: Natur oder Phantasie? Realismus oder Jdealismus? Nackte Wirklichkeit oder schöner Schein?
Das Jnkarnierte ist wesentlich verschieden von dem bloß-Wirklichen. So» fern man unter „Wirklichem" das Faktische versteht! Es ist aber „wirklich" in einem höheren Sinne. Jn dem Sinne wie die Persönlichkeit wirklich ist, und doch nicht sichtbar wird wie die Person.
Der Dichter ist nach alldem kein „Träumer", kein bloßer Fabulant, denn cr sucht zwar das „Unwirkliche", aber ein Unwirkliches, das Wirklichkeiten schafft: die Seele des Wirklichen.
Eine Gleichheit besteht allerdings zwischen Dichtung und Traum. Aber diese besteht ebenso gut bei Märchen wie bei einem Zola'schen Roman:
Diese Gleichheit ist nicht das sogenannte „Unwirkliche", „Jllusionistische", das „Luftreich der Phantasie" —: wer in diesem Sinne „Traum" nicht mehr von „Wirklichkeit" zu trennen vermag, ist kein Dichter, sondern ein Wahnsinniger.
Hier zu wissen, was „n»hr und falsch" ist, setzt keine großen gc-stigcn Quali» täten voraus. Das kann jeder — gesunde Menschenverstand.

Doch es handelt sich garnicht bei der Beurteilung von künstlerisch'Phan-
taftischem (Unwirklichem) um die Anwendung des Begriffes von wahr und
falsch. Dichtung und Traum haben allerdings ein Gleiches. Aber Dichtung und
Traum sind nicht darin gleich, daß sie beide „erlogen" sind, wie die populäre
Meinung sagt, daß sie „Erfindung", „Spieltrieb", nachahmende Laune sind. Was
gleich ist, ist ganz etwas andercs. Es ist dic U,imi>tc-!ba-,kcit, mit der sich Erleben
„herausstellt" — wörtlich: aus sich herausstellt! —die Unmittelbarkeit, mit der
sich inneres Seelisches projiziert in Bilder, Handlungen . . . Der Traum ist in
diesem Sinne der konsequenteste Expressionismus.
Seine Gebilde sind nicht „bloß" falsch — das sind sie nur vom rationalen
Wahrheitsstandpunkte aus. Sie sind vor allem wesenhafte Träger von Gefühls»
und Erlebnisbedeutungen. Beispiel: Der Traum von Maikäfern mit Korken-
zieherbeinen ist nicht bloß Phantasie — es ist der Schmerz spannender Haut-
nerven. Also Phantasie, real fundiert: das Wesentliche des Schmerzes in sinnlich
gegenständlicher Vertretung empfunden.
Der Traum besteht aus bildhaften Empfindungen wie die Dichtung. Aller-
dings ohne Kritik. Dadurch unterscheidet er sich von ihrl
Das ist es auch, was von der Verwandtschaft des Dichters zum Kinde zu
sagen ist. Nicht auf die sogenannte Kindlichkeit des Dichters kommt es an, —
Kindlichkeit an sich ist noch nichts Dichterisches. Sonst wäre jedes Kinderspiel
in der Tat mit Kunst verwandt. Nicht darauf kommt es an, daß das „kindliche
Dichtergemüt" Sachen für wahr hält, über die die „erfahrenen erwachsenen Leute"
lächeln — zum Beispiel Märchen oder Träume. Sondern auf die Unmittelbarkeit
des Ausdrucks kommt's an. Nicht das Fürwahrhalten ist das Kriterium, sondern
das Verstehen bedeutungsvoller Symbole und das unmittelbare konkrete Sehen
solcher Wesenheiten. Das findet man beim wahren Dichter wie beim wahren
Kinde, das noch nicht durch die Kategorieen von wahr und falsch in seiner An-
schaulichkeit beschränkt wurde. Aber das hat nichts mit praktischer Naivität zu
tun. Naiv ist da nur der „Realist", der mit den Kategorieen wahr und falsch das
Wesen der Erscheinung zu haben glaubt!
„Die Dichtung will etwas Höheres als das Wirkliche." Zugegeben! Dieses
He'here ist aber nicht die Jllusion, die Selbsttäuschung, die Schönfärberei und die
bewußte Lüge. Es ist das Wirklichere als dus bloß-Faktische, — nämlich: dessen
Sinn. Den „Ästheten" interessiert vielleicht der „schöne Schein", den Ästhetiker
nur: die Darstellung des Ge^es in der Erscheinung!

Walter Kluge:

Der Mut zum Kinde!

„Mitteleuropa braucht Kinder, Kinder, Kinder!" So müssen mit Friedrich Naumann alle die ausrufen, die die wahre Not des Germanentums erkannt haben. Der furchtbarste aller Kriege, der über die Germanen hereinbrach, fand sie gerade noch auf der Höhe, da sich der Geburtenrückgang unter den Jahrgängen vor der Jahrhundertwende noch nicht gezeigt hatte. Aber wo ständen wir, wenn dieser Krieg nur zehn Jahre später gekommen wäre — unsere Gegner hätten ihn gewiß gern noch verschoben — und uns dann auch in einer völkisch bedeutend ungünstigeren Lage getroffen hätte.

Zahlen mögen uns einmal die ganze Tiefe des Abgrundes zeigen^ dem wir entgegensteuerten. Es sei darum folgende Tabelle angeführt.

Auf 100 Einwohner entfielen in den Jahren 1911 bezw. 1912 (für Rußland im Jahre 1906) lebend geborene:

Europäisches Rußland (ohne
Italien
3.24
3,1»
Deutsches Reich ....
2.83
Großbritannien und Irland
2.42
«5«
Japan
3.24
1.90

Diese Zusammenstellung zeigt im wesentlichen, daß uns die romanischen Völker in bezug auf Zuwachs unterlegen sind, daß hingegen andererseits die Rassen, die wir zu fürchten haben, die slawischen und mongolischen sind, weil sie uns an Fruchtbarkeit um ein beträchtliches übertreffen.

Daß wir selbst bei der seit 1902 abnehmenden Geburtenzahl immerhin noch den Jahreszuwachs von 800 000 Köpfen haben, liegt an der geringen Sterblichkeit. Helfferich faßt diese Tatsache in die kurze Formel zusammen: „Geburtenüberschuß bei abnehmender Geburtenzahl infolge verminderter Todesfälle."

Wieder mag die Zahl beweisen:

Auf 100 Einwohner kamen im Deutschen Reiche

	Geborene	Gestorbene	Gewinn		Geborene	Geswrbene	Gewinn
1902	3,62	2.06	1,56	1908	3,30	1.9«	1.40
1904	3,52	2.07	1.45	1910	3.07	1,71	1,36
1906	3.41	1.92	1,49	1912	2.91	1.64	1,27

Der immer schmäler werdende Gewinn aber zeigt, daß wir da so ziemlich am Ende sind, denn eine Herabminderung der Sterblichkeit ist bis auf einen kleinen Rest, dessen ich noch besonders gedenke, kaum möglich. Jch meine die Unehelichen, bei denen ja die Sterblichkeit den Durchschnitt bedeutend übersteigt, sodaß (nach dem Vortrupp) von den 180 000 unehelichen Kzndern 20 000 mehr

sterben, als wenn sie die Sterblichkeit der ehelichen hätten. Die folgende Tabelle mag das auch zeigen.

Von 100 Lebendgeborenen starben im ersten Jahre

	überhaupt	eheliche	uneheliche		überhaupt	eheliche	uneheliche
1904	19.6	18.6	31.4	1909	17,0	16.«	26,8
1905	20.5	19,4	32.6	191«	16.2	15.2	25.7
1906	18,5	17.5	29.4	1911	19.2	18.2	29.9
1907	17.6	16.6	28.0	1912	14,7	13,9	23.2
1908	17.8	16,8 '	28,5	1913	15,1	14.2	23.7

Das sind die Tatsachen!

Sie sagen in der Hauptsache das eine: Wenn Deutschland nicht seines Geburtenrückganges Herr wird durch wesentliche Steigerung seiner Geburtenzahl, so steht es in Zukunft schlecht um Deutschtum und Deutschheit. Der Krieg ist eine große Mahnung an uns, an alle Deutsch-Emvfindenden, an das ganze deutsche Volk. Wo es um den völkischen Bestand geht, da können wir die Tiefe des Abgrundes erkennen, an den uns — unsere Feigheit geführt hat.

Unsere Feigheit?!

Ganz gewiß! Denn es fehlte vielen in Wirklichkeit der Mut zum Kinde.

Den haben auch viele nicht gehabt, die heute den Mut haben müssen, dem Feinde ins Auge zu schauen. Und dem Tode. Vielleicht bringt mancher den Mut zum Kinde aus dem Schützengraben mit heim. Denn mancher wird sich dort seiner völkischen Pflicht bewußt geworden sein. Denn Kinder zu haben, ist in erster Linie völkische Notwendigkeit, wie wir vorhin sahen, ist Pflicht des einzelnen

gegen sein Muttervolk. Ob es nicht auch eine Pflicht des einzelnen gegen sich selbst ist, in seinen Kindern weiterzuleben?
Aber Feigheit war's, die Viele keine Kinder haben ließ. Jn vielen Fällen sogar eine recht große. Jn anderen eine vielleicht zum Teil entschuldbare. Aber dennoch schließlich immer noch eine Feigheit. Denn selbst mißliche Umstände dürfen nicht dazu führen, jemanden seinen Pflichten untreu zu machen. Und es besteht — die Pflicht zum Kinde.
Nun aber zur Begründung des Vorwurfes der Feigheit.
Die wenigstens teilweise entschuldbare sehe ich in den Umständen, wo Nahrungs- und Bildungssorgen zur Beschränkung des Kindersegens zwangen. Denn es gab bedauerlicherweise noch viele Familien, bei denen jeder Zuwachs eine Verschlechterung der herkömmlichen Lebensweise bedeutete. Dabei sei jetzt nicht entschieden, ob diese Art der Lebenshaltung die beste und darum erstrebenswert sei. Und dann sind andere, die im Jnteresse der Bildung ihrer Kinder sich selbst Entsagung auferlegten. Man kann ja vielleicht diese Tatsachen damit entschuldigen, daß sie sich zu dieser Maßnahme veranlaßt fühlen, um dadurch ihrer Nachkommenschaft zu nützen. Es mag auch dahingestellt bleiben, ob dies, oder ob dies immer dadurch geschieht.
Ein böser Zwang der Verhältnisse lag für viele auch in der Wohnungsfrage,

in dem Verhalten vieler großstädtischer Hausbesitzer, kinderreiche Familien nicht in ihre Wohnungen aufzunehmen. Jn dieser bedauerlichen, ja sogar verwerflichen Maßnahme muß eine Ursache gesucht werden, die den Absichten vieler entgegenkam. Jmmerhin bei denen, bei denen das Wort Kinder nicht allein einen Segen, sondern auch viel Sorge und vielleicht gar Not einschloß, sei eine Entschuldigung angenommen.

Nimmermehr aber bei denen, die über ihre völkische Pflicht ihre Vergnügungen und gesellschaftlichen Verpflichtungen stellten. Die, die Kinder haben konnten, denen weder deren Ernährung noch deren Erziehung und Bildung die geringste Sorge bereitet hätte, die aber die Kinder als ein unangenehmes Anhängsel und gesellschaftliches Hindernis ansahen. Wir müssen eine solche nur von einem falschen Lebensgenuß eingegebene Handlungsweise scharf verurteilen. Es zeigt sich darin eine völlig undeutsche Lebensauffassung. Eine solche gibt sich übrigens auch bei den Frauen kund, die aus Furcht vor körperlichen Beschwerden und Schmerzen, die nun einmal mit einem Geburtsvorgang naturgemäß verbunden sind, zurückschrecken.

Aber wenn wir dies alles in allem überschauen, so bleibt doch mein Anfangsurteil bestehen: Es fehlt Vielen wirklich — der Mut zum Kinde.

Der Krieg erzog in vielen Männern im Schlachtendonner den persönlichen Mut. Aber er wird auch dort der Erwecker völkischen Denkens und Fühlens. Dennoch dürfen wir nicht uns allein darauf verlassen, sondern müssen planmäßig den Mut zum Kinde den Gliedern unseres Volkes anerziehen. Nicht in der Schule. Aber wohl innerhalb der staatlichen Gemeinschaft, die genügend Mittel dazu in der Hand hat, Mittel, von denen man annehmen muß, daß sie eine direkte bessernde Wirkung ausüben können und werden. Diese Mittel müssen Maßnahmen sein, die den schädlichen Einfluß widriger Verhältnisse aufheben. Es liegt ja im Jnteresse des einzelnen, noch viel mehr aber in dem der völkischen und staatlichen Gesamtheit. Der Staat hat ja schließlich die Verpflichtung dazu. Und diese muß eine wirtschaftliche und geistige Stärkung derer umfassen, die aus den oben angeführten entschuldbaren Gründen sich scheuten, Kinder zu haben. So muß der Staat Maßnahmen treffen, die bei dem einzelnen den Mut zum Kinde erwecken.

Solche Maßnahmen muß man in der sozialen Fürsorge erblicken. Sind dies auch zunächst nur Hilfen in materieller Hinsicht — zur Erfüllung seiner völkischen Pflicht müssen ja den Volksgenossen im wesentlichen seine völkischen Jdeale veranlassen, — so sind sie dennoch nicht zu unterschätzen. Denn es gehören eben zum Kinder-Großziehen die nötigen Mittel. Und die muß der Staat seinen Mitgliedern, d. h. denen, die ihm völkischen Nutzen bringen, also in allererster Linie den Verehelichten, gewähren. Es müssen den Männern solche Einkommen gesichert sein, daß sie mit einer Familie auch ohne Frauenarbeit und Kinderarbeit auskommen können. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger als

ein Besoldungssystem nach sozialen Grundsätzen, bei dem der unverheiratete oder auch schon der jugendliche Arbeiter bei weitem nicht das verdienen darf wie derjenige, der dem Volksstaat seinen weiteren Bestand sichert. Ob man das in den Lohnverhältnisscn selbst ausdrückt — es wird das allerdings bei privaten Betrieben schwer zu ermöglichen sein, — oder ob man durch staatliche Familien-Zuschüsse und Erziehungsbeihilfen das zu erreichen sucht, wird sich aus den praktischen Verhältnissen ergeben müssen. Aber eine genügende und nach sozialen Grundsätzen abgestufte Entlohnung wird für viele den ersten und vielleicht wesentlichen Schritt zur Familie und zum Kinde bedeuten. Zudem ist eine Neuregelung der Altersbezüge notwendig, vor allem eine Heruntersetzung der Altersgrenze, daß nicht nur wenige ganz Alte in ihren Genuß kommen.
Wer weiß, daß für ihn auch wenn er altert, gesorgt ist, ohne daß er über seine Kräfte sich anstrengen muß, der wird eher Mut bekommen, Kinder zu haben und großzuziehen, weil er einen beträchtlichen Teil seines Einkommens nicht als Altersrücklage aufzuhäufen braucht aus Zukunftssorgen, sondern weil er sie für Gegenwartswerte, die Kindererziehung, verwenden kann. Das allerwesentlichste aber erscheint mir in diesem Zusammenhang die Heimstätten- und Bodcnfrage. Eben darum wird die Kriegerheimstättenbewegung eine so hochbedeutsame Arbeit für unser Volk leisten, weil sie es vielen ermöglichen wird, wieder Kinder zu haben, ohne den Schwierigkeiten und Schädlichkeiten ausgesetzt zu sein, die in der städtischen Mietswohnungsnot liegen. Wo für Kinder Raum ist in Haus und Garten, ohne daß ein verbissener und geldhungriger Hauswirt seine unangenehm spekulationssüchtige Miene hineinsteckt, da wird auch der Raum bald belebt sein von jungem Volk, weil es nicht nötig sein wird, die Sehnsucht nach dem Kinde dem Eigennutz eines alten Griesgrams unterzuordnen.
Zu dieser materiellen Fürsorge muß eine solche treten für das geistige Wohl der Nachkommenschaft. Und wenn das eine wirksame, anspornende, Mut machende sein soll, dann kann es nur eine sein, die für alle Kinder des Volkes die allgemein gleiche und direkte nationale Bildung bringt. Denn wir dürfen die Hemmungen nicht unterschätzen, die für viele treusorgende gewissenhafte Eltern gerade in der Bildungsfrage liegen. Gerade, weil sie auf einen wertvollen Nachwuchs Wert legen, ist es ihnen bei der bestehenden Art des Bildungserwerbs nur möglich, einer sehr beschränkten Kinderanzahl vielleicht nur einem einzigen — die Vorteile einer umfassenden Bildung zu teil werden zu lassen.
Fassen wir diese Vorschläge in einige Schlagwort« zusammen, so müssen wir als Notwendigkeiten für eine Steigerung des Mutes zum Kinde verlangen
erstens: eine Lohnreform, derdannaucheine Geldreform
im allgemeinen folgen müßte;
zum andern: eine Wohnung s- und Bodenreform;
zum dritten: eine Schul-, Bildung s-und Erziehungsreforin.

Diese Reformen, die die Gesamtheit dem einzelnen bieten muß, um ihm
seine Pflicht gegen die Allgemeinheit zu erleichtern, bedeuten gewiß für viele
ein Opfer. Sie setzen bei einer großen Anzahl, die sich mit so großen grund-
ftürzenden Umänderungen nicht so leicht befreunden können, eine überaus große
Selbstüberwindung voraus. Aber es muß — neben denen die für die Durch-
führung dieser Jdeen in Wort und Schrift und Tat arbeiten und so die Wege
zur Verwirklichung bahnen — von jedem wahrhaft national empfindenden
Menschen erwartet werden, daß er in Erkenntnis der völkischen Not und der
gegen dieselbe notwendigen Hilfe sich diesen Verpflichtungen gegen den Schwä-
cheren nicht entzieht, und so zur Aufwärtsführung seines Volkes mit beitragen
hilft.

Aber es muß sich diesen drei genannten Reformen eine vierte anschließen,
die der einzelne nun — dem Jnteresse der Gesamtheit bringen muß. Eine Reform,
die ebenso grundlegend, ja vielleicht noch mehr, in das Leben des einzelnen
eingreift. Und das ist die L e b e n s r e f o r m, die als Gegenleistung der
einzelne auf sich nehmen muß. Sie wird alles das in sich fassen, was dem
Menschen dann, wenn ihm von der Allgemeinheit Auskommen, Wohnweise und
Bildung geworden ist, das Leben zu einem wahrhaft geschlossenen und lebens-
werten macht, zu einem, das den Menschen hoher hinauf führt.

Lebensreform nach leiblicher und geistiger Hinsicht
wird dann den wahren Wert erkennen lassen. Und auf
dieser Erkenntnis wird der Mut zum Kinde wachsen.

Lebensreform wird zunächst beim einzelnen eine Ernährungsreform be-
deuten, bei der das Hauptgewicht auf Einfachheit gelegt wird. Jch stehe nicht
an, den im allgemeinen sehr guten Gesundheitsstand bei den im Felde stehenden
Truppen, die doch gewiß mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben und
vielen Unbilden ausgesetzt sind, auf die Einfachheit ihrer Lebensweise zurück-
zuführen. Viele, die sich nur notgedrungen in diese Verhältnisse fügen wollen,
haben doch am eigenen Leibe gespürt, wie gut ihnen das alles getan hat. Das
soll nun keineswegs heißen, daß sie, wenn sie nach Hause kommen, sich auch
Unterstände bauen sollen und ein solches Leben, wie sie es im Felde führen
mußten, weiterleben sollen. Aber sie sollen doch daraus lernen, daß ihnen allen
Einfachheit, vor allem im Essen und Trinken — und besonders in letzterem —
nottut. Es muß doch, trotzdem immerhin im Felde noch reichlich Alkohol ge-
nossen wird, festgestellt werden, daß der Alkoholverbrauch wohl eine beträchtliche
Einschränkung erfahren hat — zum Nutzen vieler. Auch auf viele Genußmittel
— leider ist ja wohl z. B. cm erhöhter Tabakverbrauch eingetreten — kann getrost
verzichtet werden.

Soll ich in diesem Zusammenhange darauf hinweisen, was bei einer ein-
facheren — und gesunden! — Lebensweise für Summen gespart werden könnten,
die dann das ihre beitragen würden, den Mut zum Kinde zu heben, ganz ab-

gesehen davon, daß auch unsere Jugend gesünder auf die Welt kommen würde, wenn z. B. bei der Zeugung der Alkoholgenuß eine geringere Rolle spielte.
Der Einfachheit im Leben muß sich dann eine Erkenntnis und ein Genießen wahrer Freuden anschließen. Das Kneipenlaufen und Nächtedurchwachen bei Alkoholgenuß und Geldverspielcn, bei nächtlichem Tanzvergnügen und Ausschweifungen ist für den Geldbeutel ebenso schädlich wie für Körper und Geist und Seele. Wir müssen schon die Jugend zu wahrem Lebensgenuß und wahren Freuden erziehen, Freuden, wie sie uns die schöne Gottesnatur und edler Menschengeist bieten. Jst es notwendig, diese im einzelnen aufzuführen und von Wandern und Spielen oder von guter Lektüre und Bildbetrachter, und vielem anderen zu reden? Es hängt hier auch zugleich die Reform der Geselligkeit damit zusammen.
Lebensreform ist gleichbedeutend mit körperlicher und geistiger Gesundung des einzelnen, soziale Reform mit wirtschaftlicher Gesundung der Gesamtheit. Jn beiden haben wir die Grundlage für die völkische Aufwärtsbewegung. Sie werden uns nicht allein den völkischen Bestand sichern, sondern auch den Mut zum Kinde stärken. So sehen wir, welchen großen Dienst alle die dem Deutschtum leisten, die als Lebens- und Sozialreformer für eine Umwertung vieler bestehender Werte eintreten. Durch sie wird der Mut zum Kinde wachsen und so werden sie ganz wesentlich beitragen zur Stärkung und Erhaltung unseres Volkstums. Bei wahren Sozialreformern und Lebensreformern wird der Ruf Naumanns: „Mitteleuropa braucht Kinder, Kinder, Kinder!" nicht mehr nötig sein, wenn sie es nicht nur mit Worten, sondern auch durch die Tat sind.

Richard Sexau:
Brigitta.
Erzählung.
Fortsetzung.
Erst nach langem Schweigen begann sie wieder:
„Du kennst Augsburg. Kennst seine alten Patrizierhäuser und die Leute,
die dort ein- und ausgehen. Jn einem von ihnen spielt meine Geschichte. Jn
einem, wo stille Menschen Hausen, junge und doch nicht lebensfrohe, nicht eben
kranke und auch wieder nicht gesunde. Es war, als hätte die lange Kette stolzer
Vorfahren im Kampf, Genuß und Sieg ihres Daseins alle Frische und Kraft des
ganzen Geschlechtes aufgezehrt. Kümmerlich und zart jedenfalls schienen die
Blüten, die der alte Stamm trug. Drei Knaben waren es und ein Mädchen.
Jm Alter nur wenig von einander verschieden. Niemand hätte geglaubt, daß so
viel Kinder in dem düstern Haus lebten. Kaum hörte man je den fröhlichen Lärm,
den sonst junge Welt verursacht. Wie auf den Zehen gingen die vier einher;
jedes seinen eigenen Weg, einsam fast und abgeschieden von den andern. Selten
einte sie gemeinsames Spiel. Und wollte es einmal ein unerhörter Zufall, daß
sie sich vergaßen, daß das junge Mädchen, die frischeste noch unter ihnen, gar heiter
auflachte, gleich hielten sie alle den Atem an und streiften sich mit scheuen, ängst-
lichen Augen wie ertappte Böfewichter. Vergnügen schien ihnen ein Verbrecher.
Die ernsten Knaben mit den eingefallenen, pergamentenen Gesichtern verzogcr'
über einen tollen Scherz, der ihren Altersgenossen die Brust schier sprengte und
sie vor glucksendem Gelächter nicht mehr zu Atem kommen ließ, kaum jämmerlich
den Mund.
Wie ein Alp lastete es auf dem alten Haus, seit der Vater in den blutigen
Tagen des Jahres 48 gefallen war.
Die zarte Mutter konnte sich von dem entsetzlichen Schlag nie wieder er-
holen. Sie siechte dahin, ohne daß auch nur ein einziger der ungezählten Ärzte,
die man an ihr Lager gebot, die Natur ihres Leidens festzustellen vermochte.
Sie war zu kraftlos, um sich der Kinder anzunehmen. Lehrern und Er-
zieherinnen blieb daher die junge Welt überlassen. Und da ein richtendes Fa-
milienoberhaupt fehlte, dachten all die Fremden mehr an ihr eigenes Vergnügen
als an das Wohl der ihnen anvertrauten Kinder.
So wuchsen wir vier Geschwister freudlos heran, fast wie unter einem bösen
Zauber; ohne Freunde, ohne Gespielen, frühreif und unkindlich ernst.
Manuel, der Zweitgeborene, trug am schwersten Zweifel und Nöte. Seine
Kraft war dem Leben nicht gewachsen. Jm fünfzehnten Jahre verließ er uns.
Ein unbedachter Lehrer, der sein Ehrgefühl durch grundlosen Verdacht kränkte,

gab den letzten Anstoß. Der Jüngste, Lothar, löschte bald darauf aus wie eine
zu Ende gebrannte Kerze.
Und mit unserer Mutter ging es immer schlechter. Lange Jahre hindurch
verließ sie ihr Zimmer nicht. Kaum schleppte sie sich mehr vom Bett zum Divan.
Eberhard zog sich nach dem Tod der Brüder ganz in sich zurück. Er lebte nur
seinen Studien, versetzte schon auf dem Gymnasium durch seine Gelehrsamkeit
Professoren wie Mitschüler in Erstaunen und brachte es in jungen Jahren, wie
du ja weißt, zu ungewöhnlichem wissenschaftlichen Ruhm. Seine Sprachforschung
ersetzte ihm alles, was ihm das Leben vorenthielt: Elternhaus, Gespielen, Freunde.
Jn der Arbeit suchte er allein Freude und Genuß. Und er mag mit den Jahren
immer einsiedlerischer und weltfremder geworden sein, jedem Verkehr mit
Menschen abhold. Zum Junggesellen war er geboren. Schon die bloße
Gegenwart eines weiblichen Wesens fiel ihm zur Last. Was sollte er nur
mit diesen so anders gearteten, ihm unverständlichen Geschöpfen beginnen? Selbst
mir, der Schwester, gegenüber blieb er eigentümlich kühl, ja geradezu gleichgültig.
Jch merkte wiederholt, daß er mich neugierig, doch mit verständnislosem Kopf-
schütteln beobachtete. Wenn er es bewerkstelligen konnte, ohne unhöflich zu sein,
so ging er mir aus dem Weg.
Kein Schiffbrüchiger auf einem unbewohnten Eiland mochte sich je so gott-
verlassen elend gefühlt haben wie ich in meiner Jugend.
Jch lechzte nach einem guten, liebevollen Wort, lechzte nach Zärtlichkeit, nach
einem Menschen, dem ich vertrauen konnte. Mutter war zu krank und ertrug nur
selten eines andern Anwesenheit. Jhr Leiden und die Erinnerung an die Jahre
ihres Glückes füllten sie allein aus. Bekannte suchten unser frostiges Haus nur
ausnahmsweise auf. Und wenn ich mich einmal zu jemandem hingezogen fühlte,
ich konnte doch mein Empfinden nicht durchleuchten lassen. Es wäre mir auf-
dringlich, wäre mir schamlos vorgekommen. Jch wartete darauf, daß der andre
sich um meine Freundschaft bewarb. Und wartete natürlich vergebens. Denn
unsrer ganzen Familie ging der Ruf der Sonderlinghaftigkeit voraus und grenzen
losen Hochmuts. Ja, des Hochmuts. Mein Herz krampft sich zusammen, wenn
ich daran denke. Es ist lächerlich und grausam zugleich, wie blind die Welt richtet,
wie sinnlos sie sich in ihrem Urteil vergreift. Hochmütig ... ich. Erst später
erfuhr ich, wie man mich einschätzte. Hochmütig ein Mädchen, das nach einem
guten Kameraden dürstete, das jeden Menschen bei der ersten Begegnung schon
voll schüchterner Hoffnung daraufhin anschaute, ob er nicht endlich der Freund,
der Erlöser sei. Wenn ich bemerkte, daß man mir kaum einen Blick schenkte, was
war selbstverständlicher, als daß ich mich zurückzog? Dem ersten Besten konnte
ich mich doch nicht an den Hals werfen, mich und mein sehnsuchtskrankes Herz!
Eine Jugend, so trüb und überlastet von Kummer und Leid, sie hätte bei
einem andern Geschöpf, das weniger gottesfürchtig, weniger buchstabengläubig
gewesen wäre, zum Selbstmord führen müssen. Und ich gestehe. Oft rang ick,

mit dem Entschluß, mich aus dem Leben davonzustehlen. Aber der Gedanke, welch
furchtbare Sünde ich durch solch grauenvolle Tat auf mich lüde, der hielt mich ab.
Eine Prüfung war mir auferlegt. Ich mußte durchhalten.
Die Religion wurde mein einziger Trost, mein» Zuflucht. Achtundzwanzig
Jahre war ich, ein vergrämtes, bleichsüchtiges Mädchen, wie eine Knospe, die ver-
welkt, ohne sich je zur Blüte geöffnet zu haben, da starb meine Mutter.
Jch müßte lügen, wenn ich behauptete, daß dies längst erwartete Ereignis
mich in alle Tiefen erschüttert hätte. Geradezu als Erleichterung empfanden wir
es. Der Toten war wvhler so. Und die Anforderungen, die nun plötzlich an mich
gestellt wurden, taten gut, da sie aufgespeicherte, brachliegende Kraft befreiten.
Auf einmal führte jeder Tag in seinem Gefolge ein gut Teil Pflichten mit.
Man kam sich nicht mehr so überflüssig vor, nicht mehr so tagediebisch.
Mutters Testament stellte mich vor die verschiedensten Aufgaben. Deren
Regelung überließ Eberhard mir umso lieber, als er sonst von seiner Forschertätig-
keit abgelenkt worden wäre.
Seltsamerweise ging mir auch die ungewohnteste Tätigkeit nicht einmal übel
von der Hand.
Bei Mutters Beisetzung stellte sich heraus, daß die Grabkapelle unsrer
Familie einem gründlichen Umbau unterzogen werden mußte. Verfall drohte
allenthalben.
Eberhard teilte meine Meinung, man sollte den Eltern bei dieser Gelegen-
heit ein würdiges Denkmal errichten.
Jn seinem damaligen Zustand wirkte der große Raum schauerlich öde. Nur
zwei Sarkophage standen beiderseits vom Altar. Jn den Fußboden waren un»
gezählte wappengeschmückte Gruftplatten eingelassen. Gegenüber dem Altar
ruhten unsre Eltern. Frostig nackt und lieblos wirkte dort die kahle Wand. Als
Hintergrund jedoch für eine Gruppe nahm sie sich gewiß nicht schlecht aus.
Jch dachte an eine Piet^. Und ich wußte auch gleich, wer sie schaffen sollte.
Jn Ausstellungen waren mir seltsam kraftvolle Arbeiten eines ganz jungen
Künstlers aufgefallen, ungleich noch an Wert, aber von einer ergreifenden Be-
geisterung für schöne Form beseelt und von einer Tiefe des Ausdrucks, wie ich sie
bisher im toten Marmor noch nicht gesehen hatte. Man begann von dem jungen
Mann zu reden, begann große Stücke auf ihn zu setzen. So ein gewisses Mäze-
natentum steckte uns von den Vorfahren her im Blut. Eberhard hatte nichts da-
gegen einzuwenden, daß ich mir den Künstler kommen ließ, ihn um Entwürfe er»
suchte und ihm schließlich die Piet« übertrug. Er war zufrieden, wenn ich nur
ihn selbst möglichst wenig mit diesen Fragen behelligte.
Die Stunde, in der ich diesem Bildhauer zum ersten Mal gegenübertrat, war
die denkwürdigste in meinem Leben. Eine andre Welt tat sich plötzlich vor meinem
staunenden Blick auf. Eine ungeahnte, eine heitere Welt des Lichts, der Kraft,

kindlicher Freude am Sein, eine Welt, in der nichtrastender Wille hohen Zielen nimmermüde nachstrebte.
Ganz anders war dieser junge Mensch als alle, die ich bisher gesehen hatte; so gar nicht mit den Söhnen unsrer Familien zu vergleichen. Etwas wie die frische Luft von Hochlandtalern ging von ihm aus. Sein freies, kühnes, unge-bärdiges Wesen schien nur die Hingabe an die Kunst zu bändigen. Er kannte keine gesellschaftlichen Rücksichten. Alles konventionelle Formelwesen verlachte er mit gutmütigem Spott. Frei heraus redete er, und ohne lang zu überlegen, was cr dachte, wie er empfand; nur auf eines erpicht, ehrlich zu sein. Geradezu fanatisch war er in diesem Punkt. Ertrug einer die Wahrheit nicht oder das, was er eben dafür hielt, so zuckte er nur geringschätzig die Achseln. Solche Menschen waren nicht wert, daß man sich weiter um sie bekümmerte. Ja, er dachte nicht gering von sich. Aber er hatte auch allen Grund, sich hoch einzuschätzen.
Kaum fünfundzwanzig Jahre war er damals alt, und überall nannte man seinen Namen mit Achtung, erwartete Großes von seiner Kunst. Die Einfachheit seiner Herkunft hatte er nie verleugnet. Mit kindlicher Liebe hing cr den bäuer-lichen Eltern an. Das Beste verdanke er ihnen, pflegte er zu sagen: die gesunde Kraft, die Gewöhnung, nichts anzufangen, was er nicht vollendete, wenn ihn auch die Schwierigkeiten schier verzagen ließen, und den Glauben an sich und die andern. Ach, dieser Glaube, wie riß er mich hin! Erst traute ich meinen Ohren nicht, als er für einen Freund, der ihn verraten hatte, leidenschaftlich Partei nahm. Jch hielt es für Hohn, für eine gutgespielte Komödie. Aber als ich diese Ansicht äußerte, schaute er mich erst fassungslos an und meinte nach einer Weile in zurechtweisendem Tone:
„Nein, Komtesse. Für das Kvmödienspiel bin ich mir zu gut. Und zum Henker der andern tauge ich nicht. Wir leben alle von der Gnade oder doch der Nachsicht unsrer Freunde. Und irren wie sie. Wenn sich also einer an mir »er» ging, so darf ich es ihm doch nicht entgelten. Jch machte ihn sonst nur obendrein noch verstockt. Und muß mir die Schuld beimessen, beharrt er im Unrecht. Denn nur ich vereitelte, daß er in sich ging, daß er sich besserte. Danach aber verlangt tiefinnerlich jeden, auch den verkommensten Menschen."
Kaum je in meinem ganzen Leben habe ich mich so geschämt wie damals.
Ich brauchte lange Zeit, um mich in solchen Gedankengängen zurechtzufinden. Von Hause aus waren wir gewöhnt, allem mit Zweifel zu begegnen. Ver-neinung «ar unser täglich Brot. Daß je einmal in unserm Kreise etwas unein-geschränkt anerkannt wurde, ich kann mich nicht daran erinnern. Jedes Ding besitzt eben seine Schattenseiten. Diese beim ersten Blick zu gewahren, darin lag unsre verhängnisvolle Kunst. Und über dem Schatten keine Spur mehr des Lichts zu finden, auch das verstandeen wir gar meisterlich in unwissentlicher, ge-dankenloser Bosheit; in einer Bosheit, die uns selbst weher tat als den Menschen

und Dingen, denen sie galt. Denn wir betrogen auf diese Weise doch nur uns
um unwiederbringliches Frohgefühl.
Dieser junge Künstler hingegen, ihm wurde, was ihm auch begegnen mochte,
zur Quelle von Freude, von Genuß, ihm wurde es ein Ansporn zu neuer Leistung.
Auf Schritt und Tritt erspähte er Schönheit, gute, edle Züge, auf Schritt und
Tritt sah er herzerfreuende, erhebende Kräfte am Werk. Der trübseligste Regen-
tag wurde ihm zum Weihegeschenk. Jm verkommensten Lüdrian gewahrte er den
Keim göttlicher Eigenschaften. Und wenn er jederzeit und allenthalben inbrünstig
bejahte, es lag nicht mehr Lüge in seinem Gehaben als in unserer zersetzenden, zer-
störenden Zweifelsucht.
Manchmal gerieten wir hart aneinander, bis ich ihn besser einzuschätzen ver»
stand, bis er mich vollends geschlagen hatte. Und das tat er mit ein paar ein-
fachen Worten. Die Menschen, meinte er, müßten mir arg böses angetan haben,
daß ich ihnen so wenig gutes zutraute. Und sie müßten mir auch den Glauben
an mich selbst geraubt haben, weil doch jeder den andern nach seinem eigenen
Wesen beurteilte. Er war herzlich bettübt, als er mir das sagte, und seine weiche
Stimme klang dumpf vor Mitleid.
Ach, ich lernte ihn um seine wundervolle Einfalt beneiden, um diese Ur-
frische und Unverdorbenheit. Und um die Gabe, so ganz aus sich herauszugehen,
unbedenklich impulsiv. Was mußte das für eine Befreiung sein. Wenn man
nicht immer alles in sich hineinschluckte, es herunterwürgte, bis man fast daran
erstickte. Und was er da so alles hervorsprudelte! Erst kam es mir nur wie ein
eigenartiges Schauspiel vor. So etwa wie das Walten der Elemente in der
Natur. Es machte tiefen Eindruck auf mich. Und mein Gedächtnis buchte alles.
Trotzdem verkannte ich, wie viel tiefe Erkenntnis, fast möchte ich sagen Weisheit
in den Reden steckte, die da bisweilen vulkanhaft aus ihm hervorbrachen.
Welche Einsicht verriet er, wenn er die Wurzel aller Schlechtigkeit der andern
in uns selbst suchte. Behandle die Menschen, wie du sie haben willst, sie werden
so sein. Jm Guten wie im Bösen. Die von Natur aus Verworfenen zählen nicht.
Gib dem Gewohnheitsdieb die gefüllte Börse znr Aufbewahrung, er wird dein
Vertrauen ehren, wird dir nicht die kleinste Münze entwenden. Aber laß durch
Argwohn merken, daß du jemand einer Niederträchtigkeit für fähig hältst, und
das Spiel ist verloren. Solche Beleidigung wird dieser Jemand nicht still-
schweigend einstecken. Achselzuckend vielmehr und höhnisch wird er, weil du ihn
nichr höher wertest, nur um dich nicht Lügen zu strafen, die ihm zugetraute Ge-
meinheit noch übertrumpfen. Zumal wenn der Jemand weiblichen Geschlechtes
ist. Denn Weibeslogik wurzelt allein im Gefühl.
So wunderlich einfach spiegelte sich in seinem markigen Kopf die Welt. Als
ob ihm rechts und links Scheuleder den Blick begrenzten, so ging er seinen Weg,
geradeaus, ohne je zu irren oder zu straucheln.

Wie oft paktieren wir Komplizierteren. Er kannte keine Kompromisse. Das
Markten verabscheute er.
Scharf umrissen sah er seine Pflichten, sah er die Grenzen von Gut und
Böse. Eine ehrfürchtige Scheu erfüllte ihn vor dem Buchstaben der geschriebenen
und ungeschriebenen Gesetze, vor allem Übereinkommen. Er rüttelte nicht daran.
Kinderfromm blieb sein Glaube. Und nichts vermochte ihn zu erschüttern,
so oft man ihn auch auf harte Proben stellte. Wohl wurden seine Vertrauens-
seligkeit und Güte immer von neuem gemißbraucht.
Ein anderer wäre sich lächerlich vorgekommen; hätte alles darein gesetzt,
künftig nicht wieder die Rolle des Genasführten zu spielen.
Jhm war solch kleinliches Denken fremd.
Wenn sie mich betrügen und verraten, sagte er wohl, mich können sie doch
nicht beschmutzen. Auf sie fällt die Schande zurück. Nur sich selbst schmähen sie.
Also laßt sie immerhin meinen guten Glauben gewissenlos schänden. Sie tun da-
mit ja nur sich allein Arges an und sonst niemandem.
Unsereinen kann doch derart häßliche Erfahrung nicht von Grund aus um-
stülpen. Sie kann und darf es nicht.
Was für eine unerträgliche Qual müßte es sein, auf Schritt und Tritt arg-
wohnbeladen durchs Leben zu gehen. Nicht mehr menschenwürdig wäre solches
Dasein. Lieber lasse ich mich mißbrauchen; lieber verschwende ich alles unbedenk-
lich an Unwürdige, als daß ich in den Kot hinabsteige, ein Halber werde und
Zehenschleicher.
Man könnte sonst ja nicht mehr frei atmen. Jede Freude wäre vergällt.
Sei's drum!
Du hättest ihn damals kennen sollen, diesen heißblütigen Schwärmer. DaS
lange Blondhaar trug er in natürlichem Wuchs seitwärts aus der Stirn ge-
strichen. Wie Halbkugeln wölbte es sich unter dem Gelock. Die Nase war wohl
ein wenig derb. Seinen weichen Kindermund verbarg der wellige Bart, der noch
heller leuchtete als das Gold des Haupthaares, wiewohl auch ihn dunkle Töne
durchsetzten. Und die Augen .... ja, diese Augen. Wenn er sprach, schienen
sie in weite Fernen zu blicken, über das Menschliche und Allzuirdische hinaus, in
bessere Welten, wo man freier und größer empfand und dachte. Und von dem
Glanz dieser Welten strahlten sie wieder, schmärmerisch, hinreißend.
Wer konnte diesem Menschen feind sein? Wer ihm nur gleichgültig gegen»
übertreten? Wer sich seinem Zauber entziehen? Wer fühlte nicht, wie unaus-
sprechlich wohlig Wärme und Glitt von ihm ausstrahlten? Wer fühlte sich nicht
gehoben, reiner in seiner bloßen Gegenwart?
Frauen und Mädchen war er gefährlich. So behauptete man und erzählte
viel von seinen Erfolgen, nicht ohne zu lästern. Mochten sie ihn mit Schmutz be-
werfen. Nichts blieb an ikm haften. Verleumdung war alles, was sie hervor-
brachten.

Brigitta
Richard Sexau
Vom ersten Tag an war ich in seinem Bann. Man mußte ihn ja lieben.
Und ich versuchte gar nicht, mich gegen das übermächtige Gefühl zu wehren, das immer ausschließlicher mich erfüllte und bald alles verdrängte oder aufsog, was bisher mein Leben ausgemacht hatte.
Mochten sie ihn Verführer schelten und Abenteurer. Neid sprach ja nur daraus und Haß von Frauen, die er hatte beiseite stehen lassen, ohne ihrer zu achten.
Er war jedes unschönen Gedankens, jeder unvornehmen Regung unfäbig.
Darauf hätte ich unbedenklich den heiligsten Eid geschworen.
Man brauchte ja nur seine Madonnen anzuschauen. Ja, alles, was am Weibe köstlich ist, was seinen Reiz ausmacht, es war hier gestaltet. Aber wie vo» einem andächtigen Beter, kniefällig, in jungfräulicher Reinheit.
Auch er fühlte sich zu mir hingezogen, obwohl ich mehr als drei Jahre älter war der Zahl nach und mütterlich fast in meinem Empfinden. Und er machte kein Hehl daraus.
Heute weiß ich auch, was ihn fesselte. Später hat er es mir einmal ge-
standen.
Es war das Unberührte, das Kühle in meiner Natur, jene mimosenhafte Herbheit, die andre mir als Hochmut deuteten. Es war mit einem Wort alles, was den Gegensatz ausmachte zu jenen Frauen, die bisher seine Wege gekreuzt hatten, zu jenen Wesen, die gedankenlos es dem Mann gleichtun wollten, Rechte auf Rechte sich anmaßten, die vorgaben, sich ausleben zu müssen, unbedenklich ihr Leben genossen und nicht einmal davor zurückscheuten, sich dem Manne anzubieten, tat er nicht den ersten Schritt.
Damals regten sich ja die ersten Anzeichen der unheilvollen Emanzipations» bewegung. Damals tauchte jenes Recht der Persönlichkeit auf, dem Nietzsche dann später so verführerisch glühende Worte geliehen hat. Und die Bequemlichkeit jener Weltanschauung: Erlaubt ist, was gefällt, die riß manches Mädchen in den ver-
heerenden Strudel.
Jhn ekelte dies Treiben. Unschuld und Reinheit schienen ihm der höchste Schatz der Frau. Vergebens hatte er sie bisher gesucht. Jene weiblichen Ge-
schöpfe, die jungen Künstlern auf Ateliers oder in Kaffeehäusern begegneten, die trugen andre Sehnsucht.
„Sie stehen über den Dingen", sagte er eines Tages zu mir, fast bewundernd.
„Der Schmutz der Lüste und Leidenschaften ringsum, mag er noch so hoch auf-
spritzen, er reicht nicht bis zum Saum Jhres Kleides. Nie und nimmer besäße der Strom wirrer Gefühle die Macht, Sie mit sich fortzureißen, und wenn er die
' ganze Erde überflutete/'
Der Arme .... Er ahnte nicht, daß dies Über den Wassern Schweben,
wie er es nannte, diese göttliche Kühle sein Unheil werden sollte, der Fluch seiner jungen Ehe, daß ihm bestimmt war, maßlos darunter zu leiden.

Er ahnte es nicht; ahnte es ebenso wenig wie ich selbst. Denn er wußte
auch nicht viel mehr von Liebe als ich unerfahrenes Mädchen.
Am Tage, da die Piet^ in unsrer Grabkapelle aufgestellt wurde, frug er
mich, ob ich seine Frau werden wollte. Jm ersten Augenblick wußte ich vor
stillem Jubel mich kaum zu fassen. Jch vergaß zu antworten. Und erst, als er,
mein Schweigen als Ablehnung deutend, ungefüg herauspolterte, ich sollte nur
nicht gar so zimperlich meine Worte auf die Goldwage legen, er könne schon einen
ordentlichen Puff vertragen, erst da fand ich den Mut, ihm meine Hände hinzu-
strecken."
Die alte Frau schwieg. Empfindung und Gedanken gingen ihr unter in
der Erinnerung. Die Lider hingen schwer über den Bällen der Augäpfel.
Stein saß wie erstarrt auf seinem Stuhl. Er vermochte kein Glied zu
rühren, fand, so fieberhaft sein Hirn auch arbeitete, kein Wort, den Bann der
Stunde zu brechen oder zum Alltag zurückzuleiten.
Schwester Brigitta räusperte sich, setzte zum Sprechen an. Ein paar Mal
brach sie hilflos wieder ab. Die hervorgestammelten Laute wollten sich nicht zu
Worten formen lassen. Doch es ließ ihr keine Ruhe.
Sie begann von neuem. Sorgsam setzte sie Silbe vor Silbe, bis sie die
widerspenstige Zunge wieder in der Gewalt hatte, bis ihr die Rede wie zuvor
mühelos von den Lippen ging.
„Nach der Heirat schlugen wir in München unfern Wohnsitz auf. Werners
Schaffen brauchte einen andern Hintergrund als Augsburgs Klcinstädterei und
Spießertum. Nur in einem Kunstzentrnm konnte er sich voll entfalten.
Diese Einsicht erleichterte mir den Abschied aus den gewohnten Verhältnissen.
Jch brauchte geraume Weile, um mich in dem neuen Leben zurechtzufinden,
das nun für mich anbrach. Es war ja alles so fremd.
Erst jetzt merkte ich so recht, wie einsam ich bisher in den Tag hinein gehaust
hatte. Jch konnte es gar nicht fassen, daß nun ein Mann an meiner Seite
schritt, dem ich mein Herz ausschütten durfte, dem nichts unbedeutend, nichts
geringfügig erschien, was mich auch immer bewegte, ein Mann, der mir von
Herzen zugetan war, der nur darauf ausging, mir Liebe zu beweisen, meine
Sorgen und trüben Gedanken zu verscheuchen, dem es Kummer bereitete, war ich
verstimmt, der gleich einer Sonne strahlte über ein zufriedenes, glückliches Wort
aus meinem Mund.
Wie ein Kind über die Pracht des Weihnachtsbaumes konnte Werner
staunen ob dem geräuschlosen Gang eines geordneten Hauswesens. Das verriet
zur Genüge, aus was für einer Bohömewirtschaft er herkam. Früher hatte ich mich
wenig um häusliche Fragen bekümmert. Jetzt wurde es mein Stolz, daß alles wie
am Schnarchen ging. Jch selbst schmückte die kleine Tasel, schaffte neue Geräte,
schöneres Kristall und Silber an. Ein frohes Aufleuchten in seinen Zügen lohnte
ja überreich das bißchen Mühe.

Brigitta
Richard Sexau
Es war ja wohl nicht immer recht, wie ich es anfing. Manchmal mögen meine Anordnungen seinen verfeinerten Geschmack beleidigt haben. Nicht als ob er je etwas derart auch nur angedeutet hätte. Bewahre. Aber ich fühlte es. Schließlich war uns der Sinn fürs Künstlerische einmal nicht angeboren. Den guten Willen jedoch, den erkannte Werner an. Und das dankte ich ihm.
Ich hatte ihm ja so viel zu danken. Viel? Alles.
Nur die Sehnsucht müßiger Dichter konnte solch paradiesisch Dasein aus» sinnen, hatte ich bisher gedacht und wohl mitleidig spottend gelächelt, vielleicht, wenn ich ganz ehrlich bin, mich ein wenig wehmütig. Und nun war mir dies unfaßlich wonnige Los zugefallen.
Den Glücklichen mag es hart ankommen, soll er sich zurechtfinden, wenn jäh Leid über ihn hereinbricht. Wer aber ein Menschenleben lang blind in Nacht und Kälte gedarbt hat, dessen nun erst dem Licht gewonnenen Augen bereitet die Sonne, bereitet ihr Glanz und die Farbenpracht ringsum bittern Schmerz, und seine erschauernden Glieder frösteln vor Fieber in ungewohnter Wärme.
Wie ein Traum kam mir dies neue Leben vor. Es würgte mich, wenn plötzlich das Gespenst vor mir aufstieg, es könnte je ein Erwachen geben. Trunken, berauscht, unsicher ging ich die ersten Wochen einher.
Kaum traute ich meinen Augen, wenn ich mit ansah, wie hier vor mir aus einem formlosen Tonklumpen im Nu Wunoerwerke entstanden. Gestaltet von einer Hand, die nur zu spielen schien. Ganz und gar aber benahm es meine Sinne, griff Werner zur Violine. Er hatte nie Unterricht gehabt. Schulgerecht Übungen zu spielen oder eine Sonate, dazu reichte sein Können nicht ans. Aber dem geheimsten Fühlen vermochte er in Tönen, Rhythmen und Klängen Aus» druck zu geben, jenem Erleben, das ihn zutiefst durchpulste, aber in seiner eigent» lichen Kunst sich nicht recht zur Befreiung durchringen konnte. So etwas begriff ick nicht. Das noch am wenigsten von all den Wundern dieses neuen Daseins.
Jch höre jetzt noch das behaglich spitzbübische Lachen Werners, das ihm so recht von Herzen kam, wenn er gewahrte, wie mich all das Neue verwirrte, wie es mich mit süßer Müdigkeit erfüllte, sodaß ich oft während langer Stunden vom Glück befangen, in einem hohen Lehnsessel verkrochen faß, nur um ihn auch bei der Arbeit nicht aus den Augen zu verlieren. So vielleicht, indem ich ständig in seiner Nähe blieb, konnte ich mir den Glauben, die Gewißheit verschaffen, daß Wirklichkeit war, was mich bis in meine Wurzeln erschütterte, was mich zu einem ganz andern Menschen umbildete.
Es ist mir heute noch nicht möglich, in Worte zu kleiden, was in mir vorging. So überwältigend war es, so unerhört und unglaubhaft.
Wie Werner vermochte wohl kaum ein andrer Mann zu lieben. Nur der Künstler ist solcher Hingabe fähig, der Hingabe ans Werk, der Hingabe an die Frau, die ihn zum Werk begeistert. Die andern Männer fordern, denken nur an sich. Werner fand allein Befriedigung im Schenken. Und nur wenn er sah, daß

verhaltener Jubel den Andern fast erstickte, nur dann war er glücklich. Der schöpferische Mensch, das Vollendetste, was die Natur hervorbringt, vereint eben in sich beider Geschlechter Vorzüge in gesteigertem Grade.

Auf jede meiner Launen wußte er sich einzustellen. Nur mein Wille galt. Es mag nicht leicht gewesen sein, der eingefleischten Einsiedlerin alles zu Gefallen zu machen. Aber seine Liebe brachte freudig jedes Opfer und gab sich den Anschein, als empfange sie gebend Geschenke. Sie verwöhnte mich — es gibt keine Worte, wie sehr.

Das band. Wir wetteiferten, einander zu erfreuen.

Was ich sonst vielleicht nie gelernt hätte, mich einem andern völlig unterzuordnen und über seinen Jnteressen das eigne Jch zu vergesseen, das lehrte mich seine Liebe. Mein höchster Ehrgeiz bestand darin, ihm bei der Arbeit helfen zu dürfen. Auf den niedrigsten Handlangerdienst, den ich leisten konnte, war ich stolz. Daß unser Geschlecht zu schwach war, um die untergeordneten Steinmetzarbeiten zu leisten, das bildete meinen einzigen Kummer. Alles hätte er aus meiner Hand empfangen sollen, nicht nur die Werkzeuge, wie er sie eben brauchte, auch das roh vorbereitete Material, den Block.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau der Kriegs-literatur XXIX.

Von Dr. Zur. Kurt Ed. Jmberg.

Von der im Verlage von Friedrich Pustet in Regensburg erscheinenden Sammlung „Bücher der Stunde" liegt als 5. Band eine kleine Schrift des österreichischen Historikers Richard von Kralik vor, der als Herausgeber und Fortführer der Weiß'schen „Welt-geschichte" bekannt ist. Das vorliegende Büchlein, das sich „Österreichs Wieder-geburt" betitelt, ist leider nicht als ein Meisterwerk unabhängiger, objektiver Geschichtsschreibung anzusprechen; denn allzu sehr merkt man den christlich- sozia-len und rein österreichischen Standpunkt, von dem der Verfasser die Ereignisse, ansieht. Trotzdem birgt die Schrift viele gute Gedanken, sodaß das Büch-lein trotz der oft einseitigen Beurteilung als lesenswert bezeichnet werden kann.

Von Julius Wolf's Schrift „Ein deutsch- österreichisch- ungarischer Zollverband", die wir bereits früher hier zu besprechen Gelegenheit hatten, liegt d>e dritte Auflage vor, die den neuen Titel „An der Wiege Mitteleu-ropas" führt. (A. Deichertsche Verlags-buchhandlung, Leipzig). Obwohl diese Neuauflage einige interessante Zusätze und Verbesserungen enthält, müssen wir uns hier darauf beschränken, ihr Erscheinen anzukündigen. Vielleicht gibt uns bald eine vierte, hoffentlich wiederum vermehrte Auflage Anlaß, nochmals eingehender auf die interes-santen Ausführungen Wolf's zurückzu-kommen.

Eine kleine lehrreiche Schrift über Rumänien veröffentlicht A. G. Jssa-cSnco unter dem Titel „I>Ä Romnaui« ino«QQue" bei Ferd. Wyß in Bern. Als genauer Kenner gibt er einen wertvollen, wenn auch kurzen Überblick über Land und Leute, über die mili-tärischen Vorbereitungen und die Politik Rumäniens bis zur Kriegserklärung an die Zentralmächte.

Über Polen liegen zwei neue Schriften vor, beides Arbeiten, die aus der recht zahlreich vorliegenden Polen-literatur besonders erwähnt und hervor-gehoben zu werden verdienen. Die erstere dieser Schriften ist eine aus-führliche Arbeit von W. Feldman über die „Geschichte der politischen Jdeen in Polen seit dessen Teilungen (1795—1914)" und ist im Verlage von

R. Oldenbourg (München-Berlin) erschienen. Es ist eine außerordentlich interessante, auf gründlicher Verarbeitung der polnischen Literatur aufgebaute Studie, die von großem Wert ist, mag auch die Auffassung Feldmans manchmal etwas zu optimistisch sein. Er steht ja in dieser Hinsicht nicht allein da; ob Polen imstande sein wird, auf eigenen Füßen zu stehen, oder ob die schöne Jdee von der polnischen Freiheit nur in der Theorie und in der Literatur bestehen soll, wird sich ja bald zeigen. Hoffen w'r, daß ersteres eintrifft, daß das Jdeal so vieler hervorragender Polen seit mehr als hundert Jahren sich verwirklicht.

Nicht weniger lesenswert ist die zweite Studie „Zur Soziologie des Polentums" von Prof. Dr. Rudolf Leonhard, die als 39. Heft der von Prof. v. Schanz und Prof. Julius Wolf bei Ferdinand Enke in Stuttgart veröffentlichten „Finanz- und Volkswirtschaftlichen Zeitfragen" erschienen ist.

Leonhard ist nicht so optimistisch wie Feldman; er sieht die polnische Frage vom unabhängigeren Standpunkte aus an. Er schildert in seiner Untersuchung die gesellschaftliche Gliederung des polnischen Volkes, die soziologischen Verhältnisse, wie sie im selbständigen Polen bestanden, und die schließlich zum Verlust der Selbständigkeit führten.
„Die Donau- und die Meerengenfrage" behandelt Dr. Wilhelm Knorr im 24. Heft der von Ernst Jäckh im Verlage Gustav Kiepenheuer (Weimar) herausgegebenen „Deutschen Orient- Bücherei." Jn großen Zügen gibt der Verfasser die völkerrechtliche Entwicklung dieser Fragen, wobei die gesamten geograph'schen,. politischen und wirtschaftlichen Fragen Berücksichtigung finden. Besonders eingehend behandelt Knorr die großen Ereignisse des Weltkrieges und ihre Wirkung auf die Donau- und Meerengenfrage und die aus der Geschichte und den Lehren des Krieges sich ergebenden völkerrechtspolitischen Vorschläge betreffend die zukünfige Lösung dieses höchst wichtigen Problems.
Jn der vorigen Rundschau hatten wir Gelegenheit, das Erscheinen eines neuen großen Sammelwerke? anzukündigen, das vom Kgl. Jnstitut für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel unter dem Titel „Der Wirtschaftskrieg" herausgegeben wird und sich zur Aufgabe gestellt hat, die Maßnahmen und Bestrebungen des feindlichen Auslandes zur Bekämpfung des deutschen Handels und zur Förderung des eigenen Wirtschaftslebens im Zusammenhange darzustellen. Dem im Novemberhefte genannten Bande, der als eine allgemeine Einleitung dienen sollte, sind nunmehr zwei Bände gefolgt, die beide unser reges Jnteresse in Anspruch nehmen dürften: „England" und „Japan". Der Band „England" ist von Ernst Schuster und Dr. Hans Wehberg bearbeitet, die ihrer Arbeit eine große Anzahl ausländischen Zeitungsmaterials zugrunde gelegt haben, das mit der größten Sorgfnltgeprüft und ausgewählt worden ist. Auch sämtliche amtliche Veröffentlichungen und die diesen Stoff behandelnde Literatur ist in vorzüglicher Weise benutzt. Den Verfassern ist es gelungen, die großen Gesichtspunkte, die Hauptziele des Wirtschaftskrieges

herauszuarbeiten; trotzdem erfährt
auch der Leser, der nicht aus einem
mehr wissenschaftlichen oder politischen
Jnteresse an diese Arbeit herangeht,
für sein praktisches Jnteressengebiet
wichtige und lehrreiche Einzelheiten.
Es wird versucht, die rechtliche Behand-
lung der Deutschen und des deutschen
Eigentums auf die dahinterstehenden
wirtschaftlichen Jnteressen zürückzufübren
und an Hand der tatsächlichen Aus-
führung der diesbezüglichen Gesetze zu
zeigen, daß sie ein ganz bestimmte?
wirtschaftliches Aiel haben, und daß sie
in ihrer Gesamtheit ein fast lückenloses
handelspolitisches System bilden. Grund-
legende Änderungen in der Gesamt-
struktur des englischen Wirtschaftslebens
haben sich vollzogen, eine Tatsache, die
für die Aufnahme der weltwirtschaft-
lichen Beziehungen nach dem Kriege
unbedingt in Rechnung gestellt werden
muß. Dies tritt uns in dem Buche
besonders klar in denjenigen Kapiteln
vor Augen, die sich mit den Änderungen
des englischen Bankwesens befassen,
die ihren Ausdruck finden in der Grün-
dung der Außenhandelsbank, sowie in
denjenigen Abschnitten, in denen die
Bemühungen um das Zustandekommen
wirtschaftlicher Zentralverbände und die
starke Tendenz der englischen Schiff-
fahrt zur Kartellierung und Fusionic-
rung dargelegt werden.
Auch der zweite vorliegende Band
„Japan", den Konsul Leo Ulrich
bearbeitet hat, ist von großer Wichtig-
keit. Der Verfasser behandelt zunächst
die Stellungnahme Japans gegenüber

dem deutschen Handel und zur Pariser Wirtschaftskonferenz, sowie die Tätigkeit der Japaner in den von ihnen besetzten deutschen Kolonien. Die Hauptaufmerksamkeit ist der Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte Japans während des Krieges gewidmet. Jn kurzer, knapper Weise werden hier die auf allen Gebieten gemachten Veränderungen und Fortschritte geschildert, das Bank-, Finanz- und Versicherungswesen, die Zollangelegenheiten und Maßnahmen zur Förderung des japanischen Handels, der Jndustrie u. s. w. Von besonderem Jnteresse ist der Z. Abschnitt, der über die Tätigkeit und Erfolge in den verschiedenen Jndustriezweigen Japans berichtet; genannt seien hier nur die Eisen- und Zinkindustrie, der Schiffbau, der besonders eifrig betrieben worden ist, die Textil-, die chemische und elektrische Jndustrie, in denen Japan außerordentlich fieberhaft in den letzten Jahren gearbeitet hat, um sich bezüglich des eigenen Verbrauchs von Europa unabhängig zu machen, und darüber hinausgehend auch europäische Erzeugnisse durch japanische auf dem Weltmarkte zu ersetzen. Den Schluß des Bandes bildet eine kurze Betrachtung über die Aussichten der wirtschaftlichen Entwicklung Japans nach dem Kriege. In einem Anhange folgen in Übersetzung die japanischen Gesetze und Verbote betr. den Handel mit dem Feinde.

Einer besonderen Empfehlung bedarf dieses Sammelwerk kaum, das Politikern, Kaufleuten und Jndustriellen, dem Theoretiker wie dem Manne der Praxis gleich wertvolle Aufschlüsse und Belehrungen bietet, und wir können nur wünschen, daß auch die noch in Arbeit befindlichen Bände über die übrigen Länder in recht kurzer Zeit erscheinen und uns Gelegenheit geben, recht bald wieder auf dieses Werk zurückzukommen.

Als 23. Heft der „Kriegshefte aus dem Jndustriegebiet" (G. D. Baedeker's Verlagsbuchhandlung in Essen) erschien aus der Feder von Dr. Herbert Kann ein Be'trag zur Währungs- und Valutafrage mit dem Titel: „Gold oder Papier?" Der Zweck, den der Verfasser mit dieser Arbeit verfolgt, ist, den in jüngster Zeit vielfach ver- ' tretenen Ansichten entgegenzutreten, die glauben, zur Niederringung der

englischen Wirtschaftskraft gebe es nur ein Mittel: eine vollständige Umgestaltung unseres Währungssystcms. Außerdem versucht Kann im Gegensatz zu den Vertretern der kartalistischen Richtung nachzuweisen, daß Deutschland nur auf metallist'scher Grundlage seine durch den Krieg stark gesunkene Valuta zu verbessern vermag.

5

Bei der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. B. ist der 1. Band eines neuen wichtigen historischen Werkes über „Die römische Frage" erschienen. Jn außerordentlich fleißiger Arbeit hat der Herausgeber Prof. Dr. Hubert Bastgen Dokumente und Stimmen zu dieser interessanten Frage zusammengetragen. Der vorliegende Band, der bis zum Jahre 186l) reicht, bietet eine Menge von Material, das sonst nur schwer oder garnicht demjenigen, der sich mit diesem wichtigen Problem beschäftigen möchte, zugänglich ist. Schon aus diesem Grunde sind wir dem Herausgeber für seine Arbe't Dank schuldig. — Fünf Vorträge über „Luther und wir Deutsche" werden vom Stiftungsverlag in Potsdam veröffentlicht. Fachleute wie Prof. Karl Benrath, Fischer, Konsistorialrat W. Richter, Prof. Haendtke und Prof. Martin Schulze haben ihre Feder geliehen, um in verständlicher Form, aber doch streng auf wissenschaftlicher Arbeit beruhend Gedanken zu geben, die geeignet sind, Männer und Frauen der führenden Stände Freudigkeit zu schaffen zur Mitarbeit an den großen sitt-

RundsHäü
lichen und kulturellen Aufgaben der deutschen Zukunft.
5
Eine kleine Lebensbeschreibung von „König Ferdinand von Bulgarien" läßt Paul Lindenberg bei der Verlagsanstalt Augustin K Co. in Berlin-Charlottenburg erscheinen. Jn unterhaltender Art schildert dieses mit zahlreichen Bildern geschmückte Büchlein in großen Zügen das Wirken und Schaffen, Streben und Erleben König Ferdinands.

Die bei der Deutschen Landbuchhandlung erschienene Schrift von E. Schmid-Frankfurt a. O.: „Die Deutschen Bauern in Südrußland" liegt nunmehr in 2. Auflage vor. Man darf dies wohl als ein erfreuliches Zeichen dafür nehmen, daß das Jnteresse für unsere Volksgenossen im russischen Reiche allmählich mehr und mehr zunimmt, und daß man hoffentlich nachholen wird, was man früher für diese Deutschen zu tun vergessen hat. Der kleinen Schrift von Schmid, die in kurzen Umrissen Leben und Wirken der deutschen Bauern in Südrußland beschreibt, können wir deshalb nur weiter guten Erfolg wünschen.

Jm Anschluß hieran wollen wir nicht unterlassen, auf das neue Buch von Prof. Dr. Otto Hoetzsch „Russische Probleme" (Verlag von Georg Reimer, Berlin) wenigstens kurz hinzuweisen. Es ist eine Entgegnung auf Haller's Schrift „Die russische Gefahr im Deutschen Hause", in der Haller das Hoetzsch'sche Buch über „Rußland" angegriffen hatte. Obwohl der Verfasser in dieser neuen Schrift manche Unklarheiten seines Buches klärt, können wir doch leider nicht allen seinen Ausführungen beipflichten. Es würde uns jedoch zu weit führen, wollten wir hier genau auf die Einzelheiten eingehen; dies müssen wir uns für spätere Gelegenheit aufsparen.

Literarische Rundschau.

Von Professor Dr. Heinrich Brömse.

Wir alle wissen, daß Lessing die Allegoristerei in der bildenden Kunst bekämpft hat, und wissen ebenso, daß diese die Allegorie zu keiner Zeit ganz über Bord geworfen hat, es sei denn unter der Herrschaft eines ganz reinen d. h. ganz geistlosen Impressionismus. Jst da ein W derspruch? Wir können

Lessings Meinung ruhig gelten lassen. Er bekämpft nicht die Allegorie, sondern die Allegoristerei; er tadelt den sinnbildlichen Gehalt nur, insofern er zum Gegenstand künstlich hinzugetan, nicht in dem Gegenstand selbst künstlerisch verkörpert ist. Eine völlig abschließende Begriffsbestimmung ist damit freilich noch nicht gewonnen — wo hört das Künstliche auf, wo fängt das Künstlerische an? — aber doch wohl ein Maßstab, der zu einer gerechten Beurteilung dienlich sein kann und außerhalb einer vielleicht strittigen Mittelzvne das Schlechte vom Guten sondert, etwa die Zierengel auf Kriegerdenkmälern von dem geistigen Gehalt in Klingers Meisterwerken. Jn seinen Meisterwerken: denn gelegentlich hat auch er wohl ein wenig Allegoristerei getrieben, aber viel häufiger ist durch Künstler» Phantasie und Schöpferkraft alles Gedankliche in lebendige Gestalt umgesetzt, oder vielmehr: der Gedanke und das Bildnerisch»Künstlerische wirkten geheimnisvoll zusammen und verschmolzen in der Tat des Genius zu einheitlichem, unauflöslichem Wesen. So gilt von den weitaus meisten seiner Werke der Satz: „Nicht die Angabe, daß sie Symbolisches enthielten, würde hier entsprechen, nein: sie sind Symbole".
Dieser Satz stammt von Ferdinand Avenarius und steht in seinem schönen Buch: „Klinger als Poet"*). Da „gerade Kritik,

^München, Georg D. W. Callwey.

die etwas auf sich hält," gewöhnlich nur von den Kunstmitteln und der Gestaltung zu sprechen pflegt, so ist es bei einem Meister von Klingers Art besonders willkommen, wenn ein feinsinniger Deuter ausführlich den seelischen Gehalt der Werke beleuchtet. Klingers Können im fachlichen Sinn unterschätzt er durchaus nicht, aber sein Letztes, sein Größtes liege jenseits aller Handarbeit; es brenne feurige Gesichte durch unsre Augen in Hirn und Herz, die ein poetisches Genie aus leidenschaftlichem Erleben der Welt offenbare. Das besondere Gebiet des Maler-Poeten, auf dem er einen Gedanken in seiner Entwicklung verfolgen, ihn zum Drama ausgestalten kann, ist die Griffelkunst. Durch ihre Wunderschöpfungen führt uns Avenarius — nicht eigentlich in Erklärungen, sondern mehr in Nach» dichrnngen, die zum Teil selbst kleine Kunstwerke sind. Das hat er schon im Jahre 1894 in einem Büchlein „Klingers Griffelkunst" getan. Erweitert um ein paar Betrachtungen und vor allem bereichert durch eine Fülle guter Abbildungen, liegt es hier neu vor. Dem Meister selbst ist das hier angewandte Verfahren der Vervielfältigung nicht gut genug für seine Werke, wie er in einem beigefügten Brief an den Verfasser sagt, aber wir wollen uns trotzdem der in ihrer Art oft ausgezeichneten Bilder freuen und dem, der sie hier gesammelt und vortrefflich erläutert hat, dankbar sein. Die Originaldrucke sind doch nur einem kleinen Kreis Beglückter als Eigentum vergönnt. Auch wer sie im Kupferstichkabinett betrachtet hat, wird gern an diesen Blättern Erinnerung und Andacht neu beleben, und wer den Gang zu den Originalen noch vor sich hat, mag sich durch dies Buch dazu anregen und anleiten lassen. So führt uns die Wanderung von den Erstlingen der Griffelkunst bis zu den erschütternden Dramen und zu den Gipfeln, die in die Ewigkeit ragen, „Vom Tode" und „Brahmsphantasie". Angefügt sind Beispiele aus dem Märchenzyklus: „Das Zelt" (46 Radierungen zumPreise von 4800 Mark; wohl uns, daß wir hier ein paar Proben genießen können!) Endlich wird auch der Poet im Maler und im Bildhauer gewürdigt. Überall gelingt es dem Verfasser, eine Vorstellung von der geistigln Größe zu geben, die hinter dem Werke

steht, und zur Ehrfurcht vor diesem
Werke zu erziehen, dessen kraftvoll herbe
Schönheit zu den herrlichsten künstle-
rischen Offenbarungen des deutschen
Wesens gehört.
Auch einem Verfechter des Geistigen
in der Kunst ist ein Werk von Wil <
helmStei n*) gewidmet: dem Maler
Joseph Anton Koch (17S8 bis
1839), der aus einem Tiroler Bamrn-
jungen zu einem Stuttgarter Karls-
schüler wurde, sich nach kürzerem Auf-
enthalt in Straßburg und Basel früh-
zeitig in Rom niederließ und dort fast
dauernd blieb. Er überwand die
Schwächlichkeit des Rokoko, suchte als
Carstens' Schüler in der Darstellung des
Menschen Kraft, Charakter, Leidenschaft
und wurde vor allem ein Bekämpfe?
der Vedutenmalerei Hackerts, ein Er-
neuerer der heroischen Landschaft, ein
Meister in der großen Linienführung
und der einheitlichen Gesamtauffassung.
Wie er schon im Tagebuch der ersten
Schweizer Reise die „seelenerhebendc
Wonne" schildert, die ihm das „große
Unermeßliche" bereitet, so strebt er als
Maler der Natur zum Erhabenen und
Symbolischen. Nachdem Ernst Jaff6
vor zwölf Jahren die erste Sonder-
schrift über Koch veröffentlicht har,
unternimmt Stein es hier, den künst-
lerischen Gang des Meisters auf Grund
von Untersuchungen der einzelnen
Werke in umfassender Weise darzu-
stellen, indem er das Schwergewicht auf
die besondere Leistung Kochs als Ge»
stalters der Landschaft legt. Er durch-

*) Die Erneuerung der heroischen Landschaft
nach 18««. Straßburg, I. H. Ed. Heitz. 1917.

wandert und prüft eingehend und mit unermüdlicher Sorgfalt das ganze Lebenswerk des Künstlers und bestimmt mit sicherer Hand sein Wesen als Persönlichkeit und seine Stellung in den großen Zusammenhängen der Kunstgeschichte. Diese weisen vor allem auf Poussin, den Schöpfer der heroischen Landschaft, zurück: ihm ist das erste Kapitel des Werkes gewidmet. Jn den folgenden zeigt der Verfasser, wie Koch das Erbe Poussins antritt und verwaltet, wie er stufenweise in kraftvollem Aufstieg zu achtunggebietender Höhe gelangt, sich auf dieser freilich nicht bis ans Ende behaupten kann. Die Bettachtung und Erläuterung der einzelnen Gemälde und Zeichnungen, von denen eine große Zahl in trefflichen Abbildungen dem Leser vor Augen geführt wird, ist so fein im Gefühl, so besonnen im Urteil, so fesselnd im Vortrag, daß die Bekannt» schafr mit dem Werk wirkliche Freude bereitet. Neben den Einzeluntersuchungen bleibt verhältnismäßig wenig Platz für die allgemeine, das Einzelne zusammenfassende und abrundende Würdigung. Der wissenschaftliche Wert des bedeutendenWerkes, das gewiß auch über die Kreise der Fachgelehrten hinaus reiche Anregung zu geben vermag, kann an dieser Stelle nicht ausgeschöpft werden.

Für den Schweizer Maler-Poeten Ernst Kreidolf wirbt Wilhelm Fraenger") in einem gut geschriebenen, auch mit zahlreichen Bil» dern geschmückten Buch, das die Entwicklung und die hauptsächlichsten Schaffensgebietc des Künstlers behandelt. Kreidolfs Gemälde und Bilderbücher führen uns in eine Welt gc» dankenvoller Träume. Am eigenartigsten sind seine Falter- und Blumenmärchen, in denen er mit geschmeidigem Linienspiel reizvolle Phantasien vor unfern Blick zaubert. Aber nicht immer ist sein Reich ein friedlich heitrer Garten, auch die Melancholie schlägt ihre Fittige um ihn, und zuweilen läßt er uns heimliche Schauer spüren, als rührten wir an Überirdisches.

Die Phantasie des bildenden Künstlers im Dienste des Gedankens tritt uns in einem Entwurf entgegen, den Mar tin Mächler") in Wort und Bild vorlegt: als weihevolles Wahr-

*) Emst meidols. ein Schweizer Maler imd Dichter. Zürich. Rascher. 1917.

zeichen der im Weltkrieg neu gekräf»
tigten deutschen Einheit möchte er bei
Potsdam am Ufer des Schwielowsees
auf dem Franzensberg ein groß ange-
legtes Heiligtum, Walhall und Grals-
burg zugleich, errichtet sehen. Er trägt
seine Gedanken so beredt und großzügig
vor, daß die aus dem Ganzen sprechende
Begeisterung wohltuend wirkt, auch
wenn man an der Ausführbarkeit
zweifelt.
Häufiger noch als die Maler»Poeten
finden wir in der deutschen Geistesge-
schichte die Dichter-Philosophen. Der
Edelsten einer, dessen Name nicht nur
in der engeren Wahnfriedgemein.de,
sondern im größeren Kreise deutscher
Jdealisten guten Klang hat, war
Heinrich von Stein. Seine
philosophischen Werke sind kaum über
die wissenschaftliche Welt hinausge-
drungen, haben, wie es scheint, auch in
ihr keinen starken Nachhall gefunden.
Etwas mehr Wirkung ins Weitere
haben einige mehr volkstümlich gehal-
tene Arbeiten — so über Schiller und
Goethe — gehabt. Seine Dichtungen,
bisher zerstreut und zum Teil vergriffen,
legt der Jnsel-Verlag in einer schönen
dreibändigen Ausgabe vor**). Si«
ist aus zwei Gründen hochwillkommen.
Erstens wegen der Persönlichkeit des
Verfassers, die, kernhaft und wand-
-> »Die deutsche Einheit". Skizze zu ihrer
symbolischen Auffassung. Berlin, Ring-Verlag.
Heinrich von Stein, Mesammelte Dich-
tungen. Herausgegeben von Friedrich Poske.
Leipzig. Jnsel-Verlag.

lungsfähig zugleich, mit ihren ans Hel-
dische und Heilige mahnenden Zügen
auch auf die Nachlebenden einen eigen-
artigen Zauber ausübt. Noch tiefer
würden wir gewiß in ihre Entwicklung
hineinblicken können, wenn auch die
im Nachlaß aufbewahrten vierzehn
Tagebuchhefte wenigstens in größeren
Auszügen veröffentlicht würden. Zum
andern ist doch aber nicht zu verkennen,
daß diese Bände mehr als nur einen
Beitrag zur Erkenntnis einer bedeuten»
den Persönlichkeit bieten, daß sie viele
auch an sich bemerkenswerte Dich-
tungen enthalten, in denen sich Tiefe
des Gedankens und künstlerische An-
schauung glücklich vereinigen. Der
philosophische Roman: „Die Jdeale des
Materialismus" zeigt die Gedanken-
und Gefühlswelt des Verfassers noch in
voller Gärung. Einer, der vom Stu-
dium der Theologie zum Atheismus und
Materialismus gekommen ist, schreiter
schon zu neuen Höhen. Sein Lebens-
gesetz ist ein tief empfundenes „Stirb
und werde!" Ein neuer Hölderlin,
mischt er Betrachrungen und Gespräche,
Lebensschicksale und Lieder zu einem
bunten Strauß, ohne ihn doch zu ein-
heitlicher Wirkung bringen zu können.
Nehmen wir dann aus dem letzten
Bande die Erzählungen vorweg, deren
sachlicher Stil aufhorchen läßt, die aber
doch mehr gedankenhaften als an-
schaulichen Jnhalt haben, so bleibt als
Mittel» und Hauptstück die lange Reihe
dramatischer Szenen und unter ihnen
eine stattliche Anzahl vortrefflich ge-
ratener, ausgereifter Abschnitte. Jm
allgemeinen dienen sie dazu, große Ge-
stalten der Geschichte in den bestimmen-
den Grnndzügen ibres Charakters und
auf Höhepunkten ihres Schicksals vor-
zuführen. Das Charakterbild ist fast
stets gut getroffen mit allen Mitteln
der Geschichtskenntnis, der Seelen-
knnde, der Darstellungskunst. Für die
Handlung ist nicht immer ein wirklich
dramatischer Augenblick gewählt. Nicht
jeder Höhepunkt ist ein solcher; frucht-
bar allein sind die Wendepunkte, aber
auch nicht jede Schicksalswendung,
sondern die Augenblicke, in denen der
Held selbst vor große Entscheidungen
gestellt wird oder solche herbeiführt.
Wo Heinrich von Stein solche Augen-
blicke wählt wie etwa im „Alexander",
da erzielt er gute dramatische Wirkung.
Zum eigentlichen Bühnenstück fehlt noch

allerlei, aber es sind doch mehr äußer-
lich technische Fertigkeiten, deren er ge»
wiß auch noch Herr geworden wäre.
Ja, einige der Szenen könnten auch
schon so, wie sie sind, mit einiger Nach-
hilfe in ihrer Bühnenwirksamkeit er-
probt werden. Jedenfalls spricht trotz
aller Verwandtschaft mit Gobincau cin
eigenartiger Dichtergeist bedeutungsvoll
und gestaltungskräftig zu uns.
Eine gewisse Geistesverwandtschaft
verbindet, wie mir scheint, mit diesem
Dichter - Philosophen den reichsten
Stilkünstler unserer gegenwärtigen
Lyrik, StefanGeorge. Daß man
ihm doch nicht allein mit diesem Kenn-
wort gerecht wird, daß er in pracht-
voller Rede voll edlem Sprachgut und
manchmal unnötigem Zierrat leben?-
starke Gefühle und wuchtige Gedanken
darzustellen weiß, zeigt er in seincr
Dichtung: „Der Krieg"*). „Lob
und Fehm, Gebet und Sühne", eine oft
gewaltige Predigt von den Winden des
Zeitalters, vermag sie wohl nicht nur
Bewunderung zu erwecken, sondern auch
das Herz zu ergreifen, mutet allerdings
gelegentlich dem Verständnis reichlich
viel zu. Die Rede, die anfangs so kalt
erhaben und strafend klingt, wird
schließlich doch zu einem Preis des
Heimatlandes: „Land, dem viel Ver-
heißung noch innewobnt — das drum
nicht untergeht!"
Von den deutschen Dichtern des sieb-
zehnten Jahrhunderts hat kaum einer
die ausgleichende Gerechtigkeit der Ge-

*) Berlin, Georg Bondl. 1917.

schichte so zu seinen Gunsten erfahren wie Friedrich von Logan.

Lessings gewichtiges Wort hat ihm ein für allemal einen Ehrenplatz gesichert. Das starke vaterländische Gefühl, das bei ihm oft herzerfrischenden Ausdruck findet, macht ihn gegenwärtig wieder recht zeitgemäß. Seltsam, daß seine Kunst nicht längst eingehend dargestellt und gewürdigt worden ist! Paul Hempel*) füllt diese Lücke mit einem vortrefflichen Werke aus. Er hat sich in Geist, Jnhalt und Form der nach Tausenden zählenden Sinngedichte so eingelesen, er beherrscht zugleich die literarischen Vorbilder Logaus, unter denen der Römer Martial und der Eng» länder Owen die wichtigste Rolle spielen, und nicht minder die zeitge- nössische deutsche Literatur mit solcher Sicherheit, daß er ein durchaus um- fassendes Bild von der dichterischen Persönlichkeit und ihrer Stellung im deutschen Geistesleben geben kann. Mit einer genauen Kenntnis aller ver- schlungenen Wege der Poetik verbindet er feines künstlerisches Gefühl, das ihn bei aller liebevollen Versenkung in die Art seines Helden nicht blind gegen dessen Schwächen werden läßt. Die allgemeinen Ausführungen, besonders die vorausgeschickte ausgezeichnete Ge» samtwürdigung Logaus werden auch weiteren Dreisen erfreulich sein.

Mit einer fast rührend zu nennen- den Sorgfalt hat Albert Koch") Goethes Verskunst untersucht. Eingehende Einzelstudien über den Versbau in Jphigenie, Tasso und der Natürlichen Tochter werden eingerahmt von zwei allgemeineren Betrachtungen. Die erste zeigt, ohne tieferen Einblick zu geben, die Entwicklung des Vers- künstlers Goethe und fügt eine nütz- liche Zusammenstellung seiner Äuße- rungen über Fragen der Verslehre hinzu. Die andre handelt über den Hiatus in Goethes Dichtungen mit einer Vollständigkeit und Umsicht, die Anerkennung verdient; ein vergleichen- der Rundblick über die Werke andrer Dichter erhöht den Wert der Ergeb- nisse. Jm ganzen leidet das Buch daran, daß der Verfasser mit der Forschung nicht immer Schritt gehalten

*) Die Kunst Friedrichs von Logau. Berlin, Maver 6c Müller, 1917.

") Von Goethes VerSkunst. (Beitrüge zu ihrer Kenntnis.) Essen, G. D. Baedeker. 1917.

hat, daß er auf Äußerlichkeiten zu viel
Gewicht legt und den Versbau nicht
genug im Zusammenhang mit dem Stil
betrachtet. Auch sonst gibt die Methode
manchmal zu Bedenken Anlaß. Trotz»
dem und trotz anfechtbarer Einzelheiten
gibt das Werk, das augenscheinlich das
Ergebnis einer Lebensarbeit ist, so viele
gute Anregungen und Belehrungen, daß
es auf unsre Dankbarkeit rechnen kann.
Zum Schluß mag aus Kunst- und
Literaturwissenschaft noch ein Seiten-
blick auf Unterricht und Erziehung er-
laubt sein, ist doch die Pädagogik selbst
zugleich Wissenschaft und Kunst, wenn
sie nicht im Handwerk stecken bleiben
will. Auch ist das Werk, auf das ich
kurz hinweisen möchte, von so weitem
Gesichtskreis, daß es zum Schrifttum
vom allgemeinen geistigen Leben
Deutschlands gehört. Es nennt sich
bescheiden: „Erläuterungen zu
der Ordnung der Prüfung
und zu der Ordnung der
praktischen Ausbildung für
das Lehramt an höheren
Schulen in Preußen"*), bringt
tatsächlich aber in knapper Form eine
Gesamtdarstellung der praktischen Pä»
dagogik. Von maßgebender Bedeutung
ist es zunächst deswegen, weil sein Ver-
fasser an hervorragendster Stelle in der
Leitung der preußischen Unterrichtsan-

") Von vr Karl Reinhardt, Geh.
Oberregierungsrat und vortragendem Rat im
Ministerium der geistlichen und Unterrichtsange-
legenheiten. Berlin, Weidmann, 1917.

gelegenheiten steht, zugleich aber auch ganz abgesehen von seinem halbamtlichen Gepräge deshalb, weil es, auf bester Sachkenntnis beruhend und von edlem Geist erfüllt, Anspruch darauf hat, zu den klassischen Schriften von deutscher Bildung gezählt zu werden. Es behandelt Studium und Lehramt mit be» sonderer Rücksicht auf die Prüfungen der Kandidaten, gibt aber darüber hinaus eine Fülle von Anregungen und Anweisungen für die wissenschaftliche Ausbildung, die Aufgaben des Klassenunterrichts und die Fragen der Er» zkehung, so daß Lernende und Lehrende, auch Eltern und endlich alle, die an diesen Fragen innerlich Anteil nehmen, viel Gewinn aus dem Buch ziehen können. Sollen ein paar Vorzüge herausgehoben werden, so möchte ich vor allem drei Gesichtspunkte betonen : den bei aller Gründlichkeit im einzelnen stets aufs Ganze gerichteten Blick, den Grundzug echter Wissenschaftlichkeit und die bei aller Betonung des Notwendigen zutage tretende Anerkennung geistiger Freiheit. Nur einen Weg will der Verfasser zeigen, wie es gemacht werden kann; es ist ein guter Weg, der eine sichere Wanderung verheißt, wenn der Wandernde den Wert einer guten Persönlichkeit mit auf die Reise nimmt. Es ist nicht nur eine Anweisung für die Lehrkunst und -Wissenschaft, sondern auch ein Buch voll goldner Lebensweisheit.

Litera rwissenschaftliche Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Hermann Sudermanns neues Buch.

Ganz einfach Glück geht von den „Litauischen Geschichten"*) aus. Jn diesem Glück gehen wir nun dahin als sehr Dankbare. Ach wie gut, daß es

*> Z. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart md Berlin 1917.

noch mitten unter uns einen so gnadenreichen Erzähler gibt. Wie schön, daß er gerade jetzt seine Geschichten uns schenkt; es ist, als hätten wir uns schon sehr nach ihnen und gerade nach ihnen gesehnt. Wer sie liest, wer an ihren Gestalten den großen Schöpfer, das Leben und zugleich die reine Kunst verspürt, der weiß plötzlich, was ihm gefehlt hat. Jmmer ist das Erlebnis der Kunst irgendwie die Erfüllung, und um so mächtiger fällt die Erfüllung aufs Herz, je mehr sie sich zu verziehen schien. Nun ist sie gekommen.

Liest einer die erste der Geschichten, „Die Reise nach Tilsit," und ist ihm die sanfte, feine Jndre, das süße Weib und die gute Mutter, wie von selbst hineingeschritten in den goldenen Kreis jener Namen und Gestalten, die seine Seele auf ihrem Erdenwcg speisen, dann glaubt er bestimmt, eine bessere und schönere Geschichte könne nicht mehr kommen. Und vielleicht ist es auch die schönste der „Litauischen Geschichten". Denn nichts Ergreifenderes kann es geben als diese Jndre. Demütig und voll himmlischer Würde, klarschauend und mitleidig mit dem schwachen, verführten Gatten trägt sie seine Untreue im eigenen Haus und begibt sie sich in seine Hände, die ihre Vernichtung, ihren Tod beabsichtigen. Jndre mit ihrem Mann im Boot auf dem Wege nach Tilsit, ihr Todesahnen und ihre Todesangst, ihre Ergebung und ihr herzbrechender Gram um die Kinder; Jndre in den Straßen und Läden und lustigen Gärten Tilsits, anfangs noch mit dem schrecklichen Herzdruck, dann immer freier und lebenssicherer an der Seite des Mannes, der mit den Augen der anderen seine Frau wieder sieht und wieder stolz auf sie wird, und dem dann die schlafende, alte Liebe wieder erwacht; Jndre endlich im Boot auf der Heimfahrt, wie sie ihrem Mann das Geständnis seines Vorhabens abringt, mit ihm für sich beide betet und darnach seine Seele wieder aufrichtet, so

herrlich aufrichtet, daß er später über der Rettung der Frau aus Wellennot der eigenen Sicherheit vergißt und untergeht: in dieser Jndre ist ein ewig Schönes verkörpert und lebendig geworden.

Es ist sicher die schönste der Geschichten. Nicht nur, daß Jndre das Jdeal ist, und auch ihr Ansas ein Held und Heiliger wird, hier wirkt auch das rein Künstlerische, der Gang der Ereignisse, ihre innere Notwendigkeit, ihre aus den Menschenherzen geborenen Wunder, am vollendetsten.

Jch merke, wie ich mich umsonst mühe, hier den sittlichen Gehalt vom Ästhetisch»Künstlerischen rein zu trennen. Beides fließt zusammen. Das Ethos ist wohl doch der heimatliche Boden der Kunst; wo sie das sittliche Jdeal trägt, wobei dann Gefäß und Jnhalt wie wechselseitig bedingt erscheinen, da geht nichts über sie.

Keine der Geschichten, nicht die von „Miks Bumbullis," nicht die von „Jons und Erdme" und nicht die von der „Magd" sind ohne das herzbewegende Sittliche. Dieses ewig Heimatliche des Menschengeistes enthüllt sich in größerer oder geringerer Klarheit bei allen diesen Helden und Heldinnen; es lebt im Wilderer und Mörder, in den armen, hartwerkenden Eheleuten des Moors, lebt in der Magd Marinke, und in manchem anderen Mann und manchem anderen Weib der „Litauischen Geschichten".

Jst es mit Jndre ein steter Höhenweg und eine stete heilige Feier, so ist es mit den anderen ein Weg durch allerlei sittliche Lebensticfen, wo plötzlich und erschütternd das Gute und Zarte wie Himmelslicht einbricht.

Jndre steht am Anfang des Buches als hohes, allsiegendes Lied. Jndres Höhenpfad ist überschaubar, eindeutig, ihre Seele von göttlicher Einfalt, diese schöne einfache Linie senkt sich auch über das äußere Geschehen; bei den anderen, tieferen sind die Empfindungen, Entschlüsse und auch die Ereignisse verwirrter und verwickelter. Wieviel dichterische Weisheit spricht doch hieraus!

Seine ganze Schöpfungslust bat der Dichter seinen Frauengestalten zugewandt. Wer die Jndre, die Erdme, die Marinke, auch die Madlyne in „Miks Bumbullis" kennen lernt, der

merkt, wie der Dichter die Frauen durch
und durch kennt, wie er an sie glaubt,
und wie er sie liebt. Ein rechtes
Frauenbuch sind deshalb die „Litauischen
Geschichten". Da ist einer, dessen Liebe
uns erhöht. Wie danken wir es ihm.
Da ist einer, der nicht nur von seiner
Marinke, seiner Erdme und Madlyne
spricht, nein, auch von dir und mir.
Wie bewegt es uns, daß er so vieles
an uns versteht, und daß er so zart ist.
Bei den männlichen Porträts über-
raschen und ergreifen überaus zarte
Einzelzüge, so die Liebe zum Kind
bei Miks Bumbullis, die zugleich Sehn-
sucht ist, schmerzende Sehnsucht nach
dem verlorenen Paradies der Unschuld:
beim altgewordenen Jons das kindliche
Zutrauen zu seiner Erdme, seiner he-
genden und pflegenden Erdme, beim
„Nachbar" Witkuhn feinste Rücksicht-
nahme auf den Ruf der geliebten Frau.
Man muß bedenken, daß alle diese
Menschen der „Litauischen Geschichten"
geistig einfache Menschen sind; um so
rührender sind die Lichter ihrer inneren
Schönheit, als sie eben da ist ohne
Hilfe des Geistes, allein entstanden im
Herzen. Und es ist auch bei den Armen
die Herzensgüte erschütternder als bei
den Neichen, weil dort das Gutsein
stärker und einsamer ist, gleichsam ohne
jeden anderen Trost und Zuspruch. Auch
in diesem Sinn ist es ein gar bewegendes
Buch.
Ein Buch voll Lebensweisheit ist
es. Wo nun solche Weisheit zugleich
feinstes künstlerisches Mittel ist, wie
dort, wo die alte Frau zur Schwieger-
tochter meint: „ ... nur muß man den
Knaben liebhaben, wenn man ihn

tauscht," und so Marinkes liebender Betrug vorweggenommen und von höherer Warte aus gutgeheißen wird, da gibt es einen Eindruck des Vollkommenen. Diese Stelle haftet wohl deshalb so besonders fest, obgleich es genug gleichwertige Eindrücke in diesem Buche gibt, weil Marinkes Gestalt zum Typus erhoben ist. Sie ist Hingabe, Geschenk, Dienst, ist die „Magd". Sie steht als zärtliche Melodie an des Buches Ende, das ja mit dem hohen Lied der Jndre beginnt.

Daß die anderen Werte des Buches so kurz kommen, die frische Sprache, der ursprüngliche Ton, die echte Epik, die anziehenden Kulturbilder, hat seinen Grund hierin: es sollte von dem Erlebnisdes Buches gesprochen werden, und der Mittelpunkt des Lebens, auch des im Kunstgenuß erhöhten Lebens, ist das Gemüt; es hat das Herz versucht, dem Dichter zu antworten. Es hat auch versucht, in den anderen den beglückenden Widerhall auf das Dichterwort vorzubereiten.

Theater-Rundschau.

Von Assaf Ciffrin.

Dieser Theaterwinter begann tief verschneit und vereist, als gäbe es keine Bühnenspiele mehr. Kalte Spiele, wesenlos in ihrer Art, nichtssagend in ihrem Gehalt, wehen vorüber und gehen schnell zu Grabe. Gute Nacht, Jhr Armen!

Selten ein warmer Hauch, der in das Jnnere drang — und wenn es wärmende Strahlen von Zeit zu Zeit gab, so kamen sie aus gestriger und vornächtiger Erinnerung. Alte Spiele, die, neu belebt, noch Wärme gaben. Das Wintercis brach noch nicht.

Lauscht man in der neuen, aufgeführten Dramenliteratur, so ist kein lebendig 'Herz herauszulauschen. Nichts pocht; unter den Bewegungen, die zu drängen scheinen, gewahrt man nur jene, die nach dem Grabe drängen. Wie vieles gab man doch? — oder wie vieles gab man vor zu geben? — und empfing nur einen Gran, der erstickt ward im Wust der Eintagsliteratur. Erinnerung, halte fest! Wo gab es Kerne, die Wesenheiten zeigten — oder war so vieles nur von berühmten Vätern und fiel weit, weit ab vom echten Stamm? — Man hat ausgegraben, und jene Ausgegrabenen waren die Lebendigsten. Nur trieb

man mit ihnen mehr Personenkult und beschränkte sich darauf, ein Licht hineinzustellen und anzuzünden. Und alles strömt herbei, will das Licht nur sehen, - weil es schauenswert ist, weil in der Zeit des Dunkels eine echte, warme Leuchte selten ist. . . unauffindbar fast. So gab man im „Deutschen Theater" den „Lebenden Leichnam" von Tolstoi und Büchners „Dantons Tod ", um Alexander Moissi leuchten zu lassen. Und in der Tat, er besitzt so viel innere Wärme, so viel überquellendes Temperament, daß er den Slaven und Romanen unvergleichlich fein, in jeder Faser willensschwach wiedergibt. Sem Marquis Posa — im „Don Carlos", an dessen erste vollkommenere Vorstellung vor einem Jahrfünft zu denken fast schöner ist — ist edel in jedem Zug. Moissi hat sich, im Bewußtsein seines Könnens, ein wenig gewandelt; und das >st schade! Die Aufführungen sind von einstmals bekannt. Reinhardt gibt Glanz und Jnnigkeit — und der „Lebende Leichnam" bildet eine Jnsel in diesem großen, weiten Meer der literarischen Vergessenheit. — Dann versuchte man in den Kammerspielen mit einem Stücke von Johannes V. Jensen: Mme. D'Ora. Diese Bühnenheldin war ehedem nur Romanheldin. — Das Spiel mochte gut sein,

allein es war nichts zu retten. Werner Krauß, dem wir noch anderwärts begegnen, ist ein fleißiger Könner; nur daß er leider zu sehr das Können in den Vordergrund stellt. Das ganze Stück mißlang. Hier liegt, wie in so vielen Stücken, der Fehler der Übertragung von Gestalten und Geschehnissen aus Romanen in das Dramatische; ein Fehler, der nicht minder wesentlich (ja unkünstlerisch) ist, wie die Leinwandbearbeitung eines Dramas. Jn allen Dingen ruht die Zeit, formal endgültig gegeben, die nicht willkürlich gespannt, gedrängt, zerfetzt zu werden vermag. Die Zeit regiert überall — in ihrer Art im Roman, im Drama, im Film — nur, daß die Zeiten einander nicht gleichen.. Auch in der Überwältigung und Erwärmung menschlichen Gefühls bleibt es wie beim W eltgeschehen:
Die Zeit wird Herr! — die Zeit!
Die Übertragenden mögen begreifen: — in der Zeitü
So mußte auch Raskolni -
koffs Schuld und Sühne, nachgedichtet von Leo Birinski, im Residenz-Theater eine halbe Empfindung nur erzeugen, weil die Dimensionen in Roman und Drama nicht die gleichen sind. Nicht sein wollen, nicht dürfen! (abgesehen von einem Raskolnikoff-Darsteller, der nur das Äußerliche kennt. Julius Szalit bleibt einer, der enttäuscht.) „Dykerpotts Erben" im gleichen Theater nennt sich eine Satyre, war kaum ein Hauch und ging schon zur Ruh. Und viele andere sterben mit. „Der Blaufuchs" von Franz Herczeg auf der Lessing-Bühne bleibt im Äußerlichen stecken und will nicht mehr sein. Verwandt mit Fasching — weniger verwandt mit Molnar. Nur hingehaucht, ohne Spuren zu hinterlassen. Theodor Loos haucht wie immer dahin — und birgt so viel Jnnigkeit. Zu besserem wert und fähig, wenn er Ewigeres auf die Schultern vom Dichter empfängt. — Die Volksbühne wiederholte Wolzogens „Lumpengesindel" von naturalistischen Pseudomotiven gespickt, daß es weh tat. . . Und die ehemaligen Bekannten: „Die glücklicheEhe" von Nansen (Kammerspiele) und Sternheims „Bürger Schippe!" (Kleines Theater) kamen wieder, erfreuten und scheinen Rettungsinseln des Publikums zu bilden . . .

Das Neue war Schaum — und ist
schon zerronnen. Gäb es so wenig
im Leben, Symbol und Wahrheit zu-
gleich, (was Strindberg leider oft unter-
mischt), daß nur das Entfernteste gut
genug erst scheint? —So weiß ich eine
andere Weise, von nächsten Freunden
erlebt und durchtobt — von einer
„Schaukelliebe", die zerwühlt: einer
Himmel-Höllen-Liebe. Die gestern Pa-
radieseshelle gab und heute Jnferno-
gifte spie, weil beide Menschen waren,
Menschen mit ihren Schwächen und
Nerven — Menschen mit ihrem ewigen
Widerspruch. Sie: sein Augapfel, er:
ihr Liebling, wandelnd wie Liebesgötter
hienieden. All ihr Begehren in einen
Wunsch zerronnen — Tristan und Frau
Jsolde, von Erdenluft umfangen. . .
Auf Höhen schauen, zusammen Sterke
erraten, fern verweilen; morgen reisen,
heute packen, Koffer holen, die innen
glänzen, Freude^ die Ekstase wird! —
Da reißt ein Inden, ein Nerv; wie?
was ist? Jnnen riß ein Liebesring,
die Kette brach — verjagt, verstoßen. —
Um nichts. Weil es kam. Ein Wort
betört das Hirn, Jnferno speit wüste
Gifte. — Und gestern noch, vor wenigen
Minuten, lag sein Kopf in ihrem Schoß
— und darf nicht jagen nach ihr: Ehre
wider Trieb, Hirn gegen Herz — und
möchten, ach,so gern sich umschlingen.
Brandherde, die Menschenwitz, mit
ewigem Widerspruch, einzuengen trach-
tet — und gehen beide zugrunde.
Menschen! (Z'est la vis! . . . Da
kann der Dichter, hat er den Kampf
empfunden und erlebt, an den Herd
sich drängen, brennende Kohlen in das
Zuschauerhaus schleudern — und wird

nur Schuldige treffen, wofern sie Menschen sind. Der Dichter suche im Klirren menschlicher Ketten nach Menschenkettengesetzen !Z

Gerhart Hauptmanns gestriges Wesen hieß ihn diese Menschenkettengesetze suchen, finden, feiern . . .

Er ist der Dichter von Gestalten, braucht er die Jdee ihnen nicht erst zu unterweben, anzudichten. Die Gestalten leben, atmen, wenn er sie in die Daseinswelt der Jdee, eines naturgegebenen Geschehens oder Gesetzes verweist. Nur aus dem ideellen Nebeldunst, aus dem dichterischen Gedankengewölk, das eine Jdee geschaffen, vermögen sich Gestalten zu Teildasein zu entfalten, die Mosaikbildern gleich, mit großen und kleinen Herzen, zusammenfassend das Gewirk der hehrsten Jdee ergeben. Die Jdee, ganz gleich, wie andere sie benannt, (sozial, transzendental, allein nie Moral!) quoll aus innerstem Menschenborn, und Hauptmann besitzt dies Menschenherz, um der Jdee, ohne Zweckdienerei, die Form zu geben. So empfand man die ungleich schönste Dichterkraft, wenn seine Menschen- und Gedankenkinder zu zehren hatten von einer Mutteridee; wenn sie wie Nebelschwaden aus atmender, heißer Erde in kalte Lüfte emporstiegen, um zu klaren Bildern sich zu verdichten, zu festen Formen sich zu ballen . . . dieweil drunten eine atmende Erde immer weiter dampfte...

Dieser Hauptmannsche dramatische Grundzug fehlt in der „Winterball a d e"*), die das Deutsche Theater auf die Bühne brachte. Hier ging er den umgekehrten Weg: von den Gestalten — zur Jdee.

Und die Jdee zersplitterte und entstand nicht mehr; (wie denn auch Worte nur Jdeen färben — sie indes nicht formen). Dies ist die Schwäche, die dem Stück innewohnt.

Hauptmanns Überwirklichkeiten, Wahrheiten, Ahnungen, Wunder, waren stets nur Ausflüsse einer Jdee, der er dichterisch intuitiv nachging — niemals Zwecke bewußter Technik. Jn der Winterballade geht er derGestalt nach, die ihn mächtig anzieht, folgt ihr und verliert darüber die Jdee, die dem Gewirk lebendigen, ewigen Wert verliehen hätte. Hier steht die Gestalt im Vordergrunde, hinter der das Ge-

*> Verlag S. Fischer, Berlin 1917.

samtbild unmotiviert verbleicht. Zeigten die ersten Bilder bis zur Anklage des Pfarrsohnes, bis zum Racheschrei um den Mord zu Solberga einen klaren Anstieg, der eine Jdee ahnen läßt, den herrlichen Konflikt von Liebessehnen und Gerechtigkeitsfiktion in Kopf und Busen des Kindesmenschen Elsalil — so zerfällt es fortan in einzelne Blüten Hauptmännischen Könnens, ohne Hauptmanns umspannende Seele aufzuweisen. Man empfindet: Wunderbares wird nur Ereignis, weil es wunderbar enden soll, nicht weil ein wunderbarer Zwang, wie im Märchendrama, vorliegt. Elsalil erscheint leibhaftig und zugleich wie ein wesenloser Schemen. Jhre „Liebe", (die keineswegs Neigung ist), erleidet einen dramatischen Zwang. Und doch wäre ihr Wesen prädestiniert, dem Ganzen Klarheit zu geben. Jhr Herz könnte tauen, aufgehen, wenn der Schnee im Norden schmilzt und das Eis in den Buchten unter der wärmenden Sonne bricht. Allein jede Motivierung fehlt. Ein Vorübergehen an menschlichen Gründen zu dramatischem Abgrund, was Hauptmann ehedem niemals kannte! Elsalil ist kein Wesen der Natur. Und ihr Ende bleibt gleichsam zwischen Wolken hängen. — Wo blieb Elsalil? Überhaupt dilnkt mich, verschiebt sich der Schwerpunkt ganz allmählich auf Sir Archie (der wiederum im Schatten der Gestalt Arnesohns steht). Er wird der Held — aus der Schwäche des Ganzen. Die Jdee zerschmilzt, die

Gestalten ziehen vorbei, bleiben fremd, weil sie von keiner Mutteridee genährt sind. Da empfindet der Anatom: Gestalten ohne Rückgrat — der Physiologe (der Synthetiker): zerfließend, weil keine irdischen Wesen. Einzig der Mystiker wird glauben dürfen: Das Wunderbare darf Ereignis werden.
Hauptmann blieb sich hier nicht mehr treu. Und der ehrliche Bewunderer, der wahrhaft tief seine Dichtergroße empfand, ahnt bebend gezwungenes Wollen im Dichter, nicht Freiheitszwang mehr, der ihn groß schuf.
Könnte man noch von der Aufführung sprechen, die losgelost vom Jnnenwert der Ballade erstand, so müßte man gestehen: so innig wird nur selten gespielt und aufgebaut.
Reinhardt ist von Natur Romantiker; er spielt auch naturalistische Stücke romantisch. Er spielt alles romantisch. So mußte ihn auch das andere Ertrem orientalischer Farbenpracht fesseln, ihn der eisige Fjord im Norden mächtig anziehen. Reinhardt gibt romantisch wieder: er erhitzt oder vereist, macht lebendig oder macht erstarren, eine Kunst, die keine Zwischenstufe kennt noch duldet. So gibt Reinhardt alles wieder. Daher brauchte auch das Schiff nicht natürlich dargestellt sein. Man sah nur einen Rumpf, der in seiner Größe an die Fahrzeuge modernster Technik gemahnt (und die es im Norden selbst heute kaum gibt, noch vor mehreren Jahrhunderten gab). Ein Schiffsrumpf ohne Masten — wie ein Riesensarg. Dem Regisseur kommt es ja in der Tat nur auf die Wirkung, weniger auf die Wahrheitstreue an. Und in der Wirkung bleibt Reinhardt Romantiker mit unerhört künstlerischer Konsequenz. — Auch die Darsteller konnte man selten in dieser herrlichen Klarheit spielen sehen: Die knorrigen Eichengestalten von Pfarrer nnd Pfarrersdhn (Diegelmann und Krauß), Sir Archie (Wegener), der edle Mörder — und die anderen. Helene Thimig als Elsalil konnte nur wenig von ihrem inneren Können zeigen.
Gerade im Besitz so individueller und doch in ein Ganzes sich fügender Kräfte, solch lebendig-formaler Kunst, müßte es Reinhardt zu den Jüngsten der dramatischen Literatur ziehen.
Man hört schon ganze Worte aus jenem Bereich kommen, einen Sinn

ergebend, die Bühncntorriegel werden
zurückgeschoben, und es ist zu hoffen, daß
die Jüngsten nicht vergeblich harren ...
Was bedeuten einige Monde nur —
war das Harren nur nicht vergebens —
Unverlangt« Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
V«mua«dn und «hefndakteur: Pros. Dr. Ludwig Stein In Bnlin V l«, Llltzmouk« j». (Teleson »IN« ttursüqt^.SSoS.1 —V«antw«tlich«rR«daKt«ur: Or.« , Iv >» » Bruck w Br»lau,—«ll«K»««Zi«tm», für Ungarn
«rilllch, K. K. goftuchhaudknig (I. «enköj, Budapest V, V«oUya«te,a 2. — «erlog md «ruck d» Schltfllch«, «uchdruckeni ». S. Sck»ttl««»»«r, «X»., Br»Km m.

^HH^^I Inseraten-^nnanme ^^m^^
ckurvk unsere OesckSktsstells, Ssrlin^. 10, I^llKovuksr bs; ckurck uosora Verlag, Srsslsu III; ksrusr äurok ckis ?irms: liuckvlk blosse unc k ckis deksrmtso ^vvoneeu-IüxpeckitioveQ.
Ivsertkonsprel«: pro 46 mm Kreits 2sils <Kuä«Ik ilosse'» I^ormsl-2«ileam«ser I^o. b) 70 ?k.

Bildnis und eigenhÃ¤ndige Unterschrift Sr. Exzellenz des Herrn Staatsministers
und VizeprÃ¤sidenten des preuÃŸischen Staatsministeriums vr Robert Friedberg.

EmeömOeMinatWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei

Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schott laender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
«. F. Steina<I,«. »erthold Sutter. »M1ch«K.K.SofI>uchhandl. Er»I«v <k Sastelbolch,
Stockholm Christiania Konstantinopcl
k. Ik, Fritze, l^idrairle »«x»i». Jacob Dybroad Buchhdlg. Internat, Buchhandl, O»o Kell,
für die Provinzen In Schweden und In Dänemark: »eor« Uhr. Urstnt »achsolg«, «oveotiage».
sür die Schmelz: «kadnn. «nttan. n. B«chl>andlu«« Her«. Vaur, Zürich l.
Generalvertretung sür Holland: SS. V. »an St»ckum «n» «od«, Haag, Vuitenhol Zü.
42. Jahrgang. Band 164. Heft 521. Februar 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Das Dasein Gottes.

Das Dasein Gottes ist in den Wirrnissen und Bitternissen des Welten-
ringens das Um und Auf aller Probleme. Daß die Natur, mit Voltaire
zu sprechen, uns täglich, ja jede Sekunde entgegendonnert, daß ein ordnendes
Prinzip im Weltengefüge vorherrschen müsse, wird Jedermann einleuchten,
der die Gesetze von Maß und Zahl, nach denen sich das Planetensystem
regelt, mit Bewunderung und Ehrfurcht angestaunt hat. Daß aber auch
der Prozeß der Geschichte den Finger Gottes zeige, leuchtet jenen Klein-
mütigen gerade im Weltkriege nicht ein, die sich ihren Gott nicht bloß
anthropozentrisch, sondern geradezu egozentrisch zurechtgeschnitzt haben. Mir ist
umgekehrt das Dasein Gottes niemals eindringlicher als logische Notwendig-
keit erschienen, als gerade in diesem apokalyptischen Zusammenbruch aller
überkommenen naiv»anthropomorphen Vorstellungen über Gott. Schon Ari-
stoteles dachte sich den Gottesbegriff als universales Prinzip der Weltenbe-
wegung unendlich erhabener als die überlieferten kirchlichen Vorstellungen.
Nur die Naturgesetze sind ein unmittelbarer Ausfluß Gottes, nicht aber die
Einzelschicksale der Menschen, die ihrerseits den Naturgesetzen unterstellt sind.
Deshalb ist 'es völlig 'abwegig, den Gottesbegriff dafür verantwortlich zu
machen, was die Weltbrandstifter Jswolsky und Genossen an der Mensch-
heit verbrochen haben. Diese Pestbeulen des Menschengeschlechts werden
dem Fluche der Nachwelt anhe>mfallen,'während der Firsternhimmel mit strahlender
Glorie von Ewigkeit zu Ewigkeit seine vom göttlichen Weltgesetz festgelegten
Bahnen vollziehen wird. Etwas von diesem Ewigkeitsatem möchten wir
auch im Prozeß der Geschichte als Gottesodem feststellen, um uns in
diesem Jrrgarten der Weltbegebenheiten logisch zurechtzufinden. Die
Logik ist und bleibt der Ariadnefaden im Labyrinth der Wirrsale im
Menschenschicksal. —

Den beiden seelischen Wesenshälften, Gefühl und Wille auf der einen,
Verstand auf der andern Seite, korrespondieren nämlich jene zwei
großen religionsphilosophischen Rechtfertigungen der religiösen Gewißheit, die
als Jrrationalismus bei Schleiermacher und Feuerbach, als Rationalismus

bei Descartes und Hegel in die Erscheinung treten. Die seelischen Wurzeln des Gottesglaubens liegen nach Feuerbach und Schleiermacher im Gemüt, im Gefühl, letzten Endes im Willen. So sieht Schleiermacher in der Religion ein gefühlsmäßiges Ergriffensein von unserem Zusammenhang mit dem Universum, das Gefühl unserer Abhängigkeit von der allgemeinen Ordnung der Dinge. Die spezifisch religiöse Jdeenbildung — gleichsam das religiöse Apriori — ist nach Schleiermacher keine Verstandesnotwcndigkeit, sondern eine Gefühlsnotwendigkeit, das Gefühl nämlich von der Einheit von Endlichem und Unendlichem. Da nun aber Gefühl oder Gemüt rein menschliche Eigenschaften sind, mit denen wir die übrigen Lebewesen oder gar die unbelebten Dinge niemals ausstatten werden, so bleibt nach Schleiermacher jedes religiöse Erlebnis ein rein subjektiver Vorgang des Menschengeschlechts. Jn dieser irrationalistischen Grundauffassung der religiösen Gewißheit, wonach in dem menschlichen Abhängigkeitsgefühl von über ihm stehenden Mächten wie die psychologische Quelle, so der zureichende logische Grund des Gottesglaubens zu suchen sei, weiß sich Feuerbach, wie ich anderwärts dargetan habe, mit Schleiermacher eins. Das Urphänomen aller Religionen bleibt für Feuerbach wie für Schleiermacher das Wunder. Nur gräbt Feuerbach tiefer als Schleiermacher. Jm Sinne des Schillerschen Wortes „Jn seinen Göttern malt sich der Mensch", dem schon der Eleate Zenophanes die erste, etwas unbeholfene Prägung gegeben hatte, verfolgt Feuerbach die Spuren des religiösen Urphänomens bis in die feinsten seelischen Verästelungen hinein. Der Mensch kann, sagt Feuerbach, schon die Natur, vollends Gott nur von sich aus erfassen. Jedes Weltbild ist unaufhebbar mit einem anthromorphischen Zug behaftet. Nur Vorgänge und Züge, die wir Menschen an uns selbst beobachten, nur Gefühle und Stimmungen, die der Natur des Menschen selbst eigentümlich sind, vermag er durch eine Art von Selbstverdoppelung den Außendingen zu verleihen. Das protagoreische Wort „Der Mensch ist das Maß aller Dinge" erhält bei Feuerbach den tieferen Sinn, daß wir vermöge unserer menschlichen Stammesnatur allen Außendingen, die unsere Sinne affizieren, notgedrungen solche Züge leihen müssen, die wir in unserem eigenen Jnnern beobachtet haben. Deshalb ist jedes wie immer geartete Weltbild unaufhebbar menschliche Verdoppelung, ein Hinausprojizieren menschlicher Eigenschaften in die Außenwelt. Francis Bacon rechnet diesen tief in der Menschennatur begründeten Zug zum Anthropomorphismus zu den „iüols, trlbus", deren Aufhebung er ebenso energisch wie aussichtslos fordert. Die Natur beseelen, wie es den fetischistischen Religionen eigentümlich ist, heißt nichts anderes, als sie vermenschlichen. Die menschliche Einbildungskraft schafft so eine Art von Doppelreich, wie es einst Aristoteles seinem Lehrer Platon entgegengehalten hat, daß seine Jdeen nichts weiter seien als Verdoppelungen, d. h. die

wirkliche Welt noch einmal gedacht, in den Formen der Jdee. Nur ist diese Verdoppelung bei Feuerbach kein willkürliches Gebilde der Einbildungskraft, „aus Furcht und Hoffnung geboren, durch den unaufgebbaren Glückseligkeitstrieb des Menschen beflügelt", sondern ein im tiefsten Seelengrunde unbewußt ruhender Prozeß, den er einmal den „Jnstinkt der Religion" genannt hat.

Fassen wir den Feuerbachschen Gottesbegriff auf die knappste Formel zusammen, so ist ihm Gott nichts anderes als der in der Phantasie befriedigte Glückseligkeitstrieb des Menschen, somit ein reines Wunschwesen. Gott ist ihm ein aus dem „religiösen Jnstinkt geborener, in ein wirkliches Wesen verwandelter Mensch". Gott ist die personifizierte Sehnsucht, das in das Unendliche hinausprojizierte Jdeal, oder, wie der Mystiker Sebastian Frank unter jubelnder Zustimmung Feuerbachs sich ausdrückt: „Gott ist ein unaussprechlicher Seufzer, im Grunde der Seele gelegen." Daher erklären sich die mannigfachen Typen des Pantheismus. 'Der ästhetische Pantheismus der Hylozoisten ist primitiver Makrokosmos, d. h. eine Übertragung menschlicher Stammeseigenschaften auf Gott. Der mystisch-religiöse Pantheismus ist Hinüberprojizierung der Sehnsüchte und Wünsche auf Gott. Der logisch-mathematische Pantheismus endlich ist die Einlegung der menschlichen „ratio" in das Wesen Gottes.

Die Rationalisten mit Hegel und Spinoza behaupten: Gott ist kein bloßes Wunschwesen, keine phantastische Jllusion, kein Produkt eines bloßen Abhängigkeitsgefühls, keine Schöpfung eines unkontrollierbaren religiösen Jnstinkts, kurz, Gott ist keine bloße Gefühlsnotwendigkeit, sondern eine unaufhebbare Denknotwendigkeit; Gott ist kein Erzeugnis eines psychologisch-subjektiven Faktors im menschlichen Bewußtsein, sondern, nach Hegel, das Ergebnis eines in der Geschichte sich realisierenden, unausweichlichen, logisch-objektiven Prozesses. Soll Religion nur als Gefühl da sein, so wirft Hegel einmal gegen Schleiermacher ein, so verglimmt sie zum Vorstellungslosen wie zum Handlungsloscn und verliert allen bestimmten Jnhalt. Wäre das Gefühl, also die subjektive Stimmung, wie der Ursprung, so die einzige Rechtfertigung der religiösen Wahrheit, so wäre nicht abzusehen, warum man dem Gottesglauben einen höheren Grad von logischer Zulänglichkeit zuzubilligen sich genötigt sähe als der Zauberkraft des Fetischs. Aus Gefühlsnotwendigkeit läßt sich niemals eine Seinsnotwendigkeit folgern, es sei denn, man stelle sich auf den Boden jener Gefühlsphilosophen, deren Lehre sich in die Worte zusammenpressen läßt: Zu Anfang war das Gefühl, oder Frohschammers, des Philosophen der Weltphantssie: Au Anfang war die Einbildungskraft.

Jch selbst stehe auf dem Boden: Zu Anfang war der Geist. Nicht Stimmung oder Laune, nicht Gefühl oder Willkür stehen an der Schwelle des Weltprozesses, sondern die göttliche Weltvernunft, der

Logos, muß der Urgrund aller Dinge sein. Daß aus Vernunft als Weltenregel und Weltgesetz zuweilen Unvernunft — Zufall genannt — als Ausnahme hervorgehen kann, wie das Problem der Theodicee uns tausendfach nahelegt, ist wohl einzusehen, aber umgekehrt, wie aus ursprünglicher Unvernunft, sei es aus dem „Unbewußten" Hartmanns oder gar dem blöden „Weltwillen" Schopenhauers, Harmonie und Schönheit, Rhythmus und Gleichklang, Ordnung und Gesetzmäßigkeit im Universum herkommen sollten, das vermögen wir nicht zu fassen. Vernunft als Regel und Unvernunft als Ausnahme, das geht uns noch ein, aber das Umgekehrte können wir nicht begreifen. Denn was sind Naturgesetze anderes als die im scheinbar blinden Naturmechanismus sichtbar hervortretenden logischen Prinzipien der Natur, anders ausgedrückt: soviel Gesetzmäßigkeit in der Natur gefunden wird, ebensoviel Geist, ebensoviel Wertvernunft wird in ihr angetroffen. Was die Romantiker „Mathematik der Natur" nannten, nämlich die vorzeitliche und überräumliche Gesetzmäßigkeit des Weltalls, das ist im letzten Grunde nur die Logik der Natur. Gewiß tragen wir unsere Denkformen in die Jnterpretationen der „Natur" hinein; aber die identisch organisierte Vernunft, die nur eine Logik kennt, hätte diese Denkformel nicht, wenn sie sie nicht zuvor aus der „Natur", die doch der Menschwerdung zeitlich vorausgeht, ja vermittelst ihrer Gesetze erst die Menschwerdung ermöglichte, herausgeholt hätte. Der Naturprozeß verläuft nach strengen mathematischen Prinzipien. Mathematik selbst aber ist nichts anderes als auf Raum, Zeit und Zahl angewandte Logik. Sie sieht von allen Jnhalten des Denkens ab; sie hat es daher nur mit den Formen oder Beziehungen des Denkens selbst zu tun. Jede mathematische Operation läßt sich bei näherem Zusehen auf einen logischen Prozeß zurückführen.

Es gilt nunmehr, der religiösen Gewißheit für das Dasein Gottes gegen die Einwürfe Kants ein logisches Fundament zu schaffen. Die geschichtliche Basis, die Berufung auf äußere Offenbarung oder das Argument der Übereinstimmung der Denkfähigen aller Zonen und Zeiten im Bezug auf Sinn und Plan des Universums mag ein willkommener Schnörkel, meinethalben auch ein wertvoller Stützpfeiler im Monumentalbau der lheistischen Weltanschauung sein — das Gebäude steht unfest und bleibt undicht, solange es nicht auf dem felsenfesten logischen Untergrunde ruht, welcher der Mathematik und weiterhin allen auf diese gebauten exakten Wissenschaften ihre Sicherheit verleiht. Die Zurückführung der religiösen Gewißheit auf das emotionelle Element, wie auf das Abhängigkeitsgefühl bei Schleiermacher, auf personifizierte und verdoppelnd hinausprojizierte Wunschwesen und Sehnsuchtsseufzer bei Feuerbach, endlich auf Forderungen des sich zum Jntellekt emporwindenden blöden Weltwillens bei Schopenhauer, alles dies führt in die Jrre. Aus Gefühlswerten und Geschmacksurteilen, die aller Verallge-

meinerung widerstreben, ferner aus subjektiven religiösen Jnstinkten lassen
sich schlechterdings keine Denknotwendigkeiten logisch ableiten und somit recht»
fertigen. Wer seinen Gott nur deshalb in sich trägt, weil er ihn dunkel
fühlt, aber nicht darum, weil er ihn klar begreift und als strenge Forderung
der Logik, als unaufgebbare Denknotwendigkeit zu erweisen vermag, der
wird es nie seinem Nachbarn verdenken können, wenn er ihm entgegenhält:
Was du fühlst, geht nur dich, nicht mich an. Deine Gefühle wechseln und
wandeln schon in dir selbst. Morgen, ja in der nächsten Stunde fühlst du
vielleicht schon etwas ganz Entgegengesetztes. Wie willst du mich zu deinem
Gottesglauben bekehren oder gar zwingen, wenn du Gott nur fühlst, also
verschwommen, dunkel, experimenteller Beobachtung unzugänglich, nur ahnst,
wenn du nicht einmal für dich die Gewähr leisten kannst, daß du morgen,
ja vielleicht schon in der nächsten Stunde anders, wenn nicht ganz entge»
gengesetzt, fühlen wirst. Gefühle sind eben nicht wie Jdeen generell
subjektiv, d. h. allen Menschen zu allen Zeiten gleichmäßig einleuchtend, wie
die logisch-mathematischen Wahrheiten, über die es keine zweierlei Meinung
geben kann, sondern Gefühle sind individuell-subjektiv; sie gelten
nur für den Mann und für den Moment; sie sind streng persönlich gefärbt
wie die Sprache. Für Gefühle gilt der protagoreische Satz nicht in der
generellen Fassung: Der Mensch ist das Maß aller Dinge, sondern in der
individuellen: Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Die Denknotwendig-
keit Gottes auf die Gefühlsnotwendigkeit der Abhängigkeit, des Wünschens
oder Hoffens gründen, heißt die Laune oder die Willkür substantialisieren, die
Stimmung, das Einmalige, das Unwiederholbare, das Zufällige, Momentane,
kurz die Caprice, den Fetisch zum Weltprinzip erheben. Das Dasein Gottes
in Natur und Geschichte ist kein willkürliches Sehnsuchtsgebilde, sondern eine
strenge Forderung der Logik.

Herzog Ernst Günther zu Schleswig-
Holstein:
Amerikanische Moral.
Es ist für den Politiker gewiß richtig, mit kühlem Verstand die Lage zu prüfen
und die einzelnen Persönlichkeiten abzuschätzen, ob sie geeignet sind, Wirkungen
hervorzurufen, welche die Entwicklung beeinflussen können. Schwer verständlich
ist es aber, daß in der Presse die letzten Auslassungen des Präsidenten Wilson nicht
schärfer gebrandmarkt worden sind und die Beleuchtung erfahren haben, die sie
verdienen. Präsident Wilson wagt es, seine moralische Entrüstung über deutsche
Zustände wiederholt zu äußern und von dem unmoralischen Einfluß zu sprechen,
den Deutschland als Monarchie auf andere Völker ausüben würde, wenn es sieg-
reich sei. Selbst bei oberflächlicher Kenntnis amerikanischer Zustände wird es be-
kannt sein, daß wohl kaum in irgendeinem Land die Korruption dermaßen
zu einem regelrechten System erhoben ist wie in Amerika. Die Wahl wird
durch den „Boß" gemacht, jeder, der gewählt werden will, kann nur
durch den Boß seine Wahl durchsetzen, und dieser fragt ihn ganz offen, wieviel
er anlegen will. Wenn die Summe sich nicht in sehr vielstelligen Zahlen bewegt,
so lacht der Boß ihn aus und sagt ihm mit dürren Worten, daß es sich nicht ver-
lohne, sich zu bemühen.
Der amerikanische Geldmagnat rühmt sich ohne Scham, daß er sich einen oder
zwei Senatoren und mehrere Kongreßmitglieder halte. Darin wird zumeist gar
nichts Unschickliches gefunden, es ist das System. Herr Wilson weiß dies so genau
wie jeder andere Amerikaner, er weiß auch, daß, was man immer gegen deutsche
Beamte vorbringen kann, dieselben doch in der ganzen Welt den Ruf der weißen
Weste, wie Fürst Bismarck sich ausdrückte, genossen haben, und diese Unbestechlich-
keit von fast allen Nationen respektiert worden ist.
Jch will annehmen, daß Präsident Wilson so viel von deutschen Zuständen
kennt, denn er ist ja doch Professor, daß er darüber unterrichtet ist, Deutschland
habe das demokratischte Reichstagswahlrecht, das irgendein Staat besitzt, und
zwar ohne Oberhans, wie es in Amerika im Senat, England im House of Lords,
überhaupt allen Staaten sonst zu eigen ist. Daß er von unserer Rcichsverfassung
bitter wenig weiß, möchte ich nach seinen verschiedenen Auslassungen annehmen,
überhaupt möchte ich wetten (und Amerika ist ja das berüchtigte Land der
Wetten!), daß unter tausend Amerikanern vielleicht ein einziger über unsere
Reichsverfassung Bescheid weiß. Leider sei es geklagt, daß auch bei uns in
Deutschland eine erschreckende Unkenntnis nach dieser Richtung sich geltend macht.
Jedenfalls hätte jeder zu meiner Zeit nach dem Abirnrium eine ziemlich löckenlose
Darstellung der Verfassung des alten Roms oder Athens geben können, aber über

unsere eigenen Zustände waren wir nicht unterrichtet. Vielleicht ist es heute besser geworden, dies war aber der Zustand in dem mit Recht auf seine öffentlichen Anstalten stolzen Sachsen.

Wenn ich auch nicht glaube, daß amerikanische Zustände die unausbleibliche Folge demokratischer Einrichtungen sein müssen, die Schweiz bildet eine rühmliche Ausnahme, und auch Norwegen und Dänemark haben bisher nicht Anzeichen einer weitverbreiteten Korruption ergeben, so gehört doch eine Unverfrorenheit sondergleichen dazu, als Präsident eines Landes, dessen Vertretung allbekannt derartig verwerflichen Gewohnheiten huldigt und durch sie erst ihr Mandat erhalten hat, als Moralprediger anderen gegenüber aufzutreten. Dabei gibt die Stellung des Präsidenten von Amerika demselben während des Krieges weitergehende Vefug» nisse, als wie sie irgendein König in einer Monarchie verfassungsmäßig ausübt, jedenfalls führt Präsident Wilson seine Präsidentschaft in autokratischer Weise. Wäre er nicht der Leiter eines so ungeheuren Staates wie Amerika, könnte man ihn als politischen Phantasten abtun.

Der Deutsche ist dem Haß nicht so zugänglich wie der Romane, und vielleicht ist es ein schöner Charakterzug, denn der Haß ist eine erniedrigende Eigenschaft. Wäre jedoch heute eine Abstimmung im Deutschen Reich darüber, wer der bestgehaßte Mann ist, ick glaube, der Präsident Wilson würde mit überwältigender Majorität, vielleicht beinahe einstimmig, aus der Urne hervorgehen. Und nicht so sehr wegen der Munitionslieferungen Amerikas, die so vielen der Unseren das Leben gekostet haben, sondern wegen seines Pharisäertums, seiner so salbungsvoll klingenden Entrüstung, die in so krassem Widerspruch zu seinen Taten steht.

Jch bin überzeugt, der Amerikaner, welcher gewohnt ist, alles auf die Wirkung gegenüber der Masse gestimmt zu sehen, wo jede Rede nur diesem Zweck dient, ganz gleichgültig, ob der Redner seinen eigenen Worten glaubt oder nicht, würde über unsere Entrüstung erstaunt sein, denn er selbst weiß ja, was von Reden zu halten ist. Aber der bittere Ernst, den diese Reden ausgelöst haben, die verderb» lichen Folgen in Hekatomben von Leichen, sie rechtfertigen bei uns das schärfste Wort, da der Präsident der amerikanischen Republik es in seiner Hand hatte, das Schicksal von Millionen zn bestimmen und die blühende Jugend ganzer Länder vom Tode zu erretten, sowie unermeßliche Kulturwerte der Menschheit zu erhalten. Präsident Wilson war in der Lage, in den Falten seiner Toga Krieg oder Frieden der Welt zu bringen, eine Aufgabe, die ihm das Schicksal zugewiesen, eine Stellung, in die er gelangt war, wie sie in Jahrhunderten kaum einem Erdgeborenen zuteil geworden ist. — Und allem Anschein nach wogen diese ethischen Werte bei ihm gering gegenüber dem unheimlichen Einfluß des Morgantrusts, des plutokratischen Drucks in seiner abschreckendsten Form. —

Die Weltgeschichte wird über den Namen Wilson das Urteil sprechen, ob dieser der Unheilvollsten einer war, die sie verzeichnet.

Die Lettenfrage.

Die Frage der Fremdvölker hat in diesem Kriege eine nicht Unwesens
liche Rolle gespielt und die Öffentlichkeit in immer zunehmendem Maße
beschäftigt, teils aus dem berechtigten Grunde, daß die Stunde, die über
die künftige Gestaltung Europas entscheidet, auch der psychologische Moment
für das Schicksal einer Reihe kleinerer, im Laufe der Geschichte in die Lage
von Unterworfenen oder gar Unterdrückten geratenen Nationalitäten sein
muß, teils aus dem'innerlich weniger berechtigten der Agitation und Propa-
ganda. Hüben und drüben will man der Verfechter gerechter und zweck-
mäßiger Forderungen sein oder möchte sich doch wenigstens vor der Welt
in der Rolle des Befreiers von vermeintlichem oder tatsächlichem Joch zeigen.
Armenier und Jren, Mazedonier, „unerlöste" Jtaliener, Polen und Litauer,
und wie sie alle heißen mögen, treten als Begleitchöre in diesem Schauspiel
des gewaltigsten Völkerkampfes auf. Nach einer Zeit, wo hauptsächlich
dynastische Jnteressen maßgebend waren oder edlere Geister im Weltbürgertum
ihr Jdeal suchten, ist im Laufe des 19. Jahrhunderts der nationale Gedanke
wieder stärker hervorgetreten und das Nationalitätsprinzip zu einem politischen
Leitsatz erhoben worden, um den innere und äußere Kämpfe entbrannten.
Sehr im Gegensatz zu seinem großen Oheim, dem Welteroberer, machte
Napoleon III. dasselbe zum Vorwand seiner Politik. Und gleichsam als
Abwehr gegen die Gleichmachung des alle Grenzen verwischenden modernen
Weltverkehrs haben selbst kleine und kleinste Völkerschaften sich ihrer nationalen
Sonderheiten erinnert. Ohnmächtig, gegen die Technik anzukämpfen, haben
sich diese Bestrebungen in der ethisch-politischen Richtung geltend gemacht.
Die Zunahme der Bildung in den unteren Volksschichten hat sie gefördert.
Die Eroberung der westlichen Gebiete Rußlands, sodann der Zusammen-
bruch des zarischen Reiches hat die Frage der Fremdvölker Rußlands
zu einer besonders aktuellen gemacht. Das Novemberheft dieser Zeitschrift
war ihr gewidmet. Mit dem Versuch einer praktischen Lösung ist ihr zuerst
durch die Proklamation des Königreichs Polen vom November 1916 näher-
getreten worden, nachdem die Rede des Reichskanzlers von Bethmann
Hollweg über die Kriegsziele vom 5. April 1916 bereits einen allgemeinen
Hinweis auf die Befreiung der dem Szepter des Zaren unterworfenen
Fremdvölker an unserer Ostgrenze enthalten hatte.

Zu den Fremdvölkern Rußlands werden auch die im Baltenlande
wohnenden Letten gezählt. Durch Abstammung, Sprache und Religion
sind sie den Russen stamm- und kulturfremd und haben daher ethnologisch

ein Anrecht auf diese Bezeichnung. Können sie hieraus auch Anspruch auf Geltendmachung politischer Sonderrechte erheben, und wieweit?
Die Letten sind ein eigener, zwischen Germanen und Slaven stehender Zweig der indogermanischen Völkerfamilie. Über ihrer Vorgeschichte waltet einiges Dunkel. Als der Orden in die baltischen Provinzen kam, fand er die Letten in Kurland und der südlichen Hälfte von Livland vor, den Gebieten, die sie auch heute noch bewohnen, ein armes, kulturell nicht hochstehendes Volk, das sich von Jagd und Fischerei nährte und Ansätze zur Landwirtschaft zeigte. Hier an der Ostsee hatten sich vorher, geschichtlicher Mutmaßung zufolge, auch die Goten für kurze Zeit niedergelassen, bevor die Völkerwanderung sie weiter südwärts trieb. Als eigentliche Urbewohner dieser baltischen Küstenländer gelten die Kuren und Liven, zwei finnische Stämme, von denen sich heute noch einige spärliche Reste vorfinden. Über sie waren als Eroberer und Eindringlinge die Goten, die Letten, die deutschen Ordensritter gekommen. Mit letzteren beginnt eigentlich erst die geschichtliche Zeit Kurlands, insofern man mit diesem Aufdruck die Zeit bezeichnen will, über die es eine sichere Kunde der Geschehnisse gibt. Die Ordensritter und ihre Nachkommen haben durch siebenhundertjährige Herrschaft dem Lande ihren Stempel aufgedrückt. Es ist der Gang der Geschichte gewesen, daß ein Volk sich über das andere geschichtet, sich mit ihm amalgamiert hat. So haben sich neue Rassen und Reiche gebildet. Das Longobarden- und Frankenreich, die Reiche der Normannen und anderer sind dadurch entstanden, daß kühne Eroberer in ein Land zogen und dort, als Herrenvolk meist in der Minderzahl, ihre Herrschast aufrichteten. Jn allen deutschen Gebieten östlich der Elbe ist dasselbe der Fall gewesen.
Die Zahl der Letten betrug vor dem Kriege 600000, von denen bei dem Abzug der Russen etwa 250000, gezwungen oder freiwillig, nach Rußland abgewandert sein mögen. Auf die Rückkehr, wenn auch nicht aller, so doch des größten Teils derselben nach dem Frieden ist wohl bestimmt zu rechnen. Nimmt man Südlivland und die drei früher von Livland abgetrennten Kreise des Gouvernements Witebsk hinzu — die andere Hälfte Livlands wird von Esten bewohnt — so beläuft sich die Gesamtstärke des lettischen Volksstammes auf nur etwa 1, 4 Will. Kurland hat 26522 qkm., das lettische Livland 47030. Die lettich»estnische Sprachgrenze läuft mitten durch das Land, verschiebt sich aber allmählich etwas nach Süden zu Gunsten der Esten, die an Zahl den Letten ungefähr gleichkommen. Am 1. Januar 1905 bestand die Bevölkerung Kurlands, deren Gesamtzahl sich auf etwa 759000 belief, aus 78,1«/« Letten, 7,6«/« Deutschen, 5,6«/« Juden, 5,3°/« Russen und 2,9°/« Polen. Die Russen, meist Beamte und Militärs, sind verschwunden. Jm lettischen Livland ist das ZahlenverhLltnis annähernd dasselbe, nur ist das polnische und jüdische Element noch geringer. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß

am 1. Januar 1912 die Bevölkerung Deutschlands per qkm. I20 Köpfe und die Sachsens z. B. 320 betrug, in Kurland aber nur 28,6 Einwohner auf den c>Km. kamen, so beweisen diese Zahlen genügend, daß das große von Letten bewohnte und größtenteils sehr fruchtbare Gebiet für eine gedeihliche wirtschaftliche Entwicklung viel zu schwach bevölkert ist. Auf eine starke Vermehruug der Letten ist nicht zu rechnen, da sie dem Zwei-Kinde»System huldigen. Zu einer rationellen Erschließung des Landes ist eine großzügige Kolonisation erforderlich; auch die russische Agrar-Reform hatte sie schon ins Auge gefaßt Deutschland bedarf dringend Kolonistenland.
Die Kurländische Ritterschaft hat bereits ^/z ihres Besitzes zu Kolonisations-zwecken angeboten. Außerdem stehen große Staatsländercien zur Verfügung. Setzt man in Kurland die genügende Anzahl deutsche Kolonisten an, selbst bei Zunahme der Einwohner um 1 Million würde die Bevölkerungsdichtigkeit erst etwa die Hälfte derjenigen Deutschlands erreichen, so befinden sich die Letten bereits in der Minderzahl. Sie sind ein begabtes, fleißiges und strebsames, dabei realistisch veranlagtes und gewinnsüchtiges Volk, nicht frei von Verschlagenheit. An der Hebung des Bodenwertes und der Erschließung des Landes haben sie selbst das größte Jnteresse. Wenn sie wirtschaftlich prosperieren, werden sie zufrieden sein. Eine eigene Kultur und Literatur fehlt den Letten, das Land ist von deutscher Kultur durchtränkt, die Universitäten und höheren Schulen waren deutsch, der Glaube fast durchweg lutherisch, alle zivilisatorische Befruchtung ist deutschen Ursprungs. Auch die ersten lettischen Bücher wurden von deutschen Geistlichen geschrieben.
Jeder praktisch Denkende muß erkennen, daß ein kleines Volk von 600 (XX) bzw. 1,4 Mill. Seelen, ohne den Rückhalt einer eigenen Kultur, allein auf sich angewiesen, in den Daseinskampf des heutigen Völkerlebens nicht eintreten, daß es mit seiner Sprache, die über die Landesgrenzen hinaus nicht verstanden wird, im modernen Weltverkehr nicht konkurrieren kann. Es ist allgemein festgestellt, daß in den 2V2 Jahren unserer Okkupation die Letten sich bereits eifrig bemüht haben, deutsch zu lernen, daß sie freiwillig deutsche Schulen besuchen und daß die Kenntnis der deutschen Sprache unter ihnen zusehends zunimmt. Wenn hier früher manches versäumt ist, so lag das an politischen Verhältnissen, an den Auffassungen anderer Zeiten, letzthin an der antideutschen Tendenz der russischen Herrschaft. Die lettisch-nationale Propaganda ist größtenteils von den Russen in das Land getragen als Mittel zur Bekämpfung des Deutschtums. Denn gleichen Schrittes damit gingen die Versuche der Bekehrung zur Orthodoxie und Russifizierung. Zu einer Unterdrückung der gegen die deutschen Gutsbesitzer gerichteten Revolution im Jahre 1905 entschloß sich die russische Regierung erst, als sich dieselbe auch gegen das russische Beamtentum und den russischen Besitz zu wenden begann.

Ein klarblickender Lette hat geäußert: „Uns bleibt nichts anderes übrig, als in Rußland unter- oder in Deutschland aufzugehen, es ist keine Frage, daß wir das letztere vorziehen müssen." Man gewähre den Letten, ebenso wie den Deutschen, alle Rechte, die mit dem Staatszweck vereinbar sind, man sorge für gute Schulen, deutsche wie lettische — die Letten werden von selbst aus praktischen Gründen die deutschen vorziehen —, man schone ihre Eigenart und Sprache, aber behandle sie mit strenger Gerechtigkeit, ohne Chikanen und Härten, aber auch ohne Verhätschelung (keine Notablen-Politik!), so werden sie sich bei ihrer großen Anpassungsfähigkeit in die neuen Verhältnisse schnell einbürgern und die Wohltat schätzen lernen, die die Ordnung des deutschen Rechtsstaates gewährt. Um einen eigenen Lettenstaat zu bilden, sind sie numerisch zu schwach, kulturell zu rückständig, es fehlen ihnen die Möglichkeiten, diese Mankos zu ersetzen. Durch das Band der gemeinsamen Religion, durch den Genuß der wirtschaftlichen Vorteile und der Segnungen der höherstehenden deutschen Kultur wird der Lette sich bald mit den deutschen Siedlern verschmelzen, sich eindeutschen. Jn 2—3 Generationen wird die lettische Frage nur noch ein historisches Jnteresse haben, der man eine politische Bedeutung ebensowenig geben wird, wie man von einer Livenfrage in Kurland oder einer Wendenfrage im Spreewald sprechen kann. Ein „lettischer Nationalstaat" wäre eine Utopie und historische Anomalie, feine künstliche Kreierung würde nur die Aufgabe deutschen Besitzes, die Unterdrückung einer jahrhundertealten Kultur bedeuten, ohne gleichwertigen Ersatz zu schaffen.

Für uns aber ist es eine heilige Pflicht, nachdem das Geschick des Krieges einen Teil des alten Ordenslandes wieder in unsere Hand gegeben hat, das Deutschtum, dessen Samen hier einst niederdeutsche Missionare, Kaufleute und Ritter gesät, das ihre Nachkommen gegen alle slawischen Stürme durch 700 Jahre treu und zäh verteidigt haben, jetzt auch zu erhalten und zur vollen Entfaltung zu bringen, zu unserem eigenen Nutzen und zum Segen des Landes selbst.

Graf Julius Andrassy:
Über die polnische Frage.*)
Nach unseren ersten militärischen Erfolgen, die es ermöglicht haben, daß die polnische Frage aufgeworfen werde, habe ich vor der Öffentlichkeit meine Ansicht ausgeführt, daß das Königreich Polen wieder errichtet werden muß. Jch führte aus, daß den Jnteressen Polens und Europas diejenige Lösung am besten entspricht, welche keinen vollkommen unabhängigen Staat errichtet, sondern das neue Königreich mit seinen westlichen Nachbaren, beziehungsweise mit Österreich-Ungarn in Verbindung bringt.
Diese meine Überzeugung änderte sich auch heute nicht. Es spielten sich seither zwei große welthistorische Ereignisse ab, welche geeignet sind, auf die Einstellung des polnischen Problems einen entscheidenden Einfluß auszuüben.
Das eine ist, daß der Zarismus mit seiner polenfeindlichen Tendenz stürzte und an Stelle desselben die das Selbstbestimmungsrecht der Völker verkündende, mithin auch das Selbstbestimmungsrecht der polnischen Nation anerkennende revolutionäre Republik trat.
Das zweite große Ereigniß aber ist, daß Österreich-Ungarn und Deutschland das selbständige Polen proklamierten und an die Organisierung desselben schritten.
Diese beiden großen Ereignisse mögen vielleicht die Durchführung der durch mich geplanten Lösung wohl erschweren, änderten jedoch — zumindest meiner unmaßgeblichen Ansicht nach — an der Tatsache nichts, daß für alle interessierten Faktoren auch heute noch das vom russischen Einfluß befteite und sich auf uns stützende Polnische Reich am besten wäre.
Der in den breiten Schichten der polnischen Nation herrschende Haß gegen den Zarismus und die Befürchtung, daß der neue Staat, wenn er an einer Großmacht keine Stütze findet, sehr leicht unter das alte Joch geraten kann, war das wirksamste Argument dafür, daß der Pole nicht nach vollkommener Unabhängigkeit zu streben, sondern bei einem seiner westlichen Nachbarn eine beständige Stütze zu suchen hat. Heute ist das Gespenst des Zarismus zerflossen, mithin wurde auch die Beweiskraft dieses Argumentes geschwächt, doch besteht auch heute noch die Notwendigkeit, daß sich die polnische Nation vom Schicksale der Rußland bildenden Völker unabhängig mache, und dies ist auch heute nicht anders zu sichern, als durch einen steten Anschluß an den Westen.

*j Erscheint gleichzeitig in der in Budapest erscheinenden ungarischen Zeitschrift „Politika".

Über die polnische Frage Graf Julius Andrassy
Die Richtung und die Zukunft der russischen Revolution ist ganz unab-
sehbar. Heute scheint Lenin mit seinem vollständigen, in großen Zügen noch
niemals erprobten Kommunismus, der ebenfalls noch nirgends verwirklichten
Theorie des Selbstbestimmungsrechtes der Völker die Oberhand zu gewinnen.
Doch wer weiß, wielange das währen wird. Staatsmänner standen noch
niemals vor einer so schweren Aufgabe, wie die Führer der russischen.Re-
volution. Sie müssen gleichzeitig zwei solche Aufgaben lösen, von denen
auch nur einer beizukommen es bisher nirgends und niemals gelungen ist.
Sie müssen den unerprobten Kommunismus und die Bodenaufteilung ver-
wirklichen, der gewiß erbitterten Selbstverteidigung der besitzenden Klasse gegen-
über, und zur selben Zeit sollen sie auch die lebensfähige Konföderation der
verschiedenen Völker mit der vollständigen Freiheit der Bestandteile in Ein-
klang bringen.
Und die erste, an sich geradezu unbesiegbare Aufgabe wird noch dadurch
erschwert, daß die Besten der Führer der Revolution reinherzige Jdealisten
sind, welche durch den Zarismus aus dem öffentlichen Leben vollständig ver-
drängt wurden, die dann am Schreibtisch oder aber als Emigranten oder
Häftlinge ihre Träume weitergesponnen haben; die niemals die Geburten der
schrankenlosen Tätigkeit ihrer Phantasie verwirklichen mußten, die es nie lernten,
der Schwierigkeiten der Regierung, der Kraft der Traditionen, derjenigen
Bestrebungen, Jnteressen und natürlichen Jmpulse, welche der Verwirklichung
jeder weitgehenden, radikalen Reformbestrebung in dem Wege stehen —
Rechnung zu tragen; und daß, wie die Führer so wenig praktische Schulung
haben, die großen Massen des russischen Volkes an Wissen, an Gedankenfreiheit
noch immer sehr zurück, innerlich noch immer Anhänger des Zarismus sind
und unter dem Einflusse der orihodoxen Kirche stehen. Auch fehlt bei ihnen
die Schule der Selbstverwaltung und Freiheit, welche durch die korrupte
Bürokratie des Zarismus erstickt wurde.
Die zweite Aufgabe wird dadurch äußerst erschwert, daß diejenigen
einzelnen Völker, welche man bei vollständiger Anerkennung ihres Rechtes,
sich loszureißen, beständig und friedlich zusammenwirken lassen müßte, nicht
über von Natur aus, durch Berge oder Flüsse gezogene oder durch historische
Traditionen bestimmte gewisse Grenzen verfügen, daß zwischen den einzelnen
Rassen viel althergebrachte Gegensätze, viel Haß obwaltet, daß dem durch
die führende Rasse, die Großrussen bewohnten Gebiet jede natürliche Grenz-
linie besonders mangelt, es.vom Meere, dieser Vorbedingung der gesunden
wirtschaftlichen Entwicklung, entfernt liegt, daß also vorauszusehen ist, daß
Reibungen und Zwistigkeiten zwischen diesen^'Rassen zu unhaltbaren Zuständen
führen werden.
Und diese Konföderation wird auch schwere außenpolitische Aufgaben
haben. Einesteils der stets wachsende Druck der gelben Rasse, die Böswillig-

keit der lebenskräftigen, von Eroberungssucht durchdrungenen Japaner, anderen»
teils die des Britischen Reiches wird ihre Existenz bedrohen. Dabei wird
eine Riesenschuld diesen Staat bedrücken, welche seine heutigen Verbündeten
»on ihm unbarmherzig fordern werden.
Diese ungeheuren Schwierigkeiten werden am besten durch eine kurze
Parallele mit der Geschichte der amerikanischen Union beleuchtet. Die ersten
Einwanderer Amerikas brachten den Kultus der Freiheit, große politische
autonomistische Traditionen bereits aus ihrer alten Heimat mit sich. Die
konfessionelle und politische Unduldsamkeit in Europa vertrieb die vornehmsten
Kämpen der Freiheit in die neue Welt. Diese machten, in der neuen Heimat
kleine selbständiges inneres Leben führende Kolonien, später Staaten orga-
nisierend, die vollkommenste politische Schule durch. Seit die französische
Expansivkraft durch die britische Macht gebrochen wurde, wurden diese neben-
einander lebenden angelsächsischen Kolonien durch keine äußere Gefahr bedroht.
Die Kolonien gewöhnten sich auch in ihrer Einheit im Rahmen des britischen
Reiches an ein gewisses Zusammenwirken. Auf ihnen lastete die Notwendig-
keit der Lösung der größten sozialen Probleme und der große gesellschaft-
liche Gegensatz, den die russische Revolution hinterließ, nicht, die überseeischen
britischen Kolonien konnten unter äußerst günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen
nebst sehr geringer Vermögensungleichheit den höchsten Grad menschlichen
Wissens und Könnens auf einem reichen und reichlich zur Verfügung stehen-
den Boden entfalten.
Und dennoch konnte sich diese harmonische Welt, welche über alle Vor-
bedingungen der Ausbildung einer freien Konföderation verfügte, bei Aner-
kennung der Suveränität, des vollen Selbstbestimmungsrechtes der einzelnen
Bestandteile nicht friedlich entwickeln. Nach langwierigen inneren Krisen
mußte gerade das Amerika, welches heute uns gegenüber das Recht der
Völker verkündet, sie können, wenn sie wollen, sich von ihrer Nation los-
reißen, diese These aus der allgemeinen Auffassung ausmerzen, da dieses vermeint-
liche Recht der Teile das Zusammenleben unmöglich machte. Der enorme Auf-
schwung Amerikas basiert gerade auf der bewußten Negation und auf der
blutigen Eliminierung dieser Theorie, welche heute Amerika als einzig selig-
machende für andere propagiert und auf die man auch die russische Kon-
föderation aufbauen will. .
Es ist also sehr fraglich, ob es der russischen Revolution gelingen wird,
das nationale Leben innerlich vollständig umzugestalten, auf eine unerprobte
theoretische Grundlage zu stellen, gleichzeitig aber nebst vollständiger Aner-
kennung des Rechtes einzelner Rassen, sich loszureißen, dieselben dem Druck
Asiens aussetzend, nebst Wahrscheinlichkeit englischer Rache dieselben beständig
friedlich zusammen zu halten. Ob nicht dieses Streben nach unmöglichen Auf-
gaben zum Triumphe der Reaktion und zum Siege des Zarismus führen wird?

Ob es nicht im Jnteresse Polens steht, seine eigene Entwicklung aus dieser Ungewißheit auszuschalten, desjenigen Polens, welches nach mehrere Jahrhunderte währender Fremdherrschaft vor dem schwierigen Problem des Auferstehens steht und bei dem ein Fiasko einen endgültigen Sturz herbeiführen kann.

Die schwierige Aufgabe der Rekonstruktion kann es nur so lösen, wenn es sich auf den Westen stützt, wenn es einen steten Bund mit den Mächten Mitteleuropas schließt. Ein vollständig unabhängiges Königreich Polen, dem es auf die polnische Bevölkerung Deutschlands und Österreichs gelüstet, kann der revolutionären Propaganda von Osten nicht widerstehen und müßte seinerseits wieder im Dienste dieser revolutionären Propaganda gegen Westen Zersetzungsprozesse anstreben. Polen wäre in dieser Lage unfähig, die Richtung seiner Entwicklung selbst zu bestimmen. Es müßte in das Labyrinth der russischen Evolution geraten und würde aller Wahrscheinlichkeit nach nach vielen Krisen in die Arme des Zarismus oder irgend eines neugearteten Napoleonismus zurückfallen, in die derjenigen Staatsform, welche die Reaktion des bezüglich Asiens schwer zu ersetzenden und über tiefdringende Wurzeln verfügenden russischen Jmperialismus, gegenüber der Machtlosigkeit der Konföderation, aufwerfen wird.

Es ist auch heute noch das Lebensinteresse der polnischen Nation, daß sie nicht in drei Teile geteilt bleibe. Dieses Jnteresse ist wichtiger, als die papierne Unabhängigkeit, welche nur in dem Falle eine wirkliche ist, wenn hinter ihr entsprechende Kraft steht.

Die Teilung in drei Teile kann aber nur in dem Falle aufhören, wenn sich Russisch-Polen von Rußland losreißt und ein Staat entsteht, welcher mit einer mitteleuropäischen Macht in innerem Kontakt steht.

Davon sind wir überzeugt, daß es die eine Folge des Weltkrieges sein wird, daß in jedem Staate ein großer Fortschritt zur Demokratie und Freiheit erfolgen wird. Doch wir, die wir allen unseren Traditionen und Jnteressen gemäß monarchistisch gesinnt und nicht Willens sind, alle kühnen Schwärmereien des schwachen menschlichen Geistes am eigenen Leibe zu erproben, da wir wissen, daß das ungeheuer viel Blut und Leiden kosten kann, die wir nur für die organische und stufenmäßige Entwicklung von Jnnen aus sind und in den uns aufgedrängten, auf fremdem Boden gewachsenen von außen her gebrachten Theorien eine große Gefahr erblicken; wir wollen und werden die Selbständigkeit der historischen Grundlage unserer Entwicklung beibehalten.

Diejenige polnische Nation, die mit einem Fuß in der gärenden russischen Welt, mit dem anderen bei uns wurzelt, würde einen Konflikt zwischen der russischen Revolution und unserer Weltordnung unvermeidlich machen, den Samen eines neuen Weltkrieges ausstreuen, während ein gegen Westen gravitierendes Polen das friedliche Nebeneinanderleben der zwei gegensätzlichen Weltordnungen

möglich machen könnte. Das polnische Warschau könnte eine natürliche Basis gegen das polnische Krakau und das polnische Posen sein für die in Warschau vorherrschenden revolutionären Jdeen, kann aber nicht als Basis für das moskovitische Moskau und das ukrainische Kiew dienen für denjenigen monarchistischen Konstitutionalismus, der sich bei ihm voraussichtlich geltend machen wird.

Das sich auf Westen stützende Polen gefährdet die unabhängige Entwicklung der übrigen Völker der russischen Welt nicht, während ein Polen, dessen einer Teil Exponent der revolutionären Jdeen Rußlands ist, auch den inneren Frieden der von polnischer Bevölkerung bewohnten westlichen Nachbarn bedroht. Die zukünftige Entwicklung kann aber nur dann friedlich, vielseitig und segensreich sein, wenn die natürlichen Folgen der gegenwärtig gegeneinander kämpfenden verschiedenen Lebenstypen, Auffassungen, Temperamente, Klimen harmonisch nebeneinander zu bestehen vermögen, nicht aber wenn der eine Typus nach Alleinherrschaft strebt, sich Völkern von entgegengesetztem Jnteresse und Auffassungen aufdrängen will, sich als den einzig seligmachenden verkündet.

Die bessere Zukunft ist nicht in einer größeren Einförmigkeit, als sie in der Vergangenheit bestand, sondern in einer größeren Harmonie der vielseitigen besonderen Existenzen und Jmpulse zu suchen.

Die Tatsache der Proklamierung der Selbständigkeit Polens änderte an denjenigen realen Jnteressen nichts, welche es wünschenswert machen, daß Polen dem Westen zu gravitiere. Diese Tatsache mag wohl jede Anknüpfung an einen Nachbarn in dem Lichte erscheinen lassen, als wäre dies ein Schritt nach rückwärts der bereits zugesagten Selbständigkeit gegenüber, doch auch bei Proklamierung der Selbständigkeit wurde die Notwendigkeit des Anschlusses an die westlichen Nachbarn betont und diese Proklamierung vermehrte die selbständigen Kräfte keineswegs. Die Möglichkeit der Selbständigkeit aber hängt von diesen Kräften ab. Das zwölf Millionen zählende Volk, welches Kongreßpolen bewohnt, könnte zwischen die vor einer Reihe von Krisen stehende russische Welt und die deutsche und österreichisch-ungarische Großmacht geschaltet, sich den Rang im europäischen Leben nichts ichern, welchen das alte Königreich Polen eingenommen hat. Ein solches kleines Polen könnte nur eine problematische Existenz führen, wäre nur sehr schwer imstande, sein durch den Krieg zerstörtes Gebiet wieder neu herzustellen, und müßte eine Heimstätte der Unzufriedenheit werden. Die Agitation gegen diejenigen, denen dieses unvollständige Leben zugeschrieben würde, wäre ein Leichtes und ich befürchte, daß wir uns nur in dem Königreich, das eine große Vergangenheit, doch sehr geringe reale Macht besitzen würde, nur einen Feind erziehen würden, der sehr leicht einen Jrredentismus bei uns anstreben könnte. Die Unzufriedenheit würde die russische revolutionäre Agitation nähren und könnte

durch dieselbe sehr bald mitgerissen werden. Ein lebensfähiges Polen ist nur so denkbar, wenn zumindest zwei Teile des in 3 geteilten Körpers von Polen vereint werden, was aber — wie bereits ausgeführt — nur in dem Falle durchzuführen ist, wenn es sich auf Westen stützt; dies spricht also für die westliche Orientierung.

Und wenn es das Jnteresse unser Aller erwünschen läßt, daß sich das neue Polen auf einen seiner westlichen Nachbarn stütze, halte ich es für die natürliche Lösung, daß sich Polen an Österreich-Ungarn anschließe. Da die preußisch-polnischen Provinzen Vorbedingungen des inneren territorialen Zusammenhanges des preußischen Staates sind, läßt sich selbst eine Autonomie von vollständigerem Wirkungskreis dieser Gebiete nicht denken. Viel leichter wäre es, Galizien mit dem Königreich Polen zu vereinen. Jn der Vergangenheit knüpfen sich an das preußisch-polnische Verhältnis mehr bittere Erinnerungen, als an das österreichisch-polnische. Das Polentum lebte in den letzten Jahrhunderten in Galizien am zufriedensten und auf der nationalsten Grundlage. Die ungarische Nation aber wäre eine natürliche Vermittlerin zwischen den Polen und den übrigen Völkern Österreichs, da sie doch ebenfalls einen Staat auf nationaler Grundlage bildet, welcher zum polnischen Volk alte Sympathien hegt. Auch die katholische Religion der Dynastie Habsburg und der Mehrheit der Bevölkerung Österreich-Ungarns erleichtert den Anschluß Polens an uns. Jch glaube, die Verbindung mit uns würde auch in der ganzen Welt leichter Beruhigung schaffen, als die mit den Deutschen.

Es versteht sich jedoch von selbst, daß diese Lösung nur bei Wahrung der berechtigten Jnteressen der Deutschen und nur auf Grund einer vollen Übereinstimmung mit den Deutschen möglich ist. Bismarck, der von Antipathie gegen die Polen erfüllt war und der Jdee des russischen Bündnisses anhing, als Realpolitiker, der immer die wahrhaftige Lage zu erkennen weiß und seine Gefühle den Jnteressen immer unterzuordnen verstand, äußerte sich wiederholt, daß im Falle eines russischen Krieges die Neuherstellung Polens notwendig werden könnte und daß man in diesem Falle Polen in irgend einer Form dem habsburgischen Reiche näher bringen muß.

Diese Lösung müßte naturgemäß erst bei den Friedensverhandlungen finalisiert werden. Es wäre ein großer Fehler, ich' glaube jedoch, daran denkt auch niemand, schon jetzt ein Fait accompli schaffen zu wollen, weil dies den Friedensschluß erschweren und dennoch keinen rechtlich bestehenden endgültigen Zustand schaffen würde.

Beim Friedensschluß wird die polnische Frage kaum auf unüberwindbare Hindernisse stoßen, da doch das neue russische Regime nur einer Schwierigkeit entledigt wird, wenn sie die polnisch-ukrainische Frage nicht zu lösen hat und kein Element von verschiedener Orientation und Religion in der neuen schwerfälligen Konföderation unterbringen muß. Der Anschluß Polens bei

Wahrung seiner staatlichen Existenz wäre auch keine solche Annexion, die
einen odiösen Charakter hätte, der also für diejenigen unannehmbar wäre,
die prinzipielle Feinde von Annexionen sind, da sie doch nicht die Verge-
waltigung eines Volkes bedeutet.
Zum Erfolge ist es jedoch notwendig, daß sich die Regierungen Öster-
reich-Ungarns und Deutschlands hinsichtlich des Standpunktes vereinen mussen,
den sie in dieser Frage bei den Friedensverhandlungen gemeinsam vertreten
sollen. Dies muß tunlichst bald geschehen, schon aus dem Grunde, daß sie
das durch sie gebildete Königreich Polen für diese Lösung gewinnen und
damit die Jnkonsequenz eliminiert werde, welche bisher in Fragen der pol-
nischen Politik wahrzunehmen war und nur schädliche Folgen hatte.
Nur ein übereinstimmendes und konsequentes Verfahren kann die Aktion
der Entente, welche in Überlizitieren besteht, paralysieren.
Mit der Frage, welcher Art die Verbindung zwischen der habsburgischen
Monarchie und Polen zu sein habe, will ich mich heute noch nicht befassen.
Es versteht sich von selbst, daß, wenn Österreich Galizien überläßt, auch die
Jnteressen der in Galizien seßhaften, übrigen Nationalitäten und auch die
Machtinteressen der habsburgischen Monarchie gesichert und die paritätische
Lage, die gesetzliche Unabhängigkeit Ungarns und die staatliche Existenz Polens
gewahrt werden müssen.
Die endgültige Lösung kann nur durch gegenseitiges- Übereinkommen,
nach Zustimmung der interessierten Legislativen stattfinden, doch ist ein Erfolg
nur dann zu erwarten, wenn die verantwortlichen Leiter Deutschlands und
Österreich-Ungarns einen bestimmten Plan und Willen haben und rechtzeitig
zielbewußt richtunggebend, einschreiten.
Die Machtlage zwischen Rußland und uns wird meiner Meinung nach
für lange Zeit endgültig zu unserem Vorteil entschieden. Die Vereinigung
der von einander losgerissenen polnischen Nationalteile unter russischem Pro-
tektorat wäre erst nach unserer vollständigen Niederlage zu erreichen, in einem
Verständigungsfrieden ganz ausgeschlossen, ist also heute undurchführbar. Nur
auf Grund des Anschlusses an den Westen ist die Vereinigung von zumindest
zwei voneinander losgerissenen polnischen Nationalteilen zu erreichen.
Derjenige Pole, der die Vereinigung erwünscht, kann nur nach Westen
blicken, wenn er eine reale Politik befolgt und der tatsachlichen Lage Rechnung
trägt. Von einer unbesiegten Macht — und wir sind es doch — läßt sich
doch nicht erwarten, daß es Gebiete überlasse, ohne Garantien dafür zu be-
kommen, daß derjenige Faktor, der diese Gebiete erlangt, unter allen Um-
ständen beständig und sicher auch sein Volk verteidigen wird.
Und auch an unseren Jnteressen, den Jnteressen Deutschlands und Öster-
reich-Ungarns ändert die russische Revolution nichts. Heute können wir uns
ebenso wenig dreinfügen, daß Warschau die Basis einer gegen uns gerichteten

russischen Aktion sei, als da der Zarismus feststand, nicht nur weil der rus-
sische Jmperialismus, wie ich oben darauf hingewiesen habe, in irgend einer
Form neubelebt werden kann, sondern auch weil Warschau die offensive Basis
einer russischen Revolution gegen die Freiheit der inneren Entwicklung Mittel-
Europas bilden kann.

Unsere Regierungen haben sich der russischen Revolutinn gegenüber sehr
richtig auf den Standpunkt gestellt, daß sie dieselbe in ihrer Ausbildung nicht
hemmen wollen, daß sie Rußland gegenüber keine prinzipielle Politik be-
treiben, daß sie sich in Rußland nicht mit der Monarchie identifizieren, welche
diesen fürchterlichen Weltkrieg uns als Erbschaft hinterließ, sondern anerkannten
das unbedingte Recht des russischen Volkes, in seinen internen Angelegen-
heiten das zu tun, was es für recht findet, und erklärten, daß sie auch mit
der russischen revolutionären Regierung einen Frieden abzuschließen bereit
sind, wenn dieselbe annehmbare Bedingungen anbietet. Aber war auch dieser
prinzipielle Standpunkt der Regierungen der Zentralmächte sehr weise, ist es
dennoch naturgemäß, ja sogar eine logische Folge des Obigen, daß auch wir
eine vollständige Unabhängigkeit unseres eigenen Lebens vom russischen Einfluß
für uns aufrechterhalten wollen. Wir wollen nicht im Wege der russischen
Revolution stehen, weil sie uns nicht angeht, aber bei uns wünschen wir
sie nicht zu haben.

Karl von der Heydt:

Das polnische Problem.

Es ist schon eines: denn es wird seit dem denkwürdigen 5. November 1916
in der öffentlichkeit unermüdlich herumgedreht. Und auch schon vorher. Es ist
fast wie das Kinderproblem, des Übersetzens einer Ziege, eines Kohlkopfes und
eines Wolfes über einen Fluß. Mit dem einzigen Unterschiede, daß dies letztere
eine glatte Lösung kennt, wo weder die Ziege, noch der Kohl gefressen wurden. Das
polnische Problem aber hat leider keine glatte Lösung. Wie man's auch immer an-
faßt, es entsteht eine Jrredenta: der Wolf, der direkt oder indirekt Kohlkopf und
Ziege, d. h. Preußisch und Österreichisch Polen gefährdet.

Daran ist nun einmal nicht vorbei zu kommen! Und es entsteht, — das ist
die indirekte Gefährdung —, eine Revolntionierung, zum mindesten der
preußischen Polenpolirik, der ja ihre Freunde so glänzende Erfolge nachrühmen!
Schnell ist man einig geworden über das negative, daß nÄmlich die Formel,
mit der man am ö. November 1916 zur Lösung gelangen wollte, ungangbar sei.

Karl von der Heydt

Das polnische Problem

Es war die Gleichung, worin gefragt wurde: Wie stark ist ^ — Jrredenta, wenn
a — Kongreßpolen seine Anziehung auf b und c ausübt (preußisch Polen und
Galizien).
Es gehört zum ständigen Arsenal der Vorwürfe, gegen einen im Juli zurück»
getretenen Staatsmann, ihm diesen Lösungsversuch als einen jener Fehler anzu-
rechnen, die nach Talleyrand schlimmer sind als ein Verbrechen.
Vor einigen Wochen tauchte nun, vom Bundesgenossen her, die Gleichung auf:
Wie groß ist,7, wenn u.-^ <? vereint auf b wirken? Man beachte, es ist dies
chemisch gesprochen das Prinzip der mehr oder'minder gesättigten Verbindung. ^
kann dabei kleiner sein, weil a -j- e der vollen Sättigung näher stehen. Dafür ist
aber wieder die einwirkende Masse größer! Und noch tausend andere Aber stellen
sich ein. Die Lösung ward wiederum flink, gar zu flink, verworfen. Wenn man
die heftigsten Kritiker der bisherigen Lösungsversuche dann um ihr eignes Rezept
bittet, so lautet es vielfach und von Seiten der Vorsichtigen, die auch schon an dem
Geduldsspiel herumprobiert haben: Abwarten! Weiter nichts! Eine Antwort,
die offenbar den Verzicht auf eine Antwort darstellt. Die Kouragierten hin»
gegen sagen gerade heraus, die Lösung sei, Polen Rußland zurückzugeben. Sie
müssen dabei wohl an das alte, von der Zeiten Wandel unberührte »nte dellum
Zarentum denken, welches Polen, nicht ohne politisches Geschick, d. h. sich auf den
Kleinbauern stützend gegen die Schlacht«, unter seiner väterlichen Knute hielt.
Käme dieses Zarentum wieder, dann wäre die Gleichung richtig, daß der Wert ^
sich Null nälhert, sofern «, nämlich Kongreßpolen, völlig geknebelt und zur
Auswirkung politischer Anziehungskräfte auf b oder e unfähig ist. Dann bliebe
nur noch der rein militärische Zweifel: darf man dem russischen Koloß — denn
dann gäbe es ja wieder einen, dem imperialistischen Teufel verschriebenen, russischen
Koloß — eine solche, tief in unsern Körper hineinragende, Bastion belassen?
Könnte man hoffen, die darin lauernde Gefahr durch strategische Grenzberichti-
gungen zu bannen, die nicht wieder zur Annexion von halb Polen führten?
Aber dies Zarentum gibt's uicht mehr! und es gehört gar keine besondere
Prophetengabe dazu, um vorauszusagen, daß es auch s o nicht wiederkommen
kann, obgleich seine Wiederkunft an sich sehr möglich ist.
Was jetzt im Augenblick besteht und was darnach folgen kann, läßt aber
jenen Lösungsversuch der Kouragierten noch gefährlicher als alle andern und
gradezu waghalsig erscheinen. Kongreßpolen würde eine Schwester-Republik
des großen russischen Staatenbundes werden, volle Freiheit erhalten, seine Jrre-
dentaträume, über die Grenzen hinaus, weiter zu träumen, und das würden dann
bald keine Träume mehr sein! Das, wofür schon das Zarentum, in seiner letzten
Phase, zu kämpfen vorgegeben hat: ein Polen als Schwester der russischen Völker,
vereint mit allen seinen abgesprengten Teilen, das würde dann sehr rasch auf die
Fahnen des ganzen riesenhaften Repnblikenbundcs geschrieben werden, Die Jrre-
dentafordernng würde mit dröhnender Faust, und zwar mit der Faust desganzen

russischen Reiches an unsre Tore pochen. Die Lösung wäre wahrlich die verbriefte Katastrophe! Grenzberichtigungen strategischen Jnteresses würden ihr gegenuber wirken, wie der Einbau einer Kiste in einen durch die Sturmflut reißenden Damm!
Die andern Versuche an dem „doss pn2«Ie": Annexion nebst Zwingherr-schaft, Schutzherrschaft mit oder ohne Kondominium — sie sind alle schon publi-zistisch vertreten worden — sind einer Widerlegung kaum wert. Es genügt auf die Uhr zu blicken, die Uhr der Zeitgeschichte, und festzustellen, daß wir 1917 schreiben und daß die Einführung des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahl-rechts in Preußen, mag man ihm zujubeln oder nicht, nun einmal vor der Türe steht.
Es wird immer klarer, daß der pnusle überhaupt nicht zu lösen ist. Wir sahen aber oben schon, bei der Schilderung der russisch-polnischen Gefahr, ein bedeut-sames Streiflicht fallen, auf den Kern seines verzwickten Mechanismus. Wir sahen, worauf es vor allem ankommt. Das ist: Polen seelisch von Rußland lösen. Seinen guten Willen uns für die Zukunft sichern, und zwar obgleich ein Blick auf die Karte Preußens genügt, um zu zeigen, daß wir niemals, niemals aufhören können, polnisches Volkstum in unserm Staatsverband zu halten.
Das ist eine ungeheuer schwere Aufgabe, das Problem wird wahrlich nicht leichter dadurch, daß man seine Hauptforderung ausspricht, fast das Gegenteil, aber wir müssen sie lösen, um unserer ganzen Zukunft willen. Wir haben das Problem nicht im Ubermut uns geschaffen! es liegt wie ein Felsblock vor uns da, unser Krieg, den wir uns auch nicht geschaffen haben, mußte diesen Block ins Rollen bringen, es ist eine Kriegserrungenschaft mit negativen Vorzeichen, aber cS ist. Und schon Hegel sagte: alles was ist, ist vernünftig! und ein Vernünftiges kann ja nicht auf die Jrrationale Zahl ausgehen, sondern muß vernünftig, d. h. praktisch, in den Annäherungswerten jeder Wirklichkeit, lösbar sein.
Wir müssen es verstehen, den 3,5 Millionen in geschlossener Siedlung, auf altererbtem Boden wohnenden Polen Preußens eine Stellung im Staate zu geben, die sie zu unfern wahren Brüdern macht, die sie am Staate, gleichberechtigt, Anteil nehmen läßt, und die sie dann schließlich nicht mehr zum Objekt der Attraktion durch » oder » ^- «, sondern zu einer lebendigen Kraft macht, die mit den Kultur-nnd Lebensgütern des preußischen Staates und des deutschen Reiches a oder » « selbst wie einen Planeten in den Bannkreis unsrer deutschen Sonne zieht.
Die Sprachenfrage, so wichtig ihre Lösung ist, ist dabei noch nicht einmal die Hauptsache. Dies ist vielmehr die Gewährung des gerechten und gleichen Anteils am Staate und seiner Regierung an die Mitbürger polnischer Zunge, die Auf-hebung jeder Art von .Mssdilit?" d. h. von praktischer Ausschließung von den Staatsämtern, zumal von denen im polnischen Sprachgebiete selbst.

Gehemmt Professor Julius Wolf:
Die Aera der Professoren-Minister.
Seitdem Professor Graf Hertling deutscher Reichskanzler und Professor
Robert Friedberg Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums geworden
sind, hat auch für Deutschland die „Aera der Professoren-Minister", die in
anderen Staaten seit einem halben Jahrhundert eröffnet war, als angebrochen
zu gelten. An deutsche Bundesstaaten und das Reich ist die Versuchung,
ehemalige oder noch im Dienst befindliche Professoren an verantwortliche
Stellen des Staats- und Reichsdiensts zu berufen, am spätesten unter den
Kulturstaaten herangetreten, oder wenn sie herantrat, hat man sich ihrer zu
erwehren gewußt. Während die abend- und morgenländische Kulturwelt sonst
längst auf das Kapital an Wissen und Können Beschlag gelegt hatte, das in
der Person einzelner Akademiker hier und dort nicht nur schlummerte, sondern
etwa auch vor Jedermann aufgeschlagen war, hat Deutschland, offenbar
dank der Überfülle politischer Talente, deren es sich erfreut, diese Kraftquelle
bisher für politische und Ressortaufgaben unangetastet gelassen.
Am Gitter, das das Gebäude der Universität Berlin von der Straße
Unter den Linden vornehm abschließt, hat allerdings das Denkerpaar der beiden
Humboldt, durch die Meisterhand Paul Ottos verewigt, Platz gefunden, und
Wilhelm von Humboldts diplomatisches Können war bekanntlich hoch-
geschätzt, aber seine Herkunft brachte es mit sich, daß er nicht Professor, sondern
Legationsrat und späterhin Gesandter, schließlich sogar Kultusminister wurde,
als welcher er sich um die Gründung der Berliner Universität und durch die
Ausstattung derselben mit Lehr- und Lernfreiheit hoch zu wertende Verdienste
erwarb. Bürgerlich geboren wäre er zweifellos Professor geworden und —
geblieben und hätte niemals Gelegenheit gehabt, die diplomatischen Geschäfte
des preußischen Staates vor und in dem ersten Pariser Frieden zu führen,
noch auf dem Wiener Kongreß sich für die deutsche Sache zu betätigen, noch
als Mitglied der Territorialkommission zu Frankfurt a. M. die Gebietser-
werbungen zu regeln, die Preußen nach dem endgültigen Sturze Napoleons
zugefallen sind. Seine adlige Herkunft, die ihm über den Professor hinweg-
half und ihn unmittelbar zum Minister befähigte, nachdem der Weg über
den Legationsrat zurückgelegt war, hat allein ihn seine politische Begabung
auch im politischen Dienste für den Staat auswerten lassen. Nicht als „v. Hum-
boldt" geboren, hätte er die Möglichkeit gehabt, seinen gelehrten Studien
nachzuhängen, der Habilitation wäre wohl auch die Professur gefolgt und in
der Gelehrtenstube hätte er hochgeachtet sein Leben beschlossen.
Der Fall v. Dunsens liegt ganz ähnlich. Auch er, der „geboren

Professor" — er wäre eine Zierde jeder theologischen Fakultät für das Fach der Kirchengeschichte und Liturgie gewesen — hat den Weg über den Legationsrat genommen, den er der Familien-Tradition schuldig war, und hat schließlich das Londoner Protokoll von 1852 über Schleswig-Holstein unterzeichnet. Seine Söhne waren fast sämtlich — mit einer Ausnahme — nicht viel weniger wissenschaftlich interessiert als er. Darum Professoren? Nein. Politiker, Gelehrte, Soldaten, Diplomaten! Zwei von ihnen, Karl und Theodor hat der Staat gern in den diplomatischen Dienst genommen und sie haben ihm, wenn sie auch an den Vater nicht heranreichten, treffliche Dienste geleistet.
Nur der Fall Niebuhrs scheint den anderen Entwicklungsgang als möglich zu erweisen. Gräflicher Privatsekretär, Bankdirektor, preußischer Geheimer Staatsrat, hielt er schließlich Vorlesungen an der neueröffneten Berliner Universität und wurde trotzdem als Gesandter beim Vatikan verwendet. Jhn zog es freilich zur Wissenschaft zurück. Jhr wollte er sein Leben weihen und er hat es bekanntlich mit dem größten Erfolge getan.
Vielleicht ist mir der eine oder andere Fall nicht gegenwärtig. Aber im Allgemeinen hat man die Probe auf das Exempel in Preußen-Deutschland nicht gemacht. Selbst der Fall Savigny ist nicht die Ausnahme von der Regel, sondern einfach die Regel selbst. Friedrich Karl hat als von Savigny, als Abkömmling eines alten fränkischen Rittergeschlechts, über die Professur 1842 den Weg in das Koo geschaffene Ministerium für Gesetzesrevision gefunden, ein Jhering, Laband, Gierke, Wach oder andere Zierden der Jurisprudenz sind trotz vorhandener Tauglichkeit meines Wissens niemals angegangen worden, sich im Sattel des Justizministers zu versuchen. Auch Moritz August von Bethmann Hollweg, der große Berliner Prozessualist, hätte, wenn nicht als Sprößling des Frankfurter Patriziats geboren, es kaum zum preußischen Kultusminister gebracht.
Woran liegt oder vielmehr „lag" dieser Ausschluß der Professoren als vielfach bester Köpfe der Nation von den hohen Amtsstellen? Er lag an dem Einschachtelungssystem, dem Kastengeist, an dem — das Rußland von vorgestern und China ausgenommen — kein anderes Land der Welt so reich wie das unsere ist. Wäre es auch viel zu viel gesagt, wenn heute noch ausgesprochen werden wollte, man sei in Deutschland in den Stand hinein „geboren", so ist doch auch die Beamtenschaft darauf eingestellt, jeden in der Sphäre zu belassen, in der er einen Rang gewonnen hat. Der Professor ist Außenseiter. Und das „Schuster bleib bei deinem Leisten" hat für ihn selbst mehr als für den Kaufmann (man vergleiche neben v. d. Heydt die Fälle Hansemann, Camphausen, Möller, Dernburg!) zu gelten. „Subversive" Kräfte mußten frei werden, um das früher Unmögliche möglich zu machen. Wer möchte noch heute dem Grafen Hertling — auch freilich als Freiherr von Hertling geboren! — das staatsmännische Geschick bestreiten und wer,

der Friedbergs erste Ministerrede hörte, möchte der Meinung sein, daß
er der unrichtige Mann auf diesem Posten sei? Man mag seine politische
Richtung teilen oder nicht, die Geschicklichkeit und Vornehmheit, die bescheidene
Selbstsicherheit, mit welcher er sich einführte, hätte auch jemand, der nicht
den Weg über den Professor nahm, nicht leicht überbieten können.
Auf die Präsentation fast sämtlicher Parteien des Abgeordnetenhauses
Minister geworden, tut er dar, daß man als Professor Meister in der
Behandlung besonders schwieriger Fragen der Stempel- und Börsensteue»
Gesetzgebung sein kann, ohne der staatsmännischen Eigenschaften, die den
Minister machen, notwendig zu entraten. Mag es ihm glücken oder nicht,
die Tauglichkeit des Gelehrten auch für die ministeriellen Aufgaben kann
angesichts dieses Schulfalls schwerlich mehr verdunkelt werden. Nicht „jedes"
Gelehrten. Wer wollte leugnen, daß der Gelehrtenberuf leicht den Bedürf-
nissen des Lebens entfremdet! Eine „Notwendigkeit" dieser Art liegt
aber nicht vor. Es soll noch grüne Tische anderwärts, außerhalb der Hörsäle
geben. Die in den Hörsälen sind überdies von sehr unbestimmter Farbe.
Und ein Mensch, der doziert, braucht also nicht allezeit ein „Mensch, der
spekuliert" zu sein. So weist sich aus, daß es nicht sinnlos, vielleicht sogar
sinnvoll ist, wenn die ererbte Ordnung, jene Praris, die, auch wenn er dem
Staate an anderer Stelle größere Dienste leisten konnte, den Professor unter
allen Umständen als ßledse kösoriptus behandelte, an die Scholle band, im
Begriffe ist, sich wie manches andere mit Recht zu überleben.
Jenseits der schwarz-weißen Pfähle — schwarz-weiß-rote haben wir ja
nicht, sonst könnte das Gebiet weiter gezogen werden — war man sich längst
darüber im Reinen.
In Ost erreich hat es vom Ministerium Hohenwart an wenig Kabinette
gegeben, die nicht gleich einige Professoren beherbergt hätten. Über die
Ministerprofessoren in Osterreich wäre ein Buch zu schreiben. Von den
Professoren der Nationalökonomie haben wohl zwei Drittel dem Staate —
meist als Finanz-, gelegentlich auch als Handelsminister — gedient und sie
haben sich dann auch meist als Staatsmänner der gestellten Aufgabe ge-
wachsen, ja oft mit überlegenem Geschick ausgestattet gezeigt.
Die Aera Hohenwart mit Schäffle, Tübinger und späterem Wiener
Professor, als Handelsminister, löst in Österreich heute noch „geteilte Gefühle"
aus. Schäffle ist, weil er den Tschechen eine ähnliche Stellung im Gesamt-
staat einräumen wollte, wie sie kurz vorher die Ungarn errungen hatten, bis
in unsere Tage Gegenstand des erbitterten Hasses und der Verachtung der
deutschen Parteien geblieben. Er wollte den deutsch-tschechischen Streit be-
graben, vor jetzt fast einem halben Jahrhundert, und er hatte ein Rezept
bereit, das sich damals nur auf Kosten der Deutschen hätte verwirklichen lassen.
Nach einer Ministerschaft von wenigen Monaten war er gestürzt. Tatsache

ist aber, daß man auch seit Schaffte das tschechische Problem zu lösen nicht verstanden hat und daß es eine Quelle schwerster Kraftverluste für Österreich vor dem Kriege, wie im Kriege war und heute noch ist, wie vermutlich lange noch sein wird. Dieser Professor, wenn schon von den Deutschen verständlicherweise als Renegat behandelt, hat doch mindestens die politische Witterung gehabt, daß vor allem die tschechische Frage bereinigt sein müsse, wenn Ruhe einkehren solle im österreichischen Kaiserstaate. Aus Schwaben „importiert", hat er, Professor der Nationalökonomie in Wien geworden, die lebenswichtige Bedeutung dieser Frage für Österreich doch voll empfunden und hat aus ihr Konsequenzen gezogen, die ihm — als Deutschen vielleicht — nicht Ehre machen, die ihn aber als politisch kaum allzu kurzsichtig ausweisen. Jch bin zuletzt wegen „Mitteleuropas" mit ihm in Briefwechsel gestanden. Er war einer der Paten des vor bald fünfzehn Jahren begründeten Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins. Der ideale Zug, den er in der Behandlung dieses Gegenstandes offenbarte, spricht bei meiner Beurteilung seiner Persönlichkeit aber nicht mit.

Heute amtet aber als sein Nachfolger im Wiener Barbara-Stift ein Mann, der ganz wie Schaffte bis vor kurzem Nationalökonomie an der Wiener Universität docierte, Freiherr von Wieser, ein Gelehrter von echtem Schrot und Korn, der aber trotz der tiefgründigsten Untersuchungen zur Theorie der Volkswirtschaft seiner neuen Aufgabe zunächst — er ist erst wenige Monate auf dem Posten — wieder voll gewachsen scheint, der ganz jene Energie auf der einen Seite und jene Vorsicht auf der anderen walten läßt, ohne welche politische Aufgaben nun einmal nicht zu lösen sind, und dessen Jdeenschatz zweifellos dem Kabinett, dem er angehört, noch zugute kommen wird, obschon der Mann an der Spitze desselben, Ritter von Seidler, darüber nicht in geringerem Maße verfügt. Man hat das jetzt in Wien arbeitende Ministerium überhaupt ein Professoren-Ministerium genannt. Mit vollem Recht — da Ritter von Seidler gleichfalls jahrelang Nationalökonomie in Wien dozierte und neben jenen beiden nicht weniger als drei andere bisherige Professoren einzelnen Ressorts vorstehen: neben Seidler und Wieser als dritter ehemaliger Professor der Nationalökonomie, wieder auch in Deutschland wohlbekannt, M a t a j a, der jetzt in mustergiltiger Weise ein Ministerium für soziale Fürsorge organisiert hat. Seidler hat bisher unter den schwierigsten Verhältnissen das Steuer mit großem Geschick geführt, ist nach dem Abgange Körbers und Clams persönlicher Vertrauensmann des jungen Kaisers geworden und hat nach Bildung seines neuen Kabinetts ein Programm des volkswirtschaftlichen Wiederaufbaues Österreichs entwickelt, wie es großzügiger nicht gedacht werden kann.

Auch sonst haben in Österreich die Professoren als Ressortminister und Politiker nicht üble Figur gemacht.

Meine persönlichen Erinnerungen gehen bis zur Ministerschaft Dunajewskis zurück. Ritter von Dunajewski, früher Professor der Nationalökonomie in Lemberg und Krakau, hat als Finanzminister 1880 eine Schrift von mir über die Reform der Zuckersteuer in Österreich entgegengenommen, die ich als Student der ersten Semester ausgearbeitet hatte und deren Vorschläge später durch den österreichischen Sektionschef von Baumgartner und seinen mir unbekannten ungarischen Kollegen und von Österreich „weiterkommend" in anderen Staaten, schließlich auch in Deutschland Verwirklichung gefunden haben. Die Schrift hatte die Verbrauchsabgabe statt der damals in Deutschland herrschenden Rübensteuer und der in Österreich herrschenden sogenannten Pauschalierungssteuer, der denkbar fatalsten Steuerform, einer Steuer, die gelegentlich dazu führte, daß der Staat mehr aus ihr herauszuzahlen hatte, ^als er einnahm, in Vorschlag gebracht. Jch suchte, da die Misöre dort am größten war und man einen Ausweg nicht finden zu können schien, zunächst das Jnteresse des früheren Professors der Finanzwissenschafr dafür zu wecken. Die Behandlung, die er dem schmächtigen Studentlein mit dem grünen Heftchen in der Hand zuteil werden ließ, war so freundlich wie möglich. Daß er sich meine Vorschläge sofort angeeignet hätte, kann freilich nicht gesagt werden. Sie fanden erst, als Dunajewski nicht mehr Minister war, Verwirklichung. Als Politiker war aber Dunajewski — das muß wieder, trotz seiner entschiedenen und verhängnisvollen Gegnerschaft gegen die Deutschen und trotz der Skrupellosigkeit in der Wahl seiner Mittel gesagt werden — einer der hervorragendsten politischen Köpfe im Österreich jener Tage. Er hat sich unter schwierigen Verhältnissen elf Jahre lang als Finanzminister behauptet.

Führte Dunajewski die Hand des Grafen Taaffe in der ersten Periode von dessen Ministerpräsidentschaft, so fiel für den zweiten Teil derselben diese Rolle Stein dach zu, gleichfalls zunächst Professor der Nationalökonomie in Wien. Machte Dunajewski als Kabinettsmitglied polnische Politik, so Steinbach, der übrigens neben seinem Lehramt als Professor der Nationalökonomie gleichzeitig Sektionrat, dann Ministerialrat, schließlich Sektionschef im österreichischen Justizministerium war, wohl nicht deutsche, aber — er schrieb über die Pflichten des Besitzes und hätte hier dem schärfsten Programm seine Zustimmung gegeben — soziale Wahl- und Wirtschaftspolitik. Er hat damit einer Aera die Bahn gebrochen, die in der Geschichte Österreichs bedeutsam genug gewesen ist und in deren Spuren man heute noch wandelt. Lange vor Lueger hat er, gleichzeitig etwa mit dem Freiherrn von Vogelsang, die Fundamentalgedanken des christlichen Sozialismus in Österreich vertreten, Gedanken, die sich dort politisch bekanntlich viel stärker durchzusetzen verstanden haben als irgend anderswo.

Dem klerikalen Steinbach sind die liberalen Unger, Herbst und

Glaser gegenüberzustellen, wie der jetzt noch lebende Franz Klein, Sterne
erster Größe am Juristenhimmel Österreichs, Standartenträger gleichzeitig des
liberalen Gedankens daselbst. Sie alle, zumal Unger und Herbst „Meister-
redner," wußten, wenn sie sprachen, das intellektuelle Österreich zu ihren
Füßen, Unger ist übrigens erst vor wenigen Jahren gestorben.
Die größere Aussicht, zur politischen Sisyphusarbeit berufen zu werden,
bestand in Österreich übrigens für die nichtdeutschen Volkswirte und Juristen,
aus dem naheliegenden Grunde, weil die nichtdeutschen Völker über Auto-
ritäten in geringerer Zahl verfügen. Als nationalökonomische oder juristische
Forscher oft minder erheblich, wie zuletzt Kaizl, Braf, Madeyski,
haben diese Tchechen und Polen doch, das muß ihnen zugestanden werden,
als Minister sich stets durchzusetzen verstanden, teilweise allerdings auf Wegen,
die nichts weniger als einwandfrei genannt werden konnten. Hier ist vor
allem Kaizl zu nennen, in dieser Hinsicht das Gegenstück seines Kollegen
Braf, der seinem Namen in deutscher Schreibung hohe Ehre machte.
Eine besondere Hervorhebung in dem klassischen Lande der Professoren-
Minister verdienen noch zwei Männer, zunächst, da von slavischen Nationen
die Rede ist, Ritter v. Bilinski. Meine Beziehungen auch zu ihm gehen
bis in die ersten 80er Jahre zurück. Au meinem großen Buch über die Brannt-
weinsteuer, das später den Grund legte für meine Mitarbeit an dem Brannt-
weinmonopol in der Schweiz, weiterhin in Rußland, hat Bilinski das nicht
unerhebliche polnische Material beigesteuert und ich habe im Vorwort 1884
seiner mit Dank gedacht. Bald darauf ins Parlament gewählt, hat er das
Handels- und das Finanz-Portefeuille musterhaft verwaltet, längere Zeit auch
mit Erfolg der Österreich-Ungarischen Bank vorgestanden — unter seinen
Auspizien und denen seines Mitarbeiters Pranger wurde Österreich-Ungarns
damals vorbildliche Devisenpolitik ins Werk gesetzt, von der auch wir in
Deutschland zu lernen hatten — jetzt ist er wieder, nachdem er vorübergehend
noch gemeinsamer Finanzminister und Präsident des in Österreich mächtigen
Polenklubs des Reichsrats gewesen war, einfacher Politiker.
Die meisten Nationalökonomen hat die politische Tätigkeit für die ge-
lehrte unbrauchbar gemacht. Sie brachten nicht mehr die Liebe für die Wissen-
schaft auf. Nicht gilt das allerdings von Steinbach, ebensowenig von Schäffle
und vor allem auch nicht von dem bisher nicht genannten Böhm-Bawerk,
dessen unter dem Schlagwort last vot lesst hier noch auszeichnend zu gedenken
ist. Schäffle hat nach dem Sturze des Kabinetts Hohenwart den Wander-
stab ergriffen und ist in die liebe schwäbische Heimat zurückgekehrt. Sein
wissenschaftliches Können und seine sozialpolitische Überzeugung hat ihn an
die Seite Adolf Wagners geführt. Mit Karl Bücher hat er die altange-
sehene Zeischrift sür die gesamte Staatswissenschaft, die sogenannte „Tübinger
Zeitschrift" herausgegeben. Seine Werke über Finanz- und Gewerbepolitik

sind vielfach richtunggebend gewesen, v. Böhm-Bawerk, einer späteren Periode angehörend — er ist ausgehend von einer Professur der National-Ökonomie in Jnnsbruck, nicht weniger als dreimal Finanzminister gewesen — hat nach seinem Abgang den schwarzen Rock des Professors wieder angezogen und ist bis zu seinem viel zu frühen Tode wieder richtiger Dozent der Nationalökonomie in Wien gewesen, als solcher Führer der sogenannten österreichischen (von Karl Menger begründeten und gegen Gustav Schmoller gerichteten) Schule, auf beiden Hemisphären hochangcsehen, auch in Amerika eine Legion gelehriger Schüler nach sich ziehend. Als Nachfolger des österreichischen Geologen Sueß, auch einer stark politischen und höchst ch"rakter» vollen Persönlichkeit, der wir das klassische Werk über das Antlitz der Erde verdanken, ist Böhm-Bawerk die letzten Jahre seines Lebens auch Präsident der Wiener Akademie der Wissenschaften gewesen. Seine Verdienste c.ls Finanzminister sind unbestritten und unvergessen. Hat Steinbach als Finanzminister zusammen mit dem großen ungarischen Volkswirt Wekerle die österreich-ungarische Valuta auf neue und — für die Friedenszeiten — gesunde Grundlagen gestellt, so ist Böhm-Bawerk hauptsächlich die Reform der Einkommensteuer zu danken, die den Weg frei machte und den erforderlichen Boden schuf auch für den steuerpolitischen Monumentalbau, den der kommende Friede bringen muß.

Jn Österreich die Zahl der Professoren-Minister also Legion! Und kaum einer, der nicht auch als Politiker der Aufgabe des Tages gewachsen gewesen wäre. Eigentliche „Geschichte" zu machen ist ja den österreichischen Ministern, so lange das Reich nicht sein inneres Gleichgewicht gefunden hat, d. h. so lange der Kampf vor allem der Slaven gegen die Deutschen tobt, nur ausnahmsweise diesem oder jenem vergönnt gewesen.

Jn dem Österreich verbundenen Ungarn haben die Profesforen keine geringere Rolle gespielt. Hoch auf ragt die Person Desider v. Szilagys, eines der gewaltigsten Redner in dem an Meistern des Worts nicht armen Lande. Seit 1874 Lehrer des Strafrechts und der Politik an der Budapester Universität, ist er nach mancherlei politischen Peripetien (die ihn u. a. auch für längere Zeit an die Seite des Grafen Albert Apponyi führten) als Justizminister 1889 im Kabinett Koloman Tisza gelandet. Und die gleiche Stellung hat er im ersten Ministerium Wekerle innegehabt. Er hat die ungarische Justiz an Haupt und Gliedern reformiert, auch seinem Lande eine neue Strafrechtsordnung gegeben. Nachfolger Szilagys auf seiner Lehrkanzel war Julius v. Wlassics. Nach Veröffentlichung wertvoller Arbeiten durchweg auf dem Gebiete des Strafrechts wurde er 1895 von Banffy für Kultus und Unterricht in dessen Kabinett geholt und dann von Szell und Khuen-Hedervary übernommen. Seine ministerielle Tätigkeit hat dauernde Spuren hinterlassen. Ein durchaus moderner Mensch hat er u. a. den Frauen den

Weg zur Universität geöffnet und sich für die Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung eingesetzt. 1907 zum Präsidenten des ungarischen Verwaltungsgerichtshofes bestellt, bekleidet er meines Wissens diese Stellung noch heute.
Bei uns in Deutschland hat in jüngerer Zeit der frühere Budapester Professor und spätere Justizminister Alexander Plosz die Aufmerksamkeit der Fachkreise auf sich gezogen. Jch habe den Abdruck der Reden in der Hand, die er vor kurzem in der Leipziger Juristischen Gesellschaft und in der Rechtsabteilung der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung gehalten hat. Sie zeigen einen universellen Geist und sind bei allem Reichtum des Stoffs für den Fachmann eine anziehende Lektüre.
Als Sproß eines Geschlechts, dessen der Ungar nur mit Bewegung gedenkt, hat Baron Roland Eötvos, der Sohn des „Dorfnotars", zuerst das Amt des Professors der Physik an der Budapester Universität, später das des Ministers für Kultus und Unterricht verwaltet, er ist, vorher schon Präsident der ungarischen Akademie der Wissenschaften, zur Professur wieder zurückgekehrt.
Die Zahl der Namen häuft sich. Eine zweifelhafte Rolle als Fachmann hat Karl KerkS, poly gespielt. Professor der Philosophie, Hegelianer von reinstem Wasser, einer der Getreuesten um Deak, hat er doch den allerdings billigen Nachweis geführt, daß das Studium der deutschen Philosophen die für den Finanzminister erforderlichen Fachkenntnisse nicht vermittelt. Er war einer der sehr wenigen „Versager" unter den Professoren-Minister,,. 1870 als Finanzminister in das Kabinett Andrassy berufen, zeigt er sich dem Rothschild-Concern in der Geschäftsbehandlung so wenig gewachsen, daß er von der Opposition bedrängt und nicht aus den Fängen gelassen, sich 1873 auf eine Professur diesmal der Staatswissenschaften an der Budapester Universität zurückzog. Julius Kautz, der es von der gleichen Professur zum Gouverneur der Österreich-ungarischen Bank gebracht hat, und dessen warmherzige Art niemand, der einmal mit ihm in Berührung kam, vergessen wird, (der übrigens die deutsche Nationalökonomie durch sein Buch „Theorie und Geschichte der Nationalökonomie" mit einem der Standard-Werke des manchesterlichen Zeitalters beschenkt hat), hat ihm eine schöne Dankrede gehalten. . ,
Mit diesen Namen sind wir auch für Ungarn in den Bereich der nationalökonomischen Minister-Professoren eingerückt. Hier ist dann Ludwig Lang's, Ladislaus v. Lukacs, Bela Földes, und — Alexander Wekerles zu gedenken. Der erstere, eine beschauliche Natur, als Statistiker von internationalem Rufe, hat den Weg vom Handelsminister zur Professur zurückgefunden, Lukacs, zunächst Professor an der Rechtsakademie in Raab, hat, von Wekerle bei seinem Rücktritt vom Finanzministerium in dasselbe empfohlen, im politischen Leben Ungarns eine beträchtliche Rolle gespielt,

u. a. das Finanzportefeuille nicht weniger als zehn Jahre und dann wieder
zwei Jahre verwaltet und später das Ministerpräsidium innegehabt. Bela
Foldes, bis vor kurzem — als Nachfolger von Kautz — Professor der
Nationalökonomie in Budapest, ist jetzt Minister für Übergangswirtschaft im
Kabinett Wekerle. Durch feinsinnige Untersuchungen zur Theorie und Finanz
— echte Gelehrtenarbeit — ist sein Name auch den deutschen Nationalöko-
nomen vertraut geworden. Er ist der hervorragendste Jnterpret der deutschen
Nationalökonomie in Ungarn, jetzt entfaltet er als Übergangsminister eine
vielseitige, auf genauer Vertrautheit mit der ungarischen Volkswirtschaft ge-
gründete Tätigkeit.
Nur halb und halb dürfen die Professoren-Minister auch Alexander
Wekerle zu den ihren rechnen. Er hat allerdings längere Zeit an der
Budapester Universität Finanzrecht und Finanzwissenschaft doziert, alsbald ist
aber sein praktisches Können mit ihm durchgegangen, mit 41 Jahren saß er
als Finanzminister im Kabinett Koloman Tiszas, der ein paar Jahr vorher
auf ihn aufmerksam geworden war und sich seiner alsbald ganz bemächtigt
hatte. Er hat Ungarn finanziell in die Reihe der europäischen Großstaaten
eingeführt. Kaum ans Ruder gelangt, hat er die Konversion der ungarischen
Staatsanleihen ins Werk gesetzt, dem Parlament das erste defizitfreie Budget
vorgelegt, die Reform der Brantweinnsteuer und der Staatsmonopole gebracht,
hat auch in Verbindung mit Österreich die Valuta auf die Grundlagen ge-
stellt, die sie bis zum Weltkrieg innehatte. 1892, 1906, 1917 wurde er zur
Ministerpräsidentschaft berufen. Er hat daneben die Finanzen — seine alte
große Liebe — immer noch besonders betreut. Auch augenblicklich hat er
noch das Finanzportefeuille inne, um es freilich demnächst, wie es heißt,
an einen seiner alten Getreuen abzugeben. Weierles Leistungen als Finanz-
minister gründen sich auf die ebenso vollkommene Beherrschung des budge-
tären, wie des steuerpolitischen, wie des kredit- und währungspolitischen Stoffes,
so ist er sein eigener Vortragender Rat und repräsentiert in seiner Person
fast schon das ganze Ministerium der Finanzen.
Übrigens kann der Rundgang durch Ungarn nicht beendet werden, ohne des
gegenwärtigen Präsidenten der dortigen Akademie der Wissenschaften zu gedenken,
Albert v. Berzeviczys, der an der Rechtsakademie »n Eperies Politik
und Nationalökonomie las und später als Unterrichtsminister (wie früher schon
als Ministerialrat) um die Organisation des höheren Unterrichts, wie um die
Entwicklung des Kunstlebens in Ungarn sich hohe Verdienste erwarb. Er ist
einem großen Berliner Kreise durch die formschöne und gedankenreiche Rede,
die er auf Veranlassung der Waffenbrüderlichen Vereinigung vor Jahresfrist
im deutschen Reichstag Kielt, bekannt geworden.
Die Stelle unmittelbar nach Osterreich und Ungarn haben in der Ver-
wendung von Professoren der Nationalökonomie, der Rechte und der Ge»

schichte als Staatsmänner Rußland und Jtalien. Rußland ragt allerdings weniger durch die Zahl, wie durch die Qualität seiner Professoren-Politiker hervor.
Vor allem wird hier der Name Nikolai Christjanowitsch Bunges zu nennen sein. Professor der Nationalökonomie in Kiew, dann Direktor der Kiew'schen Bank, hat er eine der frühesten Arbeiten Adolf Wagners, jene über das Papiergeld, ins Russische übersetzt. 1882 wurde er Nachfolger des Finanzministers Abasa, 1887 trat er an die Spitze des Ministerkomitees. Bunge, persönlich eine überaus vornehme Natur, hat eine außerordentlich umfassende Tätigkeit entfaltet. Der mittelalterlichen Organisation der Steuern in Rußland gab er den Rest. Er hob die Salz-, aber auch die Kopfsteuer auf und setzte die Loskaufzahlung der Bauern herab. Er schuf die Bauern-Agrar-Bank, die bestimmt war, besitzlosen Bauern zu Land zu verhelfen. Nicht zuletzt verstand er durch Herabsetzung des Papiergeldumlaufs den Rubelkurs zu steigern.
Jn unseren Tagen ragt vor allem die Figur des Professor-Ministers Miljukow über viele andere hinaus. Miljukow, am Marxismus so wie Lenin geschult, ist der Vater des Czaren-Sturzes und damit der russischen Revolution. Er hat mit ihrer meisterhaften Jnszenesetzung seine Probe als Realpolitiker bestanden, wenn es ihm auch — zu unserer Freude — nicht beschieden war, sich gegen die andringenden radikaleren Parteien des eigentlichen Volkes zu behaupten. Ausgegangen von der Wissenschaft, zehn Jahre Dozent in Moskau, weitere drei in Sofia, hat er wissenschaftlich sehr wertvolle Skizzen zur russischen Kultur verfaßt. Er war und ist Mittelding zwischen Finanzwissenschafter und Historiker. Seine Studien zur Finanzgeschichte des moskowitischen Staates und des Staates Peters des Großen stehen ebenbürtig neben den Arbeiten Schmollers zur preußischen Finanzg «schichte.
Als Miljukow das Außenministerium niederlegte, übernahm Oldenburg als Vertreter der Kadetten das Unterrichtsportefeuille, seine Tätigkeit war aber eine zu kurze, um eine Würdigung zu gestatten. Schließlich ist hier des Leiters der russischen Finanzen, bevor dieselben in den Abgrund stürzten, Professors Birnatzki zu gedenken. Er hat als letzter die russischen Finanzen mit den Mitteln, die — wenn man den Staatsbankerott nicht will — einzig in Betracht kommen können, zu retten versucht.
An der Schwelle des geeinten Jtalien, aber vorher schon bewährt, steht die Figur Sellas, der als Professor der Geologie in Turin begann, einer der Getreuen Cavours war und zunächst im Ministerium Rattazzi, dann im Ministerium Lamormara, ein drittes Mal unter Lanza Finanzminister wurde und dem es gelang, den Augiasstall der italienischen Finanzen zu reinigen und dem Defizit erstmals den Garaus zu machen. Er hat später die

^.««sSeruis Sei I.iQ<:ei neu organisiert. Minghetti, dessen Standbild
heute den Corso Vittorio Emanuele schmückt, hat über Nationalökonomie nur
geschrieben, ohne Professor gewesen zu sein, bevor er im Kabinett Farini
Finanzminister wurde. Er hat als späterer Finanzminister und gleichzeitiger
Ministerpräsident nicht nur durch die Aussöhnung mit Österreich und den
Abschluß des Bündnisses mit Deutschland, sondern auch durch Finanzreformen
großen Stils Lorbeeren um sein Haupt gewunden.

Weit über die Grenzen Jtaliens hinaus hat Luzzatti, zuerst Professor
des Staatsrechtes in Padua, dann dreimal Finanzminister, Notorietöt erlangt.
Auch diesem Schützling Minghettis hat sein Land sehr viel zu danken. Jedesmal
nach Räumung des Ministersessels wieder Professor, hat er sich auch für
außerordentliche Missionen verschiedenen Kabinetten zur Verfügung gestellt.
Auch er hat geholfen, die italienischen Finanzen auf ein höheres Niveau zu
heben. Durch den Abschluß des Handelsabkommens mit Frankreich 1893
hat er für die gedeihliche Entwicklung der Handelsbeziehungen zwischen Jtalien
und dem großen lateinischen Bruder den Grund gelegt.

Zuletzt in der Reihe erscheint der Rechtslehrer Orlando. Zunächst
Professor des Verwaltungsrechts in Modena, Messina und Palermo, steht er
heute als Kabinettchef im Vordergrunde der italienischen Politik, und vielleicht
haben wir von ihm nach Ausschaltung Sonninos, der sein Mephisto ist,
Besseres zu erwarten als in dem Augenblick, wo diese Zeilen zum Drucke
gehen.

Hinter diesen italienischen Minister-Professoren ersten Ranges, deren
Aufzählung übrigens durchaus nicht vollständig ist, stehen Dutzende anderer
Hochschullehrer, die teils als Ressortminister auf dem Ministersessel Platz ge-
funden, teils als Unterstaatssekretäre dem Staate treffliche Dienste geleistet
haben. Nur beiläufig sei hier der Name der beiden Ferraris genannt,
Carlos und Maggiorinos, die beide an den Brüsten der deutschen Wissen-
schaft gesäugt, der eine als Postminister, der andere als Unterminister im
Landwirtschaftsministerium durch Sachkenntnis, Jnitiative und politische Red-
lichkeit fast vorbildlich gewirkt haben. Sie waren „nordwärts" orientiert.

Die gleiche Orientierung weist uns nach den flandinavischen Ländern,
und nach einer Umbiegung nach Westen hin, nach Holland, Großbritannien,
auch Frankreich, wo der Professor-Minister gleichfalls keine Neuheit des letzten
Tages mehr ist.

Aus Dänemark habe ich mich des Umgangs mit dem Finanzminister
Scharling, als früherem Professor der Nationalökonomie in Kopenhagen,
aus Holland jenes mit dem Finanzminister und Ministerpräsidenten Pierson,
als früherem Professor der Nationalökonomie in Amsterdam, erfreuen dürfen.
Pierson hat das holländische „stauSsrü v«rk" über Finanzen geschrieben, ist
auch Direktor und Präsident der Niederländischen Bank gewesen und hat als

Steuerreformer in Holland ähnlich wie bei uns Miquel gewirkt.' Die Finanzen waren seine Liebe. Zunächst Finanzminister im Ministerium Tak van Poortvliet, hat er, als er 1897 das liberale Union-Ministerium bildete, auch als Ministerpräsident die Finanzen verwaltet. Der Däne Scharling war konservativ. Wir verdanken ihm u. a. sehr wertvolle Untersuchungen zur Ergründung des Zusammenhangs von Geld und Preis, die er mit Vorliebe in deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichte, als Finanzminister hat er im Kabinett Schestedt nur kurze Zeit gewirkt. Er war ein durchaus deutscher Gelehrtentypus trotz einer mehr als zwanzigjährigen Tätigkeit als führender Politiker im Folkething.

Ganz besonders eng ist die Verbindung von Wissenschaft und Politik allzeit in Frankreich gewesen. Von der Akademie zum Ministersessel und umgekehrt ist der Weg nie weit gewesen.

Vor allem fühlt in Frankreich freilich der Advokat den Beruf zum führenden Politiker in sich. Jmmerhin haben auch Generationen von Professoren auf der Regierungsbank gesessen. Quesnay, der Begründer der Schule der Physiokraten, wollte, um seine wissenschaftlichen Überzeugungen in die Tat umsetzen zu können, Minister Ludwigs XV. werden, hatte die Pompadour an seiner Seite, seiner Kandidatur war aber kein Glück beschieden. Turgot, wieder eine durchaus wissenschaftlich verankerte Natur, hat zuerst als Marine-, dann als Finanzminister Ludwigs XVI. der Sache der Gewerbefreiheit und der Steuerreform unschätzbare Dienste geleistet und ist mit einer Denkschrift aus dem Amte geschieden, deren Beherzigung Ludwig XVI. die französische Revolution möglicherweise zu einer monarchistischen gestaltet hätte. Unter Napoleon I. ragt vor allem die Figur Chaptals hervor, der, zunächst Professor der Chemie in Montpellier, die Volkswirtschaft des ersten Kaiserreichs sozusagen eingerichtet hat. Er hat, von 1800 bis 1804 Minister des Jnnern, der Konzeptionen voll, technologisch zumal von England lernend, für Frankreich Ungeheueres geleistet, hat dem volkswirtschaftlichen Fortschritt daselbst ganz ähnlich Flügel an die Sohlen geheftet wie unter Ludwig XIV. Colbert. Napoleon mochte seiner auch während der Hundert Tage nicht entraten und rief ihn als Handelsminister an seine Seite.

Aus dem 19. Jahrhundert ist weiterhin des Trios Guizot, Thiers und Say zu gedenken. Guizot, der der Regierung Louis Philipps das Gepräge gab, früher Professor der Geschichte, war einer der Paten der Juli-Revolution. Unter Louis Philipp, der ihn nicht missen konnte, war er Unterrichtsminister, Minister des Jnnern, schließlich Minister des Äußern, zu allerletzt Premier. Thiers, der nach Wesen und Erscheinung an Windthorst gemahnte, ist wohl nicht beamteter Professor gewesen, hat aber mit finanzwissenschaftlichen Studien sich in die Wissenschaft eingeführt. Seine geschichtlichen Arbeiten sind auch in Deutschland allgemein bekannt. Schon unter Louis Philipp

Minister des Jnnern, dann des Handels und der Öffentlichen Arbeiten, später des Äußern, hat er Napoleon III. bekämpft und 1871, Vertrauensmann von ganz Frankreich, von zwanzig Departments in die Nationalversammlung gewählt, die Annahme des Friedens mit Deutschland durchgesetzt und ist der erste Präsident der Republik geworden. Testamentarisch hat er das Jnstitut für soziale Wissenschaften und Völkerrecht begründet. Leon Say ist einer der glänzendsten Namen der französischen Finanz gewesen. Der Name der Says wird vom Volkswirt mit Andacht genannt. Jean Baptiste hat die klassische Nationalökonomie in Frankreich eingeführt. Sein Enkel L6on hat kein Lehramt bekleidet, aber sich mit seiner wissenschaftlichen Kritik der Finanzwirtschaft des Kaiserreiches zuerst einen Namen gemacht. Ein aufrichtiger Republikaner hat er viermal unter der dritten Republik das Finanzportefeuille verwaltet, mit ausgezeichnetem Elfolg. Sein Vermächtnis an die Wissenschaft ist das Oiotiormaire des tmkmces, dem wir in Deutschland nichts Gleiches an die Seite zu stellen haben. Aus jüngerer Zeit ist in Frankreich vor allem der naturwissenschaftlichen Professoren zu gedenken, Leuten vom Schlage Ostwalds oder Häckels, die auch als radikale Politiker sich einen Namen machten und in der demokratischen Aera dann auf die Ministersessel kamen. Jhr Vorläufer war Dominique Francis Arago, der, Professor der Geodäsie an der Polytechnischen Schule in Paris und dann Direktor der Sternwarte, als Physiker es zu Weltruf brachte und während der zweiten Revolution zuerst als Minister des Jnnern, dann des Krieges sich bewährte. Jn seinen Spuren wandelten während der dritten Repuplik vor allem Jules Simon, dann Bert und Berthelot. Jules Simon, Profeffor der Philosophie an der Sorbonne, wurde seines Amtes enthoben, als er sich weigerte, Napoleon HI. den Huldigungseid zu leisten, nach dessen Sturz wurde er 1870 Unterrichtsminister, zunächst für kurze Zeit, dann 1873 abermals, schließlich 1876 Premier. Er war übrigens in seinen politischen Anschauungen maßvoll und erst der klerikale Ansturm unter Mac Mahon gab ihm den Rest. Noch in seinem Todesjahr 1896 hat er sich in einer Porträtskizze Kaiser Wilhelms II. versucht. .

Der Physiologe Paul Bert, zuerst an der kaeult«' 6es soieuces in Paris, unter Gambetta 1881 Unterrichtsminister, hat die Verweltlichung des Unterrichts in Frankreich durchgeführt und ist als Generalgouverneur von Jndo-China gestorben. Ein paar Jahre darauf wurde der Chemiker Berthelot, einer der glänzendsten Namen der chemischen Wissenschaft, zum Unterrichtsminister gemacht.

Aus England belegen Namen wie der klassische Macauleys, dann , jene Balfours und Haldanes die Tatsache, daß gelehrte Jnteressen und wissenschaftliches Können staatsinännisches Geschick nicht ausschließen. Macauley hat als Lord-Rektor von Glasgow wohl die ihm angebotene Professur m

Cambridge ausgeschlagen, überdies sind ihm diese akademischen Ehren erst widerfahren, nachdem er Kriegsminister im Kabinett Melbournes und später Generalzahlmeister gewesen war. Seine ersten vielbewunderten wissenschaftlichen Leistungen, die hier zu seiner Nennung verpflichten, liegen aber fünfzehn, und zwanzig Jahre hinter seiner ersten Ministerschaft. Von Genossen unserer Tage war Hald ane Professor der Philosophie in Edinburg, hat Schopenhauer übersetzt und das Leben des großen Volkswirts Ad. Smith beschrieben. Balfour ist vom Schlage derer, die, wenn sie auch nicht Professor gewesen sind — aus den gleichen Gründen, aus denen z. B. die beiden Humboldts keine waren — es nicht nur hätten werden können, sondern als Kinder der bürgerlichen Mittelschicht, vielleicht auch des Proletariats, es wohl geworden wären. Er hat nun Sitz und Stimme im Kabinett Lloyd George und ist in der kommenden Zeit, wo England die Besinnung wieder erlangt haben wird, vermutlich wieder zu einer großen Rolle berufen. Lehrhaft und eindringlich im Gespräch, wenn allein, in sich vertieft, ist er auch äußerlich, ähnlich wie Lloyd George, der bekanntlich Lehrer war, entfernt nicht der Typus des englischen Mannes von Stand, sondern, trotz des mächtigen Wuchses, fast schon der des Fliegenden-Blätter-Professors.

Der Vasall Englands, Portugal, verdient daneben kaum eine Erwähnung, aber doch sei der Tatsache gedacht, daß der erste wie der jetzige Präsident der Republik sich einen Namen zunächst als Professoren gemacht haben. Machado hat als Professor der Geographie begonnen. Paes war Lehrer der Mathematik an der Kriegsakademie von Lissabon. Guten Klang in der literarischen Welt hat der Name Pinheiro Chagas', dessen „?«eiua Sa KlooiSaüe« Anlaß zu der berühmten Coimbraner Fehde war. Er war Professor der klassischen Literaturen am Curso Superio de Lettras in Lissabon und 1883 — Marine-Minister. Auch sonst hat auf der iberischen Halbinsel der Weg von der Lehrkanzel nicht nur zum Ministersessel, sondern auch zum Präsidentenstuhl der Republik geführt. Vor allem ist hier Salmerons zu gedenken, der nach dem Sturz des italienischen Amadeo ein Halbjahrsdasein als Präsident der spanischen Republik gefristet hat. Er war trotz des Feuers, das ihm innewohnte, den Gegnerschaften nicht gewachsen und ist, bevor er aus dieser Zeitlichkeit abberufen wurde, nach Ablehnung eines Rufes an die Sorbonne, wieder Professor an der Universität Madrid geworden. Der Aera Amadeos gehörte übrigens auch, was heute in Vergessenheit geraten ist, Josö Echegaray, der große spanische Dramatiker, als Handels- und Unterrichtsminister an. Wenn er hier erwähnt wird, so darum, weil er zur Zeit, als Amadeo ihn ins Kabinett berief, an der Madrider Jngenieurschule Mathematik und Physik lehrte, auch er also den Weg von der Lehrkanzel zum Ministerstuhl nahm. Es war aber nur ein Gast-

spiel, das er an dieser Stelle gab. Seinen eigentlichen Beruf, der von
dem der Politik weit ab lag, hat er unmittelbar darnach entdeckt.
Vom Kap Finisterre ist die Brücke nach Amerika leicht geschlagen.
Hier bietet sich, heute alle überragend, die Person Wilsons, des allmäch-
tigen zum zweiten Male gewählten Präsidenten der nordamerikanischen Union
dar. Auch er hat „klein" als Professor angefangen, Über Geschichte und
Nationalökonomie hat er schon am Bryn Mawr College, und nachher an der
Wesleyan University gelesen, um schließlich, 1890 einem Rufe an die Prince-
ton-Universität zu folgen. Hier war es, wo ihm seine Tüchtigkeit als Völker-
rechtler und Nationalökonom bald den Ruf einer Autorität verschaffte, trotz-
dem er Entlehnungen von Dritten nicht ganz abhold war, und wo er die
Grundlagen für seine staatsmännische Laufbahn legte. Der Zulauf, den er
fand, war so groß, daß er seine Vorlesungen in der Universitätskirche halten
mußte. Das Urteil der Geschichte über Wilson als amerikanischen Patrioten
steht heute noch nicht fest. Aber ich erinnere mich, einen Ausspruch des
i n politischen Dingen nicht gerade unkundigen Grafen Andrassy d. J. gelesen
zu haben, der da besagte: „Wilson hat sich auf dasselbe Metier eingeschworen
wie Poincarö in Frankreich und Lloyd George in England. Aber man
muß gestchen, er tut dies mit größerer Geschicklichkeit als seine
Genossen".
Hiermit mag diese „Revue" ein Ende haben. Jst sie auch bewußter-
maßen unvollständig, — so ist zumal der kleineren Staaten nur ganz aus-
nahmsweise und lückenhaft gedacht — so zeigt sie doch, daß die in Deutsch-
land jetzt gesprengte Pforte in anderen Ländern längst weit offen stand und
im ganzen mit Erfolg durchschritten worden ist. Vielfach ihre besten Ressort-
minister und auch führende Staatsmänner, teilweise solche von geschichtlicher
Sendung, haben die anderen Länder von der Lehrkanzel bezogen. Der Pro-
fessor tritt im allgemeinen nicht nur nicht kenntnislos in sein Amt, sondern
ihm fehlt auch kaum so ganz jener Wirklichkeitssinn, dessen der Politiker vor
allem anderen bedarf, auch nicht der psychologische Scharfblick für die Durch-
schauung Anderer und ihrer Motive, ohne welchen politische Geschäfte nicht
zu führen sind, schließlich — mit Ausnahmen wohl auch — nicht der Tropfen
macchiavellistischen Oels, mit dem der Politiker gesalbt sein muß, zumal wenn
auch das Geschäft des Auslandes ihm anvertraut ist.
, Jn einem Briefe, den der Herausgeber dieser Zeitschrift von dem früheren
Professor der Mathematik in Lissabon, jetzigen Präsidenten der Republik
Portugal, kürzlich veröffentlichte, sprach dieser davon, eine kräftige Brise politisch-
moralischer Reinlichkeit müsse die Miasmen der politischen Korruption des
früheren Regiments hinwegfegen. Ganz ähnlich empfindet vielleicht Wilson.
Das hindert nicht, daß er im Verkehr mit dem feindlichen Ausland jedes
Macchiavellismus, jeder Zweideutigkeit, jeder Hinterhältigkeit, jeder Wahrheirö-

Verdrehung fähig ist. Noch als Präsident durfte er, meint ein jüngster Kritiker seiner Person, die einzigartige Tat begehen, die imperialistischen Finanzmanöver in China und Mexiko zu desavouieren und ihnen jegliche Staatshilfe zu entziehen. Gegen die tobende Wut Roosevelts, Hearsts und aller anderen Expansionisten hat er mit wahrhaft heroischer Zähigkeit den Krieg mit Mexiko vereitelt, hat alle Rüstungsforderungen jahrlang abgelehnt. Dann kam das rapide Abbröckeln seines Friedenswillens, das Umbiegen seines Fanatismus in die entgegengesetzte Richtung.

Warum der Professor in Deutschland als Politiker bisher so wenig gegolten hat?! Jn Preußen haben bis in die neuere Zeit hinein zweifellos die Erfahrungen der Paulskirche in ihrer Ohnmacht (die übrigens Rob. v. Mohl als trefflichen Eintagsminister und Fallati als Unterstaatssekretär des Erzherzogs Johann sah) und vor allem der Konfliktsperiode bis 1866 nachgewirkt. „Jch finde keinen Ausdruck, um Dir die Stupidität, den Leichtsinn und die abstrakte Prinzipienreiterei der sogenannten demokratischen Führer in Deutschland zu bezeichnen," schrieb Bakunin am 8. Dezember 1848 an Herwegs). Wohl als stärkeres Hindernis aber kam, wie schon eingangs gesagt, die gegen jeden Einbruch in ihre verbrieften Rechte tätige Bürokratie in Betracht. Außerhalb Rußlands hat die bürokratische Formel kaum irgendwo stärkere Geltung besessen als bei uns. Auch Bismarcks Kampf gegen die Geheimräte ist ja bekanntermaßen vielfach vergebens gewesen. Erst der Krieg hat in die Phalanr Bresche gelegt. Bethmann's Wort „Freie Bahn dem Tüchtigsten" dürfte trotzdem auch ihm, als er die Worte aussprach, kaum in seiner ganzen Tragweite bewußt gewesen sein. Solange er regierte, hat er selbst sich als Bürokrat, wenn auch vornehmen Stils, aber doch als Bürokrat von reinstem Wasser ausgewiesen. Berufungen sind vielfach ohne jede Rücksicht auf Sachkennerschaft erfolgt. „Der Assessor kann alles."

Ob der Fall Friedberg — der krasser als der Fall Hertling ist — nun Schule macht, das Urteil darüber ist der Zukunft vorzubehalten. Die nächste Zukunft dürfte ihm noch wenig günstig sein. Jn der Vergangenheit hat man aber zweifellos manche schätzbare Kraft, die sich, von der Lehrkanzel her kommend, für die Verwendung an der Spitze der Geschäfte darbot, ungenutzt gelassen. Der Fall Helfferichs, der als Privatdozent der Universität Berlin den Professortitel erhielt, und dem bei seinem Abgang aus dem Reichsamt des Jnnern eine Professur der Nationalökonomie in Bonn angetragen wurde, ist keine Ausnahme von der Regel. Er wurde als Bankdirektor und ehemaliger bewährter Rat des Kolonialamts, nicht als Professor berufen.

Der Fälle, wo man sich des Akademikers und zumal des Nationalökonomen in Deutschland für die höchsten praktischen Aufgaben bediente, sind also nur wenige. Nie wurde einem Professor der Nationalökonomie bei uns die Aufgabe der Ordnung etwa der Reichsfinanzen in allen ihren schwieri-

gen Stadien, in allen den Krisen, die sie bereits durchlebt haben, angetragen teilweise waren schlimme Dilettanten mit der Verwaltung dieses besonders dornigen Ressorts betraut. Vielleicht, ja sicher stünde es heute besser um sie, hätte man auf die Autoritäten der Finanzwissenschaft, die vor allem Süddeutschland besitzt, Rücksicht genommen. Warum ist man an Georg von Mayr, der vor Jahrzehnten als Unterstaatssekretär der Finanzen bereits im Elsaß tätig war und der auf dem Gebiete der indirekten Steuern eine erste Autorität ist, vorübergegangen, warum hat man sich die weitreichende Kenntnis der direkten Steuern, die zumal an der Hand des Studiums der schweizer Steuern Georg von Schanz gewonnen hat, nie an führender Stelle zunutze gemacht! Nie hat auch ein deutscher Professor etwa die Finanzen Preußens oder das Handels- oder Landwirtschaftsportefeuille verwaltet. Es läge nahe, aus der heute lebenden Universitätsgeneration auf Namen hinzuweisen, die gerade für die zwei letzten Aufgaben in hohem Grade in Betracht kommen. Aber damit wäre die Aufgabe dieser losen Skizze überschritten, die mehr einen Rückblick als einen Vorblick bieten sollte, wenn sie auch nebenbei Fingerzeige mit Bezug auf die Richtung, in welche die Fahrt nun gehen wird, enthält. —

Paul Günther:

Landhaus auf Island.

Eine Hütte soll sein
Zwischen Schnee und Stein,
Hoch in den Bergen, ganz allein.
Und da will ich vergessen leben,
Und nichts soll meine Stille umgeben
Als die Felsen, die schirmend steigen,
Und das weiße, wissende Schweigen
Aller Firnen rings umher,
Und das Meer.

Und sie soll mir folgen, die gerne
Schweigt, wenn die lange Nacht beginnt,
Und, des Nordens Kind und der Ferne,
Tage erträumt, die voll Wunder sind.
Die der großen Geschicke Schreiten
Wie ein rauschendes Wehen fühlt,
Und mit dunklen, versunkenen Zeiten
Wie mit plätschernden Wassern spielt.
Deren glühender Sinn die Gestalten
Kommender Segnung zu formen weiß,
Freund allen starrenden, starken Gewalten
Wie dem Meer und der Nacht und dem Eis —
Ganz aus Harren und Sehnen gemacht—
Und die niemals lacht —

Valckenier Kips
Prof. Dr. Valckenier Kips, Delft:
Berechtigte Übersetzung von Adolf Teutenberg.
Jegliche Machterweiterung bedingt ein Anschwellen von Neid und Miß-
gunst in der Welt, und diese pflegen zu Streit und Krieg hinzuführen.
Diese Wahrheit hat heutigen Tages nichts von ihrer Härte verloren und ist
Wahrheit gewesen, solange das Rad der Geschichte rollt.
Um 1650 waren die Niederlande eine große Macht. Sie hielten als
Schiedsrichter das Gleichgewicht Europas aufrecht. Sie waren das reichste
Volk der Welt und wurden von vielen als das mächtigste angesehen. Sie
unterhielten blühende Jndustrien und einen weitausgebreiteten Handel, der
sich von den polaren Eiszonen bis zum Aequator hin über alle Weltmeere
erstreckte. Jhre Handelsflotte war größer als die aller andern Völker zu-
sammengenommen, Amsterdam war der Mittelpunkt des ganzen Welthandels
und der Bankier der Welt. Die holländischen Städte waren die schönsten
der Erde, die holländischen Häuser die reichsten, aus allen Gegenden strömten
die Reisenden nach den Niederlanden, um ihren Reichtum, ihre Kunst, ihre
Wissenschaft zu bewundern. Noch immer liegt über dem heutigen Holland
ein Schimmer vom Glanz dieses goldenen Zeitalters.
Die Engländer waren in jenen Tagen ein noch vorwiegend Ackerbau
treibendes Volk. Mit vielerlei schützenden Maßregeln hatten Elisabeth und
Jakob I. der Entwickelung von Jndustrie, Handel und Schiffahrt eine weit-
gehende Fürsorge zuteil werden lassen; aber England war noch weit davon
entfernt, auf einem dieser drei Tätigkeitsgebiete mit Holland wetteisern zu
können.
Jndessen schrieben englische Staatsmänner, Kaufleute und Gelehrte an-
dauernd über das starke Gedeihen der niederländischen Provinzen und brachten
Pläne aufs Tapet, die Wohlfahrt der niederen Lande an der Nordsee auf
die englischen Kreidefelsen zu verpflanzen. „Holland", so stellte einer dieser
Schreiber fest, „das nicht so groß ist wie eine Euerer Majestät Grafschaften,
zählt dreißig ummauerte Städte, vierhundert Dörfer und 20,IXX) Schiffe, und
sie bauen Jahr für Jahr noch tausend hinzu, obwohl sie von ihrem Boden
weder das Holz haben, um sie zimmern zu können, noch auch die nötigen
Waren, um sie zu befrachten." — „Ein Überfluß an Getreide wächst in den
östlichen Landen, aber die großen Getreidespeicher, aus denen die Welt in
Zeiten der Not ihre Bedürfnisse deckt, liegen in den Niederlanden, die sich
nach jedem Notjahr sieben weitere Jahre damit bereichern können und mit
ihren Schiffen, die das Getreide in andere Länder bringen, hohe Frachten

machen." Ein Kaufmann und Nationalökonom, Lewes Roberts, schreibt im Jahre 1641: „Es wird kein Bauholz in Holland gewonnen und doch ist Holland Stapelplatz dafür; es wächst kein Getreide in Holland, und doch ist es Stapelplatz für Getreide; es gibt keine Wolle dort, und doch ist Holland Stapelplatz für Wolle und verarbeitet es in seinen Jndustrien; es wird kein Wein hervorgebracht in Holland, kein Salz, kein Blei, kein Zinn: aber doch hält Holland davon die Vorräte für alle WeK in Besitz."

Aus diesen Zeugnissen geht klar hervor, daß die leitenden englischen Staatsmänner und Denker das Ziel vor Augen hatten, den Handel der Holländer und im besonderen ihre Seefischerei in englische Hände zu bringen. Und da nun freier Wettbewerb nicht viel zu versprechen schien, beschloß die englische Regierung, die Holländer dadurch handelspolitisch zu besiegen, daß sie Eigentumsansprüche auf die rings um Großbritannien gelegenen Meere erhob. Das Meer aber ist von Natur offen und jedermann zugänglich.

Wohl hatte Venedig Ansprüche auf die Souveränität über das Adriatische Meer erhoben: die Braut, die dem Dogen alle Jahre durch Ningwurf vermählt wurde; wohl hatten im 16. Jahrhundert Spanien, Portugal und Karl V. beansprucht, Weltmeere ihren Landgebieten einverleiben zu dürfen. Aber die systematisch begründete Rechtsforderung, den Schoß des Ozeans zu beherrschen, wurde erst von England erhoben.

Daß Besitz des offenen Meeres oder seine Beherrschung eine unrechtmäßige Forderung ist, bedarf keines Beweises. Ein Handelsvolk, das den vornehmsten Teil seines Handels für sich allein behalten will, erfindet dazu eine Theorie, die ihm gestatten soll, das Meer allein zu beherrschen, und glaubt so seinen politischen Zwecken einen Rechtsgrund geben zu können. Dieser Rechtsanspruch kann nur durch die Macht einer ausreichenden Kriegs» flotte betätigt werden. So liegt nun eine Machtfrage vor und keine Rechtsfrage mehr. Aber derartige Rechtstheorien wurden erfunden, weil die Staaten, die sich darauf stützen möchten, sich gegen den Vorwurf decken wollen, daß sie gewalttätig handeln, unrechtmäßige Beschlüsse fassen und lediglich auf ihre überlegene Macht pochen.

England hatte bis dahin die Herrschaftstheorie über offene Meere niemals anerkannt. Die Königin Elisabeth hatte diese Theorie gegenüber dem spanischen Gesandten als „strittig mit dem Völkerrecht" gebrandmarkt: „Weder die Natur, noch auch das allgemeine Jnteresse gestatten irgendwie einen ausschließlichen Besitz des Meeres; der Ozean ist frei für jedermann, es gibt keinerlei Rechtstitel, der ihn zu besitzen erlaubte; Meer- und Luftbereich sind Gemeingut aller Menschen."

Jm selben Jahre, 1609, in dem Jakob I. von England seinen Anspruch auf Herrschaft über das Meer erhob, erschien des Hugo Grotius berühmtes Buch „Nars liberum", gewidmet „den Fürsten und freien Völkern der

christlichen Welt", in dem die Hohlheit jeden Anspruches auf Seeherrschaft
auf eine noch heute vorbildliche Weise dargetan wurde. Alle Völker wurden ,
aufgerufen, den Niederländern beizustehen, um die Freiheit des Handels und
die Freiheit der Seeschiffahrt in der ganzen Welt zu verteidigen.
Gegen das Werk unseres Grotius veröffentlichte der Engländer William
Wellwood im selben Jahre ein unbedeutendes Schriftchen: „De üomiuio Klsris"
(Über Seeherrschaft), in dem er zu beweisen suchte, daß das Meer als
Privateigentum anzusprechen sei, und daß England ein Eigentumsrecht auf
das Meer über ein Gebiet von 100 Meilen see-einwärts von der Küste aus
besitze. Jm Jahre 1633 erschien weiter eine Schrift von der Hand Sir John
Burroughs, des Archivars vom Tower in London, die mit den Sätzen endigte:
„Es ist klar und deutlich, daß Englands König, zufolge Verjährung seit un-
vordenklichen Zeiten, zufolge dauernder Nutznießung und ungestörten Besitzes,
zufolge Anerkennung aller unserer Nachbarstaaten und zufolge eigener Gesetz»
gebung des Königreiches immer die souveräne Herrschaft über die Meere
Englands gehabt hat, und daß Seiner Majestät kraft seiner Souveränität die
oberste Gewalt und die oberste Rcchtsausübung über den Verkehr und die
Fischerei auf diesen Meeren rechtens zu eigen ist. Da solche Souveränität
über unsere Meere das kostbarste Kleinod Seiner Majestäts Krone ist, und
nächst Gott die vornehmste Quelle unserer Wohlfahrt und unserer Sicherheit,
so sind alle englischen Herzen und Hände unter sich verbunden, um durch
alle im Bereiche der Möglichkeit liegenden Mittel diese Herrschaft zu hüten
und zu handhaben, selbst mit äußerster Gefahr für ihr Leben, für ihr Gut
und ihr Vermögen." (Um das Wesentliche im Urtext zu geben, führen wir
die entscheidenden Worte auf Englisch an: „Lde Kings ok lÄngtanü . . . dsve
ever KeI6 tue sovereiFQ lorÄsKlp ok tue sess «k LQglkmü,... tde suprerne
««mmarul anü zurisüiotion «ver tde psssaM snü ösninA in tke same unto
ois Klsjest^ rigdtkull? appertainetd.")
Die Frage kann nun noch offen bleiben: Was ist unter „tae sess ok
LllZIanü" zu verstehen? Auf diese Frage wurde von einem der tüchtigsten
englischen Juristen jener Zeit eine sehr entschiedene Antwort gegeben: von
John Selden, der bereits im Fahre 1617 auf des Hugo Grotius „Klare
liberum" unter dem Titel „Klars clausum" („Freies Meer" gegen „Ge-
schlossenes Meer") eine ausführliche Gegenbeweisführung zusammengestellt hatte.
König Jakob I. verbot indessen die Veröffentlichung, offenbar aus Furcht,
die öffentliche Meinung in Holland zu verletzen. Jm Jahre 1635 erst ließ
Karl I. das Werk Seldens in der Öffentlichkeit erscheinen: es war dem König
gewidmet und wurde fortan als die englische offizielle Lesart vom interna-
tionalen Seerecht angesehen.
Auf dem Titelblatt des Buches ist zu lesen: „Zum ersten wird gezeigt,
daß das Meer nach Naturrecht oder Völkerrecht nicht allen Menschen gemeinsam

ist, sondern vielmehr der Herrschaft Einzelner oder dem Eigentum unterworfen
werden kann; ganz ebenso wie alles Land. (Jn jener Zeit wird in der
Wortbedeutung des lateinischen „Soüüluvm" nicht immer scharf zwischen staats-
rechtlicher Herrschaft und dem Begriff Eigentum in privatrechtlichem Sinne
unterschieden; Selden spricht deshalb von „private Somivio» «r proprietv«).
Zum zweiten wird bewiesen, daß die Herrschaft über das britische Meer oder
über jenes Meer, das die Jnsel Groß-Britannien umspült, ist und immer
war ein Teil oder Anhängsel jenes Jnselreichs („tde empire ot tdat KlanS«)."
Dieser Jnhaltsangabe gegenüber könnte man immer noch an einen
Streifen territorialen Gewässers denken. Aber die Folgerungen am Schluß
des Seldenschen Buches lassen über die eigentliche Meinung des Ganzen
keinerlei Unsicherheit übrig: „Unzweifelhaft wahr ist", heißt es da, „daß, in
Übereinstimmung mit der angeführten Reihe unserer Zeugnisse, erst die Küsten
und Häfen der angrenzenden Reiche über See selber die Grenzen des See-
gebietes des britischen Reiches nach Süden und Osten zu sind; daß aber,
was den offenen und weiten Ozean im Norden und Westen anbetrifft,
diese Grenzen bis in die äußerste Ferne der weitgestreckten Meere hinaus-
gelegt werden müssen, die im Besitze der Engländer, Schotten und Jren sind."
Diese letztere Bestimmung ist wenig deutlich, spielt aber auch wenig in
unsere Frage hinein; doch sieht sie einem Anspruch auf alle Meere des nörd-
lichen Erdenhalbrunds verzweifelt ähnlich. Die erste Hälfte der Seldenschen
Bestimmung aber lautet im englischen Tert genau: . . . „tdat tue verv
sdores »nö ports uk tue neigdbouring priQceg devouü se» sre doun6s «k
tde sea territory «k tde Rritisd Lrupire t« tde soutdvsrS »»6 esgtvsnt."
Mit andern Worten: die ganze Nordsee und der Kanal sind
englische Territorialgewässer bis an die gegenüberliegenden Küsten
und Häfen.
Daraufhin erneuerte Karl I. im Jahre 1636 die Proklamation, die
Jakob I. im Jahre 1609 schon ausgefertigt hatte. Holland ließ, in Antwort
darauf, seine Heringsflotte mit Kriegsschiffen ausreisen. Die Stimmung in
England gegen Holland wurde mehr und mehr aggressiv. Jn einem Pamphlet
vom Jahre 1653 liest man: daß es vernünftig wäre, den Holländern Flotte
und Vermögen abzunehmen; daß, wenn man ihnen ihren Fischereibetrieb ab-
nehmen werde, sie nicht nur des Gewinnes davon verlustig gehen würden,
sondern daß auch die Hunderttausende, die in diesem Wirtschaftszweige tätig
seien, arbeitslos werden und den Staatskassen zur Last fallen würden. Endlich
heißt es: „Je länger man sie dulden wird, um so stärker und reicher müssen
sie werden, aber durch Gottes geheiligte Fürsicht und durch die Weisheit des
Parlamentes können sie leicht überwältigt und zum Gehorsam gezwungen,
werden." (Jm englischen Urtext: „l'de longer tdev de svkkereS, tde stronger
»QÜ ricder tde? vill de, dnt dv Qoä's dolv assistauoe sud tde ?arliaraellts

proviSence, tdez? rnsv eusilv de snbüneö ancl brougdt t« odeüienee").
(Quelle: 8e»s lllaßaü.vve OpeiieS, or tde SoII»v6er Oispossesseg, 1653).
Jst es nicht, als ob wir heute diese Worte über den Kanal nachhallen
hören?
Der entscheidende Schritt nun wurde getan durch den Erlaß der Navi-
gationsakte vom 9. Oktober 1651. Wie bekannt ist, liefen diese Akte darauf
hinaus, daß Güter aus Asien, Afrika und Amerika nur durch englische Schiffe,
Güter aus Europa entweder durch englische oder durch Schiffe der Ursprungs-
länder nach Großbritannien sollten geführt werden dürfen. Diese Bestim-
mungen kamen einem Verbot von Frachtzufuhren durch Holländer nach Eng-
land gleich. Gleichzeitig bildeten sie für die Entwicklung der englischen Welt-
schiffahrt einen scharfen, zunächst sogar peinlich fühlbaren Ansporn. Selbst
Adam Smith noch nannte den Beschluß „perdsps tke visest «k all «onuneroisl
regnlktious vk LuglsuS."
Die Kriege zwischen der Niederländischen Republik und England waren
die unmittelbare Folge. Kein internationales Schiedsgericht hätte den Streit-
punkt zwischen den Niederlanden und England schlichten können. Dieser
Streitpunkt entwickelte sich von einer Rechts- zu einer Machtfrage. Hinsicht-
lich der Rechtsfrage war die Lage so klar wie nur möglich. Mag sein, daß
ein kurzsichtiger Krämergeist in der holländischen Staatsführung und innere
politische Zwistigkeiten es verabsäumten, Seehelden vom Schlage der Tromp
und Evertsen, der Witte de With und der Ruyter genügende Machtmittel zur
Verfügung zu stellen — das Recht war auf Seiten der Vereinigten Provinzen.
Hugo de Groots Nachweis, daß das Meer von Natur frei und zur Ver-
fügung eines jeden sein müsse, der es befahren wolle und könne, hatte bei
Selden wohl Widerspruch, aber keine Widerlegung gefunden, weil dieser
Nachweis nicht widerlegt werden konnte. Auf Hollands Seite wurde damals
gekämpft für das Recht auf die Freiheit der Meere. —
Seit dem Beginn des gegenwärtigen Krieges ist das Meer wieder ein-
mal von England für abgeschlossen erklärt und tatsächlich durch Minenfelder
abgesperrt worden; der neutralen Schiffahrt wurden die Wege vorgezeichnet.
Die Gefahren für die freie Schiffahrt sind infolgedessen vermehrt worden,
besonders seitdem von deutscher Seite gegen die englische Seepolitik Gegen-
maßnahmen ergriffen werden mußten. Nach beiden Seiten hin hat die
holländische Regierung stets die Stimme des Rechts vernehmen lassen.
Hier aber gilt es für Holland ein wichtige Aufgabe zu lösen. Wenn
die Regelung der internationalen Verhältnisse nach dem Kriege an der Tages-
ordnung sein wird, so wird Holland Gelegenheit haben, in stärkerem Maße
als während des Krieges den Rechtsgrundsatz zur Geltung zu bringen, daß
die Seeschiffahrt für alle Nationen frei sein muß. Es kann nicht die Frage

sein, ob das im englischen oder im deutschen oder im amerikanischen Jnteresse gelegen ist: es handelt sich um einen Rechtsgrundsatz.

Außerdem aber ist damit eine ganz spezifisch holländische Angelegenheit verknüpft: nicht nur deshalb, weil niederländische Lebensfragen daran hängen, sondern vor allem, weil der holländische Vater des Völkerrechts ein für alle-mal die Gültigkeit des großen Rechtsgrundsatzes der Freiheit der Meere in hellstes Licht gestellt hat.

Dr. Marie Joachimi-Dege:

Wie undiplomatisch!

Ob wir die schlechtesten Diplomaten haben, darüber könnte allenfalls noch gestritten werden; daß wir das undiplomatischste Volk sind, darüber kann kaum ein Zweifel herrschen. Jch nehme „Diplomatie" nicht m dem speziellen Sinne von Auslandsvertretung, sondern in dem weiteren, wo es Blick für die Er-fordernisse der Zeit und des Vaterlandes bedeutet, Fähigkeit und Willen, an den zeitgemäßen nationalen Aufgaben und Zielen mitzuarbeiten, und dazu das Talent, die Mittel klug in Anpassung an die gegebenen Realitäten — unter Hinrenan-setzung aller subjektiven Gefühlsmomente — zu wählen. Jn diesem Sinne ist Diplomatie die verkörperte Verständigkeit im Dienste der Nation. Jhr Gegenteil — unser nationaler Fehler! — ist das, was man „gefühlsmäßige Kurzsichtigkeit" oder besser „Jch-Sichtigkeit" nennen kann. Nicht ichsüchtig, wie unsere angel-sächsische, feindliche Verwandtschaft, aber ich-sichtig sind wir. Für uns steht vor jeder nationalen und jeder Weltfrage unser eigenes Jch groß und breit; es ver» deckt uns die Aussicht, und sein Schatten verdunkelt unfern Blick für die Wirklichkeit. - 's!?!

Ein klassisches Beispiel für diese Jch-Sichtigkeit und den Mangel an Jnland-Diplomatie ist die bevorstehende Petition der Lehrer „gegen die weibliche Leitung", die — wie uns die Vossische Zeitung mitgeteilt hat — das Abgeordnetenhaus noch vor Weihnachten beschäftigen soll. —

Wie wunderbar undiplomatisch ist schon der Zeitpunkt gewählt, um eine per-sönliche Angelegenheit zur nationalen Kampffrage zu machen! Ausgerechnet jetzt, wo die Frauenarbeit so unendlich notwendig gebraucht wird, wo der Ruf nach Frauen, die leitende Stellen sachgemäß verwalten können, so groß ist, wo die Frauen und immer wieder die Frauen angerufen werden, zu helfen, zu opfern, ihren Einfluß geltend zu machen, zu entbehren und die Schwierigkeiten, die oft

aus männlichem Unverstande gemacht werden, durch kluge Einsicht in die Forde-
rnngen der Zeit zu überwinden, — gerade jetzt wird sich das Abgeordnetenhaus
darüber belehren lassen müssen, „daß der Staat eigentlich auf den Männern be-
ruht", und daß es gegen das männliche Gefühl ist, an einer Schule mit „weiblicher
Leitung" Berufs-Befriedigung zu suchen. — Und ausgerechnet diese Männer,
denen ihr verletztes Gefühl so wichtig ist, daß sie das um Daseinsfragen ringende
Abgeordnetenhaus damit beschäftigen wollen, machen — es ist beinahe erheiternd!
— die „gefühlsbetonte Richtung d«r Frau" — als Grund gegen die weib»
liche Leitung geltend. — Jch weiß zwar nicht, wie dieses Argument, das die
Wucht eines anderthalb Jahrhunderte alten Schlagwortes hat, auf das Abge»
ordnetenhaus wirken wird, aber mir scheint ein derartiges Schlagwort doch nicht
heilig genug, um die Sachfrage: steht sich die betreffende Schule, steht sich unsere
weibliche Jugend (auf die kommt es doch an??) besser oder schlechter bei der
weiblichen Leitung? einfach umgehen zu können. Einem Lehrer, dem das Wohl
seiner Anstalt, dem die Erziehung seiner Schülerinnen wirklich am Herzen liegt,
dem wird es das Wichtigste sein, daß der Leiter der Anstalt segensreich zu leiten
versteht, und verhältnismäßig gleichgültig, ob er männlichen oder weiblichen Ge-
schlechtes ist.
Gefühlsmäßig betont und sehr undiplomatisch ist ferner das Argument, daß
„zwischen einer Frau als Leiterin und einem Mann als Untergebenen immer das
Verhältnis der Geschlechter hineinspielen wird". Sollte die Gefahr nicht min»
destens ebenso groß sein, wenn der Mann leitet? Und welche engherzige Auf-
fassung des Lehrerkollegiums ist es, wenn die Lehrkräfte schlankweg als „Unter-
gebene" des Direktors aufgefaßt werden!
Noch gefühlsmäßiger und unbegründeter scheint mir die Angst, daß „bei
Meinungsverschiedenheiten der Mann aus Höflichkeit schweigen würde". Die
Gefahr der Überhöflichkeit ist bei den meisten unserer Männer sehr gering! Jch
glaube, es wird mehr geschwiegen aus Rücksicht auf die Karriere, als aus Rücksicht
auf die Dame.
Dieser Mangel an Diplomatie, an der Fähigkeit, über die eigene Person hin»
weg das Ganze in seiner Lebendigkeit zu erblicken, läßt die Petitionierenden ganz
und gar dienationale Bedeutung, die unsere führenden Frauen in der Ver-
gangenheit gehabt haben, in der Gegenwart noch haben und in der Zukunft haben
müssen, übersehen. — Sie übersehen, daß, wenn irgendwo in Deutschland große
sachliche Jdeale mit geistiger Frische und wunderbarer Diplomatie zum Heile der
Nation Jahrzehnte lang am Werke gewesen sind, diese in den Bestrebungen für
die höhere geistige Ausbildung der Frau zu treffen waren und noch sind. — Es
gibt auf der ganzen Welt keinen Zweig einer Frauenbewegung, der in so kurzer
Zeit, mit solcher Stille, mit so unerhörtem Fleiß, mit so klarer Intelligenz und mit
so vollkommenem Takt seine eigenen Angelegenheiten zum Segen des Ganzen ge-
ll

führt hat, wie der Teil der deutschen Frauenbewegung, der sich heute in der deutschen Oberlehrerin verkörpert. Jhr ist es gelungen, die gänzlich verrottete Mädchenerziehung (ich kenne sie aus Erfahrung!), die oft zur Gefühlsverlogenheit und Denkfaulheit direkt anleitete, auf ein gesundes, höheres und wahreres Niveau zu heben. Jhr verdanken wir es, daß wir in dieser nationalen Prüfungszcit Frauen mit Pflichtbewußtsein, Jntelligenz und Takt genug hatten, um in die klagendsten Lücken für die ins Feld ziehenden Männer zu treten. Jhr verdankr die Nation (ich sage absichtlich nicht „der Staat", der in Gottes Namen auf den Männern beruhen soll!), daß Frauen genug da waren, die in großzügiger Weise ihre persönlichen Wünsche und Gewohnheiten über den nationalen Notwendig-keiten vergessen und vernachlässigen konnten. Die leitenden Frauen Deutschlands haben wahrhaftig das Wohlwollen des Staates verdient! Leider gab es nur noch viel zu wenige! Wie manches wäre nicht geschehen, wenn wir so viele berufene Leiterinnen gehabt hätten, daß wir die törichten, ungebildeten weiblichen Massen ihnen hätten fest in die Hand geben können! — Für die Zukunft aber bedeutet es beinahe die größte Hoffnung für die Gestaltung unseres öffentlichen Lebens, daß in den durchgeistigten deutschen Frauen eine national empfindende, erzieherisch gebildete und berufene Jntelligenz gegeben ist, deren Denken noch nicht in Partei» Gleise ausgefahren ist, die noch nicht rein»automatisch jede Sache nach der Meinung ihrer Partei umdenkt, die eine Sache noch sachlich d. h. unparteiisch und rein-na» tional zu werten vermag. — Der Staat braucht sie händeringend nötig; denn jetzt, wo auch die ungebildete und halbgebildete Masse der Frauen ihre Macht und Notwendigkeit im öffentlichen Leben kennen gelernt hat und dementsprechend von ihrer Wichtigkeit ungemessene Begriffe hat, wo die Frau, auch die sanfteste und billig denkendste, nervös gereizt ist darüber, daß man ihre Arbeitskraft nirgend« berechnet und sehr oft übermäßig belastet und gemißbraucht hat, — jetzt wäre es ein leichtes, eine Frauenbewegung in Szene zu setzen, die der englischen in nichts nachstände. — Jch warne, Grund zu gerechter Entrüstung zu geben, denn gerade in dem kommenden Kampf der Geschlechter ums tägliche Brot sind die leitenden Frauen, die Verstand genug haben, die Masse der gefühlsbetonten Frauen zur sach-lich nüchternen Auffassung nationaler Pflichten zu leiten, von so großer nationaler Bedeutung, daß es mehr als undiplomatisch, daß es töricht wäre, sie in die Gegner-schaft hineinzutreiben.

Aber ganz abgesehen hiervon und noch von manchem anderen! Das Wesent liche ist, und das Ausschlaggebende muß sein: Unsere weibliche Jugend braucht weibliche Leitung. Denn erst unter der weiblichen Leitung und unter Männern, die mit Frauen gern Rat pflegen, sind unsere Mädchen zu sich selbst gekommen, sind sie geistig entwickelt worden, haben sie den Nutzen von den Schulen gehabt, den wir Eltern fordern müssen. „Es gibt heute keinen Lehrer und keine Lehrerin, die sich nicht schämen würden, so zu unterrichten, wie wir unterrichtet worden sind" — ich zitiere eine sehr berufene Stimme. Die Ober-

lehrerinnen sind die Träger der glänzenden Reform unseres Mädchenschulwesens, das in den Händen der MäUner so rückständig geblieben war, wie man gar nicht sagen kann. — Nicht dem eigentümlichen Wesen der Frau, sondern den männlichen Vorurteilen war es angepaßt und den sehr mäßigen Jdealbildern, die sich der Mann davon machte, was eine Frau sei, und wie sie sei und wie sie sein sollte. Dabei stellte sich allerdings die „gefühlsbetonte" Seite der Frau in den Vordergrund, d. h. sie wurde in den Vordergrund gedrückt.

Aber das war nicht das natürliche weibliche Fühlen, das keusch und scheu in der Tiefe das Aussprechen scheut, und das durch keine Schullehre bei» gebracht werden kann, sondern es war jenes angelernte, verlogene Gefühl, das im Grunde nichts weiter ist, als zu wissen, welche Gefühle in jeder Situation erwartet werden. Darin hat die männliche Leitung allerdings stark gewirkt: daß wir schulmäßig empfindende Frauen die Menge haben oder doch solche, bei denen eigenes Gefühl und Schulgefühl rettungslos verquickt ist, die nicht verlogen sind und nicht wahr, nicht eigen und nicht des Mannes. Ob mit der Pflege dieses einseitig männlich konzipierten Frauenideals nicht die feinsten, duftigsten und eigentümlichsten Blüten der weiblichen Psyche verloren gingen, ob nicht ein verständiges, selbstbeherrschtes, klar denkendes junges Mädchen ebenso süß sein kann und inniger fühlen wird, als das von Staats» und Manneswegen zum „Gefühl" erzogene, — diese Frage hat sich die männliche Leitung me vorgelegt. Stand man ja einmal vor Offenbarungen der Mädchen» psyche, die nicht zum vorgefaßten Schema paßten, so nannte man das „die Unbe» rechenbarkeit des Weibes", ohne darauf zu verfallen, daß diese Unberechenbarkcit vielleicht auf dem falschen Rechnen der Männer beruhen könnte.

Kurz und gut, die weibliche Leitung muß bleiben und ausgebaut werden, weil wir in ihr ein notwendiges Korrektiv gegen die vorurteilende Auffassung des Mannes von der weiblichen Natur haben. Nicht die Lehrer und nicht der Staat und nicht, was diese beiden zwischen sich abmachen, sind die letzten Stimmen, die über unsere Kinder entscheiden. Sollte dieses Mißverständnis so weiter, wie in letzter Zeit, um sich greifen, so ist es dringend geboten, daß wir Eltern uns energisch zusammenstellen und Rechenschaft fordern darüber, ob in den Schulen persönliche Wünsche Einzelner oder parteipolitische Gesichtspunkte ganzer Gruppen den Ausschlag geben, oder ob das Wohl unserer Kinder die Bestimmungen und Änderungen, die vorgenommen werden, bedingt.

Dr. .jur. Kurt Ed. Imberg:

Zu den japanisch-amerikanischen Verhandlungen.

Ein neuer Abschnitt in der Entwicklung der politischen Lage im fernen Osten scheint zu beginnen, wenig beachtet in dem Toben und Lärmen des Weltkrieges, der die Augen ganz Europas auf sich gefesselt hält, svdaß die in weiter Ferne vor sich gehenden Ereignisse auf der Weltenbühne kanm die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen vermögen. Und doch ist vielleicht das, was jetzt im fernen Osten sich vollzieht, von nicht geringerer Bedeutung für kommende Zeiten.

Bis Anfang November weilte eine japanische Sondermission unter Führung des früheren Ministers Viscount Jshii in Washington, um mit den Leitern der amerikanischen Politik eine Reihe wichtiger Fragen zu besprechen. Am 2. November sind die monatelangen Verhandlungen, wie die Zeitungen melden, endlich zu einem gewissen Abschluß gelangt, ohne jedoch die Ergebnisse gezeitigt zu haben, die man von ihnen erhofft hatte. Obgleich noch wenige amtliche Meldungen über diese Besprechungen bisher von amerikanischer wie von japanischer Seite vorliegen, kann man sich doch aus den Nachrichten der Presse und aus gelegentlichen Äußerungen maßgebender Persönlichkeiten ein recht gutes, wenn natürlich auch kein vollständiges Bild von dem machen, was in Washington zur Sprache gekommen ist. Jmmerhin ist man bezüglich mehrerer Punkte vorläufig noch auf Vermutungen und Kombinationen angewiesen. Ob das Dunkel, das zurzeit über einem Teil der Verhandlungen liegt, jemals ganz aufgehellt werden wird, ist recht zweifelhaft, und so darf man wohl schon jetzt den Versuch wagen, über die jüngsten Verhandlungen in Washington, ihr Ergebnis und ihre Bedeutung zu sprechen.

Soweit bis jetzt übersehen werden kann, haben in der Hauptsache zwei Er» eignisse den unmittelbaren Anstoß zu der Entsendung dieser Sondergesandtschaft gegeben: das gegen Japan gerichtete Ausfuhrverbot Amerikas auf Stahl und Eisen, und zweitens die Note des Präsidenten Wilson an China vom 7. Juni 1917. Jn dieser ermahnte Wilson das chinesische Volk, seine inneren Zwistigkeiten beizulegen. Ganz abgesehen davon, daß man in Tokio diese inneren Unruhen und Spaltungen auf dem ostasiatischen Festlande nicht ungern sah, erblickte man in dieser Note eine Einmischung Amerikas in Angelegenheiten, die nach japanischer Ansicht niemand anders etwas angehen als Japan. China und den übrigen ostasiatischen Kontinent bettachtet Japan als seine DomÄne. Schon vor dem Welt» kriege waren starke Strömungen in dieser Richtung vorhanden; die Bindung der europäischen Großmächte durch den Weltkrieg, die eine zunächst wirtschaftliche und finanzielle, nunmehr auch politische Bindung der Vereinigten Staaten von

Amerika mit sich brachte, diese Bindung aller an China interessierten Staaten hat den Gedanken an eine japanische Monopolstellung in Ostasien seiner Ausführung bedeutend näher gebracht. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, auf die starken wirtschaftlichen Jnteressen ausführlich einzugehen, die Japan auf dem ostasiatischen Festlande schon jetzt hat und die — darüber dürfte kaum ein Zweifel bestehen — von Tag zu Tag großer werden. Mit einer geradezu unheimlichen Emsigkeit und Hartnäckigkeit arbeitet das Reich der aufgehenden Sonne an der Eroberung des chinesischen Marktes. Verfolgt man die ostasiatische Presse, so liest man fast jede Woche von einer neuen wirtschaftlichen Unternehmung Japans in China. Bald handelt es sich um die Gründung einer neuen Bank, zu der japanische Geldleute in uneigennützigster Weise ihr Geld zur Verfügung gestellt haben, bald um Gewährung einer Anleihe an das an ständiger Geldknappheit schwer leidende Reich der Mitte. Diese finanzielle Durchdringung wird begleitet von einer nicht weniger intensiven Bearbeitung des chinesischen Marktes zugunsten von Handel und Jndustrie Japans. Japan befindet sich auf dem Wege der Jndustrialisierung, die gebieterisch die Herbeischaffung von Rohstoffen fordert, die es zum größten Teil nicht auf seinen Jnseln findet. Sehr viele dieser fehlenden notwendigen Rohstoffe kann ihm China liefern; daher der stete Drang Japans nach dem chinesischen Festlande und die hartnäckigen Versuche, sich dort eine wirtschaftliche Monopolstellung zu schaffen. Bei diesem Vorgehen jedoch stößt der Japaner überall auf seinen großen Kon» kurrenten: Amerika. Dieses außer Spiel zu setzen, war also eine Hauptaufgabe Japans. Denn eine Zusammenarbeit Japans und Amerikas ist unmöglich, zumal dies garnicht in der Absicht der Japaner liegt. Daran werden auch gegenteilige Nachrichten der englisch-amerikanischen Chinapresse nichts ändern, bei der man die Absicht, die sie mit ihren Meldungen verfolgt, allzu stark merkt.

Neben dieser wirtschaftlichen Eroberung geht eine ebenso planmäßige auf anderen Gebieten, insbesondere auf dem der Polizei und des Heerwesens. Ver- gebens sträubt man sich dagegen in Peking, da man die Bedeutung und Tragweite eines solchen Schrittes wohl zu beurteilen weiß; aber trotzdem wächst auch hier der japanische Einfluß beständig.

Kurz, alles deutet darauf hin, daß Japan langsam, aber sicher auf eine „asia- tische Monroe-Doktrin" hinarbeitet, auf ein „Asien den Asiaten" — unter japa» nischer Führung. Jn Washington ist nun diese auch für die Union höchst wichtige Frage zur Sprache gebracht worden, man darf wohl sagen, sie bildete den wich- tigsten, zum mindesten folgenschwersten Punkt der ganzen Verhandlungen.

Die Besprechungen haben am 2. l1. ihren Abschluß gefunden und über das Ergebnis sind zwischen Jshii und Lansing Noten*) gewechselt worden, in denen die Regierungen von Japan und den Vereinigten Staaten erklären, daß sie es für wünschenswert halten, in diesem Augenblick nochmals ihre gemeinsamen Wünsche

*) Vergl. „Vossische Zeitung" Nr. S71 vom 8. November 1917.

und Absichten bezüglich der chinesischen Republik bekannt zu geben, um die bösartigen Gerüchte, die von Zeit zu Zeit auftauchten, zum Schweigen zu bringen.
Sie erklären — heißt es dann weiter — deshalb folgendes:

1. Die Vereinigten Staaten geben zu, daß Japan infolge der Nähe seines Gebietes besondere Jnteressen in China hat, vor allem in dem Gebiete, an das seine Besitzungen grenzen.
2. Die territoriale Souveränität Chinas bleibt trotzdem unverletzt, und die Vereinigten Staaten setzen vollständiges Vertrauen in die wiederholten Versicherungen Japans, daß es, obwohl seine Lage besondere Jnteressen mit sich bringt, bezüglich des Handels der anderen Nationen keinen Unterschied zu machen und die bisher von China in Handelsverträgen zugestandenen Rechte nicht zu bestreiten wünsche.
3. Japan und die Vereinigten Staaten beabsichtigen nicht, in irgend einer Weise die Unabhängigkeit oder territoriale Jntegrität Chinas zu beeinträchtigen, und sie sind auch fernerhin Anhänger des Grundsatzes der offenen Tür und der Gleichberechtigung im Handel und der Jndustrie Chinas.
4. Japan und die Vereinigten Staaten erklären sich beiderseits gegen die Erwerbung besonderer Rechte oder Privilegien durch irgend eine Macht, durch die die Unabhängigkeit Chinas oder die Unverletzlichkeit seines Gebietes berührt oder die Untertanen oder Bürger irgend eines Landes im vollen Genuß gleicher Rechte im Handel und in der Jndustrie Chinas beeinträchtigt würden.

Dies Ergebnis der Verhandlungen läßt sich kaum als ein diplomatischer Sieg der Union ansprechen. Amerika räumt vor Japan das Feld in Ostasien. Das ist der von allen Höflichkeitsphrasen und schönen Redensarten entkleidete Jnhalt der japanisch-amerikanischen Note. Bereits vor der amtlichen Veröffentlichung der Abmachungen hat der Chef der japanischen Mission auf einem Festessen über diesen japanischen Erfolg — vielleicht mit Absicht — aus der Schule geplaudert. Am 1. 10. meldete Reuter aus New-York, Jshii habe die Ausdehnung der Monroe-Doktrin auf den fernen Osten angekündigt. Allerdings hat der schlaue Japaner auch damals schon hinzugefügt, Japan werde die Jntegrität und Souveränität Chinas nicht nur nicht angreifen, sondern sei sogar bereit, im Notfalle Chinas Unabhängigkeit gegen jeden Angreifer zu verteidigen, und versichert, daß eine geschlossene Tür in China niemals die Politik der japanischen Regierung war oder sein wird. „Die Tür steht offen. Das Feld ist frei. Wir heißen jede Mitarbeit, jeden Wettbewerb, der auf Verbesserung der gleichen Gelegenheiten hinzielt, willkommen." Wie sagt doch Hamlet bei Shakesspeare? „Worte, Worte, Worte!" Der Eindruck dieser Worte in Amerika war jedoch alles andere als günstig, und so versuchte Jshii, den schlechten

Gindruck durch eine mehr als faule, dazu für die Nankees wenig schmeichelhafte Erklärung abzuschwächen, indem er amerikanischen Pressevertretern gegenüber ausführte, die Auslegung seiner Bankettrede, wonach er die javanische Monroe-Doktrin für den fernen Osten verkündigt hätte, sei irreführend. Denn Japan habe versprochen, daß es die Rechte Chinas nicht verletzen und die Grundsätze der offenen Tür beobachten werde, während die amerikanische Monroe-Doktrin keine entsprechende Zusicherung der Vereinigten Staaten hinsichtlich Mittel- und Süd» amerikas enthalte. — Ob wohl der schlechte Eindruck der ersten Äußerung besser geworden ist? Kaum! An der Sachlage vermag ja diese nachträgliche, nichtssagende Erklärung garnichts zu ändern. Denn die schönen Redensarten von der offenen Tür, der Garantie und Jntegrität sind genügend bekannt, und man muß sich nur wundern, daß es immer noch Leute zu geben scheint, die auf derartige Phrasen hineinfallen. Die bisherige japanische Politik in Ostasien sollte doch die Amerikaner belehrt haben, wie die „Engländer des Ostens" sich den freien, gleichen Wettbewerb aller Nationen in einem freien, unabhängigen China denken.

Auch der formelle Protest dex chinesischen Regierung in Tokio und Washington gegen die japanisch-amerikanischen Abmachungen dürfte wenig Einfluß auf die fernere Politik des Mikadoreiches seinem westlichen Nachbarn gegenüber haben. Er wird, wie schon mancher seiner VorgÄnger, lediglich dazu dienen, den Akten» bestand des japanischen Ministeriums um eine Nummer zu vermehren.

Wir wollen nunmehr zu dem zweiten Punkte übergehen, der zu den neuesten Verhandlungen Anlaß gegeben hat: das amerikanische Ausfuhrverbot auf Stahl und Eisen. Auch dieses hat seine Vorgeschichte. Es war hervorgerufen worden durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sich Japan nahezu der gesamten pazifischen Schiffahrt bemächtigt und dabei noch ein besonderes System von Tonnage» begünstigungen für die japanischen Exporteure organisiert hatte*). Dies war natürlich den Amerikanern und nicht weniger den Engländern höchst unangenehm. Wie die Zeitung „Osaka Moinichi" berichtet, haben die Vereinigten Staaten deshalb Anfang Juli formell die Forderung an Japan gerichtet, der Entente einen Teil seiner Handelsschiffe zur Verfügung zu stellen. Als diese Forderung von Japan abgelehnt wurde, antwortete die amerikanische Regierung mit dem Ausfuhrverbot auf Stahl und Eisen. Wenn man nun bedenkt, daß die japanische Jndustrie während des Weltkrieges einen geradezu, erstaunlichen Aufschwung ge» nommen hat, daß insbesondere der japanische Schiffsbau beinahe 800 000 Tonnen jährlich zu erzielen vermag, während er durch das amerikanische Ausfuhrverbot auf höchstens 100 000 Tonnen reduziert worden wäre, da die an sich reichhaltigen Eisenlager Chinas den japanischen Bedarf noch nicht zu decken vermögen, wird man verstehen, welche Unruhe und Besorgnis die amerikanische Maßregel in Japan hervorrufen mußte. Die Rücknahme des Ausfuhrverbots zu erwirken, war des»

*) Vergl. „Manchester Guardian" vom 1«. Oktober 1917.

halb eine weitere Hauptaufgabe Jshiis und seiner Mitarbeiter. Uber diesen
Punkt der Verhandlungen schwebte bis vor kurzem ein diplomatisches Dunkel.
Allgemein wurde erklärt, die amerikanische Regierung habe die Aufhebung des
Ausfuhrverbotes zugestanden und ihre Zustimmung zum Verkauf des seitens Japans
erforderlichen Stahls gegeben*) Welche Gegenleistung Japan hierfür seiner-
seits zugesagt hat, darüber gingen zunächst die Meldungen weit auseinander und
widersprachen einander zum Teil. So meldete der „Daily Telegraph" vom 5.10.,
Japan habe den Patrouillendienst im Stillen Ozean übernommen, wodurch ameri-
kanische Schiffe zum Dienst auf dem Atlantischen Ozean frei würden, der „Petit
Parisien" wußte, daß Japan sich bereit erklärt habe, den Alliierten 50 Schiffe mit
einer Gesamttonnage von 400 000 Tonnen zu liefern**), au? den Kreisen der
amerikanischen Stahlinteressenten verlautete, man habe sich dahin verständigt,
die jetzt von Japan gebrauchten Schiffe sollten unberührt bleiben, dagegen alle im
Bau begriffenen oder später gebauten Schiffe mit mehr als 3500 Tonnen den
Verbündeten zur Verfügung gestellt werden. Von noch weitergehenden Zugestand'
nissen seitens Japans wußten andere Zeitungsstimmen zu erzählen, wie z. B. Japan
habe einen Teil seiner Schiffe zum Munitionstransport im atlantischen Verkehr
zugesagt ***), oder Japan werde seine Seestreitkräfte im Mittelmeer verstärken.
Leytere Nachricht wurde allerdings bereits am 12. August von amtlicher Seite ganz
entschieden dementiert. Erst am 19. 11. erschien eine amtliche Meldung aus
Tokio, aus der hervorging, daß Japan in Tausch für 170 000 Tonnen Stahl
250 000 Tonnen Schiffsraum liefern sollte. Die gleiche amtliche Erklärung ver»
kündete jedoch, daß Japan die Verhandlungen über diese Frage abgebrochen habe',
weil Japan den amerikanischen Forderungen betreffend die Altersgrenze der Schiffe
und den Preis nicht entsprechen konnte. Anscheinend haben die Amerikaner die
Lieferung von ganz neuen, modernen Schiffen verlangt, an deren Aushändigung
der geschäftsschlaue Japaner natürlich nicht im Traume denkt, da er den immer
mehr steigenden Wert des Schiffsraumes wohl zu schätzen weiß. Die Hoffnung
der „Times" (vom 7. 9. 17), der Schiffsraum der Alliierten im Atlantik werde
durch Japan eine beträchtliche Steigerung erfahren, dürfte also vorläufig ei»
frommer Wunsch bleiben. Japan wird sich schwer hüten, seine kostbaren Schiffe
der Torpedierung durch deutsche U-Boote auszusetzen; es wird in kluger Zurück-
l)«ltung abwarten und zusehen, wie der Schiffsraum seiner Bundesgenossen von
Tag zu Tag schwindet, um später im Frieden mit seiner während des Krieges ganz

") Vergl. z. B. „Peking Gazette' vom 6. September; „Morningpost" vom Ig. Oktober:
„Daily Telegraph" vom S. Oktober; „Times" vom 7. September; Havas-Meldung vom 12. Otto-
ber 1917.

"> Eine Reiltermeldung gab dm Gesamttonnengehalt auf mindestens 150 000 t an. Vergl,
„Times' vom 11. Oktober nach einer Meldung der „Exchange Telegraph Co." aus Washington.
Vergl. „Morningpost" vom 1«. Oktober und .Times" vom 11. Oktober 1917.

bedeutend verstärkten Handelsflotte auf den Plan zu treten und die Erbschaft England-Amerikas im ostasiatischen und pazifischen Seeverkehr in die Hand zu nehmen. Dieser langgehegte und gepflegte fromme Wunsch der Japaner würde jedoch verfliegen, wenn man in leichtsinniger Weise sein Schiffsmaterial den Bundesgenossen zum Munitions» und Truppentransport zur Verfügung stellen würde. Zweifellos wäre Japan gern bereit gewesen, in den indischen und pazifischen Gewässern die Flotten der Alliierten zu „entlasten" und durch Stellung von Schiffen für diesen Dienst Schiffsraum der Alliierten für den Verkehr im Atlantischen Ozean und Mittelmeer freizumachen. Denn dies liegt ganz im Rahmen der japanischen Wünsche. Andererseits wird der Schiffsbau Japans durch das Scheitern der Verhandlungen betreffs der Stahllieferung einen schweren Schlag erleiden, zum mindesten dürfte es Japan unmöglich sein, sein Schiffsbauprogramm mit der bisherigen Schnelligkeit weiter durchzuführen. Aber Japan wird andere Quellen ausfindig machen, um wenigstens einen Teil des erforderlichen Stahls zu bekommen, ohne seine besten Schiffe dafür hergeben zu müssen. Jn diesem Zusammenhange dürfte die Nachricht der „Chicago Daily News" vom 25. 10. nicht überraschen, derzufolge Japan von China neuerdings die Überlassung der reichen Eisenerzlager in der Umgebung von Nanking gefordert hat.*)

Abgesehen von diesen beiden wichtigen Fragen — dem Chinaproblem und der Stahllieferung — ist zweifellos noch über eine Reihe weiterer Fragen in Wa» shington verhandelt worden, über die jedoch noch nichts in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Es lassen sich über diese daher nur Mutmaßungen äußern, und wir müssen deshalb darauf verzichten, auf diese wahrscheinlichen Verhandlungspuntte ausführlicher einzugehen. Jmmerhin läßt sich mit einer gewissen Sicherheit annehmen, daß das Einwandererproblem, die Südseefrage und die Entsendung japanischer Truppen nach Europa zur Sprache gekommen sind. Letzteres hat Japan wie bisher von vornherein abgelehnt**), und es dürfte höchstens die Ver» sicherung gegeben haben, die Union — augenblicklich — nicht anzugreifen, sodaß es unbesorgt seine Westküste von Truppen entblößen und seine gesamten Streitkräfte seinen Bundesgenossen in Europa zur Verfügung stellen kann.

Betreffs der Südseefrage werden sich die japanischen Abgesandten kaum in bindende Verhandlungen eingelassen, sondern ihre Regelung auf den allgemeinen Friedensschluß verwiesen haben. Die Vereinigten Staaten haben zweifellos ein großes Jnteresse an den zur Zeit von Japan besetzten deutschen Südseeinseln, die, in japanischem Besitz, die amerikanischen Besitzungen Guam und Philippinen umklammern und eine ständige Be»

*) Es ist leider nicht möglich, an dieser Stelle ausführlicher auf diese neueste Forderung Japans an China einzugehen: wir verweisen hierzu auf den Aufsatz „Das neue amerikanisch- japanische Zlbkommen' in der Wochenschrift „Deutsche Politik' 2. Jhrgg. Heft 81 S. 1S4« ff.

**) Vergl. z. B. die Erklärimg des japanischen Finanzministers.

drohung der amerikanischen Jnteressen im Stillen Ozean sind. Anderersei»
betrachtet Japan die Südseeinseln als absolut notwendig für seine Existenz und
Sicherheit. Bemerkenswert sind die Ausführungen, die der Führer der Kokuminto
Ki-Junkai vor einigen Monaten zu dieser Frage machte*): „Die Besetzung der
Südseeinseln durch Japan ist eine Frage auf Leben und Tod für Japan. Japans
Seemacht ist zurzeit der seines hypothetischen Feindes weit unterlegen, weil die
entsprechenden Kräfte des Wohlstandes so verschieden sind. Solange aber als
Japan eine günstige strategische Position besitzt, wird es gesichert sein. Daher sind
die 100 000 Quadratmellen territorialer Gewässer in der Südsee, welche jetzt von
Japan besetzt sind, von großem Wert, da sie eine Reihe von ausgezeichneten mari-
timen Stützpunkten abgeben, auf denen Japan den Frieden in Ostasien aufzurichten
vermag. Wenn Japan diesen maritimen Stützpunkt verlöre, würde es sofort in
einer gefährlichen Lage sein, selbst in Friedenszeiten". Hiemus ist ersichtlich, wie
großen Wert man in Japan diesen Jnseln beilegt.

Es hätte fraglos in Amerikas Jnteresse gelegen, wenn diese Frage schon jetzt
unter der Hand in Washington geregelt worden wäre, aber Japan weiß sehr wohl,
daß später die Konjunktur vielleicht noch günstiger sein wird. Jetzt hätte es für
die Überlassung der Südseeinseln seitens Amerikas diesem in irgend einem anderen
Punkte Konzessionen machen müssen, die man sich bei späterer Regelung der Frag«
vielleicht ersparen kann.

Auch darüber, ob die Einwandererfrage in Washington zur Besprechung ge»
kommen, und ob man in diesem Punkte zu einem Einvernehmen gelangt ist oder
nicht, ist noch nichts verlautet. Aus dem Schweigen der amerikanischen Presse
jedoch kann man wohl schließen, daß, wenn überhaupt eine Entscheidung gefallen
ist, diese jedenfalls keine günstige für die Vereinigten Staaten gewesen ist. Denn
sonst hätten es sich die Amerikaner nicht nehmen lassen, diesen, wenn auch kleinen
„Erfolg" gebührend zu unterstreichen und in die Welt hinauszuposaunen, wo es
doch klar ist, daß die übrigen Verhandlungen für sie negativ ausgefallen sind.

Nicht unmöglich ware es übrigens, daß die Japaner zugesagt haben — sie haben
das schon mehrmals getan —, ihre Auswanderer nicht mehr nach Nord-, sondern
nach Südamerika zu lenken, wohin bereits seit einigen Jahren eine immer größer
werdende Zahl japanischer Einwanderer strömt, und wo sie infolge des Aus-
bleibens der Jtaliener seit Kriegsbeginn als fleißige, anspruchslose Arbeitskräfte
mit offenen Armen aufgenommen werden. Das wäre natürlich nur ein Schein-
erfolg für die Union, da eine zu starke Einwanderung von Japanern in die weit
weniger widerstandsfähigen, politisch wie wirtschaftlich schwächeren Staaten
Latein-Amerikas eine bedeutende, keineswegs als <zitavtit6 ll^Ii^eable zu be»
handelnde Gefahr auch für die Vereinigten Staaten bildet. Aber wie gesagt, wir

Im Aprilheft der Monatsschrift „Seinm".

wissen über diesen Punkt noch nichts genaues und wollen uns deshalb nicht auf weitere Vermutungen einlassen. —

Überblickt man zum Schlusse das, was man bisher über die Verhandlungen in Washington weiß oder vermuten kann, so tritt klar und deutlich hervor, daß sie mit einem entschiedenen diplomatischen Siege Japans geendet haben. Es ist dies der dritte große Erfolg, den die japanische Diplomatie während des Welt» krieges erstritten hat. 1915 China (25. Mai Vertrag von Peking), 191« Rußland (3. Juli Vertrag von St. Petersburg) und jetzt 1917 (2. November Vertrag von Washington) die Vereinigten Staaten von Amerika. Jn planmäßiger, rücksichts- loser Arbeit hat das Mikadoreich seine Hauptgegner auf dem diplomatischen Schachbrett mattgesetzt, in kluger Weise die inneren und ä'lußeren Schwierig- keiten eines jeden zu seinen eigenen Gunsten benutzend und ausbeutend, stets nur das eine große Ziel vor Augen, seinem durch die llberfüllung mit Menschen und durch die zunehmende Jndustrialisierung veranlaßtcn und geschürten Jmperialismus unter möglichst geringem eigenen Einsatz zum Siege zu verhelfen und den Traum von Millionen japanischer Staatsbürger von einem „Vai-Nippon", einem Groß- Japan, in die Wirklichkeit umzusetzen.

Die Verhandlungen von Washington haben mit einer diplomatischen Nieder- lage der Vereinigten Staaten ihren Abschluß gefunden; der Not gehorchend hat sich die Regierung in Washington bereit gefunden, ihrem gefährlichsten politischen und wirtschaftlichen Gegner und derzeitigen Bundesgenossen schwerwiegende Zu- geständnisse zu machen, die ihre ganze Bedeutung und Tragweite erst später offen- baren werden, und doch ist trotz dieser Opfer die japanische Gefahr nicht gebannt. Wieder einmal sind die drohenden Gewitterwolken durch weitgebendstes Nachgeben der Amerikaner vom politischen Himmel verschwunden, aber sicherlich nur, um bei günstigerer Gelegenheit von neuem zu drohen. Mit Recht wies vor kurzem der „New-Aork American" darauf hin, daß die japanische Gefahr trotz aller Schön» redereien weiterbestehe und an Umfang und Bedeutung noch zugenommen habe. Denn das neue Japan beginne, unheildrohend in den Rücken der Vereinigten Staaten hineinzuwachsen. Auch in einsichtsvollen Kreisen der Union ist man also mit dem Ergebnis der Verhandlungen nicht ganz zufrieden, und diese Unzufrieden- heit dürfte noch wachsen, wenn erst der ganze Jnhalt der Vereinbarungen ans Tageslicht gekommen sein wird, und wenn man die Tragweite voll und ganz zu beurteilen vermag, die diesem neuesten unblutigen Siege Japans trotz aller Ab- leugnungsversuche seitens der englischen und amerikanischen Presse, die schon vor- liegen und noch kommen werden, innewohnt.

Rechtsanwalt Dr. Erich Bohn:
Ein Geist vor Gericht.
Als zum ersten Mal elektrische Kraft experimentell festgestellt wurde,
sah kein Mensch darin ein Werk von Geistern. Ein halbes Jahrhundert
später zieht die Epidemie des Tischrückens durch die Welt. Es knackt
und klopft und wackelt, wo ein Tisch sich seines stillen Daseins freute,
und mit einem Mal entdeckt die Menschheit, daß sich durch die Tische Klopf-
geister offenbaren. Woher dieser Widerspruch? Die elektrischen Erscheinungen
wurden in Europa entdeckt, das Tischrücken in Amerika, wo jede geschicht-
liche Voraussetzung fehlte. Jn Deutschland leistete man der Geisterhypothese
zunächst Widerstand. Da war noch die tüchtige „magnetische" Schule von
Justinus Kerner, Ennemoser, Nees van Esenbeck *), denen mediumistische Be-
wegungserscheinungen nichts Fremdes waren, und die in dem überseeischen
Import gute alte deutsche Ware wiedererkannten. Die Sintflut der Geister-
besessenen ging über ihren Widerstand hinweg, und bis zum heutigen Tage
spukt die Geisterhypothese unrettbar weiter. Dieser Geisterglaube hat sich
auch der Tranceerscheinungen bemächtigt. Jm Trancezustand, dem somnam-
bulen Tiefschlas, beginnen die Medien ihr Traumleben zu offenbaren. Die
dramatischen Vorgänge des Traumes gewinnen Gestalt, Traumpersdnlichkeiten
beginnen zu reden und werden von den Suggestionen der geistergläubigen
Zuschauer spiritistisch angekleidet. Die Sprechmedien schwingen sich zur Rolle
der Propheten empor; sie gründen Vereine und Sekten, in denen ihre
Predigten als Offenbarungen angestaunt werden. Es gibt in Deutschland,
besonders in Sachsen und Schlesien, zahlreiche solche kleine Gemeinden. Sie
sind ganz religiös aufgebaut, das Medium ersetzt den Prediger und vermittelt
die Offenbarungen der Geisterwelt. Moses und die Propheten, Christus und
alle Heiligen kann man dort jeden Abend predigen hören. Das Medium be-
zeichnet sich als Werkzeug der Geister, prophezeit, erbaut, gibt Rat-
schläge für Mensch und Vieh, stiftet ein kleines Religiönchen und schöpft neue
Nahrung aus den spiritistischen und theosophischen Zeitschriften. Je nach der
Modeströmung ist es mehr spiritistisch oder theosophisch gefärbt und sieht
mit dem ganzen Hochmut des kleinen Propheten auf die größeren und

Sic gaben die erste spiritistische Zeitschrift in Deutschland heraus: „Die wandernden magnetisierten Tische und die Klopfgeister." Bremm 1853. 13 Nummern, 14« Seiten. Die Zeitschrift wurde dann in zwanglosen Heften fortgesetzt. Es find 3 Hefte erschienen. Das erste geschichtliche Werk über da» Tischrücken war: Dr. Rcckienberg, Geheimnisse , des Tages. Leipzig 1853, 25« Seiten. Kritisch hervorrngend: Canis Sterne: Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper. Weimar 1362, 300 Seiten.

kleineren Konkurrenzpropheten herab. Jn der Gemeinde Goldbach der Graf-
schaft Glatz bestand im Jahre 1907 eine solche Gemeinde, in der sich die
folgenden Ereignisse abgespielt haben.
Jm November 1907 richtete der Gemeindevorsteher Zaspel folgende Ein-
gabe an den Landrat:
„Hochverehrter Herr Landrat!
Eine unliebsame Angelegenheit veranlaßt mich, Euer Hochwohlgeboren
mitzuteilen: Daß sich in hiesiger Gemeinde Goldbach der sogenannte Spirialis-
mus eingebürgert hat. Jch bin stets dagegen aufgetreten, bin aber leider
außerstande, diese Gesellschaft auseinander zu bringen. Vor einiger Zeit
wollen sie den Geist meiner Tochter, welche vor einigen Jahren verstorben
ist, cidiert haben und er soll durch das Medium, welches die Steinmetzfrau
Winter aus Friedersdorf war, gesprochen haben: ich sollte die Gemeinde
nicht so bescheißen, sonst könnte ich nicht in den Himmel kommen. Auf dieses
hin habe ich dem Gendarm Anzeige gemacht, welcher mehrere Personen, die
an der Sitzung Teil genommen hatten, vernommen, hat. Demgegenüber
haben sie die Aussage des Mediums so gedreht, sie hätte gesagt: daß ich
noch viel gutzumachen hätte von den Gemeindepfennigen, die ich vorenthalten
hätte.
Jch kann mir diese Ehrenkränkung nicht gefallen lassen. Da auch über-
haupt durch diese Gesellschaft viel Ärgernis in der Gemeinde erregt wird,
so bitte ich, Euer Hochwohlgeboren wolle mir in dieser Angelegenheit Rat
und Tat geben, um das Weitergreifen dieses Unfugs zu verhindern.
Ganz gehorsamster
gez. Zaspel, Gemeindevorsteher."
Die Staatsanwaltschaft nahm auf den Strafantrag des Landrats hin
die Untersuchung in die Hand und erhob Anklage beim Schöffengericht
Reinerz. Frau Winter wies darauf hin, daß sie eine kranke, nervöse Frau
sei. Ein geistiges Wesen habe durch sie im Trance gesprochen. „Jch will
soweit als möglich den Wahrheitsbeweis erbringen für die Angaben, welche
das geistige Wesen durch mich gesprochen hat in der Versammlung. ES
heißt irrtümlich in dem Beschluß spiritistisch, das, was durch mich die höheren
Wesen gebracht haben, ist Theosophie. Jch weiß nichts davon, daß ich der-
artige Behauptung: „der Gemeindevorsteher Zaspel hat die Gemeinde be-
trogen", ausgesprochen habe. Jch beantrage, die in der Versammlung an-
wesenden Personen zu vernehmen: ob durch mich diese Worte gesprochen
wurden, denn mir lag und liegt es fern, den Gemeindevorsteher Aaspel zu
beleidigen; als dieses betreffende Wesen eingetreten war, war ich unbewußt."

Erich Bohn
Ein Geist vor Gericht
Das Schöffengericht Reinerz fällte folgendes Urteil:
„Jm Namen des Königs!j
Jn der Strafsache gegen
1) die verehel. Steinmetz Nikolina Winter geb. Wanek aus Friedersdorf, verheiratet, katholisch,
2) die verw. Handelsfrau Anna aus Tanz bei Lewin, hat das
königl. Schöffengericht in Reinerz in der Sitzung am 18. September 1908
für Recht erkannt: Die Angeklagte Nikolina Winter und Anna
sind der Beleidigung, die Anna in zwei Fällen, schuldig und
werden dafür unter Kostenlast, Nikolina Winter zu 3 Monaten, Anna
zu 4 Wochen Gefängnis verurteilt.
Gründe:
Die Hauptverhandlung hat folgenden Sachverhalt ergeben: Jn GlLsendorf-Rückers besteht schon seit mehreren Jahren der spiritistische oder spiritualistische Verein „Licht der Wahrheit", dem auch viele Bewohner der Umgegend als Mitglieder angehören. Jn Anlehnung an diesen Verein hat sich in Galdbach ein selbständiger Zirkel gebildet, der etwa seit Anfang August 1907 fast regelmäßig jede Woche einmal zu einer Sitzung zusammenkommt. Diese Sitzungen sind anfangs zumeist in der Wohnung der Frau Stumpf in Goldbach abgehalten worden. Der Hergang bei einer spiritistischen Sitzung ist etwa folgender. Es werden einige Vaterunser gebetet und geistliche Lieder gesungen. Während dessen gerät das Medium in den sogenannten Trance, einen angeblichen Traum- oder Schlafzustand und spricht dann zu der Versammlung über Nächstenliebe, das Verhalten der Menschen, daß sie rechte Kinder Gottes werden, u. s. w. Oft aber sprechen angeblich auch Geister Verstorbener durch das Medium zu der Versammlung, erzählen, wie es Jhnen im Jenseits gehe, erteilen gute Mahnungen, warnen vor unchristlichem Leben und anders mehr. Welcher Geist in jedem einzelnen Falle zu der Versammlung spricht, das wird meist durch Befragen des Mediums erforscht.
Als ein äußerst brauchbares Medium hat sich die Angeklagte Winter erwiesen.
Etwa Mitte September 1907 fand in dem Hause der Frau Stumpf wieder einmal eine Sitzung des spiritistischen Zirkels statt, an der unter Anderen auch der Sohn des Goldbacher Gemeindevorstehers Sammek mit seiner Frau teilnahm. Als Medium fungierte die Angeklagte Winter. Durch das Medium sprach diesmal, wie auf Befragen festgestellt wurde, der Geist der Auguste Zaspel, der verstorbenen Tochter des Goldbacher Gemeindevorstehers, zu der Versammlung und äußerte, sich an den jungen Zaspel wendend, etwa folgendes: „Sie freue sich, daß der Bruder dasei, es sei schade, daß der Vater nicht auch in der Sitzung sei, damit sie ihm einmal liebevoll die Hand drücken und ihm einiges ans Herz legen könnte. Seine irdische Laufbahn

sei beinahe beendet, doch habe er noch manches gut zu machen. Er sei
Ortsvorsteher in dieser Gemeinde und habe manchen ungerechten Heller auf
dem Gewissen." Von diesen Vorgängen hat einige Tage darauf die An-
geklagte Anna der Frau Klar und ihrer Nichte etwa mit folgenden Worten
Mitteilung gemacht: „Der Geist der Auguste Zaspel habe durch das Medium
geäußert, der Vater solle doch auch einmal in die spiritistischen Versamm-
lungen kommen; er habe noch vieles abzubüßen und jetzt sei es noch Zeit,
sich zu ändern. Die arme Gemeinde Goldbach! Die vielen Blutpfennige,
die er sich aneigne!" Jn einer späteren spiritistischen Sitzung ist das, was
das Medium früher über den Gemeindevorsteher Zaspel geäußert hatte, noch
einmal erörtert worden. Dabei tat die Angeklagte Anna eine Frage unge-
fähr des Jnhalts: „Ob Aaspel vielleicht die Gemeinde betrogen hat?" Auf
Grund dieses Sachverhaltes ist von dem Königl. Landrat in Glatz
gegen die Angeklagte Winter rechtzeitig Strafantrag wegen Beleidigung
des Gemeindevorstehers Zaspel gestellt worden. Zaspel hat gegen die
Angeklagte Anna am 4. April 1908, dem Tage, an dem er zuerst von
der Beleidigung Kenntnis erlangte, rechtzeitig Strafantrag wegen Beleidigung
gestellt. Die Angeklagte Winter hat bestritten, sich der ^Beleidigung des
Gemeindevorstehers Zaspel schuldig gemacht zu haben. Sie wisse von den
Vorgängen in den spiritistischen Sitzungen überhaupt nichts, da sie nach den
Gebeten und Gesängen stets in Schlaf verfalle. Für diese Behauptung ist
sie jedoch den Beweis schuldig geblieben. Zwar haben zwei von den Zeugen
ausgesagt, es sei ihnen in den Sitzungen so vorgekommen, als ob die Winter
im Schlafe rede; mit Bestimmtheit haben sie dies jedoch nicht behauptet.
Es ist daher angenommen worden, daß die Winter in den Sitzungen auch
als sogenanntes Medium sehr wohl weiß, was sie tut und redet. Die
Angeklagte Anna hat zugegeben, die von dem Medium gegen den Gemeinde-
Vorsteher Zaspel in der spiritistischen Sitzung erhobene Beschuldigung, daß
er die Gemeinde betrogen habe, weiterverbreitet zu haben, jedoch bestritten,
in einer späteren spiritistischen Versammlung in Goldbach die Frage aufge-
worfen zu haben: „Ob Zaspel vielleicht die Gemeinde betrogen hat?" Dem
steht jedoch die eidliche Aussage des Zeugen Grüger gegenüber, nach welcher
die Angeklagte Anna die fragliche Äußerung doch getan hat. Hiernach recht-
fertigte sich gegen die Angeklagten eine tatsächliche Festellung im Sinne des
Eröffnungsbeschlusses vom 14. Mai 1908. Sie waren daher auf Grund der
j§ 194, 185, 186 Strafgesetzbuches zu bestrafen. Bei Bemessung der Strafe
ist besonders berücksichtigt worden, wie gemeingefährlich das Treiben eines
spiritistischen Vereines werden kann, wenn nicht einmal davor zurück gescheut
wird, einen Beamten, der sich um das Wohl seiner Gemeinde verdient ge-
macht hat und dafür ausgezeichnet worden ist, in gröbster Weise zu beleidigen.
Es ist deshalb gegen die Angeklagte Winter auf eine Gefängnisstrafe von

3 Monaten erkannt worden, gegen die Anna .... ist unter Einsetzung einer Gefängnisstrafe von 3 Wochen für das Verbreiten der Beleidigung, von 2 Wochen für die beleidigende Äußerung in der späteren spiritistischen Sitzung gemäß § 74 Strafgesetzbuches auf eine Gesamtstrafe von 4 Wochen Gefängnis erkannt worden. Den Kostenpunkt regelt § 497 der Str. P. O."

Dieses Urteil war ein Fehlspruch. Das Schöffengericht bestand aus einem gelehrten Amtsrichter, einem Bauer und einem dörflichen Kaufmann, und dieses Dreigestirn hatte sich vermessen, Psychologie aus dem Handgelenk zu machen. Es hatte Recht sprechen wollen und statt dessen Märtyrer geschaffen. Jn diesem Zeitpunkt wandte sich die Angeklagte an mich. Jch überzeugte mich, daß Frau Winter ein Sprechmedium sei und zog einen ihr sympathischen Arzt zu, der einige Sitzungen mit ihr veranstaltete. Er legte seine Erfahrungen im folgenden vorläufigen Gutachten nieder:

„Frau Nikoline Winter, geborene Wanek, wurde am 6. Dezember 1876 zu Marburg in Steiermark geboren. Die Mutter erzog das Kind nicht selbst, sondern gab es frühzeitig in Pflege. Daß bei einer derartigen Erziehung die Ernährung viel zu wünschen übrig ließ, ist selbstverständlich. Mit 10 Jahren menstruierte Patientin zum ersten Mal, und von jetzt ab traten häufige Krampfanfälle mit Bewußtlosigkeit ein — also Krampfanfälle hysterischer Natur. Nach Jahren besserte sich der Zustand, die Krampfanfälle blieben aus, um im Jahre 1906 wieder aufzutreten. Patientin ist verheiratet und hat 6 mal entbunden. Noch heut sieht sie blaß aus und macht einen krankhaften Eindruck. Derartige Personen halten sich indessen nicht für krank,, konsultieren daher auch keinen Arzt, und daher kommt es, daß 95 °/g der Ärzteschaft in ihrem ganzen Leben keinen derartigen Fall zur Beobachtung bekommen. Anfangs beachtete der Ehemann die Anfälle seiner Frau nicht sonderlich. Erst im August 1907 wurde er stutzig, als die unter Krampfanfallen in einen traumhaften Zustand gefallene Patientin zu predigen begann. Natürlich wurde die Nachbarschaft von der Sache in Kenntnis gesetzt. Bald war es heraus, daß Patientin ein spiritistisches Medium sei und von selbst in Trance falle. Sitzungen wurden alle Wochen abgehalten, und so kam es auch zu der incriminierten Sitzung vom September 1908.

Jn meiner 19jährigen Praxis hatte ich in mehr als 40 Fällen Gelegenheit, mit derartigen Personen zu experimentieren. Von den 40 Personen hatte keiner ein gesundes Nervensystem, Überall dieselben Erscheinungen; sie verfallen in einen traumhaften bis bewußtlosen Zustand, halten Reden, beantworten Fragen, und sobald sie erwachen, wissen sie nicht, was mit ihnen geschehen ist, und was sie gesprochen haben. Sie können unmöglich verantwortlich gemacht werden für die Worte, welche sie in jenem Dämmerungszustande gesprochen haben.

Meist verfallen diese Leute unter krampfartigen Zuckungen an Armen
und Beinen, oft auch unter lautem Stöhnen in jenen Dämmerungszustand,
wo die Augenlider geschlossen, die Pupillen nach oben gerichtet, sowohl
wie auch der ganze Körper kataleptisch ist, wo das Oberbewußtsein völlig aus-
geschlossen ist.
Jch habe 5 mal mit Frau Winter experimentiert. Es genügt, wenn
ein Vaterunser gebetet wird, und Patientin verfällt in jenen traumhaften
Dämmerungszustand, wo jedes Bewußtsein ausgeschaltet ist. Bald tritt dieser
Zustand ein mit Krämpfen und Zuckungen der Extremitäten, bald mit
Zuckungen des Kopfes. Die Finger und Arme nehmen alle möglichen
krampfhaften Stellungen ein, die Zähne klappern, je nach dem Jnhalt der
Reden, die Patientin halten wird. Die Arme waren völlig kataleptisch,
unempfindlich gegen Nadelstiche. Nur ein Seufzen und ein Erschrecken trat
ein, wenn ich die Hornhaut der Augen berührte, kein Erwachen.
Ziehe ich dies Facit aus den 5 Experimenten, die ich mit der Frau
Rikoline Winter angestellt habe, so muß ich erklären: Das Oberbewußtsein
der Patientin ist während jener traumhaften Dämmerzustände vollständig
ausgeschaltet. Sie weiß nicht, was sie spricht, ist daher auch dafür nicht
verantwortlich zu machen. Nachdem jene Dämmerzustände vorüber sind,
weiß die Patientin nichts. — Patientin ist so sensitiv, daß sich mit
Leichtigkeit vor Gericht ein derartiger Dämmerzustand mit allen seinen Be-
gleiterscheinungen hervorrufen läßt.
Breslau, den 30. Oktober 1908
gez. Dr. Wilhelm Haeusl«."
Nunmehr stellte ich bei Gericht den Antrag, hervorragende Sachver-
ständige für das mediumistische Gebiet zu der neuen Verhandlung hinzuzuziehen.
Frsu Winter erklärte sich bereit, sich von jedem Sachverständigen untersuchen
zu lassen. Die Strafkammer in Glatz als Berufungsgericht berief auf meinen
Antrag Professor Henneberg, bekannt als gerichtlicher Sachverständiger aus
dem Prozesse des Blumen-Mediums Rothe, und Dr. Moll, den bekannten
Berliner Psychiater. Es zog auch noch Dr. Haeusler den behandelnden Arzt
der Frau Winter, zu. — Unter dem Einfluß dieser Sachverständigen bewegte
sich die Verhandlung in Glatz in wissenschaftlichen Bahnen. Es wurde sogar
angeregt, eine spiritistische Sitzung vor Gericht abzuhalten.
Aus dem Protokoll gebe ich die Gutachten der Sachverständigen wieder.
1. Sachverständiger Or. Henneberg.
Zur Sache.
Gedankenübertragung kommt im vorliegenden Falle nicht in Betracht.
Die Frau hat von den Gerüchten gehört, die im Dorfe umliefen, und diese

Gedanken dann reproduziert. Die Angeklagte neigt zu Hysterie, die sich dann in spiritistischem Sinne weiter entwickelt hat. Jch halte es im höchsten Grade für wahrscheinlich, daß die Angeklagte sich damals in einem Zustande befand, der die freie Willensbestimmung gemäb § 51 St.-G.-B. ausschließt. Eine Versetzung der Angeklagten in einen Traumzustand vor Gericht halte ich für bedeutungslos, da sich daraus sichere Schlüsse nicht gewinnen lassen und nur eine längere Beobachtung ein sicheres Gutachten verbürgt. Auch haben auf die Angeklagte heute viele Eindrücke eingewirkt, die das Urteil trüben würden. Simulation bei solchen Traumzuständen kommt höchst selten vor.

2. Sachverständiger Dr- Moll.

Zur Sache.

Derartige Traumzustände werden zwar nicht sehr selten simuliert, diese Simulation ist aber hier nicht gegeben. Die Angeklagte Winter ist zu ihren Äußerungen über den Gemeindevorsteher infolge von Gerüchten gelangt, die über ihn umliefen. Die Angeklagte kann sich an all das, was sie damals gesagt hat, nicht mehr erinnern. Augenscheinlich hat sie also die Äußerungen in einem Zustande getan, der die freie Willensbestimmung gemäß § 51 St.'G.-G. ausschließt.

Auf eine heut stattfindende Versetzung in Traumzustand lege ich keinen Wert, da eine längere Beobachtung erforderlich ist, um ein sicheres Gutachten abzugeben.

Die Staatsanwaltschaft und der Verteidiger erklärten hierauf, daß sie auf eine Versetzung der Angeklagten Winter in Traumzustand nicht mehr Wert legten.

Das Gericht beschloß daher, davon Abstand zu nehmen.

Die Strafkammer fällte folgendes Urteil:

Jm Namen des Königs.

Jn der Strafsache gegen

1) die verehelichte Steinmetz Nicolina Winter
2) die verwitwete Handelsstau Anna ....

wegen Beleidigung hat die I. Strafkammer des Königlichen Landgerichts in Glatz in der Sitznng vom 9. Dezember 1908 für Recht erkannt:

Das angefochtene Urteil wird auf die Berufung der Angeklagten und des Ehemanns der Angeklagten Winter aufgehoben.

Die Angeklagten werden von der Anklage der Beleidigung freigesprochen.

Die Kosten des Verfahrens fallen der Staatskasse zur Last.

Gründe:
Jn Gläsendorf-Rückers besteht seit mehreren Jahren der spiritistische
Verein „Licht der Wahrheit". Jn Anlehnung an diesen Verein hat sich im
Jahre 1907 ein spiritistischer Zirkel in Goldbach gebildet, der etwa seit
August 1907 fast allwöchentlich eine Sitzung abhält. Etwa Mitte September
1907 nahmen an der im Hause der Frau Stumpf tagenden Sitzung des
Zirkels u. a. auch die Angeklagte Winter, sowie der Sohn des Gemeinde-
vorstehers Zaspel aus Goldbach, der Steinmetzgehilfe August Zaspel nebst
Frau teil. Die Sitzung begann damit, daß einige Vaterunser gebetet und
einige geistliche Lieder gesungen wurden. Die Angeklagte Winter schloß bald
darauf die Augen, zuckte krampfhaft mit den Händen, wurde an den Händen
kalt, an der Haut empfindungslos und begann zu reden. Sie gab zunächst
gute Lehren, ermahnte besonders zur Nächstenliebe. Dann wandte sie sich
an August Zaspel und sagte zu ihm etwa Folgendes:
„Sie freue sich, daß ihr Bruder da sei; es sei schade, daß der Vater
nicht auch in der Sitzung sei, sie möchte ihm einmal liebevoll die Hand
drücken und einiges ans Herz legen. Auf einem Zettel, den der liebe Gott
führe, stehe viel schlechtes von ihm. Er habe sich manchen ungerechten
Pfennig als Gemeindevorsteher angeeignet." Auf Befragen erklärte sie dann
auch noch, daß sie die Auguste sei. Auguste war der Vornamen einer ver-
storbenen Tochter des Gemeindevorstehers.
Einige Tage nach der Sitzung erzählte die Angeklagte Anna der Frau
Marie Klar, daß in der letzten spiritistischen Sitzung der Geist der Auguste
Zaspel erschienen sei und geäußert habe, „es sei schade, daß der Vater nicht
da sei, der habe nur noch ein kleines Licht im Himmel brennen, jetzt könne
er sich noch ändern; schade um die vielen Gemeindepfennige, die er sich
angeeignet habe." Jn einer späteren spiritistischen Sitzung ist nochmals das-
jenige, was die Angeklagte Winter über den Gemeindevorsteher geäußert
hatte, erörtert worden. Bei dieser Gelegenheit sagte die Angeklagte Anna:
„Ob Zaspel vielleicht die Gemeinde betrogen hat?" Die Angeklagte Winter
behauptet, von den Äußerungen, die sie in der spiritistischen Sitzung gemacht
haben solle, nichts zu wissen, da sie sich in einem bewußtlosen Zustande be-
funden habe. Die Richtigkeit dieser Behauptung ist durch die Gutachten
der Sachverständigen Dr. Häusler, Dr. Henneberg und Dr. Moll in hohem
Grade wahrscheinlich gemacht. Die Sachverständigen sind übereinstimmend
der Meinung, daß die Winter zur Zeit der in Frage kommenden Äußerungen
höchst wahrscheinlich in einem echten, nicht in einem fingierten Traumzustand
gewesen ist. Sie folgern dies bei der stark hysterischen Angeklagten Winter
aus der Empfindungslosigkeit ihrer Haut, dem krampfhaften Zucken ihrer
Hände und ihrer nicht zu widerlegenden Behauptung der absoluten Er-

innerungslosigkeit an dasjenige, was damals mit ihr geschehen ist. Während eines echten Traumzustandes befindet sich nach dem überzeugenden Gutachten der Sachverständigen der Mensch in einem Zustande von Bewußtlosigkeit, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen ist. Die Äußerungen, die die Winter in der spiritistischen Sitzung getan hat, müssen deshalb gemäß § 51 St.-G.-B. straflos bleiben, da die ZurechnungsfLhigkeit der Winter während dieser Äußerungen nicht hat festgestellt werden können.
Die Angeklagte Anna hat die von der Angeklagten Winter in der spiritistischen Sitzung getanen Äußerungen der Frau Klar weitererzählt. Diese Äußerungen sind an sich geeignet, den Gemeindevorsteher verächtlich zu machen und in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Denn sie enthalten die Behauptung, daß Zaspel sein Amt als Gemeindevorsteher dazu benutzt hat, um sich auf Kosten von Gemeindemitgliedern zu bereichern. D i e Angeklag te Anna hat für d iese Behauptung den Wahrheits-
beweis angetreten und dieser ist gelungen. Zaspel selbst hat zugegeben, daß er für die in seiner Eigenschaft als Gemeindevorsteher angefertigten Anträge auf Bewilligung von Renten, deren Anfertigung zu seinen Amtspflichten gehöre, von den Antragsstellern Geldbeträge bis zu 10 Mk., für die Ausstellung von Rentenquittungen 10 oder 15 Pfg. empfangen hat, also Handlungen begangen hat, die nach Z 331 St.-G.-B. strafbar sind. Es kam deshalb nur noch in Frage, ob aus der Form der Mitteilungen oder aus den Umständen, unter denen sie erfolgten, auf die Absicht der Frau Anna, den Zaspel zu beleidigen, zu schließen ist (§ 192 St.-G.-B.) Diese Frage war zu verneinen.
Der Angeklagten Anna ist ferner zur Last gelegt, daß sie den Zaspel durch die in einer späteren spiritistischen Versammlung aufgeworfene Frage, „ob Zaspel vielleicht die Gemeinde betrogen hat?" beleidigt habe. Das Berufungsgericht hat in dieser Frage eine strafbare Handlung der Anna nicht zu erblicken vermocht. Die Angeklagten waren daher freizusprechen." —
Jn meinem Aufsatz über den Spuk in Oels hatte ich bereits hingewiesen, wie wichtig für die Rechtspflege psychologische Sachverständige sind. Der Fall in Goldbach unterstützt diese Forderung. Die Rechtspflege soll dem Einzelnen gerecht werden, und jeder Angeklagte darf verlangen, daß für seinen Fall das Rüstzeug der gesamten Wissenschaft mobil gemacht wird. Jn den meisten Fällen begnügen sich die Gerichte damit, den Kreisarzt zuzuziehen. Er ist das „Mädchen für Alles", wenn es auf ärztliche und psychologische Untersuchungen vor Gericht ankommt. Wer kann von ihm verlangen, daß er sich auch noch in Spezialgebiete vertieft? Jn der kreisärztlichen Allwissenheit sehe ich eine Gefahr für unsere Rechtspflege, Über den Einzelfall hinaus muß man sich die Wirkung des Goldbacher Falles vor Augen halten. Das Volk glaubt unausrottbar an alles, was im bunten Gewand der

Mystik auftritt. Es fühlt instinktiv, daß ein Schöffengericht nicht die Jnstanz ist, vor der Propheten gerichtet und Wunder geklärt werden. Es fühlt sich vergewaltigt, wenn man ihm die Wissenschaft versagt. Jm Goldbacher Falle wurde das Wunder restlos aufgeklärt. Der Wahrheitsbeweis des Geistes glückte, aber der Geist verlor seine Existenzberechtigung. Seine Offenbarungen waren dramatisierter Dorfklatsch. Geschwätz wurde zur Prophezeiung. Man braucht kein Geist zu sein, um solche Wahrheitsbeweise zu führen. Was sich hier im Kleinen abspielt, finden wir in der großen Welt wieder.

Die Literatur über Kriegsprophezeiungen steigt flutenartig. Aus England liegen Stöße von Büchern über erfüllte Prophezeiungen vor. Wenn man jedem Falle nachgeht, so findet man leicht die Fehlerquelle und entdeckt, daß der Samen für die Prophezeiungen längst in der Erde gelegen hat. Auch der goldne Weizen der Propheten wurzelt im Erdreich des Lebens.

Mil Richter:

Zahlungen ohne Bargeld.

Sind Zahlungen ohne Bargeld überhaupt möglich? höre ich den Leser fragen. Oder sollen wir etwa zu dem längst überlebten Tauschgeschäft jener alten Zeiten zurückkehren, in denen es noch kein Geld im heutigen Sinne gab? Gewiß nicht. Wie es aber im gegenwärtigen Zeitalter, das überaus reich mit technischen Fortschritten ausgefüllt ist, gar nicht als etwas Außergewöhnliches erscheint, wenn von „Telegraphie ohne Draht" die Rede ist, warum soll da nicht auch die Forderung, „Zahlungen ohne Bargeld" zu leisten, ihr Recht behaupten dürfen! Haben doch beide Errungenschaften das miteinander gemeinsam, als technische Fortschritte im vollwertigen Sinne des Wortes zu gelten. Und von beiden ist — um an dem einmal gezogenen Vergleiche festzuhalten — zu erwarten, daß sie Gemeingut der weitesten Volkskreise werden.

Jm täglichen Umgange mit „Münzen" und „Scheinen" ist die „Zahlung in Bargeld" zur selbstverständlichen Gewohnheit geworden. Ja man ist sogar geneigt, in dieser Art der Zahlung nach der herrschenden Sitte Vorzüge zu erblicken. Wer „bar" bezahlt, ist angesehen, gilt als ordnungsliebend und zahlungsfähig. Und doch lassen sich Ordnungsliebe und Zahlungsfähigkeit auch ohne Bargeld aufrecht erhalten. Vielen erscheint die „Barzahlung" auch das bequemste, sicherste und zweckmäßigste Verfahren. Denn was man selbst in der Hand oder Tasche hält, glaubt man am besten und vorteilhaftesten

aufbewahrt. Und doch ist dem nicht so. Bequem ist die Bargeldzahlung schon deshalb nicht, weil die betreffende Summe sowohl vom Jahlenden, als vom Zahlungsempfänger durchgezählt werden muß, damit Jrrtümer, die oft für beide Teile unangenehm und nachteilig sind, vermieden werden. Dazu kommt die Arbeit des Ouittierens, die der Zahlungsempfänger vorzunehmen hat. Nicht minder unbequem und zeitraubend ist das Befördern eines größeren Geldbetrages an den Empfänger. Eine solche Art der Zahlung birgt aber auch die Gefahr in sich, daß die Quittung und damit der „Ausweis" des Zahlenden oder daß das Geld selbst verloren geht; ebenso kann es gestohlen oder durch Feuer vernichtet werden. Abgesehen von diesen Nachteilen und Gefahren ist es zumindest auch unvorteilhaft, größere Summen mit sich zu führen oder bei sich aufzubewahren, weil das Geld keine Zinsen bringt, also brach liegt. Angenommen, ein Rechtsanwalt, Arzt oder Landwirt hielte durchschnittlich 500 Mark für laufende Zahlungen im Schreibtisch oder Geldschrank bereit, so würde ihm im Laufe von zehn Jahren ein Zinsverlust von mindestens 130 Mark entstehen. Denn eine solche Summe Geld wächst nicht. Das mußte schließlich auch jener russische Bauer einsehen, der seinen Knecht anklagte, ihm 150 Rubel aus einer Lade, in der er 1000 Rubel aufbewahrt hatte, gestohlen zu haben. Vom Richter befragt, ob er nicht vielleicht selbst einmal Geld aus der Lade genommen habe, antwortete der Bauer treuherzig: Nein, nur den Zuwachs, die Zinsen, habe er jährlich herausgenommen. Und diese Zinsen betrugen auf drei Jahre 150 Rubel. Erwachsen auf diese Weise schon dem einzelnen nicht unerhebliche Zinsverluste, wieviel größer ist der Nachteil aber für die gesamte Volksgemeinschaft. Würden nur 100000 Personen im Deutschen Reiche 500 Mark für laufende Zahlungen brachliegen haben, so würde auf diese Weise die Summe von 50 Millionen Mark einer nutzbringenden Verwendung im Dienste des Vaterlandes und der deutschen Wirtschaft entzogen werden.

Während des Krieges ist aus allen Schichten der Bevölkerung eine Goldsumme von 1300 Millionen Mark in die deutsche Reichsbank gewandert, um dort gleichsam in einem nationalen Sammelbecken verwahrt zu werden. Jeder deutsche Einwohner hat demnach mit durchschnittlich 20 Mark dazu beigetragen, den Goldbestand der Neichsbank um jene Summe zu erhöhen. Zu welchem Zwecke geschah dies? Um dies verständlich zu machen, müssen wir einen Blick in den Betrieb und die Tätigkeit der deutschen Reichsbank tun. Jhr liegt es ob, für Ordnung und Wirtschaftlichkeit im Geldwesen des deutschen Reichshaushaltes, also auch für gute Zahlungssitten und Zahlungsfähigkeit des deutschen Reiches, zu sorgen. Je größer demnach ihr Goldbestand ist, je größer ist die Zahlkraft des Reiches und je mehr kann dieses Waren vom Auslande (z. B. Lebensmittel, Baumwolle usw.) kaufen. Bei diesen Einkäufen verlangt das Ausland in der Regel, daß diese mit Gold

bezahlt werden. Da aber die Goldmünzen im Zahlungsverkehr mit anderen
Ländern nicht den gleichen Wert wie im Jnlande haben, sondern wie jede
andere Ware zu verschiedenem Preise (Valuta) in Zahlung genommen werden
so hängt es von der Preisgestaltung des Goldes im Auslande ab, ob vor/
diesem vorteilhaft oder teuer eingekauft wird. Also nicht bloß der Preis
der fremden Ware, sondern auch der Preis (Tageswert) des heimischen Geldes
ist bei solchen Einkäufen in Betracht zu ziehen, wenn das Reich wie ein
„rechnender Kaufmann" hierbei handeln will. Je niedriger der Wert eines
Goldstückes im Auslande ist, je teuerer ist die zu kaufende Ware. Will also
das Reich an seinen umfangreichen Einkäufen in fremden Ländern, die es
auch noch nach Beendigung des Krieges vorzunehmen haben wird, sparen,
so muß die Reichsbank darauf bedacht sein, den ausländischen Goldpreis und
somit den Wareneinkauf von fremden Staaten durch einen möglichst hohen
Goldbestand in günstigem Sinne zu regeln. Der Goldbestand der Reichsbank
ist also gewissermaßen das Barometer des Goldwertes, des heimischen Zah-
lungsmittels im Auslande.

Anstelle des Goldes, das aus dem täglichen Verkehr in das Sammel-
becken der Reichsbank fließt, bringt diese „Reichsbanknoten" in den Verkehr,
damit im täglichen Bedarf an Zahlungsmitteln kein Mangel eintritt. Dabei
ist aber die Reichsbank gesetzlich verpflichtet, für je 300 Mark solcher Bank»
noten mindestens IlX) Mark in Gold oder in anderem deutschen Gelde oder
Reichskassenscheinen in ihren Kassen als sogenannte „Bardeckung" bereit zu
halten. Die Notenausgabe wird also durch die Höhe des Goldbestandes ge-
regelt; je mehr der deutsche Staatsbürger dazu beiträgt, daß sich das „Gold-
sammelbecken des Reiches" füllt, je mehr kann die Reichsbank Noten in den
Verkehr bringen, die als „Ersatz" für die der Bevölkerung entzogenen Gold-
münzen dienen. Den gleichen Dienst kann demnach der deutsche Staats-
bürger dem Vaterlande auf umgekehrtem Wege leisten. Je mehr er nämlich
Noten an die Reichsbank zurückgibt, je weniger braucht diese „Bardeckungs-
mittel", nämlich Gold oder anderes Geld (Metallgeld oder Kassenscheine),
welches als gesetzliches Zahlungsmittel anerkannt ist, bereitzuhalten. Dieses
„frei" gewordene Bargeld kann dann für Auslandskäufe oder zur Verbesserung
des Goldpreises im Auslande (Währung) oder für andere Zwecke verwandt
werden, nützt also auf diese Weise dem Vaterlande.

Jm täglichen Leben besteht nun bereits hier und da der Brauch, kleine
Beträge nicht sofort „bar" zu bezahlen. Dies geschieht keineswegs immer
aus Geldmangel, sondern deshalb, weil es praktischer und bequemer erscheint,
kleine Summen beim Kaufmann, beim Buchhändler, beim Schuhmacher etc.
„aufschreiben" zu lassen, um der „Einfachheit halber" erst dann zu bezahlen,
wenn ein größerer Betrag zusammengekommen ist. Jn ähnlicher Weise ver-
fährt aus „Bequemlichkeitsgründen" häufig auch der Landwirt, wenn er für

8<X) Mark Getreide an den Händler liefert und sich von letzterem den Betrag nicht „bar" bezahlen, sondern in dessen Büchern mit dem Preise von 600 Mark, den er für bezogene Kohlen an den Händler zu zahlen hat, „verrechnen" läßt. Nach dieser Verrechnung erhält der Landwirt nur die verbleibende Restsumme (Saldo) ausgezahlt. Hier ist der Grundsatz des bargeldlosen Zahlungsverkehrs in der Praxis also schon teilweise verwirklicht. Unbewußt, oder doch lediglich aus persönlichen Rücksichten, ist der Landwirt zu einem sparsameren Wirtschaften mit dem Gelde, zu einer neuzeitlichen verbesserten Technik des Zahlungswesen übergegangen, welche in der Sprache des Geschäftslebens „Abrechnungsverkehr" genannt wird. Würden nur 100 000 Personen ebenso wie jener Landwirt verfahren, so würden 60 Millionen Mark weniger Bargeld im täglichen Zahlungsverkehr nötig sein und die Reichsbank bekäme den gleichen Betrag an „kursfähigem Gelde" oder an „Noten" frei, für welch' letztere sie keine „Bardeckung" zu halten braucht.

Vorteilhafter ist jene Art der Verrechnung von Einnahmen und Ausgaben, wie sie hier zwischen dem Landwirt und Händler erfolgte, wenn sie seitens einer Bank oder einer ähnlichen Kassenstelle vorgenommen wird. Denn diese verbucht in ihren Büchern, auf einem „Konto", die Eingänge und Ausgänge an Zahlungen für den Auftraggeber, den Kontoinhaber. Dieser hat dann nicht nötig, zeitraubende Geldzählungen vorzunehmen oder etwa selbst zur Bank zu gehen, vielmehr genügt eine einfache schriftliche Mitteilung, daß auf das „Konto des Buchhändlers N. 300 Mark zu überweisen sind", um die Zahlung rechtmäßig zu vollziehen. Ergibt sich auf dem Konto ein Überschuß für den Jnhaber (Guthaben), so erhält er dieses verzinst und ge. nießt außerdem den Vorteil, daß das „Konto" in den Büchern der Bank bei etwaigen Rechtsstreitigkeiten usw. noch nach Jahren als Ausweis für die geleistete Zahlung dienen kann. Ein Verlorengehen oder Gestohlenwerden des Geldes, wie es bei Barzahlungen leicht vorkommt, ist also auf diese Weise unmöglich, denn die Bank haftet für die von ihr verrechneten Zahlungsbeträge.

Seit einiger Zeit befaßt sich überdies auch die Post mit der buchmäßigen Verrechnung von bargeldlosen Zahlungen. Sie hat zu diesem Zwecke sogenannte „Postscheckämter" eingerichtet, wo jedermann ein Konto ähnlich wie das bei der Bank, ein „Postscheckkonto", erhalten kann, wenn dies beim Briefträger beantragt wird. Hat der Jnhaber eines solchen Postscheckkontos von Jemandem Geld zu erhalten, so kann es letzterer ihm auf sein Konto beim Postscheckamt überweisen lassen, wo die Summe ihm gutgeschrieben wird. Hat der Kontoinhaber dagegen eine Zahlung zu leisten, so verfährt er in gleicher Weise. Er beauftragt die Post (mittels eines vorgedruckten Formulars, das er nur auszufüllen hat,) die betreffende Summe seinem Konto zu entnehmen, sie an den Zahlungsempfänger zu überweisen und seinem Konto zu

„belasten." Um diese Summe vermindert sich demnach sein Guthaben beim Postscheckkonto. Daß dieses Verfahren des „Iahlens ohne Bargeld" in weiteren Kreisen der Bevölkerung bereits Anklang gefunden hat, weil es bequem, billig und vorteilhaft ist, geht daraus hervor, daß die Teilnahme an diesem „bargeldlosen Zahlungsverkehr" eine immer regere geworden ist. Gegenwärtig haben mehr als 150000 Personen und Firmen bei den in Deutschland bestehenden 14 Postscheckämtern ein Konto und die dort verrechneten Geldbeträge belaufen sich auf insgesamt 65 Milliarden Mark. Von dieser Summe wurden im Laufe des letzten Kalenderjahres 40 Milliarden durch gegenseitige Verrech« nung, ohne daß Bargeld benötigt worden wäre, gezahlt. Auf die Bevölkerung Deutschlands verteilt, sind also von jedem deutschen Einwohner während des letzten Jahres Zahlungen in Höhe von durchschnittlich 600 Mark im Post» scheckverkehr verrechnet worden. Jedem einzelnen Deutschen wurden also ans diese weise Arbeit und Unbequemlichkeiten des Aufbewahrens, Zählens, Quittierens, Jnempfangnehmens und Beförderns jener Durchschnittssumme erspart, für das Reich aber ein Betrag von 40 Milliarden Mark Bargeld für vaterländische Zwecke „frei."

Schon in früheren Zeiten hat man die Vorteile des bargeldlosen Zahlungs-Verkehrs, welche dem Einzelnen sowohl, wie der Volksgesamtheit und ihrer Wirtschaftsführung geboten werden, richtig erkannt. Die Anfänge des „kontomäßigen Abrechnungsverkehrs" reichen sogar bis ins Mittelalter zurück. Die im Jahre 1609 errichtete Amsterdamsche Wisselsbank verwirklichte bereits vor mehr als 300 Jahren diesen Gedanken. Um dem zunehmenden Mangel an guten Münzsorten, mit denen die damaligen Kaufleute ihre Wechsel zu bezahlen pflegten, zu steuern, nahm die Bank auch minderwertige, abgenutzte Münzen an, darunter auch fremde. Sie berechnete dieselben nach dem tatsächlichen Metallwerte, nachdem sie die Prägungskosten in Abzug gebracht hatte, und gewährte daraufhin in ihren Büchern einen entsprechenden Kredit. Dieser Kredit wurde „Bankgeld" genannt. Damit wurden die Wechsel der Kaufleute bezahlt und diese Zahlungen auf deren Konto mit dem dort bestehenden Münzenguthaben verrechnet. Diesem Beispiele folgend, wurde das Verfahren der gegenseitigen Verrechnung auch von dem im Jahre 1621 ins Leben gerufenen Banco public» in Nürnberg, im Jahre 1629 von der Hamburger Girobank und von der im Jahre 1635 errichteten Bank von Rotterdam gehandhabt. Von diesen Kassenstellen hat sich namentlich die Hamburger Girobank, welche ihre Schwesterbanken in Amsterdam, Nürnberg und Rotterdam überlebte, durch Förderung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs hervorgetan. Ohne sich mit Bankgeschäften im heutigen Sinne zu befassen, wollte sie lediglich als eine gemeinsame Kassen- und Wechselstelle dem Wohle des Handelsstandes dienen. Nachdem im Jahre 1876 die deutsche Rcichsbank gegründet worden war, nahm diese die Girobank in Hamburg in Besitz, um dort eine

Zweigniederlassung zu errichten. Seit drei Jahrhunderten hat demnach die Gründung der Hamburger Kaufleute, welche als die Vorläuferin der „buchmäßigen Abrechnung", der „Zahlungsüberweisung von Konto zu Konto" anzusehen ist, im Dienste der bargeldlosen Zahlungssitte gewirkt. Jn Preußen war es kein Geringerer als Friedrich der Große, welcher im Jahre 1775 in der von ihm ins Leben gerufenen Königlichen Giro- und Lehnbank den Abrechnungsverkehr einführen ließ, ohne diesen allerdings in größerem Umfange zu betreiben. Einen sichtbaren Aufschwung erhielt dieser Zweig des bargeldlosen Zahlungsausgleichs erst mit der Gründung der deutschen Reichsbank im Jahre 1876, welche ursprünglich dag Ziel verfolgte, die „Zahlungsausgleichungen zu erleichtern und für die Nutzbarmachung verfügbaren Kapitals zu sorgen." Bald erstreckte sich deren Betrieb über ganz Deutschland. Jm Jahre 1916 beliefen sich die gesamten Abrechnungsumsätze der deutschen Reichsbank, die keinerlei Bargeld erforderten, auf mehr als 800 Milliarden Mark. Hätte diese Summe in Bargeld gezahlt werden sollen, so würde auf jeden deutschen Einwohner eine Zahlung von rund 12 000 Mark entfallen sein. Welche Arbeit der Aufbewahrung, des Zählens und Quittierens und welche Gefahren des Verlorengehens und der Abnutzung des Bargeldes damit für jeden Deutschen verbunden gewesen wären, läßt sich leicht ausdenken. Diese Arbeit, Unbequemlichkeiten und Gefahren hat die Reichsbank in dem Bestreben übernommen, den Geldumlauf und die Geldwirtschaft im deutschen Reichshaushalte wirtschaftlich zu gestalten.

Schon beginnt die neue Zahlungssitte in weiteren Kreisen der Bevölkerung Wurzel zu schlagen. Einzelne Berufsgruppen und Erwerbsstände haben selbständige Einrichtungen geschaffen, um einander „die Zahlungsweise ohne Bargeld zu erleichtern. In der Zentrale des deutschen Buchhandels, in Leipzig, werden die umsangreichen Bücherwaren nicht mehr bar bezahlt, sondern in einer „Paketaustauschstelle" gegenseitig verrechnet. Ebenso hat der Verein der Eisenbahnverwaltungen eine Abrechnungsstelle errichtet, welche sämtliche Transporteinnahmen zwischen denjenigen Eisenbahnverwaltungen verrechnet, die dem genannten Vereine angehören. Jn gleicher Weise bietet der Berliner Apothekerverein seinen Mitgliedern den Vorteil, sich der „Zahlungsweise ohne Bargeld", des Abrechnungsverkehrs, zu bedienen. Steuer und Abgaben werden meist nicht mehr bar an die städtischen Kassen gezahlt, sondern mit denselben von Konto zu Konto verrechnet. Überall bieten sich also jedem Einzelnen im täglichen Leben Gelegenheiten, die bargeldlose Zahlungssitte sich nutzbar und zum Gemeingut des deutschen Volkes zu machen.

Übergangswirtschaft
Hans Wendr

Hans Mendt:

Übergangswirtschaft.

Es hat den Anschein, als ob das unsinnige, kulturwidrige Völkermorden in absehbarer Zeit ein Ende nehmen soll. Auch der Friede wird schwere Opfer fordern, aber mit Rücksicht darauf, daß ein Menschenleben nicht durch materielle Güter aufgewogen wird, darf kein Preis zu hoch sein, wenn es gilt, menschenwürdige Zustände in der Welt wieder herzustellen.

Für den Geschichtsforscher sind derartige Katastrophen der Völkerleidenschaften nichts anderes als Ebbe und Flut im Strom der Zeit, die notwendigen Wehen, welche die Geburt einer neuen Kulwrperiode vorbereiten. Der Volkswirt schaftler lebt mehr in der Enge des Geschehens. Er hat die Aufgabe, der Allgemeinheit die Gegenwart erträglich zu gestalten und eine bessere Zukunft vorzubereiten. So wenig, wie man einseitig die Gegenwart mit Opfern für die Zukunft belastet, so wenig darf man die Jnteressen kommender Geschlechter schädigen, damit wir heute einen guten Tag leben. Der Volkswirt ist dem Forstmann zu vergleichen, der den schlagbaren Wald abhslzr, jedoch darüber die Aufforstung nicht vergessen darf.

Betrachten wir einmal die Folgen dieses Krieges für das deutsche Volk, so dürfen wir getrost behaupten, daß die Aussichten für die Zukunft recht ungeklärt sind. Von den Bedingungen des Friedensschlusses und den richtigen wirtschaftlichen Maßnahmen der Regierung wird nicht allein das Schicksal der lebenden Generation, sondern die Zukunft des deutschen Reiches und des Deutschtums in der Welt abhängen. Kleine Fehler können zu den schwersten Folgen führen. Die Schnelligkeit des Entschlusses wird in den meisten Fällen entscheidend den Erfolg beeinflussen. Das erste Erfordernis der Übergangswirtschaft wird der sein, den einige Jahre unterbundenen Austausch der Produkte wieder aufzunehmen. Von dem Stande unserer Gelder und unserer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit hängt es ab, ob wir die laufenden Lasten tragen können. Jede Beeinträchtigung des Exportes bedeutet eine Verschleuderung des Nationalvermögens. Jnwieweit ein wirtschaftlicher Zwang auszuüben ist, darüber gehen die Meinungen heute sehr auseinander. Jch persönlich stehe auf dem Standpunkt, daß schrankenlose Freiheit das kleinste Übel ist. Man darf zu unserm Handel und Gewerbe, die sich so glänzend der Kriegswirtschaft anpaßten, wohl das Vertrauen haben, daß sie den Rückweg zur verflossenen Friedenswirtschaft ebenso schnell finden.

Einer Verschleuderung des Nationalvermögens braucht man erst überhaupt nicht vorzubeugen, da niemand mehr importieren wird, als er mit Aussicht auf Nutzen abzustoßen hofft. Bei freiem Wettbewerb wird sich jeder überlegen, wieviel er bei der Aussicht auf ständige Besserung der Valuta hereinnehmen kann.

Man wird auch ohne behördliche Maßnahmen nur von der Hand in den Mund leben, denn beim Sinken der Konjunktur hütet sich jeder ängstlich, zu spekulativen Zwecken Vorräte anzuhäufen.
Die schwerste Zeit wird zweifellos die Zeit des Waffenstillstandes sein. Man tappt noch völlig im Dunkeln, weil man noch nicht die Sicherheit des Friedens hat. Einerseits kann der Staat nicht mehr als Auftraggeber im bisherigen Umfange am Markt sein, anderseits darf er auch nicht die Einstellung auf die Friedenswirtschaft zulassen, denn es wäre ja möglich, daß bei Abbruch der Verhandlungen der Krieg weiter geht. Aus diesem Grunde verbietet sich ein langer Waffenstillstand ganz von selbst. Jeder Tag der Waffenruhe kostet dem Nationalvermögen mehr Mittel als ein Kriegstag. Beschnftigungslosigkeit und Verdienstlosigkeit kann sich ein 70 Millionenvolk bei der jetzigen Finanzlage nicht leisten. Wir dürfen nicht feiern. .
Drei Dinge sind es, welche entscheidend die Übergangswirtschaft beeinflussen: die Finanzlage, die Beschäftigung der Massen, die Ernährungsfrage. Keine dieser drei Fragen erlaubt einen Aufschub, wollen wir nicht die schwerste innere Krise herbeiführen. Jeder Tag des Aufschubs in der Regelung unserer Finanzen fübrt zu neuen Schulden und macht dieses ungelöste Problem unlöslicher. Arbeitskraft ist nach dem Kriege das Zahlmittel der Nationen. Aus diesem Grunde können wir uns nicht den Lurus einiger Feierwochen gestatten. Die Ernährungsfrage aber muß unbedingt nach dem Prinzip billig und reichlich gelöst werden, wenn unser Volk, welches schon stark geschwächt ist, annähernd seine frühere Wirtschaft» liche Leistungsfähigkeit wiedergewinnen soll. Mit allzu großem Optimismus ist der Gesamtheit nicht gedient. Unsere Staatsregierung hat nach dieser Richtung schon die Grenze des Erlaubten erreicht.
Es kann hier unmöglich die Finanzfrage erschöpfend behandelt werden. Wir haben im Gegensatz zu England, das die Kriegskosten vorzugsweise durch Steuern deckte, zu langfristigen Anleihen gegriffen, also die Zukunft für die Gegenwart belastet. Zur Verteidigung unseres Systems wird bemerkt, daß ein Volk, welches so unerhörte militärische Leistungen vollbrachte, auch wohl lernen wird, den Ausgleich in der Friedensbilanz herzustellen. Das ist eine mehr als billige Redensart. Gewiß, wir sind in einer Hinsicht besser daran, als England: wir haben keine Schulden im Auslande. Staatsschuld bleibt jedoch Staatsschuld, ganz gleichgültig, wo der Gläubiger sitzt. Die Anspannung zur Deckung der Zinsenlast wird bei uns zum mindesten viel plötzlicher eintreten, wenn man einmal dazu übergehen muß, mit dem Ertrag unserer Arbeit die Kosten des Staatshaushaltes zu decken. Wir haben seinerzeit den Wehrbeitrag von ein paar Milliarden als so unerhörte Last empfunden, daß sich im Lande das Geschrei der Vermögenskonfiskation erhob. Man verteilte die Deckung auf drei Jahre. Heute haben wir für den Zinsendienst der Staatsschuld fast den dreifachen Betrag des Wehrbeitrages jährlich zu leisten. Hinzu kommen die laufenden ordentlichen Ausgaben, welche in Staat und Gemeinde erheblich gewachsen sind. Die Mehrkosten betragen insgesamt ca. 8 Milli-

arden jährlich, bei einem Nationalvermögen von ca. 360 Milliarden allerdings
ein Betrag, der etwa die Zinsen des halben Volkseigentums verschlingt.
Will man einfach das Vermögen hiermit belasten, eine technische Unmöglich-
keit, weil kleinere Vermögen keine Belastung vertragen, wenn der Besitzer nicht
zum Ortsarmen werden soll, dann kann man allerdings von einer Vermögenskon-
fiskation sprechen. Die aber bedeutet automatisch daö Ende des Klassenstaates
von heute, also des Staates überhaupt. Eine Abbürdung der Staatsschuld ist
Völlig undenkbar. Es scheint, als ob den Trägern der Anleiheidee auch immer eine
Kriegsentschädigung als Deckungsmittel vorgeschwebt habe. Rußland ist bei einer
Staatsbankerotterklärung seiner heutigen Regierung in der beneidenswertesten
Lage von allen Kriegführenden. Kategorisch ist deswegen sofort mit Friedens-
schluß die Deckungsfrage der Staatsschuld zu lösen. Jeder Tag der Verzögerung
bringt uns tiefer in die Schuld und macht das verwickelte Problem ganz unlösbar.
Weiter soll auf diesen Punkt nicht eingegangen werden.
Der für den inneren Frieden und den wirtschaftlichen Wiederaufbau wich»
tigste Teil der Übergangswirtschaft ist die Beschäftigung der Arbeiter. Es sind
Millionen unterzubringen, welche vor dem Feinde standen, und wieder andere
Millionen, welche in der reinen Munitionsindustrie frei werden, verlangen Lohn
und Brot. Ohne Schwierigkeit wird sich diese Frage auch nach Friedensschluß
lösen lassen, denn für jede schaffende Hand ist Arbeit in Hülle und Fülle vorhanden.
Worauf es ankommt, ist, daß alle menschlichen Kräfte richtig beschäftigt werden,
wie es das volkswirtschaftliche Jnteresse erfordert. Lehrreich ist es, zu diesem
Zwecke die Aussichten für Landwirtschaft und Jndustrie zu untersuchen.
Bezüglich der Landwirtschaft ist zunächst die Forderung aufzustellen, daß
Deutschland nach Möglichkeit seinen Eigenbedarf an ländlichen Produkten selbst
erzeugt. Die Erfahrungen des Krieges zeigen, daß diese Forderung bis zu einem
gewissen Grade erfüllt werden kann, wenn eine Verschiebung der Produktion eintritt.
Die Abschaffung des Großgrundbesitzes ist eine Forderung, welche nur ahnungs»
lose Politiker stellen können. Für den Körner- und Rübenbau ist der Großgrund-
besitz eine unumgängliche Notwendigkeit. Schwierigkeiten wird die Arbeiterfrage
machen, und wir sind für unfern Großgrundbesitz noch mehr als bisher auf Kräfte
aus dem Auslande angewiesen. Sache der Regierung wird es sein, dafür zu
sorgen, daß diese Quelle nicht versagt. Dringend geboten scheint jedoch eine
Vermehrung des ländlichen Kleinbesitzes, um unfern heimkehrenden Landarbeitern
ein bescheidenes Eigenheim zu bieten. Zur Kolonisierung haben wir noch manche
Gegenden Deutschlands frei, es sei nur an Mecklenburg » Strelitz erinnert, wo
es so gut wie gar keinen eigenen Kleinbesitz, aber unwirtschaftlich viel, zum Teil
sehr schlecht bewirtschafteten Großgrundbesitz gibt. Während der deutsche Land-
arbeiter vorzugsweise auf eigenem Rentenbesitz für die Viehhaltung zu sorgen hat,
wird der auf fremde Kräfte angewiesene Großgrundbesitz in erster Linie für die
Steigerung unseres Körnerbaus zu sorgen haben. Sind erst einmal die Schäden

des Krieges überwunden, wird sich nach beiden Richtungen eine Steigerung unserer Produktion erzielen lassen.

Weit verwickelter liegt die Umstellung der Betnebe in den einzelnen Jndustrien. Während vor der Hand der Weltbedarf an Rohprodukten — Eisen und Kohle — groß bleiben wird, ist zweifellos auf einen bescheidenen Rückgang der Preise zu rechnen als eine Folge des wieder einsetzenden internationalen Wettbewerbes. Zweifellos werden für Roh- und Halbprodukte immer noch angemessene Preise erzielt werden, es wird hier auch nicht an Beschäftigung fehlen. Ein Rückgang des Ertrages wird aber unter allen Umständen eintreten, denn die deutschen Arbeiter sind teurer als Kriegsgefangene und es ist überall mit einer wesentlichen Erhöhung der staatlichen Lasten zu rechnen.

Anders liegt die Sache bei der weiter verarbeitenden Eisenindustrie und der verwandten Elektrotechnik. Viele reine Munitionsbetriebe werden zur Fabrikation von Friedensartikeln übergehen und den alten Betrieben Wettbewerb machen. Manches Unternehmen wird bei diesem wirtschaftlichen Kampfe auf der Strecke bleiben. Nur die vor dem Kriege gut fundierten Fabriken, welche vorsichtige Dividendenpolitik trieben und Spezialitäten fertigen und in diesen Ruf haben, werden vielleicht weiter rentieren. Für unsere Fahrzeug-, Lokomotiv» und ähn» lichen Fabriken, für die Werften wird noch eine kurze glänzende Konjunktur kommen. Schneller, als man annimmt, wird diese jedoch zu Ende sein. Jst das rollende Material erst instand gebracht, ist der starke wirtschaftliche internationale Austausch der ersten Monate überwunden, ist auch hier mit flauer Zeit zu rechnen, denn die schwache Finanzlage aller Großmächte verbietet einen zügellosen Waren» austausch. Es sei hier darauf hingewiesen, daß die glänzende Beurteilung des Schiffahrtsmarktes wobl für einige Wochen anhalten kann, daß aber die Hoffnungen, welche man heute nach dieser Richtung hegt, sich für die Dauer als stark übertrieben erweisen dürften. Günstig liegt die Sache lediglich dauernd für den Baumarkt, die Zementindustrie und verwandte Betriebe. Hier ist 4 Jahre so gut wie nichts geschehen. Die ganzen zurückgehaltenen Neubauten, die Reparaturen, die Schaffung von Kleinwohnungen, die Erbauung von Wirtschaftsgebäuden für die Kleinsiedelungen schaffen auf mehrere Jahre Arbeit. Hinzu kommt, daß die durch den Krieg vernichteten Milliardenwerte erneuert werden müssen, um eine Produktion zu ermöglichen. Die Jndustrien dieser Richtung haben das voraus, daß hier keine Preisrückgänge eintreten werden, welche zu außergewöhnlichen Abschreibungen zwingen. Speziell für die Zementindustrie sind die Aussichten glänzende.

Es folgen die Jndustrien des täglichen Bedarfes, die Textilindustrie, Pcrzellanfabriken usw. Zweifellos wird auch hier — allerdings zu stark rückgängigen Preisen — Bedarf einsetzen. Das Einkommen der Arbeiterschaft wird aber für den Markt entscheidend sein. Luxusausgaben werden sich verbieten und mit einer Hochkonjunktur ist ans dem einfachen Grunde nicht zu rechnen, weil der Bedarf

der Massen hierfür viel entscheidender ist als das Bedürfnis beschränkter reicher Kreise. Zu berücksichtigen ist, daß das Notwendige bei geringem Einkommen dem weniger Notwendigen voranzusetzen ist. Nahrung, Wohnung, Kleidung, Gebrauchsgegenstände. Nach dieser Reihenfolge wird sich der Weltbedarf und die Konjunktur richten.

Die Ernährung der Massen sei zuletzt behandelt, weil diese mit den Finanzen und der Beschäftigung so innig zusammenhängt, daß sie einen Teil dieser Fragen ausmacht. Nach der Reihenfolge, wie der Geldbedarf des Staates dem Arbeiter dennoch Verdienstmöglichkeiten zu schaffen vermag, wird sich auch sein Etat in der vorhin angedeuteten Richtung bewegen. Eine ausreichende Ernährung unserer Arbeiter bleibt die Vorbedingung einer leistungsfähigen Jndustrie. Deswegen wird der Staat noch lange mäßigend auf die Preise für die landwirtschaftlichen Produkte wirken müssen und gleichzeitig eine Steigerung ihrer Produktion herbeizuführen haben. Hier die richtige Lösung finden, bedeutet die Quadratur des Zirkels entdecken. Schlechte Preise bewirken einen Rückgang der Erzeugung und größere Abhängigkeit vom Auslande. Hohe Preise belasten die Jndustriearbeiterschaft zu sehr, bedrohen den inneren Frieden und führen mehr zur Spekulation als zur Produktion des ländlichen Besitzes. Der innere richtige Ausgleich ist für unsere Sntwickelung so nötig, wie der Ausgleich mit unfern Feinden. Wird beides gelingen, um dauernd die Stellung des Deutschtums in der Welt zu erhalten, so darf die Regierung für sich das Recht in Anspruch nehmen, dem Vaterlande gleich große Dienste geleistet zu haben wie die Oberste Heeresleitung. Ohne durchgreifende innere Reformen wird sich schwerlich der neue Weg finden lassen, denn die Erfahrungen der Kriegswirtschaft in dieser Hinsicht sind nicht gerade ermutigend. Vieles, sehr vieles ist nicht durch die Regierung, sondern trotz der Regierung geleistet worden.

Dr. pkil. et inA. Eugen Meller^

Der Revolutionismus in der russischen Dichtung.

Hundert Jahre und darüber zehrt die revolutionäre Hydra an dem Leibe Rußlands; Alexander Puschkin, der größte literarische Vorläufer des umstürzlerischen Gedankens, und Nikolaus G o g o l, der Prophet der nihilistischen Literatur, sind an ihr zugrunde gegangen, wie die Zaren selbst. Karamsin, der wahrheitsliebende Historiker, Derschawin und Schukowskn, die „zarenabhängigcn" Poeten der vor-Puschkin'schen Generation, sprachen niemals von Freiheit und Gleichstellung, und Schukowskn, der „untertänige" Hofpoet,

wurde tatsächlich geistesirr, als er, von Deutschland zurückkehrend, die daselbst empfangenen Eindrücke in sich zu verarbeiten versucht«. Puschkin dagegen beruft sich nicht ohne Stolz auf den Dichter Lomonossow, der dem Grafen Schuwalow, als dieser sich mit ihm einen Scherz erlaubte, rund heraus erklärt hatte: „Exzellenz, ich will nicht bloß keines irdischen Machthabers, sondern selbst nicht meines Herrgottes Narr sein . . . ."
Da ist der Ursprung des revolutionären Geistes in der späteren russischen DickMng, die das Echo des reußischen Universums bildet. Denn nur in der Dichtung dieses Volkes zeigt sich seine ganze Seele, klar und deutlich, und nur aus seinen Dichtern versteht man den Großrussen, was ihn bewegt und erregt. Es gibt aber auch kaum eine andere Literatur auf der Welt, welche die nackte Volksseele so gründlich er-forschte, ergründete und sezierte, wie die russische. Hier bewahrheitete sich besonders Schopenhauers Grundgedanke, daß Geschichte und Politik uns lehren d i e Menschen kennen, die Dichtung allein zeigt uns den Menschen, wie er leibt und lebt. WaS besonders die Romandichtung der Russen unterscheidet vom anderen Schrifttum germanischer und romanischer Völker, das ist vor allem der unerbittliche Realis-mus, die grausame Wahrheit, mit der sie alle Schichten der Bevölkerung psycho-logisch schildert. Es sind wahrlich lebensfrohe Charaktere, die uns hier entgegen-treten; mag sein, daß uns oft das ganz unbekannte Milieu abschreckt, di» Personen und Zustände fremd erscheinen, aber gerade dies Fremdartige zieht uns wieder mächtig an, unser Auge haftet mit Aufmerksamkeit an all' dem Bizarren und Grotesken der Bojaren und Mufchiks, der Fabrikarbeiter und Kaufleute, der Tschinowniks und der Soldateska, der Gesellschaft der Jntellektuellen und des Umstürzlers.
Die komplizierte moskowitische Volksseele hat niemand so gründlich kennen gelernt und erkannt wie T u r g e n j e w, der sie in seinem Bazarow („Väter und Söhne") enthüllte, und in dem so ergreifend geschilderten Neschdanow („Neu» land") die Gesellschaft von Pessimisten uns vor unseren Augen plastisch vorführte; sie verspottete sich selbst in den Schöpfungen Gogols („Tote Seelen"), aber in den Romanen Dostojewskijs zeigte sie, was sie als guten und schlechten Jnhalt birgt. Jhr schlechter Jnhalt ist die Korruption, die im Staate den heutigen Tschinownik, in der Gesellschaft den Nihilisten, am Hofe den Allrussen, in der Di-plomatie den Panslawisten erzeugt hat. Die geknechtete, hungernde russische Seele war ein Leitmotiv und einziges Thema eines Gorkijs und Tolstojs. Und Puschkin selbst sagte einmal dem Zaren ins Gesicht, er wolle lieber, das Schreiben unterlassen, als die „kaiserliche Zensur" dulden. ... So blieb Puschkin der Stärkere, denn die Lücken, die Nikolaus I. mit dem Rotstift in seine Dichtungen riß, haben nur gezeigt, wo der Despot schwächer war als der Dichter. Und der große Nationaldichter hinwiederum bewies an seinen Gestalten, um wieviel besser er Rußland kannte als der Zar. Denn diese Gestalten sind lebendig, weil ihre Urbilder es ebenfalls waren. Puschkin ging dem nationalen Bedürfnisse nach,

indem er die Sage und Geschichte seines unglücklichen Volkes mit seiner Phantasie
durchdrang, von Boris Godunow, Pugatschew, dem Zar Zoltan und von Pultawa
erzählte; er achtete den Geschmack seiner russischen Zeitgenossen, indem er ihnen
in der Novelle: „Die Kapitänsbraut" und in den Gedichten: „Rußlan und
Kamilla", „Das Räuberbrüderpaar", „Der Gefangene im Kaukasus" Früchte
seines Genius darbot, die ihnen wie Leckerbissen munden mußten. Doch auch das
Elend der Zeit fand eine Verkörperung im „Eugen Onägin", diesem Muster aller
problematischen Existenzen, diesem echten Repräsentanten des resignierten Nihi-
lismus, der das Leben erschöpft, ohne seinen Wert zu erkennen, der den Tod sich
wünscht, weil er neugierig ist, ob es auch in einer anderen Welt „. . . so schal,
ekel und unersprießlich" ist . . . Wie müßig ist es doch, darüber zu grübeln,
welchen Anteil Lord Byrons Einfluß an diesem „Eugen Onägin" hat, ob er ein
echter Russe oder eine Komposition von westlichen und heimischen Substanzen sei;
man denkt gleich immer, wenn man diesen Onägin kennen lernt, unwillkürlich
mechanisch an „Don Juan" und „Faust", an „Hamlet" und „Manfred". Aber
er ist von alledem etwas, außerdem jedoch ein vornehmer Russe aus der niko-
laischen Zeit. Das aber bedeutet, daß er ein überflüssiger Mensch ist, der lebt,
weil er — geborm wurde, lernt, weil dies — der Zar erlaubt, den Frauen nach-
stellt, weil er — neugierig ist, und spielt, weil er sich die vornehme Langweile
vertreiben will. . . „Er lebt zu rasch und fühlt zu frisch", dieses Motto hat
Puschkin seinem „Onägin" mitgegeben. Jawohl, Onägin ist längst ausgelebt,
da noch in seinem Leibe die Lebenskraft eines Riesen steckt. Die Frage ist nur,
warum er sich so früh ausgelebt hat. Warum? Hätte ihm der Staat erlaubt,
seinem Leben einen ernsten Jnhalt zu geben, es nach seiner eigenen Weise zu ge-
stalten, so wäre ihm der Lebenstag langsamer dahingeflossen und fruchtbarer.
Aber der russische, zaristische Staat hatte eine offene Pforte nur für diejenigen
gehabt, die an klassischem Gehorsam Gefallen fanden, und dazu war „Onägin"
nicht gemacht. Er zählte zu der Masse der Leute, die sich für zu gut hielten, dem
Staat bedingungslos ihre Persönlichkeit dahinzugeben, und dann zu schlecht
wurden, um ihrer Persönlichkeit ein freies Stück Dasein zu erobern. Was er u»
sich her mit seinen Augen schaute, war Elend, Knechtschaft, Korruption; er mochte
zuerst glauben, es werde besser werden, vielleicht morgen, übermorgen, in einem
Jahre . / . Und er wartete die Zeit bei dem Knalle von Champagnerpfropfen,
tn den Armen lüsterner Weiber, philosophierend, dichtend, am Kartentische sich in
Leidenschaft verzehrend . . . Aber es ward nicht besser. — Er konnte sogar
tugendhaft sein, dieser Eugen Onägin, er konnte die schöne Tatjana, die sich
ihm an den Hals warf, moralisierend zurückweisen und sich des poetischen Freundes
Wladimir Lansky erfreuen, der ein echter Schwärmer war. Und so wird OnÄgin,
nach Puschkin's eigenen Worten, zum „Produkt der Gesellschaft und der Sitten
feiner Zeit, zerfressen von der Moralkrankheit, an der seine Gesellschaft dahin-
siecht . . ."

Der schauerliche Roman des Nihilismus war noch nicht über die ersten Ka-
pitel hinaus gediehen, als Puschkin seinem Volke diesen revolutionär gesinnten
„Eugen Onägin" vorführte. Der resignierte Nihilist von ehedem verwandelte
sich jetzt zum Staatsumstürzler, Jakobiner, Mörder und Anarchisten und der einst»
malige theoretische Onägin wurde mit der Zeit Solowiew, Scheliabow, Kibal»
tschitsch und Karakasow, und neben ihnen schritt nicht mehr die harmlose, schöne
und sanfte Tatjana, sondern ein zielbewußtes Weib von ganz anderer Art, eine
Wjera Sallusitsch, eine Sophie Perowska, die Mörderin des Zaren . . . Hätte
Zar Nikolaus I., anstatt sich als Zensor über den Dichter Puschkin zu setzen, in
den Spiegel geschaut, den ihm der große literarische Vorläufer der kommenden
Revolutionen, Alexander Sergjewitsch Puschkin, vorhielt, so wöve seinem Sohne
das furchtbare Schicksal, das ihn am Katharina-Kanal ereilte, vielleicht erspart
geblieben. Mit dem „Eugen Onägin" von damals hätte sich eine Versöhnung
finden lassen, ob sie mit den Revolutionären von heute noch zu erreichen ist, wird
in Zweifel gezogen . . . Turgenjews „Neue Generation", Dostojewskijs
„Raskolnikow" und Tvlstojs „Anna Karemna" bilden weitere Seelengemälde,
die das „namenlose Rußland" geschaffen haben. Gogol war der erste, der darauf
verzichtete, an dem eigenen Volke auch nur die leiseste Schonung zu üben, der im
Gegenteil mit unerhörter Grausamkeit die wunden Punkte des faulen russischen
Staats» und Nationalwesens bloßlegte und verhöhnte. Eine beneideuswerte
Mission war das nicht; wem sie auf die Schulter gelegt ist, der habe Acht darauf,
daß er selbst nicht tragisch ende. Und Nikolai Gogol hat tragisch geendet, tra-
gischer als Puschkin, Lermontow, dessen Leitmotiv der Dichtung der „Hunger"
war, und Kozlow, den Bodenstedt den russischen Burns taufte und der in Peter-
Pauls-Festung eine satirische Charakterkomödie schrieb: „Das Unglück, Verstand
zu besitzen . . ." Und Gogol, der die „toten Seelen" der Welt gezeigt hatte, ward
am Ende selbst zur „toten Seele" .

Er war aus Kleinrußland nach Petersburg gekommen, aus jenem südlichen
Striche, wo es wie schwermütige Poesie über der weiten Steppe liegt. Einen
„Chachol" nennt der Großrusse seinen kleinrussischen Mitbürger von den Ufern
der Wolga, der Kam«, der Oka und des unteren Dnjepr, und ein „Chachol" —
— das Wort bedeutet einen „Tannenzapfen" — ist nicht mehr als ein Nar r.
Der großrussische Moskal schaut auf den kleinrussischen „Narr" fast mit
Verachtung herab. Eine Empfehlung war also der kleinrussische Geburtsschein
für Gogol nicht. Und er kam dennoch, — der Prophet des russischen Umsturzes,
der Schwärmer von einem „glücklichen, freien, heiligen Rußland" und der rea-
listische Kleinmeister; er hat sich als Büßer zu Tode verhungen... Als
geistiger Vater der moskowitischen Anklageliteratur hat er das Petersburger
Proletariat mit sein«n kleinrussischcn, allzumenschlichen Zügen treffsicher ge-
schildert, wie es haßt und liebt, sich schindet und geschunden wird. Das sind jene
„toten Seelen" der Leibeigenschaft, über die wir mit dem Erzähler Gogol Tränen

lachen, doch mit dem Dichter Gogol Tränen weinen . . . Denn, wer die Novellen: „Abende auf dem Meierhof von Dikanka", die wunderbare Geschichte von „Taras Bulba", dem Kosakenhetman, kennen lernte, ersah in ihm den künftigen Freiheits-kämpfer; er ist in Wahrheit der Schicksalspoet Rußlands. Hatte Puschkin nur gesagt, was sein Vaterland zu leiden habe, so sollte Gogol sagen, woran es leide.

Dieser Dichter-Rebelle hält fürchterliches Gericht über alles, was faul, ungesund, verderblich in seiner unglücklichen Heimat ist. Seine Kunst ist nicht graziös, seine Sprache nicht fein oder sorgsam berechnet, — die Hauptsache war ihm doch, daß dem russischen Volke seine Peiniger mit Fingern gezeigt werden, unerbittlich in all ihrer schamlosen Blöße, mit der herzlosen Gier in den Augen, der fürchterlichen Leere im Herzen und Kopf und in der ganzen Niederträchtigkeit ihres sklavischen Gehorsams. Nikolaus Gogol entwarf ein Bild dieser Verkommenheit in dem satirischen Lustspiel: „Der Revisor", in dem Roman: „Tote Seelen". Jn diesen beiden Hauptwerken sagte er seinen Landsleuten die blutige Wahrheit, sie aber glotzten ihn blöde an und verstanden ihn nicht; er schnitt und riß und zerrte an dem Leibe seines Volkes, der ja schließlich sein eigener Leib war, und je tiefer sein Messer schnitt, desto mehr schnitt es in Gift und Fäulnis . . . Dieser Prophet des nihilistischen Geistes starb im Wahnsinn. Nikolaus Lenau ist ebenfalls Wahn» witzig geworden, aber auf seinem Hirn lastete nicht das Unglück eines ganzen, großen Volkes; an Lenaus Seele nagte nicht der Schrecken vor der eignen Tat, nicht die Reue über das Große, das er vollbrachte. Gogol war ein Slawe; ihm war noch nicht alles barbarische Blut aus den Adern entronnen; beim Klein» russen betäubte die mystische Poesie der Steppe das Gewissen.

Puschkin wollte ein Mensch, und mußte ein Sklave sein; Gogol wagte es zu richten und er hatte nicht den Mut, die Knechtschaft abzustreifen. Er, der den russischen Despotismus aus den Angeln hob, indem er die Werkzeuge desselben brandmarkte, er, der das reußische Volk lehrte, sich aufzubäumen gegen seine Unter-drücker, Demagogen, Denunzianten und Peiniger, indem er zuerst es wagte, hell und breit zu lachen über diese Blutsauger, die von Unterschleif und Bestechung sich mästeten, — dieser Gogol erschrickt feige, als er merkt, was er anrichtet; er schlägt sich wie ein Sünder an die Brust und jammert zerknirscht sein „mea culpa" — meine Schuld ... Er bereute, ein gottbegnadeter Dichter gewesen zu sein, und zur Buße warf er sich der religiösen Heuchelei in die Arme. Mit Schukowsky, dem gealterten Hofpoeten, machte er gemeinsam mystische Exerzitien; tagelang fand er sich vor Heiligenbildern auf den Knieen, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, jammerte über den Abfall und die Verderbnis der Menschheit und be» sonders des russischen Volkes, bis man ihn eines Tages verhungert zu Füßen eines Muttergottesbildes fand. Nach solchem Schaffen ein solcher Tod . . .

Will man Nikolaus Gogol als den Begründer einer realistischen Dichter-schnle in Rußland bezeichnen, so mag es dabei sein Bewenden haben. Wenn es Realismus ist, die nackte Wahrheit zu sagen, so mögen die Kritiker, welche in

diesem Kleinrussen nur den Dichter würdigen, Recht behalten. Aber was bedeu» ten hier die Formalitäten, Kunstausdrücke, ästhetische Kategorien? So wenig i» aller volkerpsychologischen oder staatsgeschichtlichen Terminologie bis jetzt die russische Rebellion mit ihren Abarten, wie: Nihilismus, Briganrinismus, Sektierertum, Anarchie usw., eine passende Stelle gefunden hat, so wenig ist Gogol, der Prophet der Revolution, literargeschichtlich zu klassifizieren. Er hat der revolutivnären Bewegung in Rußland ihre Ziele gegeben — das ist seine ungeheuere Tat; Gogol war national; die revolutionäre Umstürzung von heute ist es auch; aber Gogol konnte weinen, indem er zerstörte, die heutige Revolution weint nicht; Gogol hat Unsterbliches geleistet und geschaffen, weil er sein Volk trotz aller Schwächen liebte; die Anarchie von heute schafft nichts, weil sie nicht liebt, nicht einmal sich selbst . . .

Drei Jahre nach Gogol starb der Zar Nikolaus I.; im Wahnsinn war der Dichter hingegangen, und mit gebrochenem Herzen sank die Riesengestalt des unerbittlichen Autokraten zusammen. Es scheint noch immer, daß die mächtigen Jndividualitäten in Rußland nicht friedlich sterben können; das aber ist der Fluch, aus dessen fürchterlicher Saat Nihilismus, Anarchismus u. dergl. emporwucherte, daß das Recht der Persönlichkeit in Rußland auch in damaligen Tagen nicht zur Geltung kommen durfte. Unter solchen unhaltbaren Umständen litt auch Jwan Turgenjew, der Psycholog des revolutionären Gedankens, der wahre „Scher" des Rnssentums, der einem Prometheus gleich von den Fesseln der Tyrannei und des gewalttätigen Zarismus sich zu befreien versuchte. Als ein feinnerviger, melancho» lischer Realist, als ein echter Herakles-Charakter, zeichnete er in den „Memoiren eines Jägers" den geplagten, leibeigenen Landmann — des Dichters Hannibalschwur gegen die verruchte Leibeigenschaft der Prügel und des Hungers, der Kosakenknute und des Schmachtriemens. Jn diesen novellistischen Skizzensammlungen legte er sein Bekenntnis ab, indem er darin seine durch Wehmut gedämpfte pessimistische Weltanschauung offenbarte. Sein Pessimismus war mit dem nihilistischen Grundgedanken stammverwandt und tönte in eine nirwana-artige Trostlosigkeit aus. Er ist ein treuer Schüler Gogols, da er, wie jener, nicht über die nationale Beschränkung hinauskommt, sondern innerhalb des engen Kreises spezifisch russischer Anschauung festgebannt bleibt; was er von sich aus hinzubringt, ist die tiefe Bildung und das subtile, zarte Naturgefühl. Während Puschkin laut an der Ödigkeit des russischen Staats- und Volksleben verzweifelte, Gogol sie mit krassen, grellen Farben malte, verkündete Turgenjew die künftige verheerende Feuersbrunst, infolge eines revolutionären Funkens, der über dem im Starrkampf liegenden Volk wie schauernde Ahnung besserer Schicksalsfügung heimlich glomm ....

Jn der Zwischenzeit, während welcher Alexander Hcrzen und Michael Bakumn, zwei Publizisten mit revolutionärem Programm, fast dämonisch in ihrem in London gegründeten Blatte „Die Glocke" an der Unterwühlung des reußischen

Selbstherrschertums arbeiteten, war Turgenjew nicht mehr der Tendenzpoet; er hat, wie er selbst sagte, in Deutschland, wo er in Verbannung lebte, eine „zweite Heimat" gefunden, und bei allem, was er da drunten in dem wundersamen Tale von Baden»Baden schuf, hat man das Gefühl, als ob die pure blinkende Schönheit herrschte, als kümmere er sich gar nicht um das, was drüben im Vaterlande vorgeht. Und doch blieb er bis in die letzten Fasern seines Seins der Vollblutrusse von ehedem. Denn seine Gestalten sind oft von großer Eigenart: diese Kerbe Märtyrerin der Liebe, Helene, dieser Dämon sinnberückender Herrschaft, Auguste Polosow, sind Weiber, die nur slawischer Boden zu erzeugen vermag. Er ist weder ein Zola»Realist noch ein Poe-Jdealist, weder „Romantiker des Realismus", noch sonst das schattenhafte Gespenst irgend einer ästhetischen Kategorie; er ist ein Sohn der Steppe, dem zu dem seltsam tiefen Natnrsinn der Heimat sich die Weisheit des Westens aufgetan ....

Während Herzen und Bakumn von außen her das Mißvergnügen des russischen Volkes organisierten und nach der revolutionären Richtung lenkten, sah der in der deutschen Verbannung weilende Turgenjew, wie Rußland, der Koloß mit den tönernen Füßen, krachend zusammenbrach und den Zaren Nikolaus unter seinen Trümmern begrub; Alexander, eine weichere Herrschernatur, bestieg den blutgetränkten Thron der Romanows und wurde von Bakumn zum „Bauernzar" erhoben. Die Freigabe der Leibeigenen war das epochemachende Dekret, als Antwort auf die offenen Briefe jener wackeren Publizisten. Aber, — die Befreiung der Leibeigenen war nichts, wenn die veraltete Bürokratie nach wie vor in seiner Korruption verharren durfte. Die Freiheit ward zur Jllusion, da das Recht nicht an ihrer Seite wandelte. Den Augen Turgenjews enthüllte sich dieses Schauspiel des Kampfes in seiner ganzen schauerlichen Größe; die künstlerische Hand, des Gestaltens froh, griff unwillkürlich nach diesem Stoffe, und der Sittenroman: „Väter und Söhne" war nicht bloß ein Ergebnis der Beobachtung, sondern die erste plastische Verlebendigung des revolutionären Geistes, der Rußland aufwühlte.

Jn diesem Roman ist die Revolution zum ersten Male beim Namen genannt und nach seinem innersten Wesen erklärt worden. Zum ersten Male also ist das Wesen des Nihilismus unbarmherzig aufgedeckt in feiner ganzen jammervollen Unfruchtbarkeit, Verirrung und Ziellosigkeit; in „Väter und Söhne" führt uns der große Dichter zum Bazarow, einem Studenten der Medizin und Repräsentanten des jungen Rußlands, zu einer Revolutionistin, Eudoxia Kukschin, die Champagner trinkt, Zigarren raucht, George Sand für eine abgetane Sache hält, Liebig zu konstruieren und nach Heidelberg zu gehen gedenkt, weil daselbst Bunsen doziert. Doch Bazarow erkennt sie nicht an; er will überhaupt von der Mitwirkung der Frauen im Revolutionismus nichts wissen. Er selbst endet nicht aus Verzweiflung an Rußland, nicht am Galgen, sondern an einer Blutvergiftung bei der Sektion der Frösche. Und bald wurde jene Eudoria zu einer Maschurina, jener

Bazarow zu einem Nadschanow, den Turgenjew in dem Roman „Neuland" als revolutionären Typus konstruierte. Das Messer, das Frösche seziert hatte, wurde gegen Menschen gezückt; das Weib, das von Bunsen und Liebig gefaselt, wurde politische Komplottiererin, Agentin, Agitatorin und Zuhälterin ihrer revoltierenden Kumpane. Das ist die „neue Generation" . . . Jwan Turgenjew war ein Weiser seines unglücklichen Volkes und zugleich der Bote, der dem einen von dem anderen Kunde bringt. Denn durch ihn lernte Europa die komplizierte, nwskowirische Volksseele kennen; ein solcher Bote war auch Goethe. Die beiden nihilistisch-revolutionären Romane Turgenjews sind Weltgeschichte geworden. — Dostojewskij's „Raskolnikow" und Tolstoj's „Anna Karenina" sind auch Typen einer „neuen Generation", Vorgänger der heutigen russischen Umwälzung. Fedor Dostojewskij, den Nietzsche selbst als den größten Seelenkcnner seines Volkes bezeichnete, wurde auch zum Anwalt der Erniedrigten und Beleidigten auf Mütterchen Rußlands erbarmungsloser Erde; sie haben ihn selbst gepeitscht und ausgemergelt, bis seine Gesundheit für immer zerbrochen war. Furchtbar ist sein Klage- und Anklagcwort wider die zarischen Schergen, rührend und erhebend sein Preis der Seelenschöne der Zertretenen, erschütternd ihre ausbrechende, racheheischende Natur. Sein Werk „Brüder Karamasow" ist erschreckend reich an Hungergestalten des problematischen Lebens, denen die Stockhiebe auf den Magen die hündische Unterwürfigkeit beibringen, die durch Geburt oder Schicksal an die Kehrichtgrube des Lebens sich gewiesen sehen. Der greise Dichter-Philosoph Graf Leo Tolstoj predigte Wasser und seine Familie trank Wein: das war der nagende Zwiespalt in dieser fesselnden nazarenischen Prophetengestalt des russischen Ostens. Denn neben dem revolutionären Leitmotiv der russischen Dichtung war auch der Hunger als erschütterndes Thema in den Sozialromanen reußischer „Seher" niemals fremd gewesen. Als die freiheitsglühcnden Dekabristen von 1825 in die sibirischen Bergwerke abgeschoben wurden, soweit man die Verschwörer nicht hängte, da mußte auch Alexander Gribvjedow in die berüchtigte Peter-Pauls-Festung wandern; dieser Prachtmensch verlor jedoch seinen Witz nicht: durch Klopfen an der Zellenwand versuchte er seinen Leidensgenossen den nagenden Hunger und den Ekel zu vertreiben, indem er ihnen lustige und beißend-satirische Geschichten erzählte. Und als die Hungersnot über Rußland herein-brach, da sättigte der Bauerngraf aus Krasnaja Polana Zehntausende, — er, der arm lebte und sein Vermögen den darbenden Brüdern gönnte. Jn den Schreckens-jahren und dem Kriegsjammer um Sebastopol und in dem Riesenwerk „Krieg und Frieden", das 1805—1812 als KolossalgemLlde auftollte, fehlten die Qualen des Hungers nicht, die physisch und moralisch entartende Wirkung des Mangels . . . Endlich Marim Gorkij, der Bittere, begleitet der Menschen Schicksale mit der ewigen Melodie der Natur. Das barfüßige Regiment ruft er zusammen, die Lumpenproletarier, die „plebs miser»" besucht und tröstet er als Prediger «uka im „Nachtasnl". Er läßt das Trauerlied von Elend und Knechtschaft aufstöhnen,

doch er jauchzt auch den Höhensang vom Falken ... Jn Leo Tolstoj leuchtete aristokratisch, in Marim Gorkij blitzte demokratisch das Schwert der Rebellion und die auch in der gegenwärtigen Kriegsnot über den russischen Städten und Steppe« am fernen Horizont schimmernde Verheißung: „Selig sind, die nach Gerechtigkeit hungert und dürstet — sie sollen satt werden" ....

Von den Liedern, die unsre Ahnen in der vorchristlichen Zeit gesungen haben, ist keins erhalten, wenn auch in späteren Dichtungen manch alter Zug durchschimmern mag gleich der ursprünglichen Schrift auf einem neu beschriebenen Pergament. Trotz dieses Mangels ist uns nicht unbekannt, von welcher Art der Jnhalt jener Lieder gewesen ist. Die Angaben römi-scher Schriftsteller, daß die alten Deutschen die Taten ihrer Helden gefeiert haben und mit kriegerischem Gesang in den Kampf gezogen sind, wird durch die Ergebnisse der Sprachwissenschaft bekräftigt. Aus einem wichtigen Gebiet unserer Sprache, den Personennamen, können wir erschließen, daß die Phan-tasie des deutschen Volkes auf nichts mehr gerichtet war als auf kraftfrohe Tat, auf Kampf und Sieg. Zum kriegerischen Leben gehört die weitaus größte Gruppe von Wortstämmen, die zur Bildung von Personennamen, männlichen wie weiblichen, benutzt wurden. Kaum ein Wort der Alltagssprache — wie bei so vielen lateinischen Namen — begegnet uns in diesem ältesten germanischen Sprachgut, alles ist von feierlich dichterischem Schwung belebt. Der ganze Vorstellungskreis des kampfgemuten Germanen liegt in den Stamm» Wörtern ihrer Namen klar vor uns; derselbe Kreis von Gedanken und Lebens-werken muß ihre Dichtung erfüllt haben. Ja, selbst von deren Form verrät sich uns in jenem Sprachgut wenigstens ein Stück, der Stabreim, wenn wir die zusammengehörigen Namen derselben Familien neben einander halten.

Von den wenigen Zaubersprüchen, die aus der Zeit der alten Germanengötter als kostbares Erbe erhalten sind, gibt einer, der die Be-freiung aus Gefangenschaft bewirken soll, als Einleitung ein Schlachtbild in dichterischer Verklärung: Walküren greifen helfend und hemmend in den Kampf ein, halten das feindliche Heer auf, heften Bande für die gefangenen Gegner, lösen die Fesseln der gefangenen Krieger des eigenen Heeres. Die ältesten Lieder im eigentlichen Sinne, die wir kennen, gehören der christ-

Brömse:
l Lied.
Deutsche Soldaten, ihr seid wert aller Ahnen,
Fühlt euch nur immer „och ali Vermancn!
Richard Dehme!.

lichen Zeit an und verleugnen nicht den Einfluß der Geistlichen. Wie uns aber unter den karolingischen Herrschern, den Ottonen, den Staufern deutsche Bischöfe als Heerführer begegnen, so finden wir in den Liedern der geistlichen Zeit oft einen Nachklang des germanischen Altertums. Jn deutscher und lateinischer Sprache, in epischer und lyrischer Form sind diese Geistlichen als Dichter oder Schreiber zu Vermittlern alter Überlieferung geworden. Manches wurde durch sie erhalten, wenn auch geistlicher Übereifer weit mehr andre Zeugnisse unsres Volkstums aus der vorchristlichen Zeit vernichtet hat.

Auch die älteste und schönste deutsche Kriegsballade, der Sang von dem erschütternden Zweikampf zwischen Vater und Sohn angesichts der beiden in Schlachtordnung aufgestellten Heere, das H i l d e b r a n d s l i c d, ist nicht ganz ohne christlichen Einschlag, wenn dieser auch nicht so stark und bestimmend erscheint, wie Franz Saran in seinem geistvollen Buch über diese Dichtung darzulegen sucht. Umgekehrt ist in dem um 840 verfaßten, „Muspilli" genannten Liede von den Schicksalen der Seele nach dem Tode und dem Kampf des Elias mit dem Antichrist nur ein geringer Einschlag altheidnischer Vorstellungen anzunehmen.

Wie für einen geistlichen Dichter des neunten Jahrhunderts Christentum und germanisches Heldentum miteinander verschmolzen, mag als Beispiel das Ludwigslied zeigen. Ludwig der Dritte von Westfranken, Karls des Großen Ururenkel, kam 879, etwa sechzehn Jahre alt, auf den Thron, wobei nach alter Unsitte das Reich zwischen ihm und seinem Bruder Karlmann geteilt wurde. Die Normannen, die im neunten Jahrhundert aus Schweden, Norwegen und Dänemark die Küstengebiete der Nordsee und des Kanals heimsuchten und ihre Raubzüge oft weit landeinwärts ausdehnten, glaubten die Jugend des Königs, der obendrein durch die Belagerung von Vienne in Anspruch genommen wurde, für ihren Zweck ausnutzen zu können. Von Gent ziehen sie nach Kortrijk, weiter nach der Somme und brennen Pöronne nieder. Sobald Ludwig die Nachricht davon erhält, eilt er aus Burgund herbei. Die Normannen, die inzwischen nach Kortrijk zurückgekehrt sind und schon einen neuen Beutezug unternehmen, werden am 3. August 881 von König Ludwig bei Saucourt — nordwestlich von Amiens — unvermutet angegriffen. Wenn auch die Romanisierung der deutschen Eroberer Galliens schon ziemliche Fortschritte gemacht hatte, war dieser Karolinger mit seinen fränkischen Mannen doch für den Dichter des Liedes noch Deutscher, wie ja auch die germanische Oberschicht nicht nur dem Lande einen neuen Namen gegeben, sondern auch dessen Sprache auf dem Gebiet des Kriegs- und Staatswesens stark germanisiert hat. Der unbekannte Dichter, ein rheinfränkischer Geistlicher, hat den Stoff mit dramatischem Leben erfüllt. Um den König zu prüfen und sein Volk zu läutern, hat Gott die heidnischen

Männer über See kommen lassen. Nun aber fühlt er Erbarmen und hält Zwiesprache mit Ludwig, um ihn zu helfender Tat anzuspornen; und der König gelobt zu tun, was Gott gebietet. Jn einer Ansprache an sein Heer tröstet Ludwig die Seinen: wie er für sie kämpfen und sein eigenes Leben nicht schonen will, so sollen alle Getreuen Gottes ihm folgen; ihnen oder, wenn sie nicht heimkehren, den Jhrigen wird der König es lohnen. Dann nimmt er Schild und Speer und reitet den Normannen enlgegen.

Die markige Kraft des Urtextes kann in keiner Übersetzung wiedergegeben werden; nur eine annähernde Vorstellung davon kann folgende Nachdichtung des Schlußabschnittes geben.

Der König ritt so kühn daher.
Er sang ein Lied zu Gottes Ehr',
Und alle Mannen stimmten ein:
Herr Gott, du woll'st uns gnädig sein!
Gesungen war der fromme Sang,
Begonnen ward der, Schwerter Klang.
Tie Wangen wurden rot von Blut,
Die Herzen hciß von Kampfesglut.
Tat jeder Degen guten Streich,
Doch keiner tat's Herrn Ludwig gleich.
Er focht so stark und mutentflammt,
Tas war dem Helden angestammt.
Der sank von seines Schwertes Kraft,
Ter ward vom Speer dahingerafft.
Und allsogleich der Feindesschar
Schenkte des Königs Hand fürwahr
Einen Trank so bittren Leide? ein:
Da mußten sie verloren sein,
Gelobt sei Gottes große Macht:
Ludwig errang den Preis der Schlacht.
Tank allen Heiligen jederzeit:
Sein ward der Sieg im blutigen Streit.
Heil, König Ludwig, rufen wir,
Kampffrohcr Held und Herrscher, dir!
So schnell bereit in jeder Not,
Wenn uns des Feindes Macht bedroht,
Erhalte dich als unfern Hort
Tie Gnade Gottes fort und fort!

Wie in Zauber- und Segensprüchen einst die germanischen Götter angerufen wurden, so nun der Christengott mit seinen Heiligen. Auch der Krieger, der in den Kampf zog, wollte sein Schutzsprüchlein nicht entbehren. Jn vielfacher Überlieferung, mit wechselndem Wortlaut ist uns solch fromm-kriegerischer Spruch erhalten, nach seiner ältesten bekannten Fassung, die im dreizehnten Jahrhundert aufgezeichnet wurde, als Münchner Ausfahrtsegen bezeichnet. Jn fast allen Wiederholungen findet sich als Sinnspitze die eigentümliche Wendung, daß Gottes Segen als Schutz gegen alle Waffen angerufen wird: das eigene Schwert allein soll von dem Segen geschieden sein. Gekürzt und in freier Zusammenfassung der einzelnen Lesarten mag der Spruch etwa so wiedergegeben werden:

Ich schlief so sanft und wohl bewacht
Zu Gottes Füßm diese Nacht.
Nun heißt er mich cmfsteh'n,
In seinem Namen hinnen geh',,.
Mög' mir der Himmel hold sein.
Der Sonnen- und der Mondenschein
lind ver schöne Morgenstern!
In Gottes Namen kämpf' ich gern.
All meiner Feinde Waffen

Mögen ruh'n und schlafen!
Das Haupt soll von Stahl mir sein,
Kein Schwert soll es schneiden!
Mein Schlvert will ich allein
Bon dem Segen scheiden.
Dos schneid' und beiße,
Was ich ihm heiße,
Wer durch meine Hand allein!
Keinem andern soll es gegeben sein!

Wie sich der Krieger, wenn er zum Kampf ausrückt, durch einen frommen
Spruch wappnet, so ruft ihm sorgende Frauenliebe Segenswünsche nach.
Dies etwa ist das Bild, das der im zwölften Jahrhundert aufgezeichnete so-
genannte Weingartner Reisesegen entrollt: zu Schiff verläßt der Held
den heimatlichen Strand, wie Gunther und Siegfried auf dem Rhein von
Worms zum Jsenstein fahren; heilbringend sollen ihn die Gedanken und
Gebete der liebenden Frau gleich schirmenden Engeln umschweben. Wie stark
und innig die Verse klingen, läßt sich in neuem Gewande kaum ausdrücken.
Dir nach die Wicke wend' ich, Einst sicher heimzukehren!
Dir nach zum Segen send' ich Das Tor zum Sieg sei dir aufgetan,
Mt meinen fünf Fingerlein Zu guter Fahrt auf der Wellenbahn I
Fünfundfünfzig Engelein. Verschlossen sei dir das Tor zum Tod
Gott mög' es dir gewähren. Durch Wogen- oder Waffennot!
Während die epischen Gedichte der mittelhochdeutsch en Zeit vom
Sausen der Schwerter, vom Dröhnen der Schilde widerhallen, die Volksepen
und nicht minder, wenn auch in verfeinerter Form, die romanischen Vor-
bildern nachgeahmten Kunstepen, läßt die gleichzeitige Lyrik weniger von
kriegerischem Heldentum erkennen. Das höfische Lied besingt andre Lebens-
werke, Herren- und Frauendienst. Auch daß das eigentlich Vaterländische
mit wenigen Ausnahmen nur spärlich hervortritt, ist bekannt. Gleichsam an
die Stelle nationaler Begeisterung tritt eine andre große, über das Einzel-
leben hinausreichende Jnbrunst, in der sich wie nirgends sonst ritterliche Ge-
sinnung und religiöse Sehnsucht vereinigen: die Kreuzzugsbewegung. Was
das deutsche Kreuzlied — im Vergleich mit dem proven^alischen — an
feurigem Schwung vermissen läßt, ersetzt es durch Jnnigkeit und Tiefe des
Gefühls. Die eigentlichen Kampfmotive treten zurück; Abschied und Sehnsucht
nach großer, gottgeweihter Tat bilden die Grundtöne der Melodie. Auch
die Lieder von solcher Kriegerausfahrt mit ihrem heiligen Ernst gehören in
den Rahmen dieses Kulturbildes. Es bedarf keiner großen Einbildungskraft,
um von solchen Abschiedsliedern eine Brücke zu schlagen zu Soldatenstimmungen
und Dichterstimmen aus späterer Zeit bis in die Tage der Gegenwart.
Mit religiös gesteigertem Gefühl mahnt Herr Heinrich von Rugge
1191 am Ende seines kunstvollen „Leiches vom heiligen Grabe":
Wenn ihr der Erde Lust begehrt, Jns heilige Land steht all mein Sinn.
Zuletzt wird euch doch Leid beschert. Nun nehmt das Kreuz und fahrt dahin!
Weißt du, wie lang' dein Leben währt? Euch allen wird's zum Hochgewinn,
O weh der großen Not! Und fürchtet nicht den Tod!
Jn hartem Zwiespalt zwischen irdischer und himmlischer Liebe muß sich
mancher von der Heimat reißen, um in den Streit zu zieh'n. Der rheinische
Ritter Friedrich von Hausen, der mit Friedrich Rotbart ins heilige
Land zog und am 6. Mai 1190 in einem Gefecht das Leben ließ, klagt vor
der Ausreise seinen Kummer:

Mir ist, als wollten Herz und Leib sich scheiden, Von allen Frau'n, die man auf Erden zählt.
Und waren doch so lange Zeit vermählt. Weh' mir, welch böser Zwiespalt trennt die beiden!
Mein Arm begehrt den Kampf wider die Heiden, Was meiiu Augen sah'n, das schafft mir Leideu.
Indes mein Herz das schönste Weib erwählt Gott schlichte selbst den Hader, der mich quält!
Noch echter und rührender klingen die Abschiedsworte des Herrn Albrecht
von Johannsdorf, eines bayrischen Ritters:
Zur frommen Fahrt Hab' ich das Kreuz genommen, Find' ich dich wieder auf dem Pfad der Ehre,
Buße zu tun im Kampf ums heilige Grab. Ist meiner Seele tiefstes Fleh'n erhört;
Du, die dem Pilger weinend Urlaub gab. Doch ward dein Herz, du schöne Frau, betört,
Wie wird e» sein, läßt Gott zurück mich kommen? So gebe Gott, daß ich nicht wiederkehre!
Erst vom vierzehnten Jahrhundert an verzeichnet die Literaturgeschichte
die Blüte des Volksliedes, das uns in ganz andrer Weise als der gleich-
zeitig erklingende Meistersang in die Tiefen des Gemüts und zu künstlerischen
Höhen führt. Daß aber das Volkslied auch früher schon vor und neben
der höfischen Kunstlyrik in deutschen Landen gepflegt wurde, können wir aus
mancherlei Anzeichen erschließen; und wie es in seiner Blütezeit oft von den
Kämpfen der Ritter, der Landsknechte, der Schweizer, der holsteinischen
Bauern ertönt, so fand auch gewiß im älteren Volkslied mehr als in der
Kunstlyrik kriegerische Tat ihren Wiederhall.
Auch fehlt es nicht ganz an Überresten aus alter Zeit. Zu den sehr
spärlich erhaltenen deutschen Versen aus dem zehnten Jahrhundert gehört ein
Kriegssprüchlein, das um seines guten Klanges willen Aufnahme in die so-
genannte Sankt-Galler Rhetorik fand:
Wenn fahrende Recken einander schau'n,
Wie wird so schnell der Schild zerhau'n!
Ein Rätsellied, das wir in einer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts
besitzen, ist mit ziemlicher Sicherheit ans Ende des zwölften Jahrhunderts
zu setzen: das von Uhland schön und tiefsinnig gedeutete Lied vom Trau-
gemund (-Dragoman), dem Spielmann, der viele Länder gesehen hat und
viele Sprachen kennt. Unter den trefflich gesteigerten Fragen und Antworten
finden wir auch diese:
Nun sage mir, Meister Traugemund, Von Kräutern sind die Matten so grün,
Zwmmdsiebenzig Land,! sind dir kund: Von Wunden sind die Ritter so kühn.
Wovon ist der Rhein so tief? Und magst du mehr mich fragen,
Woron sind die Frauen so lieb? Ich will's auf Ehr' dir sagen.
Wovon find die Matten so grün? Nim sage mir, Meister Traugemund,
Wovon sind die Ritter'so kühn? Zweiundsiebenzig Lande sind dir kund:
Kannst du mir's sagen und bekennen,
Will ich dich einen stolzen Knappen nennen. Warum ist mancher Schild verblichen?
Tas hast du gefragt wohl einen Mann, Warum ist mancher Held entwichen?
Der dir die Wahrheit künden kann.
Von manchem Quell ist der Rhein so tief, Bon mancher Heerfahrt ist der Schild verblichen.
Von Minne sind die Frauen so lieb. Ungetreuem Sibich ist mancher Held entwichen.

Oder nach einer späteren Aufzeichnung:
Von großen Schlägen und Stichen
Ist Schild und Helm verblichen.
Von großer Untreu' ist manch guter Gesell von dem andern gewichen,
Jst Hagen im Nibelungenlied der Getreue und Ungetreue zugleich, so ist
Sibich in den Dietrichsepen der Treuloseste aller Treulosen, der verräterische
Marschall König Ermenrichs, der Anstifter aller Übeltaten und alles Unheils,
ein unritterlicher Gegner und ein heimtückischer Verderber des eigenen Herrn.
Sein Name ist zum Gattungsbegriff geworden. Wie er im Traugemunds-
lied erscheint, den Hörern bekannt, von allen in seiner Bedeutung verstanden,
ist es, als hörten wir den großen Strom der Sagenüberlieferung unsres
Volkes rauschen, als sähen wir in die geheimnisvoll schaffende und verknüpfende
Tätigkeit der Volksphantasie, die, aus den gleichen Quellen schöpfend, sich
hier im Lied, dort im Heldenepos offenbart. So sei zum Schluß noch
einmal auf die Dichtungsgattung verwiesen, in der sich am kräftigsten der
kriegerische Sinn unsrer Altvordern mit all ihren Mannestugenden, ihrer
Tapferkeit und Treue, verkörpert, auf den unausschöpflichen Reichtum der
Volksepen. Wenigstens das Nibelungenlied ist heute wieder Gemeingut
des deutschen Geistes geworden. Konnte die Zeit der Aufklärung noch durch
den Mund ihres größten Sohnes, König Friedrichs, ein verächtliches Urteil
über dies Gedicht äußern, so haben wir uns längst eines Besseren besonnen.
Was hier an kulturgeschichtlichen Lebensbildern aus altdeutschen Liedern
gesammelt wurde, ließe sich aus den größeren epischen Dichtungen leicht um
Vielfaches vermehren, aus dem Nibelungen-, dem Gudrunlied, den Epen der
Dietrichsage, die leider nicht wie die Nibelungensage von einem überragenden
Dichter jener Zeit zu einem großen, abschließenden Werk zusammengefaßt
wurde, aber doch manche auch heute noch lesenswerte kleinere Dichtung her-
vorgerufen hat. Und noch weiter, ins Riesenhafte erweitert sich der Gesichts-
kreis für solchen Rundblick, wenn wir über den altdeutschen Sagen- und
Dichtungshort hinausblicken in die germanische Überlieferung des Nordens,
Bis wir im fernsten grauen Meer
Die Insel Thüle finden
und uns von den Liedern der Edda, den Skaldengesängen, den isländischen
Sagenerzählungen künden lassen, was sie von germanischem Heldenkampf und
Heldentod berichten. Gerade für die Gegenwart ist solche Kunde wieder in
hohem Maße zeitgemäß geworden, da wir als Enkel am eigenen Geschlecht
staunend erleben, was wir an den Ahnen bewundern.

Paul Friedrich
Paul Friedrich:
Sharon.
Sharon, hol' über!
Der Toten grausiges, graues Meer
Strömt unaufhörlich zum Acheron her,
Dem Heerwurm gleich wälzt sich's heran,
Roß neben Roß, Mann neben Mann,
Mit klaffender Stirn, mit fleischlosem Bein,
Jn unabsehbaren wogenden Reihn.
Hohl rauscht im Grunde der Schattenfluß,
Weil er die Tausende tragen muß:
Sharon, Dein Nachen ist viel zu klein,
Wir alle, wir alle müssen hinein,
Charon, hol' über!
Es wimmelt gespenstisch im stygischen Rot,
Hoch ragt im Nachen der Fährmann Tod,
Der Tartarus- Ferge im schlohweißen Haar . ..
Noch niemals fuhr er, so alt er war,
So viel Millionen zum nächtlichen Ufer.
Jhm graust vor dem ewigen Klagen der Rufer,
Charon, Charon!
Er ballt die Fäuste. Verfluchtes Geschmeiß,
Das keine Ruhe zu halten weiß.
Nicht alle auf einmal. Es ist zuviel!
Der Nachen läuft über, es birst der Kiel!
Der Acheron schauert bis tief auf den Grund —
Horch, Kerberos heult, der höllische Hund.
Er riecht die Leichen — es nimmt kein End',
Am Horizont der Weltfirst brennt!
Wie Rosse zum Stalle, zur Tränke das Vieh,
So drängen sie niedwärts, so nahen sie,
Und immer noch wie ein gellender Schrei
Rufen die Tausend den Alten herbei:
Charon, hol' über!!

Richard Sexau
Brigitta
Richard Sexau:
Brigitta.
Erzählung.
Fortsetzung.
Ungestüm schaffte Werner, wie ein Besessener, mit wuchtiger Gebärde und sausendem Hieb. Sein Überschwang an Kraft entlud sich nicht allein im Werk. Lieder mußten es begleiten, Scherzreden, Gelächter und ernste Gespräche, wie es eben in seinem Kopf aufzuckte. Jch wußte oft nicht, was mich mit größerem Staunen erfüllte, die spielende Leichtigkeit, mit der Werner dem rohen Klotz, dem schmierigen Lehm Form gab und pulsendes Leben einhauchte, oder die seltsam tiefen Gedanken, die ihm bei der Arbeit entquollen, die weite Ausblicke eröffneten und von denen er doch, wenn ich sie in Pausen weiterspinnen wollte, nicht das mindeste zu wissen vorgab.
Solcherlei war ihm nur Symptom der Kräfteanspannung. Von Theorien und Thesen über Dinge der Kunst hielt er wenig. Sie dünkten ihm Zeichen der Schwäche, Sache der Federfuchser, der Unfruchtbaren, die sich über die Mängel ihrer Kraft durch solche Vergnüglichkeiten hinwegtrösteten. Er sah darin Surro, gate für das wahrhaft Schöpferische, das nicht nach dem Wie, dem Warum, Woher fragt, sondern sich, instinktiv das Richtige, das Einzigmögliche treffend, wortlos an die Gestaltung macht. Surrogate, wie ja eigentlich alle Kunst nur Surrogat war für das, was dem Schaffenden das Leben vorenthielt; ein jämmerlicher Ersatz, der aus der Sehnsucht im Gebilde der Hand Erfüllung vorgaukelt, der mit dem Traum die Wirklichkeit verscheuchen möchte, ein Vergessenheitetrunk, der den Alltagsgeschmack hinunterspülen, aus dem man Weihe schlürfen sollte und Kraft zum Weiterdulden.
Oft warf Werner den Meißel weg. Wozu die Arbeit? Er brauchte jetzt keinen Ersatz mehr. Wer griff nach einem botanischen Bild, wenn er über» quellende Rosenlasten im Schoß hielt?
Ja, während der ersten Wochen unsrer Ehe bedurfte es oft nachdrücklicher Aufmunterung, bis Werner sich endlich ans Werk machte. Und er brummte fürchterlich, wenn ich ihm gar keine Ruhe ließ. Aber es half ihm nichts. Mich vermochte er nicht so leicht einzuschüchtern.
Durch meine Schuld sollten seine wundervollen Kräfte nicht brach liegen. Nicht durften ihn Ehe und Gattin herabzerren auf das Niveau der Vielzuvielen. Er hätte ja sonst, kam er erst zur Besinnung, der Verirrung dieser Liebe fluchen müssen. Jch ersehnte jedoch, daß er sie segnete.
Wohl gelang es mir meist, seine Arbeitsunlust zu überwinden. Wohl ging er an die Arbeit, aber allzuoft wollte sie ihm nicht so recht vom Fleck rücken. Bald erkannte ich: meine Gegenwart beeinträchtigte seine Leistung.

Schweren Herzens entschloß ich mich daher, die Werkstatt zu meiden. Er
begriff den Grund nicht, wetterte gegen die Launenhaftigkeit des weiblichen Ge-
schlechts, gegen seinen Unbestand, seine wetterwendischen Gelüste.
Jch entschuldigte mich damit, daß vor allen Dingen einmal seine Schriftlich-
keiten geordnet werden mußten.
Die lagen allerdings bös im Argen. Werner schrieb nicht gerne. Briefe zu
beantworten, kostete ihm die größte Überwindung. Geschäftliche Aufträge, An»
fragen von Ausstellungen, von Galeriedirektoren, Kunsthändlern und Zeit-
schriften ließ er ohne jeden Bescheid, wenn ihm nicht eben eines seiner Werke be-
sonders am Herzen lag, das er auf diese Weise fördern konnte. Jn einen alten
Koffer warf er einer üblen Junggesellengewohnheit gemäß, was einlief an Post,
meist ohne es zu öffnen. Es setzte einen harten Strauß, bis er mir den Schlüssel
aushändigte. Wozu hier Ordnung schaffen? Bisher hatte die gutmütige Zauber-
kiste noch immer hergegeben, was man von ihr verlangte. Man brauchte im Not-
fall nur einmal ein paar Minuten zu graben, so stieß man gewiß auf einen Um»
schlag, der ein paar brauchbare blaue Lappen enthielt.
Werner war redlich empört, als ich den Koffer zum alten Eisen warf. Und
nur widerstrebend fügte er sich meiner Einsicht.
Seine Nachlässigkeit hatte ihm schon Feinde gemacht. Mit der Zeit wäre es
nicht ausgeblieben, daß man ihn diese achtlose und geringschätzige Haltung ent-
gelten ließ, daß man ihn befehdete, daß rings Gegner und Neider sich zusammen-
schlossen. Das aber hätte die Sendung, die er als Künstler zu erfüllen hatte,
bös gefährdet, wenn nicht gar zum Scheitern gebracht.
Jhn schien dies alles nicht im geringsten zu kümmern. Mir machte diese
Sorge nicht wenig zu schaffen, und ich fand bald eine neue Möglichkeit, ihm
zu dienen.
Als sein Sekretär konnte ich wirklich etwas für ihn leisten. Beziehungen,
die schon völlig verfahren schienen, gelang es mir, wieder ins rechte Geleise zu
bringen, andre neu anzuknüpfen, bei Galerien Käufe durchzusetzen oder gar Zeit»
schriften zu Aufsätzen über sein Schaffen anzuregen.
Meine stille Arbeit, die nur ein Ziel kannte, seiner machwollen Künstlerprrsön»
lichkeit den Aufstieg zu erleichtern und ihm die kleinlichen Alltagsscherereien abzu-
nehmen, sodaß er seine Kraft ungeschmälert auf das Hauptsächliche, auf seine
Schöpfungen beschränken konnte, sie trug gute Frucht. Heute noch empfinde ich
in der Erinnerung daran lebhafte Genugtuung. Und als er eines Tages erst ein-
gestand in fast beschämtem Scherz, mein Verdienst allein sei es, wenn nun Kunst-
welt und Gesellschaft auf einmal von seinem Schaffen unverdient viel Aufhebens
machten, da schwindelte mir vor Seligkeit. Es jauchzte in mir, daß ich doch zu
etwas nutz war in der Welt, daß dem geliebten Mann durch meine Hilfe der Sieg,
den er allerdings auch ohnedies errungen hätte, noch rascher, noch müheloser zufiel.

An keinen Mißton erinnere ich mich während des ganzen ersten Ehejahres.
Nur daran, daß mir einmal eine Bemerkung Werners schwer zu schaffen machte.
Jch weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit sie fiel. Fast wider Willen
muß ich irgend etwas bemängelt haben. DaS Erbübel der Verneinung ließ mich
eben nie völlig aus den Klauen. Er wies mich zurecht. Und zwar mit Worten,
die sich mir schmerzhaft ins Gedächtnis bohrten. „Du bist immer so überwach."
Er sagte es nur nebenbei. Aber er wich mir aus, zum ersten Mal wich er mir
aus, als ich in ihn drang, zu erfahren, wie er es meinte. Wollte er mir vor»
werfen, daß ich zu nüchtern war? Oder daß mein kritischer Verstand an allem
etwas auszusetzen fand? Wie gerne hätte ich überall nur Vorzüge entdeckt. Aber
es war mir nicht gegeben. Die Schwächen der Menschen und Dinge drängten
sich mir zuerst auf. Und so gewissenhaft ich mich mühte, meine Zunge zu hüten,
an irgend einer Geste, am nervösen Zucken seiner Mundwinkel merkte ich, aller-
dings immer zu spät, daß ich wieder und wieder in meine alte Untugend verfiel.
Wenn ich von diesem geringfügigen Vorfall absehe, darf ich wohl sagen,
nichts trübte unser Zusammensein. Jm Gegenteil. Wir verwuchsen immer inniger
ineinander.
Jch wenigstens empfand es so. Wunschlos war ich geworden. Jetzt erst
hatte mein Reichtum einen Sinn bekommen, da ich ihn nutzen durfte zu Werners
Freude.
Es war schwer, ihm etwas zu schenken. Alles wollte er durch eigne Kraft er»
worden haben.
Aber da die Verwaltung seiner Einkünfte wie die meines Vermögens in
meiner Hand lag, war frommer Betrug ein Kinderspiel. Er kümmerte sich um
diese Krämerangelegenheiten nicht. Und mir erleichterte seine Geschäftsun-
knndigkeit all die kleinen Lügen, aus denen für uns beide nur Freiide erwuchs. Es
war doch die Hauptsache, daß ihm dies kostbare Bild oder jene Bronze, der Gobelin
dort oder hier das altertümliche Möbel, oder welche Stücke aus guten Samm»
lungen es sonst sein mochten, gefielen, daß ihr Besitz ihn entzückte. Hätte er ge-
ahnt, aus wessen Hand er sie empfing, sein Frohgefühl wäre beeinträchtigt gewesen.
Er durfte ja nicht einmal wissen, wie groß mein Vermögen war. Glücklicher-
weise merkte ich diese Absonderlichkeit rechtzeitig. Der Gedanke, unbemittelter
Gatte einer reichen Frau zu sein, würde ihn unsäglich gedemütigt, ihm jeden
Lebensgenuß verkümmert haben. Drum stellte ich auch während unserer Ver-
lobungszeit, als das Gespräch einmal zufällig dies Gebiet streifte, mein Hab und
Gut als ziemlich belanglos hin. Er wäre sonst im Stande gewesen, das Ver-
löbnis aufzuheben. Sein Stolz kannte ja keine Grenze.
Es machte mir ein diebisches Vergnügen, allmählich mein Vermögen in
Werners Eigentum hinüberzuspielen, hier eine Hypothek, dort einen größeren
Aktienbesitz auf seinen Namen einschreiben zu lassen.

Diese Taktik krönte der Augenblick, in dem er als Käufer den lang er-
wünschten Sitz am See hier erwarb, ohne die leiseste Ahnung, daß er dies nimmer
aus eigenen Mitteln hätte tun können. Er überschätzte wohl die Größe seiner
Einkünfte, die ja allerdings immerhin beträchtlich waren. Und umgekehrt, was
unser Leben verschlang, das schlug er allzu niedrig an.
Von diesem Fenster aus Siehst du dort drüben? Am andern
Ufer. . . hinter den hohen Fichten ... der gelbe Schimmer zwischen den
Stämmen .... ja, das ist's. Du wirst dich nicht erinnern können. Warst
ja so klein noch, als er es verkaufte. Mir aber .... wenn ich hier sitze oder an
meinem Fenster nebenan und hinüberträume, den Ort unablässig vor Augen, wo
ich so unaussprechlich glücklich war und auch im Leid noch beneidenswert, weil ich
ihn doch tagtäglich sah, mir lebt alles Vergangene greifbar wieder auf, ein Gestern,
nein, ein Heute "
Wieder verlor sich die alte Frau in Träumen. Es dauerte lange, bis sie sich
faßte und den verlorenen Faden fand.
„Nichts, rein garnichts fehlte mir zum vollen Glück. Wessen Leben floß je
sonniger und heiterer dahin? Reicher an Freuden und tiefinnerlicher Be-
friedigung ?
Fast zu viel war es für Menschenmaß. Und das peinigte mich. Angst fraß
sich in mich hinein und vergiftete mir den Genuß meines Glücks; Angst und
Zweifel. Warum sollte ich allein unter Millionen des Lebens ungetrübte Selig-
keit im Überschwang auskosten dürfen? Was stempelte mich gerade zur Auser»
korenen? Jrgendwo lauerte das Schicksal, um mich hart dafür büßen zu lassen,
daß ich mich vermaß, mehr als meine Mirschwestern glücklich zu sein. Der Rück-
schlag ließ gewiß nicht auf sich warten. Jede Stunde konnte es mich ereilen.
Jch begann Gespenster zu sehen. Wir Schwächlinge aus entartetem, über-
lebtem Stamm ertragen es ja nicht, das Dasein mit vollen Zügen zu schlürfen.
Und wenn ein guter Geist rings um uns aufhäjuft, was wir uns nur wünschen
können, kleinmütig zweifelnd müssen wir es selbst zerstören.
Finstere Ahnungen verfolgten mich, wo ich ging, nisteten in meinem Hirn und
deckten Unheil aus.
Aber als ich einmal Werner davon sprach, gewohnt, alles, was mich bewegte,
mit ihm auszutauschen, da schob er die Schuld auf meinen Znstand. Und ich ließ
mich gerne überzeugen.
Es war nur ein paar Wochen vor deiner Geburt.
Die frohe Erwartung, der Wunsch, Werner einen gesunden Knaben zu
schenken, der ihm gliche, der seine lebenbejahende Stärke künftigen Geschlechtern
vermittelte, das gab mir die Kraft, mich zu beherrschen und gegen all die sich
häufenden trüben Ahnungen anzukämpfen.
Deine Geburt und Werners überschäumend mutwillige Verzückung bildeten

den Gipfel der Lust, den ich in meinem Dasein erklomm. Von da an ging es jäh bergab.
Wochen, Monate flossen wieder dahin; wie sonst wohl, nach außen hin wenigstens im alten Einklang und dem redlichen Bestreben, sich gegenseitig Liebes zu erweisen. Und doch anders, ganz anders. Was sich geändert hatte, wie soll man das umschreiben? Es war etwas Unsagbares, nur mit den feinsten Organen unsrer Empfindung zu verspüren.
Jn Werners Augen gewahrte ich es zuerst.
Sein Blick nahm einen völlig anderen Ausdruck an. Er schaute nicht mehr schwärmerisch in ferne Paradiese; strahlte nicht mehr deren Glanz auf mich, wenn mich sein Auge traf. Umschattet waren die früher so leuchtenden Sterne, trüb. Bisweilen dünkte mich sein Blick, so viel Wärme er auch über mich fluten ließ, wie eine stille, uneingestandene Klage.
Jch stand vor einem Rätsel. Aber ich gab nicht Ruhe, seine Lösung zu finden.
Als Wunder war mir Werners glühende Leidenschaftlichkeit erschienen. Während er seine Werke schuf, hatte ich sie andächtig bestaunt. Das scheinbar Uferlose in seinm Wesen, das hatte mich von allem Anfang ja in seinen Bann gezogen, dieser überquellende Reichtum an Einfällen, Gedanken, Gefühlen, Gesichten, kaum geäußert und auch schon von neuen, noch ungewöhnlicheren übertroffen. Frei war seinem Wesen, das hatte mich von allem Anfang ja in seinen Bann gezogen, dieser einem Male flackernd, ja schier krankhaft. Das beunruhigte mich.
Und beunruhigend schien mir auch, wie alle bisher gezähmte Kraft in Unbcherrschtheit ausartete. Ein Vulkan, so kam mir Werner oft vor, in dem es unsichtbar brodelte und gärte, der jäh ohne äußern Anlaß Feuer ausbrach. Ja, unbeherrscht wurde er, unbeherrscht bis zur Gewalttätigkeit. Nicht gegen mich; aber gegen Fremde, gegen Tiere, die ihm nicht das mindeste zu Leid getan hatten. Über gleich' gültige Vorkommnisse wütete er wie ein Wahnsinniger. Eine Laune löste die andre ab. Von cynischer Weltverachtung verfiel er in kindisch albernen Übermut, in eine gewaltsame Lustigkeit, die wie eine groteske Verzerrung seiner früheren, sonnig heitern Art wirkte. Das tat mir beinahe noch weher als seine Tobsuchtsanfälle.
Kam er dann wieder zur Besinnung, so kannte er sich nicht aus vor Scham. Reumütig bat er um Verzeihung. Er begriff sich selbst nicht. Das Verhängnis läge darin, daß ihm die Arbeit nicht wie gewohnt vvranschritt. Das mache ihn so launenhaft. Aber- er wollte mit aller Energie dagegen ankämpfen.
Warum schritt seine Arbeit nicht wie gewohnt voran? frug ich mich in wehem Kummer. Warum nahm er seine Violine immer seltener zur Hand und nur mehr, wenn er mich außer Haus glaubte? Schämte er sich seiner Gefühle vor mir? Dünkte es ihm auf einmal Entweihung, wenn er sie mir preisgab? Oder fürchtete er Dinge zu verraten, die mir verborgen bleiben sollten? Was bedeuteten diese schwermütigen Weisen, die oft wie in einem Todesschrei' erstarben oder unver-

mittele übergingen in einen fanatischen Tanz, in leichtfertige, ausschweifende
Gassenhauer?
Mich beengte das alles unsäglich; erstickte mich schier. Jn meiner Gegenwart
gab Werner sich alle Mühe, der Alte zu sein; noch besorgter womöglich, noch liebe-
voller. Wohl gelang es ihm auch bisweilen, meine Ängste, meine Zweifel zu be-
täuben. Aber dann standen sie plötzlich wieder riesengroß auf.
Was in aller Welt war nur vorgefallen? Was hatte mir diesen Mann so
von Grund aus umgewandelt?
Mein Hirn arbeitete fieberhaft Tag und Nacht. Jch fand keine Deutung.
Sein Gleichgewicht hatte er verloren. Das stand fest. Jene wundervolle
Harmonie, um die ich ihn vom ersten Augenblick an beneidet hatte, die war dahin.
Früher hätten nicht Erdbeben, nicht der Einsturz der Gestirne seine zielsichere Be»
harrlichkeit aus den Fugen bringen können. Jetzt wankte sie unter dem Hauch
eines Lüftchens.
Und in seiner Arbeit begann er zu tasten, unsicher wie ein Anfänger. Bisher
abhold allem ästhetischen Phrasengedresche, wurde er auf einmal geschwätzig.
Probleme tauchten auf wie Pilze auf feuchtem Waldboden. Theorien hechelte er
unermüdlich durch, die er früher nur zu verlachen pflegte. Er bildnerte nicht mehr
aus innerm Zwang heraus, wie besessen, sondern vergaß überhaupt über allerlei
gedanklichem Ballast oft genug, zu schaffen.
Ungezählte Male begann er ein Werk, um es immer wieder zu verwerfen.
Entwürfe blieben nach Wochen noch in unfertigem Zustand, obwohl er unentwegt
damit rang, Entwürfe, die er zuvor in wenigen Tagen der Vollendung entgegen-
geführt haben würde.
Er arbeitete mehr denn je. Auch tief in die Nacht hinein. Eines Abends,
als ich schüchtern bei ihm eintreten wollte, fand ich die Türe verschlossen. Jch
brach an ihr nieder. Zum ersten Male weinte ich in meiner Ehe, bittere Tränen.
Wäre er glücklich, glücklich wie ehedem, was könnte ihn so ziellos aus der Bahn
schleudern? Aber er war es eben nicht mehr. Das sah ich klar. Jrgend eine
große Enttäuschung kroch über ihn. Und diese Enttäuschung hing mit mir zu-
sammen. Je schärfer ich ihn beobachtete, auch in seinem Benehmen mir gegenüber,
umso weniger vermochte ich an dieser Erkenntnis zu zweifeln.
Jch hatte mich aber doch nicht geändert. Jch war vielmehr die gleiche ge-
blieben vom ersten Tag unsrer Bekanntschaft an. Mit dem einzigen Unterschied
vielleicht, daß ich ihm noch innigere Gefühle, noch heißeren Dank entgegenbrachte
für alles, womit er mein armseliges Leben bereichert hatte. Schuld fand ich keine
an mir, so streng ich auch mit mir ins Gericht ging.
Als ich das Geheimnis gar nicht zu lüften vermochte, nahm ich mir in einer
dunkeln Nacht, da Werner eben wie ein wundes Tier laut aufgestöhnt hatte, den
Mut, zu fragen, was ihm fehle.

Er schien meine Frage nicht zu verstehen. Jhm fehle nichts, gar nichts. Im
Übermaß vielmehr besäße er alles, wonach sein Herz verlangte. Nur seine Dankes-
schuld gegen mich laste wohl bisweilen ein wenig auf ihm, weil er nicht wußte, wie
sich von ihr lösen.
Er sprach so lieb und vertraut wie in alten Tagen. Und noch eifriger mühte
er sich vom andern Morgen an, mir heiter und aufgeräumt zu begegnen. Es war,
wie wenn der frühere Mutwille über ihn gekommen wäre. Aber seine Scherze
klangen falsch, gequält lustig. Und in der Hymne auf mich, auf das Glück, daS
ich ihm schenkte, gellte zutiefst ein weher Unterton.
Werner heuchelte. Er spielte mir Komödie vor. Werner, der sich zur Ko-
mödie zu gut gewesen war.
Grausam schmerzte mich das.
Und ich begann von neuem mit wunden Händen den Boden unsrer Gemein-
schaft zu durchpflügen, ob ich nicht doch auf die Wurzeln des Schädlings stieß, der
dem stolzen Baum unsres Glückes den Saft entzog und ihn erbärmlich hinzumordcn
drohte.
Es mußte etwas Unabänderliches sein, was Werner leiden machte, und gleich-
zeitig etwas, das offen auszusprechen mir zwecklos bittres Weh verursachte. Sonst
hätte sich der Ehrlichkeitsfanatiker mir unbedenklich anvertraut.
Allmählich tauchte eine bange Ahnung auf, was er entbehren mochte. Jch
wehrte mich mit aller Macht gegen diesen Verdacht. Denn er war trostlos. ES
gab keine Abhilfe dagegen. Des Schicksals Tücke schuf die Menschen verschieden,
und auch der redlichste Wille konnte über manche Kluft keine Brücke schlagen . . . ^
Jmmer weniger ließ mich Werner an seiner Arbeit teilnehmen. Jch wagte
bald kaum mehr, ihn im Atelier aufzusuchen. Meist fand ich doch die Türe ver-
schlossen, und er zögerte zu öffnen. Oder wenn er bat, ich möchte mich einen
Augenblick gedulden, dann hörte ich, wie er raschelnd irgend etwas eilig vor mir
verbarg. Und nach meinem Eintritt gewahrte ich etwa einen hastig bei Seite ge»
schobenen Modelliertisch, über dessen Lehmklumpen, den er eben noch bearbeitet
haben mochte, eine Hülle geworfen war.
Den ungebetenen Gast wollte ich nicht spielen. Drum blieb ich fern.
Werner schien mich nicht zu vermissen, schien gar nicht darauf zu achten, daß
ich feine Werkstatt mied. Wenigstens deutete nie auch nur eine Silbe darauf hin.
Eines Morgens war Werner nicht zum Frühstückstisch erschienen.
Zur Beantwortung eines wichtigen Briefes mußte ich über irgend eine Frage
seine Meinung wissen. Ich lief hinauf ins Atelier. Die Tür stand offen. Der
weitläufige Raum war leer.
Eine Dianastatue, von der er Großes erwartet hatte, — monatelang schon
galt ihr sein Schweiß — lag zerschellt am Boden. Daneben der Hammer, mit dem
blinde Wut sie zerstört hatte.

Brigitta Richard Serau
Jn fassungsloser Raserei war Werner augenscheinlich auf und davongestürzt,
hinaus ins Freie.
Mir schwindelte. Jch mußte mich an der Platte des Zeichentisches halten,
ließ mich auf einen Hocker gleiten und barg den Kopf in den Händen. Als mir
etwas freier wurde, schaute ich auf.
Über dem Tisch lag eine Mappe voll Skizzen, in denen eine nervöse Hand ge-
wühlt zu haben schien. Verschiedene Modelltische trugen geheimnisvoll verhüllte
Arbeiten.
Jch konnte der Versuchung nicht widerstehen. Es war unrecht. Jch fühlte es.
Aber vielleicht schenkte mir ein Blick auf sein Schaffen den Schlüssel zu seinem selt-
sam verwandelten Gebahren, vielleicht gar die Arznei, die ihm nottat.
Jch lüftete den feuchten Lappen vom ersten Tisch: eine galante Schäferszene.
Die nächste Hülle barg brünstig verschlungene Körper. Einen Faun, der über eine
Nymphe herfällt, zerrte ich in der Erregung beinahe von dem wackligen Gestell
herunter. Wohin ich schaute, auch in der Skizzenmappe, nur auf Szenen toller
Leidenschaft traf mein Blick, auf Bacchanalien, auf Ausschweifung und Lüsternheit.
Kaum besaß ich mehr die Kraft, alles an Ort und Stelle zu bringen, sodaß es
den Anschein gewann, als habe niemand seinen Fuß in die Werkstatt gesetzt.
Halb ohnmächtig schleppte ich mich hinaus.
Jäh hatte ich alles verstanden. Mein Argwohn war nur zu begründet ge»
Wesen.
Ich rang mich allein ab mit meiner Entdeckung. Nach außen hin wahrte ich
den Schein, als sei nichts geschehen.
Allerdings während der ersten Tage besaß ich nicht einmal die Kraft, Werner
unter die Augen zu treten. Jch konnte nichts vor ihm verheimlichen, konnte nicht
lügen. Er hätte alles durchschaut. Zu welchem Zweck.
Jch blieb daher zu Bett. Das fiel nicht weiter auf. Seit deiner Geburt
kränkelte ich ja ohnehin.
Jm verdunkelten Zimmer empfing ich ihn. Er sah wohl weiter nichts von mir
als das verschwimmende Gesicht in den Kissen. Und das mochte gut sein so.
(Fortsetzung folgt.)

Völkische Rundschau.

Von Professor A. Brückner.

Bücher über Litauen.

Zu den vielen Fragen, die der Verlauf des Weltkrieges Deutschen oft zum ersten Male vorlegte, gehort auch die litauische, seitdem Litauen und Kurland von deutschen Truppen besetzt sind und die Herausgabe an Rußland ausgeschlossen scheint. Da politische Diskussion hier gemieden wird, können wir über die naiven Annexionisten, die von einer künftigen Kolonisierung und widerstandslosen „Eindeutschung" dieser Länder laut, d. h. unvorsichtig, träumen, ruhig hinweggehen, die nur Unkenntnis von Land und Leuten zu entschuldigen vermag, die aber zur Bloßstellung von Deutschlands Absichten nicht weniger beitragen, als die schlimmsten Krakehler der Entente.

Es regnet heute Publikationen über Litauen. Eine bloße Einladung mehrerer Journalisten durch die Verwaltung von Ober-Ost, sich das Land unter deutscher Kriegsverwaltung anzusehen, hat eine stattliche Reihe von in Buchform erschienenen Schriften hervorgerufen, deren Titel schon („Auf den Spuren Hindenburgscher Verwaltung"; „Neuland, eine Fahrt durch Ober-Ost"; „Neudeutschland in Litauen" usw.) die gemeinsame Herkunft und den feuilletonistischen Stil verraten. Es erscheinen besondere Zeitschriften, zu einer älteren Monatsschrift, „Litauen", in Bern herausgegeben, gesellte sich jüngst eine in Berlin, dreimal monatlich unter dem Titel „Das neue Litauen" erscheinende; dazu eine in französischer Sprache, ?r« I^ittmam» (! so mit dem deutschen th>), in Lausanne; auch die Leipziger Jllustrierte Zeitung hat soeben eine besondere Nummer „Litauen" veröffentlicht.

Hier nennen wir nur Bücher über Litauen: „Litauen, das besetzte Gebiet, sein Volk und dessen geistige Strömungen" von Dr. W. Gaigalat, Frankfurt a. M., 1917; K. Werbelis, „Russisch-Litauen, statistisch-ethnographische Betrachtungen", Stuttgart, 1916; W. St. Vidunas, „Litauen in Vergangenheit und Gegenwart", Tilsit, 1916; E. Linksch, „Litauen und die Litauer, einführende Betrachtungen", Stuttgart, 1917, usw. Alle diese Schriften können zusammen besprochen werden, weil sie alle desselben Geistes Kinder sind, sich

gegenseitig mit Jllustrationen und dergl.
aushelfen; jedes beliebige von ihnen
kann die übrigen ersetzen, denn ihr
wesentlichster Zug ist ihnen allen gemein.
Wie es Melomanen gibt, gibt es
auch Litwomanen, die von einer Kultur,
Geschichte, ja sogar Literatur der Litauer
fabeln, auf die Unkenntnis der Ver-
hältnisse in Deutschland sicher rechnend
und das Mißverständnis, in Bezug auf
den Terminus Litauen allein, wohl-
weislich, absichtlich ausnutzend. Denn
unter Litauen versteht man zwei grund-
verschiedene Sachen, einmal heute das
kleine Litauervolk, ein Bauernvolk
ohne Kultur, Geschichte und Literatur
mit einer eigenen altertümlichen, daher
ganz ungelenken Sprache; zweitens,
früher, ein großes Reich, in dem jenes
Bauernvolk rein gar nichts zu sagen hatte,
das nur seinen nackten Namen für dieses
r'Z' russische, dann polnische Reich her-
eggeben hat, in dem jegliche Sprache
von Amt, Verkehr, Bildung erst russisch,
dann polnisch war. Nun benutzen die
Litwomanen, Gaigalat, Werbelis und

wie sie alle heißen, dieses arge Miß-
verständnis, um ungestraft über litau-
ische Kultur, Geschichte und dergl. zu
handeln, die es nie in ihrem Sinne, als
Eigentum des litauischen Wölkchens, ge-
geben hat, das nur weißrussisch, dann
polnisch dachte, schrieb und lernte, das
erst im 19. Jahrhundert sich auf sich selbst
zu besinnen begann und in Kalendern
sowie in Gebetbüchern sein Litauisch
übte und erst in den letzten dreißig
Jahren sich langsam aus diesen Kinder-
windeln herauszuwickeln begonnen hat.
Sie sprechen stets von ?inem litauischen
Recht, litauischen Chroniken und dergl.
und verheimlichen, daß dieses Recht,
diese Chroniken und dergl. nur weiß-
russisch sind; sprechen von litauischen
Fürsten, Magnaten, Adel, Dichtern und
dergl. , und verheimlichen, daß diese
Fürsten usw. nie ein Wort litauisch
kannten, daß sie nur als Russen oder
als Polen sich fühlten; sie nennen und
beanspruchen Wilno als ihre Stadt,
verheimlichen, daß es dort nur 2 Prozent
Litauer (nach amtlicher deutscher Zäh-
lung von 1916) gibt, meist Dienstmädchen
und Tagelöhner, daß an der gesamten
Geschichte der Stadt vom 15. Jahr-
hundert bis 1916 die Litauer niemals
den geringsten Anteil gehabt haben; sie
sprechen von einer litauischen Univer-
sität, die aber nur das reinste polnische
Element vertrat und nur im polnischen
Sinne wirkte. Mit einem Wmtc:
dieses Litauen ist die gelungenste Mysti-
fikation, die je Deutschland aufgcdtöngt
wurde. Jn Wirklichkeit verhält es sich
dagegen so, daß sogar der heidnische Eid,
den der heidnische Litauerfüist Kcistut
1351 dem König von Ungarn schwor,
weißrussisch, ja nicht litauisch lautete;
daß sogar in der Tannenburger Schlacht
von 141O nur die russischen Reiter um
den Litauerfürsten Stand hielten; daß
es kein einziges amtliches Schriftstück
auf der Welt gibt, das je litauisch aus-
gefertigt wurde. Es wird eben der
alte, rein geographische, staatlich admi-
nistrative Terminus ganz gegen jede
Geschichte und Wahrheit mit dem mo
Kernen ethnographischen Jnhalt aus
gestattet.
Das litauische Bauernvolk (sein Adel
und Bürgertum war bis unlängst aus-
schließlich polnisch) hat viel an Terrain
eingebüßt, nicht zu Gunsten der Polen
oder Russen, sondern ist weißrussisch
geworden, als bester Beweis, daß weder

Polen noch Russen an seiner Entnationalisierung die Schuld tragen, daß es selbst freiwillig die fremde Sprache und Nationalität übernahm. Diese ursprünglichen, avitischen Verhältnisse haben sich seit einigen Dezennien erst von Grund aus verändert; litauische Jugend, Geistliche und Lehrer haben, dem nationalistischen Zuge der Zeiten folgend, eine lebhafte und wirksame Propaganda für ihr eigenes Volkstum entfaltet und haben erzielt, daß dieses Litauertum sich seiner Eigenart, wie sie an die Sprache gebunden erscheint, wohl bewußt geworden ist und seine Daseinsberechtigung gegen Polen, Russen (deren Gefahr ja heute wohl für immer ausgeschieden scheint) und Deutsche stets behaupten wild. Dies ist ihr gutes Recht, und es würde sich arg gegen alles moderne Gefühl versündigen, gegen die Losungen, welche Entente wie Mittelmächte gleichmäßig über Völkerfreiheit und Selbstbestimmungsrecht vertreten, gewaltsam anstoßen, wer den Litauern auf ihrem Grund und Boden welche nationalen Rechte verkümmern wollte. Gerechtigkeit verlangt nur das eine, daß diese Litauer nicht außerhalb ihres Grundes und Bodens, den sie heute faktisch besitzen, Rechte erheben, auf den einstigen Umfang des Namens Litauen, der ja nichts mit ihnen selbst zu tun hat, widerrechtlich pochend. Wer geschichtskundig ist, schüttet sich vor Lachen, wenn er die historische Weisheit eines Gaigalat und Genossen zu lesen bekommt, aber diese lassen sich dadurch nicht im geringsten beirren.

Und in diesen deutschen Büchern über Litauen wird noch zweierlei ver-

schwiegen: einmal, daß die litauischen Führer die Vereinigung des preußischen Litauen mit ihrem Litauen unbedingt verlangen, von einer ILtusma ZrreüeQt» sprechen, während die protestantischen preußischen Litauer (ein Häuflein von 110 000 Menschen) nichts davon wissen wollen, denen ihre katholischen „Brüder" absolut wildfremd sind. Zweitens, daß die Litauer, namentlich die amerikanischen, die an Bildung und Mitteln die europäischen weit übertreffen, durch den Mund ihrer berufenen Vertreter stets sich gegen die Deutschen gewendet haben; die amerikanischen haben nicht erst 1917, sondern seit 1914 in Wort und Schrift gegen alles Deutsche am heftigsten gewütet; nur die europäischen haben sich durch die Macht der Verhältnisse gezwungen gesehen, Wasser in ihren Wein zu schütten, Deutschfreundlichkeit zu markieren; das Volk selbst wartet ab, nur würde es nicht verstehen, wenn jetzt, wie verlangt wurde, die deutsche Sprache die russische ersetzen sollte, denn dann würde es ja nur aus einem Joche unter ein anderes kommen.

Was zuletzt die alte Rückständigkeit Litauens betrifft, so ist diese nicht durch Mißgunst der Russen oder Polen, sondern durch die Verhältnisse selbst erzwungen. Denn Litauen blieb als krassester Anachronismus bis ins 15. Jahrhundert heidnisch, und so verquickten sich formlich die Begriffe „heidnisch, wild, bäuerisch" und „litauisch", und schon darum sagte sich alles in Litauen vom Litauischen los, das nicht nur an der Scholle hängen blieb, alles Kulturelle war eben außerhalb des Litauischen, und so blieb es bis auf unsere Tage.

Gewiß verdient die litauische nationale Bewegung jegliche Förderung, soweit sie nicht maßlos wird, und es ist nur zu bedauern, daß die ganze vorhin genannte deutsche Literatur über Litauen, der sich die französische würdig anreiht (vgl. z. B. Antonie VKoovt, I« lltnavie et Is ssnerre, GenSve 1917, 206 S., mit den unglaublichsten historischen Märlein und mit den antideutschen Kundgebungen der litauischen Führer), darauf ausgeht, durch Entstellung der Wahrheit und Gehässigkeit der Angriffe die deutsche öffentliche Meinung zu ver« wirren. Es bleibt verdienstlich, durch öffentliche Kennzeichnung dieses Treibens der Wahrheit gegen die Litwo-

manen zum Endsiege zu verhelfen.

Rundschau der Kriegs» literatur XXX.

Von Dr. inr. Kurt Ed. Jmberg.

Jm Verlage Art. Jnstitut Orell Füßli (Zürich) ist vor kurzem ein recht brauchbares Buch über die Kriegsursachen und die Schuld am Kriege erschienen unter dem Titel: „I^l v6rit6 est e» marode", „Die Wahrheit unterwegs!" In leicht faßlicher, aber darum nicht weniger eindrucksvoller Form schildert Kurt Gutmann in diesem Buche alle die treibenden Kräfte, die den Weltbrand entfacht haben, wobei das Hauptgewicht auf sachliche Ergründung der Wahrheit gelegt wird, im löblichen Gegensatz zu den zahlreichen Schriften über das gleiche Thema, die vorwiegend polemischen Charakter tragen und es manchmal mit den Tatsachen nicht allzu genau nehmen. Um einen richtigen Wertmesser für die Beurteilung der schwierigen Kriegsschuldfrage zu finden, gibt der Verfasser nicht nur einen genauen Einblick in die diplomatische Werkstatt der letzten Wochen vor Ausbruch des Krieges, sondern auch eine zusammenfassende klare Übersicht über den verschlungenen Weg langjähriger europäischer Politik. Von besonderem Jnteresse ist es, daß der Verfasser, der seine Arbeit bereits 1915 fertiggestellt hatte, nachweist, daß die große ausschlaggebende russische Mobilisation bereits am 29. Juni 1914

stattgefunden hat, eine Feststellung, die durch die Enthüllungen des Suchomlinow-Prozesses 1917 vollauf bestätigt worden ist. —

Unter dem Titel „Das Türkische Reich" hat Prof. Dr. Josef Hellauer im Verlage von Ernst Siegfried Mittler u. Sohn (Berlin) eine Reihe wertvoller wissenschaftlicher Darstellungen über die Türkei veröffentlicht. Als Mitarbeiter hat der Herausgeber eine Anzahl von Fachleuten gewonnen, deren Namen allein schon für die Güte des Buches bürgen, und die es unternommen haben, in diesem Werke ihre Erfahrungen und Studien über die Türkei zu einer Darstellung des Wirtschaftslebens des Landes, sowie der natürlichen und sozialen Verhältnisse, von denen jenes abhängig ist, gemeinsam zu verwerten. Das Buch, das sowohl für den kaufmännischen und gewerblichen Unternehmer als auch für den Angestellten, der in und nach der Türkei hin geschäftlich arbeiten will, von gleichem Jnteresse und Wert ist, behandelt vor allem die Fragen, womit man bei einer Tätigkeit in der Türkei oder im Verkehr mit diesem Lande zu rechnen hat, wie man sich seine Tätigkeit einrichten muß, welche Schwierigkeiten sich einem in den Weg stellen, und welche Wahrscheinlichkeiten des Erfolges bestehen. Die auf alle diese Fragen erteilten Antworten beruhen auf wissenschaftlicher Grundlage, indem die bisher bestandenen Wirtschaftsmaßnahmen geschildert, sichtbare Entwicklungsrichtlinien in ihnen festgestellt, Veränderungsmöglichkeiten in Erwägung gezogen, dann aber auch diejenigen Verhältnisse dargelegt werden, von denen die Wirtschaft, die anzuwendenden Methoden und ihr Erfolg abhängig sind oder doch beeinflußt werden. Wenn auch das Buch in erster Linie für den wirtschaftlichen Praktiker, den Jndustriellen, Kaufmann und den Bankier, von großem Werte ist, so dürfte es doch auch Politikern und Beamten, die mit der Türkei zu tun haben, manch wertvollen Aufschluß über türkische Verhältnisse geben, der von Jnteresse für sie ist.

Ein weniger brauchbares geschichtliches Werk ist im Verlage des Obersten Polnischen National-Komitees in Krakau erschienen. Es ist eine Arbeit des 1892 verstorbenen polnischen Geschichts-

schreibers Stefan Buzcyüsri zur
Deutung der Geschichte Polens, die im
Auszuge unter dem Titel „Freiheits-
hort" von Anton Choloniewski
herausgegeben und mit einem Vorwort
versehen worden ist. Dieses „Vorwort",
das volle 91 Seilen füllt, ist nichts
anderes als eine leere Verherrlichung
Polens und seiner Zustände. Der
Herausgeber hätte besser getan und
zweifellos dem Werke Buzcyüskis einen
besseren Dienst erwiesen, wenn er sich
in seiner Vorrede auf das Notdürftigste
beschränkt und die vielen nichtssagen-
den Phrasen fortgelassen hätte, die
leicht dem ganzen Buch den Stempel
einer wertlosen Propagandaschrift auf-
zudrücken geeignet sind, während doch
den Ausführungen Buzcynskis ein
zweifellos historischer Wert zuzuerkennen
ist, mag er auch — was ja ganz na-
türlich und entschuldbar ist — manches
durch eine allzu national-polnisch be-
schlagene Brille betrachten. Von Jn-
teresse ist seine Schrift insbesondere
dadurch, daß er die polnischen Zustände
mit den gleichzeitig herrschenden Ver-
hältnissen in West-Europa in Vergleich
setzt. Recht merkwürdig mutet es an,
daß im dritten Teile vier ganze Ka-
pitel vollständig fehlen und nur die
Kapitelzahlen mit folgenden leeren
Blättern stehen geblieben sind, während
man auch in anderen Kapiteln manche
Lücken findet.

Eine neue Sammlung von Schriften
zur inneren Politik wird von Wilhelm
Heiler und Walther Schotte bei dem Ver-
lage „Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe")

G. m. b. H." in Berlin-Schöneberg herausgegeben. Diese Sammlung, in deren Heften zum Teil führende Parlamentarier der Nationalliberalen, der Fortschrittlichen Volkspartei und der sozialdemokratischen Mehrheit zu Worte kommen sollen, hat sich zur Aufgabe gestellt, dem Jnnenausbau des deutschen Reichsgebäudes zu dienen und „allen denen, die an unser Volk glauben, an seinen inneren Wert und an seine große Zukunft", für die Kämpfe um innere Freiheit und Gleichberechtigung die Waffen zu schärfen. Uns liegen bisher zwei Hefte dieser Schriftenfolge: „Der deutsche Volksstaat" vor: das erste, das den Titel „Der Kaiser im Volksstaat" führt, hat Friedrich Naumann zum Verfasser. Wie seine übrigen Schriften so zeichnet auch diese neueArbeit Naumanns ein leichtflüssiger Stil aus, der in jedermann verständlicher Form die Gedanken klar zum Ausdruck bringt, sodaß das Lesen auch dieser Schrift ein Vergnügen ist, mag man den einzelnen Ausführungen Naumanns in sachlicher Beziehung beipflichten oder nicht. — Jm 2. Heft behandelt Professor Mar Weber „Wahlrecht und Demokratie in Deutschland". Auch dieses Heft kann bestens empfohlen werden, wenn auch seine Lektüre infolge des schweren Stils des Verfassers nicht immer ganz leicht ist. Es birgt eine Fülle wertvoller und interessanter Gedanken.

Eine weitere Schrift, die zweifellos viele Freunde finden wird, ist die im Verlage von Dr. Walther Rothschild (Berlin-Wilmersdorf) erschienene Schrift des bekannten Würzburger Staatsrcchtslehrers Prof. Dr. Robert Piloty über „das Parlamentarische System", dessen Wesen und Wert der Verfasser einer gründlichen, objektiven Untersuchung unterzieht. Jn anschaul'cher Weise zeigt er, worin politisch und rechtlich das parlamentarische Regierungssystem sich vom konstitutionellen unterscheidet, und welches die Vorzüge und Nachteile beider Systeme sind.

Der Verfasser entwickelt in seinen Darlegungen die Gründe, die vom allgemein politischen, vom geschichtlichen und psychologischen Standpunkte für und wider das eine oder andere System sprechen. Es soll dem politisch denkenden deutschen Volke und seinen Regierungen ohne Phrasen und Tendenz

gesagt werden, worauf es bei der in
Deutschland zur Zeit in Fluß befind-
lichen Bewegung für und gegen die
Einführung dieses Systems ankommt,
und welches die praktischen Aussichten
in nächster und fernerer Zukunft sind.
Jn zweiter vermehrter Auflage
ist kurz vor Jahresschluß „Bismarck.
Sein Leben und sein Werk" von
Gottlob Egelhaaf im Verlage
von Karl Krabbe (Erich Gußmann) in
Stuttgart erschienen. Egelhaaf, der
durch seine „Geschichte der neuesten
Zeit" und durch seine seit 1908 erschei-
nenden „Politischen Jahresübersichten"
sich einen guten Namen erworben, hat
durch diese Bismarckbiographie einem
seit langem bestehenden Bedürfnis ab-
geholfen, indem er in einer nicht zu
knapp, aber andererseits nicht zu reich-
lich gehaltenen Darstellung das Leben
und Wirken des Eisernen Kanzlers
schildert, die sich durch Klarheit des
Ausdrucks, leichte Verständlichkeit, Groß-
zügigkeit und Sachlichkeit auszeichnet.
Das Egelhaaf'sche Buch bildet zweifel-
los eine dankenswerte Bereicherung
unserer Bismarckliteratur und wir
können es unseren Lesern aufs Wärmste
empfehlen.
Der Verlag von Duncker K Humblot
(München-Leipzig) hat die Vorträge,
die der Altmeister der deutschen Ge-
schichtsforschung Leopold von
Ranke im Herbst 1854 dem König
Maximilian von Bayern „Über die
Epochen der neueren Geschichte" ge-
halten hat, in einer Einzelausgabe er-
scheinen lassen. Diese 19 Vorträge,

die bisher nur als Anhang zu Ranke's „Weltgeschichte" erschienen waren und in der großen Ausgabe dieses Werkes die II. Abteilung des 9. Bandes bilden, waren nur wenigen zugänglich. Der Verlag hat sich deshalb ein großes Verdienst erworben, daß er nunmehr diese Arbeit für einen größeren Leserkreis neu herausgegeben hat, und es wäre sehr zu wünschen und eine dankenswerte Aufgabe, wenn der Verlag recht bald auch die übrigen Schriften des Meisters der Geschichtswissenschaft in einer billigen Ausgabe erscheinen lassen würde, die es weiteren Kreisen unseres Volkes ermöglichte, das Schaffen und Wirken Leopold von Ranke's kennen zu lernen.

Der Verlag von Gustav Kiepenheuer in Weimar hat jüngst ein Buch herausgebracht, das wohl verdient, in weitesten Kreisen Aufnahme zu finden. Es ist dies „Prinz Louis Ferdinand von Preußen", ein Bild seines Lebens in Briefen, Tagebuchblättern und zeitgenössischen Zeugnissen, herausgegeben von 0r. Hans Wahl. Jn hervorragender Weise hat es der Herausgeber verstanden, in diesem Bande ein lebendiges Bild des leider zu früh auf dem Felde der Ehre gefallenen Hohcnzollernprinzcn zu malen durch geschickte Auswahl von noch nicht veröffentlichten Dokumenten, die den geistreichen, vielseitig talentierten Prinzen als Menschen, Freund, Politiker, Soldaten und Musiker kennen lehren. Mit besonderem Jnteresse liest man die vielfach wiedergegebenen Äußerungen der Prinzessin Luise von Radziwill über ihren Lieblingsbruder und die traurigen Aufzeichnungen seines Adjutanten über seinen letzten Kampf und seinen Heldentod in der Schlacht bei Saalfeld. — Es soll nicht unerwähnt gelassen werden, daß der Verlag — wie allen seinen früheren Verlagswerken — auch diesem neuesten Werke eine glänzende Ausstattung sowohl im äußeren Einband als auch durch Beifügung von Bildnissen und Faksimiles hat zuteil werden lassen.

Zum Schluß sei noch auf das Buch von Theodor Wolff „Vollendete Tatsachen. 1914—1917" hingewiesen, das im Kronen-Verlag, G. m. b. H., Berlin erschienen ist. Der Leitartikler des „Berliner Tageblattes" gibt in diesem Bande eine Auswahl aus

den Artikeln über äußere und innere Politik, die er in der Montagsnummer des genannten Blattes in den ersten drei Kriegsjahren veröffentlicht hat. Ohne uns mit allen Ansichten und Äußerungen Wolffs in diesen Aufsätzen einverstanden zu erklären, wollen wir doch nicht unterlassen hervorzuheben, daß das Buch eine ganze Reihe richtiger und anzuerkennender Punkte bringt, die manchem Anlaß zum Nachdenken und Überlegen geben werden.

Literarische Rundschau.

Von Professor Heinrich Brömse.

Eduard Bernstein teilt an einer Stelle seiner Erinnerungen*) die Reisenden in zwei Klassen ein: die aktiven und die passiven. Jene seien die eigentlichen Künstler des Reisens: „sie wissen alles, was für die Reise, die sie gerade unternehmen, zu wissen wert ist, und sie sehen alles, was des Sehens lohnt ... sie wissen auch ihre Mitreisenden so zu nehmen, wie es dem eigenen Wunsch oder Bedürfnis entspricht." Die passiven Reisenden dagegen, die „mehr gereist werden, als daß sie im wahren Sinne des Wortes reisen,.. . wissen im besten Falle gerade das Nötigste . . . und sehen nur, was ihnen sozusagen direkt

*) Erinnerungen eines Sozialisten. Erster Teil: Aus den Jahren meines Exils. (Völker zu Hause). Zweite Auflage. Berlin, Erich Reiß Ver» lag, 1918.

in den Weg läuft". Er selbst rechnet sich zu der zweiten Gattung, meint aber, daß Mutter Natur ihm als Entschädigung einen höheren Grad von Empfänglichkeit mit auf den Weg gegeben habe, als dem Durchschnittsmenschen eigen sei, und als Zugabe die verwandte Neigung, sich leicht in jede Lage zu schicken. Jene Einteilung läßt sich noch tiefer fassen und mit größerer Tragweite auf dieLebensreiseanwenden. Die aktiven Reisenden erkennen oder fühlen, was Wert für sie hat, was ihrem Bedürfnis, der Entwicklung ihres Wesens, entspricht, und werden Lebensgestalter, bei höchster Steigerung der Anlage und glücklichem Einklang von Charakter und Schicksal schöpferische Führer; die passiven sind mehr vom Zufall abhängig, sie können, an den richtigen Platz gestellt, wohl Mitarbeiter, Mitstreiter sein, ihre eigentliche Stärke aber ist im besten Falle gute Lebensbeobachtung. Wie sich Bernstein zu den passiven Reisenden zählt, so erscheint er in diesem Buch auch als passiver Lebensreisender. Wir erfahren daraus fast nichts über seine eigene Entwicklung, ja, nicht einmal Erhebliches über seine eigene Gedankenwelt im großen und ganzen, geschweige denn in Einzelfragen. Und gerade hierüber würden wir gerne Aufschluß erhalten. Mag den Verfasser die Rücksicht darauf geleitet haben, daß er nicht nur für seine sozialistischen Parteigenossen, sondern für einen weiteren Kreis schreibt, oder mag er von dem Streben nach strenger Sachlichkeit bestimmt worden sein, er vermeidet fast alles, was wie ein persönliches Bekenntnis aussehen könnte, er gewährt uns keinen tieferen Einblick in sein Jnneres. Um so mehr bekundet er auch auf seiner Lebensreise jene Empfänglichkeit, die er als Reisender in sich empfindet und von der er beredtes Zeugnis ablegt. Zehn Jahre verbringt er in der Schweiz, dreizehn in England. Das Landschaftliche wird mit feinem Gefühl beobachtet, mit künstlerischer Prägung dargestellt. Aber mehr g'lt das Augenmerk dem Menschlichen: den Lebensgewohnheiten, den Volkssitten, auch der Sprache. Am meisten den einzelnen bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen ihn sein Lebensweg zusammengeführt hat. Freilich kehrt hier, wenn auch gemildert, der Eindruck wieder, den die Mitteilungen über seine

eigene Person machen: ins Jnnerste der Menschen läßt er uns selten eindringen (mit einigen Ausnähmen, etwa dem unglücklichen Schicksal von Eleanor Marx, der Tochter des Sozialisten). So spricht er beispielsweise bei Marx und Engels, den bemerkenswertesten Genossen seiner Londoner Zeit, doch mehr von den Begleitumständen und den allgemein menschlichen Zügen als dem eigentlichen Kern ihres Wesens. Verhältnismäßig am meisten in die Tiefe geht das Buch in der Schilderung englischer Politiker, zu denen Bernstein persönliche Beziehungen gehabt hat, „der sozialistischen Intellektuellen" Shaw, Sidney Webb, Ramsay Macdonald, der „proletarischen Sozialisten" John Burns, Keir Hardie u. a. Im großen und ganzen aber hält er sich an die äußeren Umrisse der Menschen und Begebenheiten, z. B. der Sozialistenkongresse. Gehören diese Erinnerungsblätter auch nicht zu den großen Bekenntnisschriften, nicht zu den grundlegenden Darstellungen der geistigen Kräfte eines Zeitalters, so bieten sie doch zahlreiche beachtenswerte Beiträge zur Geschichte des Sozialismus und seiner führenden Vertreter, besonders auch der sozialistischen Bewegung im Ausland und vor allem in England Neben solcher Anerkennung wird das Buch auch wohl bei andern noch eine trübe Empfindung wecken: eine große Schar internationaler Menschen aus vieler Herren Ländern zieht an uns vorüber, Jtaliener, Russen, Balkanstaatler, Franzosen, Briten — am meisten vom Vaterland gelöst erscheinen die Deutschen.

« ch ch

Fremdländisch und zum Teil international ist auch das Völkchen, das in den „Ungemütlichen Geschichten" von Charles L. Hartmann*) sein Wesen treibt. Die Vereinigten Staaten, Kanada, Kuba, Japan, Monte Carlo sind die Schauplätze der Handlung, Menschen von gewissenloser Selbstsucht, Verbrecher und ähnliche Zeitgenossen die Haupthelden; krasse Gewaltstreiche bilden durchweg den Gegenstand; empfindsame Zwischenspiele wirken doppelt fade. Das Beste, was man von den Geschichten sagen kann, ist, daß der Verfasser starke Trümpfe auszuspielen weiß, aber im allgemeinen begnügr er sich mit Äußerlichkeiten, ohne die Darstellung seelisch zu vertiefen, was bei einigen seiner Stoffe immerhin möglich gewesen wäre. Die Sprache zeigt manche absonderlichen oder fehlerhaften Züge des Auslanddeutschen.

Eine trübe Menschenschicht finden wir auch in dem Roman „Mutter unbekannt" von Mite Kremnitz**). „Seine innerste Gesinnung war Gesinnungslosigkeit", heißt es von einem Helden. Ahnliches gilt von den meisten Personen. Die Verfasserin, der Hermann Kienzl in der Einführung liebevolle Worte des Gedenkens widmet, hat in diesem Buche ein früheres Werk, „ZoSs Roman" umgearbeitet; ganz verleugnet es auch in der neuen Gestalt nicht das Anfängerhafte, besonders wenn man es mit ihrem Meisterwerk, den „Ausgewanderten", vergleicht. Die Handlung ist nicht immer innerlich begründet und eine nicht ganz ausgeglichene Mischung von Abenteuern und Alltäglichkelten; das bequeme Mittel der sogenannten direkten Charakteristik wird häufig benutzt. Aber man spürt doch überall den Drang nach Vertiefung und kann auch hier schon ausgezeichnete Einzelheiten und die vortreffliche Beobachtung der rumänischen Scheinkultur bewundern, zu deren besten Kennerinnen Mite Kremnitz gehörte.

*) Das Recht des legitimen Besitz« und andere Ungemütliche Geschichten. Halle a. S., Otto Hendel, 1917.

—) Leipzig, Philipp Reclmn jun.

5 « ch

Daß auch mitten im Weltkrieg jämmerliche Pfuscher angebliche Lyrik drucken lassen und mit solchem Unfug kostbares Papier vergeuden, ist beklagens-

wert, Über ihre Reimereien zu witzeln
ist leicht; besser scheint es, von ihren
Namen und Taten zu schweigen. Es
ist nicht zu verwundern, wenn mancher
Begnadete absichtlich oder von einem
unbewußten Gefühl geleitet, um den
Abstand gegen die Kling-Klang-Dichter
möglichst weit zu machen, in Ausdruck
und Gleichnis zu gewagten Wendungen
greift. So auch Franz Werfel,
dessen Sammelband „Gesänge aus
den d r e i R e i ch e n"*), eine Aus-
wahl aus seinen bisher erschienenen
Versbüchern nebst einigen neuen Stük-
ken, ein gutes Bild von seiner eigen-
willigen Art gibt. Wer flüchtig hinein-
schaut, wird das Buch vielleicht er-
schrocken beiseitelegen, verwirrt von
wunderlicher Sprache und dunklen Ge-
danken. Wer sich ernsthaft darein ver-
senkt, wird erkennen, daß hier lebhafte
Zustandsgefühle, starke Gesichte, leiden-
schaftliche Verzückungen mit Sprach-
gewalt verkörpert werden, zuweilen
auch wohl so, daß der Sprache Gewalt
angetan wird. Ein häufig bei ihm
wiederkehrender Fall: zwei Bilder
neben- und durcheinander, eins aus dem
Alltag, eins aus der Erinnerung, der
träumenden, wünschenden Seele. Bald
sind große Gedankenreihen in knappe,
schwere Worte zusammengeballt, wobei
sich der Leser die Verbindungsglieder
selbst herstellen mag; bald rollt das
Gefühl in reicher, auch wohl zu reicher
Sprache wie in großen Wogen dahin.
*) Leipzig, Kurt Wolfs.

Höher als alle Schönheit der Form steht dem Dichter das Charakteristische. Für Schönes sucht er Wohlklang, für Hartes und Gewöhnliches harte und gewöhnliche Worte, scheut auch nicht vor Mißtönen zurück. Wer in der Lyrik nur Liedmäßiges begehrt, möge bedenken, daß in ihr wie in der Musik auch der Sprechgesang sein Recht hat. Über das einzelne hinausgehend, weitet sich das Gefühl zum Menschheitsgefühl und zu tiefsinniger Mystik. Geistige und künstlerische Verwandtschaft verbindet Werfe! mit dem Amerikaner Walt Whit. man, dem Polen Kasprowicz (in der Übertragung von Przybyszewski); andere Fäden führen zu Dehmel, zu Dauthendey; aber doch ist dieser Jdealist mit realistischen Mitteln ein Dichter von eigenem Gepräge, dessen Werk den Tag überdauern wird. Wollte man ihn mahnen, Maß zu halten, so würde man ihm damit zugleich raten, den besten Teil seiner Kraft aufzugeben, aber man darf ihn wohl vor dem Schwulst der Rede warnen als der größten Gefahr, die ihm droht und der er nicht immer entgangen ist.

M a r P u l v e r*) ist gleich ihm ein Feind aller Seichtheit; er hat Tiefe des Gefühls und Feierlichkeit des Ausdrucks, und wenn der Gedanke nicht immer Anschaulichkeit gewinnt, der Ausdruck gelegentlich nicht recht verständlich erscheint oder zum Wortgepränge wird, so wirkt das Werk im ganzen doch bedeutend. Das Liedmäßige liegt auch ihm ganz fern. Er ist stark in Landschafts- und Situationsbildern. Er ist schwerblütig und dialektisch wie ein Dramatiker von Hebbels Geschlecht, ein Grübler voll Zwiespältigkeit und Drang nach heiliger Einfalt. Wie bei Werfels Gedichten spricht auch hier der Mystiker das letzte Wort. Über Pulvers Bühnenwerke .oll künftig ein Wort gesprochen werden.

Noch ein Dramatiker, der auch lyrische Gedichte schreibt: Walter Hasenclever*). Er ist jung und ungestüm, macht große Worte und oft schlechte Verse. Er verachtet das Gewöhnliche, meidet aber nicht immer den Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen. Alles ist in brodelnder Bewegung, selten ein Gedicht zur Klarheit gediehen, geschweige denn ausgereift zu nennen. Er schwelgt in überspannten Phantasieen, und auch Bilder des Lebens, des Krieges, der Politik werden unter

seinen Händen unbestimmt schwankende
Fabeln. Aber in all diesem Überschwang
der sich kaum auf lyrischem Gebiet zu
sicher gestaltender Kraft entwickeln wird,
spricht doch auf mehr alseiner Seite
eine verheißungsvolle Stimme. Und so
kann er sich — in einem der verständ-
lichsten, aber nicht der besten Gedichte —
selbst trösten und mahnen:

„. . die höhere Gewißheit waltet,
Wenn Du sie erkennst, auf Deiner
Fahrt"

und die Tat begrüßen, durch die er
sich „emporzumeistern" trachtet:

„Diese Tat, die nicht der Sinn des
Lebens,
Doch ein Ziel ist, dem Du näher kreist;
Bis im Kampf des schrankenlosen
Lebens
Eine Richtung siegt in Deinem Geist."

5 5 5

Die Tauchnitz-Edition, die
besonders in letzter Zeit neben der üb-
lichen Unterhaltungsliteratur manche
Werke von größerem Gehalt gebracht
hat (Emerson, Carlyle, Mill), bietet zwei
reizvolle Gaben, die von Leon Kellner
zusammengestellt sind: Englische
Märchen und Kinderreime**).
Sie sind nicht nur für Kinder bestimmt,

Selbsrbegegnung. Gedichte. Leipzig, Kurt
Wolff.

*) Tod und Auferstehung. Neue Gedichte.
Leipzig, Kurt Wolff.

**) Lnsslisd?sür? I'sles. Sslsotsä s»6
arrsmgeck I^son Ksllnsr. — Kurssr?
Kd^mss. SsIeetsÄ sm<1 ärrävgsÄ dv I^soa
«sllnsr. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1S17.

sondern können auch für sehr ernsthafte Zwecke, für Literatur- und Volkskunde, wertvolle Dienste leisten. Kurze Angaben über die Herkunft würden gewiß vielen erwünscht sein.

Dramatische Rundschau.

Von Dr. Walter Meckauer-Breslau.

Carl Hauptmanns neueste Schöpfung.

Carl Hauptmanns Dramen lieben den Glanz und die Seele. Oder besser: den Glanz der Seele. Die Feierlichkeit der Seele. Die zeitlose Erscheinung des Menschlichen. Das entlegenste Milieu ergreift er, um das Menschliche rein zu formen. Ein Huschen und Schweben von Gestalten, die unwirklich erdenthoben scheinen und dennoch leuchten von allen irdischen Dingen. Ein Lyriker mit grübelnder Anschaulichkeit ward hier zum Dramatiker : das ist das Wesen Carl Hauptmann'scher Kunst, die sich dem, welcher ihr durch Schlagworte wie „romantisch" und „symbolistisch" beikommen will, scheu verschließt.

Carl Hauptmanns neuestes Werk: „Gaukler, Tod und Juwelier"*) ist das zweite der Dramen, welche der Dichter unter dem Namen „Die drei goldenen Straßen" zu einer Trilogie zusammenschließen will. Das erste war: „Tobias Buntschuh", die Erfindertragödie. Der Weg, der von dieser zu dem fünfaktigen Spiel „Gaukler, Tod und Juwelier" führt, ist klar vorgezeichnet. Hier wie da die Misere der in die Jrrationalität der Welt verstrickten Seele. Carl Hauptmann ist Antinomien-Dichter. Geist und Körper (Buntschuh), Schönheit und Vergänglichkeit (Gaukler) — die Gegensatzpaare, zwischen welchen die irrende, suchende, sehnsüchtige Menschlichkeit blutet. Jn beiden Fällen — in der burlesken Tragödie Buntschuh und in dem Spiel in fünf Akten Gaukler — eine resignierende Elegie und dennoch eine Bejahung. Hauptmanns neueste Dramen sind ihrem Wesen nach mehr Passionen als Tragödien.

Zu Mander, dem Gaukler, sagt jemand: „Sie hören unerhörte Melodien immer ... ich höre meiner Natur nach beständig das harte Geklapper hinter all diesen schönen Dingen."

*) Bor kurzem im Verlage von Kurt Wolff in Leipzig erschienen.

Dieses Wort kennzeichnet. Es zeigt, wo der Verfasser hinaus will. Jhm handelt es sich um die Gegenüberstellung des phantastisch-Unbegrenzten, des hoffend-Vielgestaltigen, des sehnsüchtig-Vielhäutigen, der in allen Farben des Spiels schillert — und der nüchternen, realen, dinglichen und einmaligen Sachlichkeit des Seienden. Nicht umsonst gibt er dem Juwelier einen Klumpfuß und einen goldenen Krückstock. Von dem Gaukler wird Abrechnung gefordert: diesseits und jenseits. Diesseits durch den Juwelier, den Vertreter der so realen und gerechten Welt, jenseits durch den Tod, dem von den Farben des Lebens überspielten Nichts. Ueber beide triumphiert der Gaukler, der Lebensspieler springt über sie hinweg: nach der Begegnung mit ihnen „schläft er zum ersten Male mit langen, tiefen, seligen Atemzügen wie ein Kind in der Wiegen." Gaukler trotz Tod und Juwelier müßte es heißen . ..

Das Stoffliche des neuen Stückes gibt die Schilderung eines Parkfestes im Schlosse des verschuldeten und in allem raffinierten Lurus schwelgenden Conferenciers und Festarrangeurs Mander. Bei ihm wohnen Astarte, die Tochter des alten Komödianten Tiefsee, die sein Haus führt, und eine Unzahl phantastischen und genußgierigen

Komödiantenvolkes. Sein Sohn (Arzt) und seine Tochter (Nonne) sind zu Besuch erschienen, und ferner kam die weltberühmte große Künstlerin Kopriva bei ihm zu Gast. Zwischen diesen Gestalten flimmert die ruhelose Seele des Gauklers hin und her. Des Hoffnungslosen, des Heimatlosen, des Verschwenders und Spielers, der es doch so ernst nimmt mit seinem Spiel. Der die tiefe Hoffnung auf das unerhört Große des Lebens hat und den immer eine neue Enttäuschung niederwirft. Der aber immer wieder aufsteht, seine Haut wechselt und eine neue Maske auftut. Und neue Hoffnungen auf das Große hegt. Dessen Empfindungen vorüberfluten,daßer nicht weiß, welches sein wahres, sein echtes Gesicht ist. Jn dem „tausend Gefühle spielen", der so feine „Fühlfäden" hat, daß er „wer weiß was hinter den Dingen sucht". Der Tod tritt ihm entgegen, — er schickt ihm einen anderen zu (Astarte). Der Juwelier liquidiert sein Leben — er schläft als Bettler in einen seligen Traum hinein. Dieser Mensch, dieser Mander ist durch nichts zu besiegen, weder durch Tod noch Juwelier — sein Gaunertum trägt ihn über jeden Schmerz hinüber. Und hofft und spielt und hegt stets einen neuen Traum und eine neue große Sehnsucht.... Wie in „Tobias Buntschuh" dient das Liebesmoment auch hier zu darstellerischen Zwecken. Es ist nicht selbständig. Wer darin (in der äußerlichen Handlung) das Wesentliche sucht, kommt nicht auf den Kern. In „Tobias Buntschuh" wurde die eine Seite der Künstlerseele getroffen: die Vereinsamung der Vernunft, die Verlassenheit des unendlichen Geistes zwischen den kleinen begrenzten Dingen der Alltäglichkeit. Hier in „Gaukler, Tod und Juwelier" spricht eine zweite Seite des Künstlerseins: die Sehnsucht nach Schönheit, die Unbesiegbarkeit des glänzenden Lebensglaubens. Der Flitter hat Tiefe, die Tiefe bedarf des Flitters, dessen Tragik die verströmende Zeit ist. Wie wird das dritte Stück der Trilogie sein? Hauptmann hat es unter dem Titel: „Die weiße Katze des Propheten" angekündigt. Ein dritter Weg des Künstlers im Gestrüpp von Zufall und Dinglichkeit? Seine religiöse Passion?? Carl Hauptmanns Dramen ist der

Stoff belanglos. Die Fabel nur Kleid
für die Seele. Er schwelgt in rau-
schenden Gestaltungen. Das Kleinsie,
stofflich Unscheinbarste gewinnt bei ihm
Weite und Bedeutung. Wie gehetzt
flattern die Figuren über die Bühne. Sie
huschen und schweben (Man beachte die
vielen diesbezüglichen Anmerkungen!).
Sie sind von einer geheimen Schwer-
mut voll; denn hinter ihnen steht die
ewige Unvergänglichkeit des Beschau-
enden. Es ist die Leibgewinnung der
Tiefe. Ein Problematiker erteilt den
bewegten Bildern der Seele Leben und
Greifbarkeit. Leidenschaften und Freu-
denschaften werden Geschöpfe der Lei-
denschaft überhaupt. Der ewigen
Leidenschaft. Der welt- und menschen-
umfafsenden Leidenschaft des Künstlers?

Unverlangt« Manuskript« senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
H»rm,,»«,rr und llhefndaNenr: Pros. vr. Ludwig Stei» K, Berlt» V t0, LLtzom»«« »T. >T«I«fnn >mt
««Hds«»r.SR».) — v«antw«llich«««dalitu«: 0x.S,lni»» «r», KVrrZla».—«leK««t«»«ffrUn««
Drillich« »> ». HoftuchhandKmg (?. «enKI>, Budapest V, V«oUya<«tqa 2. — Verla» md D«» de»
SchleMchen «uchdruck«»! v S. Schotilaoder, »^<I., Bröl« HI

EmeömOcMmMfchch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche Buchdruckerei,<sSW^Kunst- und VerlagSanstalr
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest KvpenKngks,
« F, etelnach«. «erthsld Suttn. «rMIche l, Ii Sofduchhanil, «»>,» 6i K»N«ld«,ch,
Stockholm Christiania Aonstantinoptl
il. ? Fritz«, l^idrairi« »ox»i«, Jacob Dybmad Buchhdlz Internat Vuchhandl, Oliv g»N.
Mr «,« Provinz«, in Schuxoen und w DSnemar»: »«»,g «>,r. Urftnt »achs,I«n. »»n«„I,a,e„.
«ir oi» Schweiz: «ka»«m. «nttq«. n. »nch>»n»lu«» Her», Vau». Aurich l.
Meneraloerrrenin« Mr5>oUanI>! »V. »nn«tn«n» nU» «n»n. «Kaaa. BuitenholZ«
42. Jahrgang. Band 164. Heft 522. März 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Der seelische Ursprung des Gottesbegriffs. ^

Die Philosophie lehrt uns genau denselben Gott in der Form des hö-
heren Begriffs, den uns die unentwickelten Religionen in der Form der
sinnlichen Vorstellung symbolisch zum Bewußtsein bringen. Wenn man also
Gott sprechen, tun, denken, zürnen, strafen, entgelten, eifern, belohnen läßt,
so sind das begreifliche Anpassungen an den Sprachgebrauch und an die
kindliche Fassungskraft des erwachenden logischen Bewußtseins. Gott ist nicht
wirklich im Sinne der Anschaulichkeit und sinnlichen Greifbarkeit,
sondern wahr im Sinne der logischen Begreifbarkeit. Die Jdee Gottes
ift nicht aus Erfahrung geschöpft, wenn sie auch an der Hand der täglichen
Erfahrung in uns allmählich herangereift ist, sondern sie ist intuitive Erkenntnis,
wie das logische Axiom des Satzes der Jdentität, und sie weist, wie die
ewigen Wahrheiten der Mathematik als angewandter Logik, über alle sinn-
liche Erfahrung hinaus. Denn alle sinnliche Erfahrung, die uns die Wirk-
lichkeit verbürgt, gilt immer nur für ein Jetzt und Hier, aber niemals ge-
währleistet sie ein Jmmer und Überall. Die sinnliche Erfahrung ist aber,
wie ich anderwärts dargetan habe, auch nicht das eigentliche Kriterium der
Gewißheit, zumal wir wissen, daß Farben, Töne und Gerüche in der Außen-
welt gar nicht vorkommen, fondern nur Reaktionsarten unseres eigenen
Selbst darstellen. Zudem gilt jede von den Sinnen beobachtete Wirklichkeit
nur für den Beobachler im Moment der Beobachtung, also nur für die
augenblickliche Gegenwart. Wissen aber heißt nicht isolierte Momentskenntnis,
sondern Einblick in dauernde Zusammenhänge. Vollständig vereinheitlichende
Erkenntnis vollends, wie sie die Philosophie nach Comte, Spencer und Wundt
darzubieten hat, geht niemals auf isolierte Eindrucksatome, auf zufällige Erfahrungs-
wirklichkeit, sondern auf bleibende Zusammenhänge oder ewige Beziehungen.
Die sinnliche Erfahrung gilt daher im günstigsten Falle für die unmittelbare
Gegenwart mit ihren Erkenntnisinhalten und in abgeschwächtem Maße für
die Vergangenheit. Wo es sich um künftiges Geschehen handelt, um die
Vorausberechnung des Kommenden, wo vollends das Jdeal aller wissenschaft-
lichen Philosophie in Frage steht, dem Comte die Fassung gegeben hat:

savoir povr pr6v«ir, da läßt die sinnliche Erfahrung uns völlig im Stich.
Hätte Gott also nur die Gewißheit einer sinnlichen Erfahrung, so wäre e4
recht fragwürdig um sein Dasein bestellt. Denn die sinnliche Erfahrung
gaukelt uns tausendfach Sinnestäuschungen, Schimären. Phantastereien, Hallu»
zinationen und Jllusionen vor, welche die strengere Prüfung des logisch ge-
schulten Verstandes nicht aushalten. Thomas Campanella unterscheidet treffend
den Loci» vivus (Natur) vom Ooöex »eriptu» (heilige Schrift). Bei ihm
stehen Natur und Offenbarung einander gegenüber, während wir unter <Ü««tex
vivus den Naturlauf verstehen, wie ihn Physiker an der Hand der Erfahrung
erschließen, unter Loüex soriptus aber jene logisch-mathematischen oder „ewigen
Wahrheiten" begreifen, die wir nicht aus der Erfahrung langsam und müh-
selig aufbauen, sondern über alle Erfahrung hinaus als „ewige Wahrheit"
denknotwendig „setzen" oder „fordern".

Wer sich seinen Gott in Holz oder Stein veranschaulichend symbolisiert,
handelt freilich nur menschlich; wer aber diesen Gott mit seinem anschaulichen
Symbol bewußt oder unbewußt identifiziert, handelt untermenschlich. Erst
wer hinter dem sichtbaren Symbol, also dem wirklichen, für die Sinne faß»
baren Gott den wahren Gott, den bloß gedachten, nur für den Verstand
vorhandenen und durch intuitive Anschauung zu erfassenden, als unaufhebbare
logische Denkforderung substituiert, handelt übermenschlich, d. h. überzeitlich
und überräumlich, zumal Zeit und Raum, mit Schopenhauer zu sprechen,
nur die ?rin«ipia inüiviäuatioms sind.

Als logische Forderung erscheint mir aber das Dasein Gottes erst dann
gerechtfertigt, wenn wir den umgekehrten Weg einschlagen, den uns Feuerbach
gewiesen hat. Feuerbach sagt einmal von seinem eigenen Entwicklungsgang:
Gott war mein erster, die Welt mein zweiter, der Mensch ist mein dritter
und letzter Gedanke. Deshalb löste sich ihm zuletzt alle Philosophie in
Anthropologie auf. Wir werden umgekehrt vom Menschen unseren Aus-
gangspunkt nehmen, um bei Gott als unserem Zielpunkt anzulangen. Der
seelische Ursprung der Gottes- und Weltbegriffe aus dem Vermenschlichungs-
bedürfnis wird auch von uns zugegeben. Auch in unseren Augen schufen
sich die Menschen ihre Götter nach ihrem Ebenbilde. Was in den Religionen
Animismus, Naturbeseelung heißt, nennen wir in der Philosophie mit Lipps
„Einfühlung". Nur sehen wir in diesem psychologischen Prozeß des ein-
fühlenden Gottsuchens und Gottschaffens, der geradlinig emporführt von der
anarchischen Willkür des Fetischismus bis zur konstitutionell regierten Univer-
salmonarchie des Monotheismus, kein wirres Chaos von Meinungen, keinen
wilden Haufen von sinnlosen Vermutungen, sondern einen regelrechten Auf-
stieg, einen in der Weltgeschichte sich verwirklichenden logischen Entwicklungs-
prozeß. Genau so wie alle Menschen sich ungeachtet ihrer Sprachverschiedenheit
zu einer Logik bekennen, ganz ebenso arbeiten sie sich ungeachtet ihrer

Bekenntnisverschiedenheit in den Konfessionen zu einem Gott, in der Philosophie zu einer Substanz empor. Der Aufstieg von Fetischismus, Animismns, Totemismus, Schamanismus und Polytheismus zum Monotheismus ist nach alledem kein Willkürprozeß, sondern zielsichere, geradlinige, unaufhebbare Ent-Wicklungsrichtung derselben einheitlichen Menschennatur, die alle Menschen trotz Verschiedenheit des Blutes, der Rasse, der Tradition, der Sitte, des Rechts und der Sprache infolge der identisch organisierten Vernunft mit ihren identischen Erfahrungen doch letzten Endes zu einer und derselben Logik geführt hat.
Das ist der ewige Erziehungsplan der Geschichte, von dem Lessing, Herder und Schiller sprechen. Die Tendenz zur Vereinheitlichung, das unaufhebbare Streben der Menschennatur nach „vollkommen vereinheitlichter Erkenntnis" entspricht durchaus jenem Kraftersparnissystem der Natur, das uns befiehlt, mit einem Minimum von Arbeit ein Maximum von Ertrag zu gewinnen.
Wir fühlen in das Universum uisiere eigene Jch»Einheit hinein. Vereinheitlichung ist gleichbedeutend mit Ordnung. Die einzelnen Wissenschaften sind nichts anderes als Ordnungssystemc, und bringt man unter die einzelnen Wissenschaften selbst wieder eine vereinheitlichende Ordnung hinein, so entsteht das philosophische Weltbild oder System. Die Naturforscher führen darum alle Naturgesetze auf eii? einziges oberstes Ordnungsprinzip zurück: das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Die Philosophen streben den Nachweis an, daß alle Wissenschaften, die Naturwissenschaften ebenso wie die Geistes- oder Kulturwissenschaften, ein einheitliches System darstellen. Die Astrophysiker lehren uns, daß im ganzen Planetensystem genau dieselben Kräfte wirksam und Gesetze gültig sind wie auf unserem eigenen Planeten. Den Aug nach Vereinheitlichung haben sogar die sozialen und politischen Einrichtungen gemeinsam. Aus tausend und abertausend Symptomen läßt sich dieser unwiderstehliche Zug zur Einheit geschichtlich aufdecken. Die Logik der Geschichte verkündet uns das prophetische Wort: Die Menschheit will von der wirren Mannigfaltigkeit erlöst seiu.
Woher stammt nun dieser untilgbare Einheitstrieb der Menschennatur, der allüberall an Stelle der sichtbaren Vielheit eine gedankliche Einheit setzt? Es ist immer der gleiche Prozeß der subsumierenden Ordnung, d. h. des Unterordnens der Vielheit von Merkmalen unter die hinzugedachte Einheit des Trägers dieser Merkmale, und je höher der Menschengeist sich entwickelt, desto vollkommener ist in ihm die Fähigkeit ausgebildet, zu subsumieren, zu generalisieren, zu abstrahieren. Was ist diese unter Kulturmenschen sich täglich immer schärfer herausarbeitende Fähigkeit anderes als virtuoses Vereinheitlichen? Die eigene Einheit ist das Urbild, die Welteinheit oder Gotteinheit das eingefühlte Abbild dieses Urbildes. Wir beseelen das Universum mit unserer Einheit. Wo das Auge eine kaum übersehbare Vielheit von Gegenständen sieht, da schiebt der Verstand die Einheit zuerst des Gegenstandes,

sodann des Begriffs unter. Abstrakt denken heißt in der Sprache des ge-
Hunden Menschenverstandes nichts weiter, als kunstgerecht vereinheitlichen, die
Mannigfaltigkeit der Eindrücke in der Erfahrung vermittels unserer Verstan-
desfunktionen zur Einheit des diese Vielheit bannenden Begriffs verdichten.
Dieses vereinheitlichende Bedürfnis, diese Projektion oder dieses „Einfühlen"
des „Jch" in die „Umwelt" gehört zur menschlichen Grundnatur. Es bleibe
dahingestellt, ob diese „transzendentale Einheit der Apperzeption", wie sie
Kant genannt hat, von Ewigkeit her als Wiegengeschenk der Natur uns Menschen
s priori anhaftet, oder ob sie nur auf dem Wege der Vererbung als erworbene
Eigenschaft eines mechanisch gewordenen Assoziationszwanges unserer Hirnrinde
zn deuten ist, wie Spencer im Sinne Humes diese Theorie ausgebaut hat.
Auch an eine dritte Möglichkeit, die neuerdings Mach und Avenarius in die
philosophische Debatte geworfen haben, dürfte zu denken sein, daß nämlich
dieser Einheitstrieb nur Ausfluß einer Denkökonomie ist, die ihrerseits wieder
einen Spezialfall des Weltgesetzes vom kleinsten Kraftmaß darstelle. Danach
hätte sich die Gattungserfahrung über alles Schädliche und Nützliche zu einem
in abgeschliffenen Assoziationsbahnen funktionierenden Gattungsgedächtnis
(Mneme) verdichtet. Alle diese Deutungen gehen indes nur den seelischen
Ursprung dieses Vereinheitlichungsdranges an, nicht aber seinen Geltungsbe-
reich. Dieser Einheitstrieb oder Einfühlungstrieb (Jntrojektion bei Avenarius),
der in der Naturwissenschaft zur Einheit des Weltgesetzes, in der Geschichte
zur politischen Einheit der führenden nationalen Staaten, in der Philosophie
zum Substanzbegriff oder zu einem System vollkommen vereinheitlichter
Erkenntnis, in der Religion endlich zu einem Gott geführt hat, ist eine
unleugbare Tatsache des gesamt-menschlichen Bewußtseins, gleichviel welche
Ursache, welcher seelische Ursprung dieser Tatsache zu Grunde liegen mag.
Mit dieser Tatsache des „einfühlenden" oder „introjizierenden" Vereinheit-
lichungsstrebens haben wir unbedingt zu rechnen, denn diesem obersten Ord»
nungsprinzip der Vereinheitlichung verdanken wir, wie alle Wissenschaft, so
alle Kultur überhaupt. Was wir aber genötigt sind, uns als real und
objektiv vorzustellen, sagt einmal der Religionsphilosoph Lipsius, das ist für
uns die Wahrheit; eine andere Wahrheit, die nicht für uns wäre, bleibt
eine leere Verstandesklügelei, ein Schatten und Schemen. Jede Wahrheit,
auch die logische, und diese alleroberst, ist eine Wahrheit für uns. Lss«
est peroipi, heißt es seit Berkeley. Eine Wahrheit, die nur für einen
Menschen gilt, nennen wir individuell-subjektiv; eine Wahrheit aber, die für
die ganze Gattung gilt, ist generell-subjektiv, oder eine überzeitliche, logische
Wahrheit. Auch die „ewigen Wahrheiten" in Logik und Mathematik sind
solchergestalt generell-subjektiv; denn sie gelten nicht willkürlich für ein
Jndividuum, sondern notwendig für alle Lebewesen, die sich derselben
logischen Funktion bedienen. Die einzelne Erfahrung gilt daher nur für das

Jndividuum, die ewige Wahrheit gilt für die Gattung oder das gesamt»
menschliche Bewußtsein, das, wie wir wissen, eine identisch organisierte Vernunft
und infolgedessen nur eine Logik hat. Dieses Generell-Subjektive fällt nzch
alledem mit dem zusammen, was man logisch-objektiv zu nennen pflegt.
Objektive Wahrheit ist daher eine solche Wahrheit, die dem Belieben des
Individuums entrückt ist, da sie bindende Gültigkeit für die ganze menschliche
Gattung besitzt. Mag Feuerbach auch im Rechte sein, daß alle Gottesbe-
griffe, also auch der monotheistische einer Verdoppelung und Hinausprojizierung
des menschlichen Jch ihr psychologisches Dasein danken, so schreckt uns diese
Deutung nicht im geringsten. Wir geben zu: die Jcheinheit, die der Mensch
in seinem eigenen Bewußtsein als zusammenfassende Einheit der Myriaden
von Eindrücken empfindet, einerlei ob mit logischem Recht, wie Kant be-
hauptet, oder zu Unrecht, wie Hume darzutun versucht, ist das ewige Modell
der Einheit Gottes. Projizieren wir nämlich unser unaufgebbares Ordnungs-
prinzip nach innen, so entsteht das Jchbewußtsein; projizieren wir es nach
außen, so entsteht das Gottesbewußtsein. Das fetischistische Einfühlen in das
Einzelding gehört dem Kindheitszustande des Menschengeschlechts, das panthe-
istische Einfühlen der Jcheinheit in die Gotteinheit gehört dem mit dem
Monotheismus mündig gewordenen Menschengeschlechte an. Der Quell der-
Welt, heiße dieser Natur oder Gott, ist für uns Menschen immer ein Wider-
schein unseres Selbst. Jmmer ist es die als ruhend angenommene Einheit
unseres Jch, die wir der hypostasierten Einheit des Außen, des Weltengrundes
oder Gott leihen. Wie sich, nach innen gesehen, die Millionen von Empfin-
dungen, die jeder Mensch in sich erlebt, verhalten zur Einheit seines Be-
wußtseins, das alle diese Empfindungen verarbeitet und bewältigt, so verhalten
sich die Trillionen außerhalb des menschlichen Bewußtseins liegenden Gegen-
stände zur Einheit des Universums oder Gottes. Dieser Aufstieg des menschlichen
Bewußtseins von der Wirklichkeit zur Wahrheit, von der Tatsächlichkeit zur
Ursächlichkeit, von der Zufälligkeit zur Notwendigkeit, von der Mannigfaltigkeit
der sinnfälligen Eindrücke zur vereinheitlichten logischen Funktion des Verstandes,
kurz von den einander scheinbar widersprechenden Tatsachen zu ihren letzten
logischen Beziehungen und verborgenen Beweggründen, das ist ein offenbarer
logischer Zwang, die <x»vr«ai« x«r«X?jin«H des menschlichen Gattungsbewußt-
seins, der auch dann noch bestehen bleibt, wenn man selbst mit Hume an-
zunehmen gewillt ist, daß dieser seelische Zwang seinem Ursprunge nach ein
Produkt der Gewohnheit und der Assoziationsgesetze ist, wie Spencer uns
begreiflich zu machen sucht. Der Zwang ist da; er ist ein Faktum von
unaufhebbarer Geltung. Aus diesem Zwange erklärt es sich, daß und warum
die Einheitstendenz aller Wissenschaft, aller Religion und Philsophie so sehr
im Blute steckt, daß die Einheitsdeutung eine logische Denkforderung geworden
ist, in der sich die großen Religionstypen und Philosophiesysteme so vielfach

begegnen. Der Longensn» gentium in Bezug auf eine einheitliche Erklärung, mag wohl an sich keine Beweiskraft besitzen, aber er gewinnt Bedeutung, wenn er auf logische Wurzeln zurückdeutet. Deshalb sind die großen Religionsschöpfer und Systembildner in den Hauptzügen übereinstimmend zu einer Substanz oder zu einem Gott gelangt, weil diese Einheitsdeutung als notwendige Selbsiverdoppelung der Jcheinheit in der regelrechten logischen Entwicklungslinie des menschlichen Gattungsbewußtseins liegt.

Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Max
Gg. Zimmermann:

Nationalbewußtsein.

Nationalbewußtsein, wie unvergeßlich herrlich flammte es auf in den ersten Augusttagen 1914, als die Feinde von drei Seiten über uns herfielen, alt Millionen von Männern sich ungerufen zu den Fahnen drängten, um ihr Leben dem Laterlande zu weihen! Von einer rauschenden Melodie des Patriotismus wurde unser ganzes Volk emporgetragen, ein erhabener Schwung ging durch alle Seelen, das Leben wurde zum Epos. Wie verstanden wir mi« einem Male frühere Zeiten, die ähnliches erlebt hatten: die siegreichen Käimpfe der Griechen gegen die Perser, der Niederländer gegen die Spanier, wie nahe trat uns die hinreißende Be» gisterung der Befreiungskriege unseres eigenen Volkes.

Bitter not tun uns die gleichen Empfindungen, nun der Krieg sich, wenigstens nach einer Seite hin, seinem Ende zu nähern scheint, nun es gilt die Ernte, die uns das Schwert so herrlich gemäht, sicher einzubringen. In diesem großen Augenblick dürfen wir nicht an Weltbürgertum denken, hier heißt es Bürger dcÄ Vaterlandes zu sein. Was damals beim Ausbruch des Krieges recht war, es ist auch noch heute heilig. Noch immer sind wir in der Notwehr, und so lange Menschen auf Erden leben, werden wir und alle anderen Völker immer darin bleiben. Denn Kampf ist die Losung des Daseins, nicht nur unter den Menschen, sondern auch unter den Tieren und Pflanzen, ja in der unbelebten Natur. Daher ist es eitel Phrasengeklingel, vom ewigen Frieden zu sprechen. Friede ist nur durch Macht zu erzwingen, und Frieden und Recht wird es immer nur geben, wenn derjenige, der die Macht in Händen hat, beides will, wie es in den letzten vier Jahrzehnten der Machtstellung Deutschlands gewesen ist. Gewiß, auch im Kampfe soll und muß Rücksicht auf den Gegner genommen werden, sonst ist er eine wüste Rauferei, die Ritterlichkeit des Kampfes ist ein Zeichen der Kultur, und sie steht himmelhoch über dem k^Q««K out der Engländer. Aber innerhalb dieser Grenzen

muß das Schlagwort vom egoisino, das seine Erfinder, die Jtaliener, so
schamlos mißbrauchen, hellklingend gelten.
Das Nationalbewußtsein ist es, das immer in der Geschichte zu Erfolg ge-
führt hat. Jn nichts spricht die Vergangenheit so unmittelbar zu uns, wie in den
Werken der Kunst. Konzentriert sind die Empfindungen früherer Zeiten darin
aufbewahrt. Die Werke der bildenden Kunst sind materiell dttselben, auf denen
die Hände ihrer Schöpfer geruht haben. Jhr Geist, den sie hineingegossen, lebt
unmittelbar darin fort und spricht zu uns. Nicht anders redet der Dichter über
die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg, wir hören ihn, wie ihn seine Zeit-
genossen vernahmen, und die Töne der Musik vergangener Zeiten brauchen wir
nur wieder anzuschlagen, um sie auf uns wirken zu lassen, wie sie die Mitlebenden
empfanden. So können uns die Künste am besten in die Empfindungen früherer
Geschlechter einführen, und wenn wir sie durch die Jahrhunderte verfolgen, dann
vergegenwärtigen sie uns aufs schärfste die Jndividualität der einzelnen Völker.
Sie klären uns auch über deren Nationalbewußsein unmittelbar auf.
Worin liegt jenes Wunder begründet, daß die beiden an Zahl winzigen
Völker, die Griechen der Weltmacht der Perser, die Niederländer dem Reiche,
in dem die Sonne nicht unterging, widerstanden? Jhre Kunst gibt uns die
Antwort. Das hohe Verdienst der griechischen Kunst beruht darin, daß sie sich aus
den orientalischen Beeinflussungen, in die sie anfangs verstrickt war, energisch los-
machte und sich ganz auf nationalen Boden stellte, während die Malerei der
Holländer von Anfang an, abgesehen von einigen Nebenströmungen, national ge-
wesen war, und ohne nach rechts und nach links zu sehen, dem Volkstum einen so
vollen Ausdruck gab, daß er noch heute wie das Leben auf uns wirkt. Das war
bei beiden Völkern nur das äußere Jn-Erscheinung-treten der nationalen Ge-
schlossenheit, die ihnen das Schwert schärfte, den Hieb führte und das Rückgrat
zum Widerstande stärkte, ewiger Bewunderung würdig.
Viel mehr als bei den Griechen und Holländern wurde bei den Spaniern
und Engländern die Kunst von außen beeinflußt. Die spanische Malerei stand
lange unter der Einwirkung teils der italienischen, teils der niederländischen, aber
sie arbeitete sich schließlich daraus zum Schaffen der Zurbaran, Velazquez, Murillo,
Goya empor, das alle fremden Schlacken abgeschüttelt hatte und dem national
spanischen Wesen restlosen Ausdruck gab. Die Engländer haben wenig erfinden-
den Geist für die Form der Kunst bewiesen, aber sie waren, weil ihr National-
gefühl bezwingend stark war, ungemein geschickt, fremde Stile zu nationalisieren.
So behielten sie von dem, aus Frankreich eingeführten gotischen Baustil im Lauf
der Entwicklung schließlich nur das ihnen liegende Malerisch-Dekorative bei,
während sie seine wesentliche Grundlage, das Konstruktive, fast ganz ausstießen,
seinen Vertikalismus trotz alles „perpendikularen" durch querschießende, ab-
schließende und umrahmende Horizontalen zum rechtwinkligen verkehrten, und
diesem ursprünglich spezifisch kirchlichen Stil ein profanes Element zu geben

wußten, sodaß er in England seinen schönsten Ausdruck in weltlichen Gebäuden fand. Jm 17. und 18. Jahrhundert war es dann die palladianische Antike und Renaissance, die die Briten geradezu zum englischen Nationalstil machten. Die Selbstzurückhaltung des Engländers, feine Entschlossenheit, seinen Gedanken und dessen Ausdruck immer in der Hand zu behalten, gaben dem Stil die steifleinene Korrektheit, und dessen angeblich große und feierliche, aber innerlich hohle Gebärde war der richtige Cant, der darauf angelegt war zu imponieren. Die englische Malerei von der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert verwendete die Vorbilder der venezianischen Malerei und van Dycks so geschickt und übersetzte sie so restlos ins englische, daß bei der Ausstellung englischer Malerei in der Akademie der Künste zu Berlin einige Jahre vor dem Kriege selbst Kunsthistoriker sich täuschen ließen und diese Malerei als etwas urenglisches priesen.

Der Stärke dieses Nationalgefühls, wie es die bildenden Künste offenbaren, entsprechen die politischen Erfolge, die die Griechen, Holländer, Spanier und Engländer, gestützt auf ihre Waffen, hatten. Alle vier sind Kolonialvölker ersten Ranges: die Griechen besiedelten mit ihren Kolonien die ganze damals bekannte Welt, die Holländer hatten überseeische Besitzungen, die das kleine Mutterland an Größe um ein Vielfaches übertrafen, Spanien war und England ist ein Weltreich. Darüber hinaus eroberte und durchdrang der griechisch« Geist alle Länder, selbst uralter Kultur, und welche Macht der englische Geist und seine Abwandelung oder besser Karrikarur, der englisch-amerikanische in der Welt hat, wenn auch in einem dem Kulturbringenden des griechischen gerade entgegengesetzten Sinne, das erfahren wir zu unserem Schaden alle Tage.

Das französische Wesen ist so konzentriert, so begabt mit erfindender Formenpbantasie, daß es zwei neue Architekturstile, die Gotik und das Rokoko, zu schaffen vermochte. Das zwiespältige Wesen der Franzosen, auf der einen Seite nüchterne Raison, auf der andern Überschwang und Schwall, spricht sich m beiden Kunstepochen aus. Die Raison führte in der Gotik zum Tothetzen der konstruktiven Gedanken, im Rokokozeitalter zu der nüchternen Außenseite der Gebäude, der Überschwang und Schwall ließ die verwirrende Fülle der Dekorationsformen in beiden Stilen entstehen. Die Dekoration ist die Sprache der Baukunst und beide Epochen sprechen in dieser Beziehung ein reines Französisch. Wie die fran» zösische Sprache das Erzeugnis einer spitzen, scharf akzentuierenden Zunge ist, so wird der Bau durch die gotische Dekoration mit einer Art von Spitzengewebe über» schüttet, und eine innere Verwandtschaft damit hat auch das Rokoko, nur daß die geschwungene Linie, die auch der Flamboyant schon einführt, und die leichte, tändelnde Grazie die Oberhand gewonnen haben. Aber auch fremde Stile vermochte der Franzose stark zu nationalisieren. Die italienische Renaissance-Architektur erhielt in Frankreich eine Eleganz und Leichtigkeit, die ihr in ihrem Heimatlande fremd war. Nicht in Nachahmung, sondern von innen heraus, entwickelte sich gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts in der Skulptur eine Anmut, die der

griechischen gleich kam und die sich schon im Zeitalter des gotischen Stils an dem reichen Skulpturenschmuck der Kathedralen gezeigt hatte. Wer wollte verkennen, wie eminent französisch die koloristisch delikat abgestimmten Malereien eines Watteau sind, trotz ihrer Ableitung aus der Farbenskala des Rubens.
Ein starkes Sich-selbst-geniigen hat die Franzosen verhindert, ein Eroberer-Volk zu werden wie die Griechen, Holländer, Spanier und Engländer, außer wenn sie durch die Eitelkeit, die Sehnsucht nach zzloire dazu getrieben wurden, wie zu den Zeiten des Sonnenkönigs und Napoleons. Aber dann haben sie vermöge ihrer nationalen Geschlossenheit dieselbe Stoßkraft bewiesen wie jene anderen Völker. Dafür hat ihre Kultur einen Eroberungszug angetreten, wie außer der griechischen und italienischen keine andere, die Gotik und der Rokokostil haben sich überall hin verbreitet, und die französisch-mittelalterliche und die des 18. und 19. Jahrhunderts eine weltweite Wirkung ausgeübt. Die Jtaliener, deren Kunst ebenfalls eine hohe nationale Geschlossenheit besitzt, haben anders als die Vorbesitzer ihrer Halb« insel, die Römer, kein Talent für Krieg und Eroberungen bewiesen. Seitdem sie politisch überhaupt eine Nation sind, d. h. seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, sind sie in allen Kriegen geschlagen worden. Dafür ist die Wirkung ihrer Kultur und Kunst eine umso größere gewesen.
Auch wir Deutsche haben die Fähigkeit zu nationaler Kunst in hohem Maße bewiesen, aber leider immer nur als verhältnismäßig kurzes Zwischenspiel in der wechselnden Beeinflussung durch die Kunst anderer Völker. Der sogenannte romanische Baustil, nicht durchaus auf deutschem Boden entstanden, hat doch seinen höchsten und reichsten Ausdruck in Deutschland gefunden. Seine ruhige Würde, seine kraftvolle Gedrungenheit, sein zarter Sinn für die Verteilung des Schmucks, seine behagliche Wärme, seine tiefe Seelenstimmung im helldunklen Jnnern sind ein guter Ausdruck deutschen Wesens. Die krause Phantasie spätgotischer Formen, nachdem der französische Stil endlich ganz deutsch nationalisiert war, das wuchtige monumentale Naturgefühl in den spätromanischen Statuen, die Gemötstiefe, die lebenswahre Charakteristik in den plastischen und malerischen Werken des Renajssancezeitalters, die philosophische und grüblerische Tiefe, das Suchen nach Wahrheit, die dichterische Erfindungskraft in den Werken Dürers, die koloristisch«, fast musikalische Feinheit in der schwäbisch-allemannischen Malerschule, die Uner» gründlichkeit, der umfassende Gedankenreichtum und die poetische Schöpferkraft der deutschen klassischen und romantischen Dichtkunst und vieles andere beweisen, daß auch wir eine Nation sind, die an Eigenart hinter keiner andern zurücksteht und die meisten an innerer Fülle übertrifft. Ja, in der Musik hat auch unser Volk Welterobemdes geleistet, und unsere großen Tondichter wie Haendel, Bach, Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, Wagner, haben internationale Bedeutung wie nur je Künstler irgend welcher Art und Herkunft.
Politisch hat das deutsche Nationalgefühl erst spät begonnen sich zu betätigen. Die Befreiungskriege waren wohl die ersten, die unter rein-nativnalen Gesichts-

punkten geführt wurden. Damit erwachte die Sehnsucht nach dem einheitlichen Deutschen Reich, die 1870/71 ihre glänzende Erfüllung fand. Wir haben bei andern Völkern gesehen, welche Kraft der nationalen Geschlossenheit innewohnt, wie sie mit innerer Notwendigkeit eine bedeutende Stellung in der Welt verleiht, sei es politisch, sei es kulturell. Auf keine andere Weis« ist diese zu erreichen. Die Russen, der an Zahl mächtigste unserer Feinde, sind zuerst zusammengebrochen, weil ihnen die einheitliche Kultur und die einheitliche nationale Kraft fehlen.
Wohl sind die neueren russischen Schriftsteller tief und reich an Eigenart, aber sie sind nur die Vertreter einer dünnen Oberschicht und mehr negierend als aufbauend. Der Überkultur der Gebildeten steht die Unkultur der Masse gegenüber. Wie wenig einheitlich die Russen als Nation sind, beweist ihr staatliches Auseinanderfallen nach der Abschiittelung des Zarentums.
Bei uns ist das Nationalbcwußsein vorhanden, und in welcher Stärke es auftreten kann, beweisen die Kunst, die Kriege des 19. Jahrhunderts und die unvergeßlichen Taten des Weltkrieges. Dreieinhalb Jahre hat es bisher in der Not der Bedrängnis Wunder über Wunder verrichtet. Hüten wir uns, daß es nur Episode bleibt wie mehrmals in der deutschen Kunst und -— noch Verderb» licher an Wirkung — in der Politik. Halten wir jetzt bei den in Gang befindlichen und bevorstehenden Friedensschlüssen daran fest. Der Egoismus ist im Leben der Völker wirklich heilig. Nicht Rücksichtnahme und Entgegenkommen, sondern allein Stärke schafft uns Freunde, und unter diesen werden nicht die letzten diejenigen sein, die unsere Kraft und Beständigkeit unmittelbar verspürt haben, weil es ihnen Vertrauen gibt, daß eine von uns vertretene Sache auch durchgeführt wird.

Arnold Rechberg.

General Hoffmann.

Die höchsten Leistungen auf allen Gebieten menschlicher Betätigung werden zur Kunst. Eine diesen Begriff völlig umschreibende Auslegung ist noch nicht gefunden worden; man könnte aber wohl sagen, daß das künstlerische Jngenium da beginnt, wo aufhört, was sich erlernen läßt und was auf logischen Schlüssen des Verstandes allein aufgebaut ist.
Das Handwerk des Soldaten beruht an sich auf sehr realer Grundlage und ist zunächst weit von allem entfernt, das wie Phantasie erscheint. Und trotzdem, da, wo das Soldatenhandwerk in die Kunst des Feldherrn übergeht, wird das Vorstellungsvermögen des Heerführers, seine Phantasie im künstlerischen Sinne, zum ausschlaggebenden Faktor.

. . Der Künstler des Meißels oder der Feder hat eine größere Vorstellungsfähig-
ckeit, als sie andern Menschen gegeben ist, und er verleiht ihr durch die Beherrschung
5es Steins oder des Wortes Ausdruck. Der Künstler des Schlachtfeldes hat ganz
ebenso ein angeborenes Gefühl für die strategische Gesamtlage, das nicht auf
verftandesmäßigen Schlußfolgerungen allein aufgebaut werden kann. Sein Plan
entsteht aus der gefühlsmäßigen Abschätzung strategischer Jmponderabilien, und die
Truppe, die er führt, wird zum ASsdrucksmittel seiner Kunst. Der Feldherr muß
ein instinktives Gefühl für die Leistungsfähigkeit und die Stimmung der eigenen
Truppe, für die gleichen Faktoren beim Feind, für das Verhältnis zwischen not-
wendiger Truppenstärke und Gelände und für unzählige andere Jmponderabilien
seiner Kunst besitzen. Der alte Feldmarschall Graf Haeseler bezeichnete das
immer mit den Worten, daß ein Führer fühlen muffe, wieviel Truppen ein Gelände
faßt und wieviel es verbraucht.
Jn Armeen von alter unh fester Tradition werden sich mit Sicherheit immer
Generale finden, die ihr Handwerk von Grund aus verstehen und daher tüchtige
Führer sein müssen. Militärische Künstler aber stehen über der Schule. Die
Schule kann ihnen höchstens die Beherrschung der fiir ihre Absichten notwendigen
Formen und Mittel erleichtern, und es ist daher nicht mit Sicherheit darauf zu
rechnen, daß im Kriegsfall ein solcher strategischer Künstler an der Spitze des
Heeres stehen wird.
Es ist für das deutsche Volk ein besonderes Glück gewesen, daß ihm wiederholt
beschieden war, solche Künstler des Soldatenhandwerks in den entscheidenden
Augenblicken zu besitzen, Friedrich der Große war ein Künstler des Schlachtfelds,
und der Feldmarschall von Moltke ist es auch gewesen, obgleich man versucht hat,
ihn nur als einen kühlen Rechner der Strategie zu bezeichnen. Man hat dabei
vergessen, daß nicht der kleinste Teil der Erfolge Moltkes seiner Fähigkeit zuge-
schrieben werden muß, die persönlichen EigensclMen der feindlichen Führer mit
divinatorischer Sicherheit zu fühlen und in seinen Plan einzustellen.
Auch im Weltkrieg hat das deutsche Volk wiederum das Glück gehabt, unter
der großen Zahl tüchtiger Generale, die gemäß der alten Tradition der preußischen
und deutschen Armee an der Spitze seiner Heere standen und mit deren Vorhanden-
sein es von vornherein hatte rechnen können, Feldherren zu finden, deren Begabung
über diesen hohen Durchschnitt hinansreicht. Die Schlacht bei Tannenberg war
der erste Beweis, daß in dem Feldmarschall von Hindenburg die Eigensckiaften
Friedrichs des Großen und Moltkes leben. Jn dieser Schlacht ist neben dem
General Ludendorff der jetzige General Hoffmann der treue Gehilfe des Feld-
Marschalls gewesen. Er hatte, ehe Hindenburg nach Ablösung seines Vor»
gängers mit Ludendorff bei dem Ostheer eintraf, die Truppen so bereitgestellt, daß
sie Hindenburg ohne weiteres nach seinem genialen Plan ansetzen konnte, der zur
Schlacht bei Tannenberg geführt hat. Als der Feldmarschall von Hindenburg
dann im Jahre mit Ludendorff an die Spitze der gesamten deutschen Streit-

macht berufen wurde und dcr militärisch sehr befähigte Prinz Leopold von Bayern an seine Stelle trat, wurde General Hoffnmnn, der seinerseits in die Stelle Ludendorffs als Chef des Stabes der Ostfront einrückte, die Möglichkeit geboten, zu zeigen, daß er in des Meisters Schule selbst zum Meister geworden war.

Die Operationen im Osten während des vorigen Jahres gegen Galizien, Riga und Oesel, deren Plan General Hvffmann nach den Direktiven Hindenburgs und Ludendorffs und nach den Absichten und Befehlen des Prinzen Leopold entworfen hat, haben bewiesen, daß auch General Hoffmann zu den Künstlern des Schlachtfeldes gezählt werden muß.

General Hoffmann hat nicht nur als Soldat seinen Namen in die Tafeln der Geschichte eingegraben.

Er hat die Waffenstillstandsverhandlungen in Brest'Litowsk geleitet und konnte sie trotz mancher Schwierigkeiten zum erfolgreichen Ende führen. Er hat bei diesen Verhandlungen großes diplomatisches Geschick gezeigt.

Auch an den folgenden Friedensverhandlungen wurde er als Beauftragter der Obersten Heeresleitung beteiligt.

Die Führung von Friedensverhandlungen wächst über den Rahmen militärischer Fragen hinaus. Sie ist im wesentlichen eine staatsmännische und politische Angelegenheit.

Aus diesem Grunde geht ihre Leitung an die Staatsmänner über, die der Nation verantwortlich sind. Aber auch für die Staatsmänner sind General Hoffmanns Anschauungen von großem Wert gewesen.

Dr. Jacques Stern, Amtsrichter in Berlin:

Die Staatsaussassung der Vorkämpfer „Mitteleuropas".

Der Mitteleuropa-Gedanke ist kein Erzeugnis des großen Völkerringens dcr Gegenwart. Jn ihren Ansätzen fast so alt, wie die Lebensgemeinschaft der im Herzen Europas vereinten Staaten, hat die Jdee, daß diese Staaten nicht bloß infolge ihrer geographischen Lage, sondern kraft der Eigentümlichkeit des deutschen Geistes einen besonderen, kulturellen Beruf in der Welt zu erfüllen haben, doch erst feste Form gewinnen können, als gegen Ende des siebzehnten Jabr» hunderts Rußland auf der Welrbühne erschien, unter Peter dem Großen und Katharina II. die Türkei von Europa abdrängte und als christliches Reich, ebenbürtig und bündnisfähig mit den Westmächtcu, zur Großmacht erstarrte. Dcr Geschichte des Mitteleuropa-Gedankens als politischer Idee, der Betrachtung dcr

deutschen Vergangenheit in seinem Lichte ist meine Schrift „Mitteleuropa" (Der Deutsche Krieg, Heft 92, Stuttgart und Berlin 1917) gewidmet. Fünf Männer insbesondere treten als Vorkämpfer dieses — seit etwa fünfundzwanzig Jahren zn neuem Leben erwachten — Gedankens aus der Schar mehr oder weniger bewußter Anhänger hervor: Leibniz, List, Frantz, Planck und Lagard e.

Als politische Jdee ist der Mitteleuropa-Gedanke vorwiegend unter dem Gesichtspunkte der äußeren Politik zu betrachten. Aber auch innerpolitisch ist er von hoher Bedeutung. Äußere und innere Politik sind einmal nicht zu trennen. Diese» Zusammenhang hat man in Deutschland vielfach verkannt; Constantin Frantz hat ihn stets eifrig betont. Sodann gebietet die Zeit, mitteleuropäische Denkgewohnheiten aufzuzeigen und zu entwickeln. Wenn man von einem mitteleur»päischen Menschen gesprochen hat, so kann dies vernünftigerweise nicht vo» naturwissenschaftlichen, wohl gar rassenbiologischen Standpunkte aus verstanden werden; rechts- und wirtschaftspolitisch dagegen kann das Wesen des zur mittel» europäischen Staatengruppe gehörigen Menschen auf seine Eigenart untersucht «erden. Die Grundlage einer solchen Untersuchung bildet die Frage nach de» Vorhandensein und dem Sinne einer mitteleuropäischen Staatsauffassung. Damit haben wir einen Gegenstand umschrieben, der, groß auch durch seine praktische Bedeutung, die Gestaltung unserer Zukunft zu beeinflussen geeignet und gerade darum kulturgeschichtlich und rechtsphilosophisch einer Betrachtung würdig ist.

Dieser umfassenden Aufgabe von einer Seite näher zu kommen, ist der Zweck dieser Arbeit. Sie will in gedrängter Zusammenfassung zeigen, was die wichtigsten Vorkämpfer des Mitteleuropa-Gedankens über den Staat gedacht haben.

Damit finden wir zunächst geschichtlich eine Grundlage für die Erfassung mitteleuropäischer Staatsgesinnung. Darüber hinaus erhebt diese oder jene Ansicht Anspruch auf praktische Durchführbarkeit. Als Ergebnis werden wir trotz der Verschiedenheit des Ausgangspunktes und mancher grundsätzlichen Abweichungen in Einzelfragen die Einheitlichkeit der Gesamtauffassung vom Staat bei ihnen allen erkennen und damit einen wichtigen allgemeinen Gesichtspunkt für die Beurteilung der mitteleuropäischen Staatsgesinnung gewinnen.

Was diese Männer, wenn auch der Zeit voraus, so doch unter ihrem Einfluß stehend, über den Staat gedacht haben, muß aus verstreuten Äußerungen i» ihren Schriften zusammengestellt werden. Eine systematische Zusammenfassung finden wir allenfalls bei Frantz (Die Naturlehre des Staates als Grundlage der Staatswissenschaft, Leipzig und Heidelberg 1870). Vollständigkeit der Darstellung ist schon durch die Weite des Gebietes ausgeschlossen; nur leitende Gedanken, und auch solche bloß in Auswahl können hier geboten werden.

An der Spitze steht Lei bniz (1646 bis 1716). Sein Denken fiel in eine Zeit, als Rußlands Auftreten auf der Weltbühne einen Abschnitt in die Geschichte

Mitteleuropas zeichnete und die Geburtsstund« des Mitteleuropa-Gedankens
wurde. Mit dem Blicke des Genies hat Leibniz vor fast 250 Jahren diesen
Zusammenhang erfaßt. Hier beschäftigt uns nur seine Staatsauffassung. Jhr
Bild im Zusammenhange läßt sich nur gewinnen, wenn man die verstreuten
juristischen, philosophischen und politischen Gedanken dieses größten deutschen
Prlyhistors und Vorläufers der Aufklärung über den Staat zu einem Ganzen ver-
bindet. Dann aber erkennt man, daß sie eine Einheit bilden gerade wegen der
ausgleichenden, die Gegensätze vereinigenden Art dieses Vergangenes, Gegen-
wärtiges und Zukünftiges für den Bau des auf sittlicher Grundlage ruhenden
„Kulturstaates" verwertenden Denkers. Jn seiner Staatsauffassung, die er teils
dem Staatsideal, teils der Wirklichkeit d. h. den Menschen und Dingen, wie sie
sind, entsprechend entwickelt, finden wir sein sittliches Prinzip des größtmöglichen
Wohles aller. Einzelnen wieder. Jm Jahre 1705 bestimmt er unter Aufrechter-
haltung seiner früheren Ansichten den Staat als „une AranS« s««6t4 SoQr 1«
biit est »4curit6 publique". Also Sicherheit nach außen und innen; damit
ist auch der Gedanke des Rechtsstaates ausgesprochen, den er unter Entwickelung
des Freiheitsbegriffes weiter ausgebildet hat. Beiläufig sei hier darauf hinge»
wiesen, daß L e i b n i z sich mit der jetzt durch den Gegensatz „Gesetz und Richter-
spruch" gekennzeichneten Frage eifrig beschäftigt und immer wieder für die
bindende Kraft des Gesetzes ausgesprochen hat. Als wichtigste praktische Folge-
rungen aus Leibniz' Staatsauffassung sind zu nennen: Die Staatsform ist ge-
schichtlich und national bedingt; unter Ablehnung des Absolutismus finden wir
bereits die Forderung konstitutioneller Schranken und den Gedanken einer Volks-
vertretung, Gebundenheit des Herrschers durch das Recht, Freiheit und Gleichheit
der Bürger, Unterordnung des Einzelnen unter die Gesamtheit. Sprechen wir
heute von „Deutscher Freiheit", so darf in der Geschichte dieses eigen gearteten,
zusammengesetzten Begriffes Leibniz nicht vergessen werden. Als weitere
Folgerungen treten unter den sozialen und wirtschaftspolitischen Pflichten des
Staates hervor: Beschaffung von Arbeitsgelegenheit für Arbeitslose, Arbelts-
und Unfallversicherung, Arbeitszwang für Arbeitsunwillige, Staatsmonopole.
Fürwahr bewundernd muß man trotz des Fehlens einer eigenen sozialphiloso-
phischen Theorie beiLeibniz auf diese für die Gegenwart zeitgemäßen Ergebnisse
seiner auf idealistischer Grundlage aufgebauten, der Erhaltung der Staatsmacht
dienenden Auffassung blicken, die theoretisch liberal durch eine praktisch konserva»
tive Handhabung eingeschränkt wird. (Vgl. Ruck, Die Leibniz'sche Staatsidee,
Tübingen 1909; ferner L. Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie,
2. Aufl., Stuttgart 1903, S. 361).
Mehr als ein Jahrhundert liegt zwischen Leibniz und L i st. Der Mittel-
europa-Gedanke hat bei ihm recht eigentlich die planetarische Bedeutung ange<»
nommen, die sein Kennzeichen in den Tagen des Weltkrieges ist.
Friedrich List (1789 bis 1846), der schwäbisckxe Politiker und National««-

nom, der Begründer des Zollvereins und des Systems der deutschen Eisenbahnen, eine durchaus praktisch gerichtete Natur, ist gleich Leibniz in seinen Gedanken über den Staat ein Kind seiner Zeit. Sein „Nationales System der politische» Ökonomie" ruht auf dem Gedanken der Nationalität (dem Mittelglied zwischen Jndividualität und Menschheit) im Gegensatz zum Jnternationalismus und dem der Produktivkraft im Gegensatz zum Tauschwert. Die produktiven Kräfte, die Grundlage des nationalen Wohlstandes, sind zu einem wesentlichen Teile die politischen Einrichtungen, die wieder von der Organisation des Staates abhängen. Durch Anregung seiner produktiven Kräfte hat der Staat die Quellen des Wohlstandes zu kräftigen. Die Betonung des nationalen Gesichtspunktes und des Gedankens, daß die dauernden Jnteressen der Nation nur vom Staate selbst vertreten werden können, führt hinüber zum Staatssozialismus. L i st erblickt in den politischen Einrichtungen Englands, an dem schließlich seine Lebenskraft zerbrechen sollte, das Vorbild, das er den deutschen Verhältnissen entsprechend um» und aus» gestalten will. Namentlich sind es die liberalen Forderungen, für die er zum Teil bereits um 1820 bei seiner Wahl zur Württembergischen Kammer eingetreten ist: Gedanken» und Gewissensfreiheit, Preßfreiheit, Kontrolle der Verwaltung, ausgedehnte Selbstverwaltung, Trennung von Justiz und Verwaltung, Öffentlichkeit des Gerichtswesens, Zuziehung von Geschworenen zu den Gerichten allerart. In feinen Grundlinien einer Justizreform finden wir auch die Fortbildung des Rechtes durch den Richterspruch. Seit dem Beginn seiner politischen Tätigkeit ist L i st ein erbitterter Feind der Bürokratie (Büroverfassung, Beamtenstaat), unter deren Auswüchsen er und seine Familie schwer zu leiden hatten. Als Heilmittel und Grundlage eines politischen Aufschwungs erscheint ihm der Parlamentarismus nach englischem Muster. Für List ist der Parlamentarismus die Grundlage der ökonomischen Erziehung der Nation. Die politische Gestaltung des Staates bildet die Grundlage der wirtschaftlichen. Einen bedeutenden Unterschied zwischen dem bürokratisch und dem parlamentarisch regierten Staat sieht er darin, daß hier das Talent sich frühzeitig Bahn brechen kann, dort aber Zufall oder Routine entscheidet. Auch in der Denkschrift und dem Schreiben an Friedrich Wilhelm IV. fordert er für Preußen eine parlamentarische Regierung. Eine große Rolle spielt b«i ihm der Erziehungsgedanke: politische, ökonomische, industrielle Erziehung (diese durch den Zollverein); die Staatskunde ist bereits in der Schule zu lehren. (Vgl. Ludwig Häusser, Friedrich Lists Leben, als 1. Teil von Lists Gesammelten Schriften, Stuttgart und Tübingen 185« u. 1851; Kumpmann, Friedrich List als Prophet des neuen Deutschland, Tübingen 1915.)

Ein selbständiger Staatsdenker mit stark philosophischem Einschlag (Schellingsche Schule) ist Constantin Frantz (1817—1891). Jm Mittelpunkt seiner politischen Ansichten, ja sogar seiner Lebensanschauung steht der Föderalismus. Dieser auf die Wirklichkeit gebaute Gedanke der verhältnismäßigen Geltung und Wirkung aller für das politische Leben in Bettacht kommenden

Faktoren soll materielle und geistige Dinge, politische« und wirtschaftliches Leben durchdringen. Sein letztes Ziel findet der Föderalismus als große Synthese in der Vergesellschaftung der Völker, im Völkerfrieden. Nicht der Eigenart der Völker, sondern allgemeinen Doktrinen, namentlich des 18. Jahrhunderts, verdanken nach Frantz die politischen Schöpfungen der letzten Menschenalter, vor allem die modernen Verfassungen ihre Entstehung. Diese Theorien müssen erst reformiert werden, ehe die auf ihnen beruhenden Verhältnisse sich bessern können, und da ist denn nach Frantz zu sagen, daß weder der Volkswille noch die Vernunft noch der göttliche Wille eine feste Grundlage der Staatslehre abgeben, sondern die Natur des Staates. Die physiologische Betrachtung des Staates hat vom Staatsgebiet auszugehen, sich der StaatSgesellschaft zuzuwenden und bei der Staatsgewalt zu enden, ein Weg, der alle bloß begriffsmäßigen Schlußfolgerungen ausschließt. Mit Liberalismus und Konstitutionalismus läßt sich keine föderative Entwicklung hervorrufen; beide gehen auf Zentralisation aus; dagegen sträubt sich der natürliche Trieb des deutschen Lebens. Wehrsystem, Gericht, Gesetzgebung und Regierung sind die vier Funktionen der Staatsgewalt; in ihnen spiegelt sich der Zustand des ganzen Staates ab. Die beiden letzten Funktionen sind die wahren Zentralgewalten, aber die neuzeitliche Entwicklung hat sie zurückgedrängt und in eine falsche Richtung gebracht: die Regierung ist militärisch geworden, die Gesetzgebung juristisch. Darin liegt die Ursache für die krankhaften Zustände der Gegenwart (1870). Die legislativen Körperschaften müssen auch richterliche und exekutive Befugnisse haben, die Regierung muß der Gesetzgebung übergeordnet sein, der Staat ist keine bloße Rechtsanstalt. Nur soweit Selbstregierung des Volkes besteht, besteht auch politische Freiheit. Am wenigsten geeignet ist eine Volksvertretung zur Gesetzgebung. Jedes Volk hat die Einrichtungen, welche seine Wohlfahrt und Freiheit verbürgen sollen, aus sich selbst hervorzubringen. Daher ist es ebenso unrichtig, Englands Verfassung als Muster zu empfehlen, wie die konstitutionelle Monarchie mit Hegel als vernunftnotwendig zu bezeichnen. Der Mittelpunkt des politischen Aberglaubens ist das Repräsentativstem. Hier kann nur die föderative Grundlage helfen. Demokratische Monarchie ist ein Widerspruch in sich. Die Parteiregierung ist das Hauptübel (das Gute in England und Nordamerika besteht nicht infolge, sondern trotz des Parteiwesens). Frantz' Jdeal einer „Partei der Parteien" soll über die alten Gegensätze hinausführen. Beachtung verdienen auch seine Vorschläge zur Sozialreform, namentlich zur sozialen Steuerreform (Progressive Einkommen- und Vermögensstener unter Beschränkung der indirekten Steuern). Die Wählbarkeit des Reichsoberhaupts folgt für Frantz aus seiner Gegnerschaft zur Zentralisation. Entsprechend der doppelten Gliederung des Staates nach Territorien (in den Landgauen liegt für die Deutschen die Grnndlage des Repräsentativsystems) und nach Ständen ist die Volksvertretung zu gestalten (Staatsbeamte und Soldaten als Repräsentanten der öffentlichen Gewalt scheiden aus). Frantz'

Gedanke ist es, den Stein-Hardenberg'schen Plan des Einflusses der Provinzial. stände auf die Provinzialverwaltung weiter auszubauen. Für verfehlt erklärt tr das Zweikammersystem, weil das Oberhaus keine Volksvertretung, sondern eine Vertretung des Staates darstellt. Gin tüchtiger Staatsrat in parlamentarischer Form mit dem Erfordernis voller Öffentlichkeit erfüllt diese Aufgabe besser. Die Anglomanie ist der Mittelpunkt des politischen Aberglaubens auf dem Kontinent. — (Vgl. Frantz, Naturlehre des Staates; ferner Stamm, Cvnstantin Frantz' Schriften und Leben, Heidelberg 1907, Heft 19 der Heidelberger Abhandlungen.) —

Für Carl Christian Planck (1819 bis 1880), den an H e g e l anknüpfenden, vom universellen Geiste Herders und Goethes erfüllten, einsamen schwabischen Denker, liegt der Ausgangspunkt seiner Gedanken über den Staat in dem Satze: Der Staat ist die nach Berufsgenossenscl>aften gegliederte Gesellschaft. Für die Erkenntnis von Recht und Staat ist ihm die recht eigentlich deutsche Ver^ bindung der Freiheit des Jndividuums mit seiner Einordnung in den beherrschenden Organismus des Ganzen etwas Wesentliches; darüber hinaus er» blickt er hierin das Gesetz der deutschen Geschichte, ja der ganzen Weltentwicke» lung. Er tritt für eine durchgreifende Umgestaltung von Staat und Gesellschaft ein. Leitgedanke ist die Rechtspflicht zu organisch zweckmäßiger Berufsarbeit. Die Arbeit als Beruf des Einzelnen zum Nutzen des Ganzen, nicht bloß als Erwerb wird die Übel in, den Arbeits- und Erwerbsverhältnissen der verschiedenen Stände beseitigen. Der Verwirklichung der Berufsarbeit dienen konzentrische Kreise vl>n Bernfsgenossenschaften, die von den Gemeinden beginnend, zu den Provinzen aufsteigen, den ganzen Staat umfassen und über ihn hinausgreifen mit dem Ziele, die Menschheit zu umspannen. Trotz aller konstitutionellen Formen bleibt der Staat bürokratisch und auch die Volksvertretung kann diesen Charakter nicht verleugnen; sie ist nur eine zufällige Zusammenwürfelung bloßer Staatsbürger, die über alle verschiedenen Gebiete zu beraten hat. Entsprechend der zweifachen Gliederung des Staates, nach der eigentümlichen Aufgabe des besonderen Berufes und nach dem örtlichen Zusammenhang des Volks- und Staatslebens (Gemeinden und Provinzen), zerfällt auch die Volksvertretung in zwei Hauptbestandteile: Vertretung der Berufsstände und Vertretung der Gemeinden und Provinzen, diese das konservative, jene das fortschrittliche Element darstellend. Keine gewählte, vom sonstigen bürgerlichen Leben abgesonderte, nur vorübergehende Vertretung, sondern eine dauernd vorhandene, unmittelbar in der großen Genossenschaft wurzelnd — die lebendige und mächtige Krone des Volkslebens. Den freien Wettbewerb und die Selbsthilfe, die doch immer den Schwachen der willkürlichen Ausnutzung des Rechts durch den Starken unterliegen lassen, zu schützen, ist nicht die wahre Aufgabe des Staates, vielmehr hat er als Vertreter, der Allgemeinheit zu handeln und allen Bürgern ihren gleichmäßigen Anspruch auf dje Wohltaten de? Berufsordnung zu sichern. Jm Rechtsgesetz organisch zweckmäßiger Berufsarbeit

Die Skaatsauffassung der
sieht Plan ck das Heilmittel aller Übel des sozialen Zusammenlebens (man denke an die Eigentums-, Wohnungs», Arbeits- und Srwerbsverhältnisse, auch an die Preisbildung). Das Berufsreich aufzurichten, nicht bloß für sich selbst, sondern für alle Völker, ist die Aufgabe der deutschen Nation. (Vgl. Planck, Testament eines Deutschen, Tübingen 1881, neuerdings auch bei Diederichs-Jena; Planck, Halbes und ganzes Recht. Mit einer Einleitung von Adolf Gubitz, Tübingen 1885; Reinhvld Planck, Der Sieg des Deutschen, 163. Flugschrift des Dürer-Bundes, München 1917.)

Auch ein Einsamer im Reiche der Gedanken ist Paul de Lagarde (1827 bis 1891), der Göttinger Orientalist und Theolog. Lagardes Staats-auffassung wird deutlich durch den von ihm wiederholt betonten Gegensatz zu Hegel. Dessen Hochschätzung des Staates, „der selbstbewußten sittlichen Sub-stanz, des vernünftigen, göttlichen Willens, der sich so organisiert hat, einer Per» sönlichkeit", dessen Kennzeichnung der auf christlich-germanischer Grundlage ruhenden konstitutionellen Monarchie als der einzigen vernünftigen Staarsform setzt Lagarde eine Geringschätzung des Staates zu Gunsten der Nation entgegen, die den Geist der einzelnen entwickelt, nicht aber unterdrückt. Der Staat hat nur vorübergehend, so lange die deutsche Nation selbst noch nicht genügende Kraft hat, an ihrer Stelle und für sie tätig zu sein, also der Nation als dem größeren das Feld für ihre Tätigkeit zu bereiten. Staat und Nation stehen zu einander wie die Hausfrau zum Hausherrn. Der Staat ist nicht der Herr, sondern die den Herrn, das Volk, bedienende Maschine. Diese Geringschätzung des Staates führt Lagarde dazu, Rechtspflege und Wehrverfassung nicht als seine Funktionen anzusehen, sondern sie dem über dem Staate stehenden König zuzuweisen. Deutschlands Zukunft, die Wurzel seines Fortschritts in der Geschichte, liegt in den einzelnen Menschen, und gerade für sie ist der deutsche Glaube an die Allmacht des Staates der Feind. Auch die Nation hat eine Seele, wie der einzelne; sie ist bei beiden das allein Wertvolle. Die Germanen sind als Freunde der Freiheit Aristokraten; Freiheit und Demokratie oder Liberalismus passen aber zu einander, wie Feuer und Wasser. Lagarde wünscht einen machtvollen Kaiser an der Spitze Deutschlands und Abschaffung der aus Wahlen hervorgehenden Vvlksver» tretungen, die in Wahrheit keine Macht besitzen. An Stelle der jetzigen Volks-vertretungen will L agarde eine organische Gliederung der Nation nach Ständen auf territorialer und beruflicher Grundlage setzen ; daneben soll ein aus Urwahlen (Listenwahl) hervorgehender Reichstag als Schiedsgericht bei Meinungs» Verschiedenheit zwischen Regierung und Ständen entscheiden. Ein von Fall zu Fall unter Ausschluß direkter Staatsbeamter zu bildender Staatsrat hat der Rc-gierung beratend zur Seite zu stehen. Auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts muß die Nation beachten, daß sie Regenten und Erwerbende braucht, beide aber verschieden erzogen werden müssen. Die Religion der Zukunft erblickt Lagardean Stelle der verbrauchten Formen in ihrer dem deutschen National-
st?

charakter entsprechenden Umgestaltung. (Vgl. Lagarde, Deutsche Schriften, Göttingen 1886, neuerdings in Auswahl bei Diederichs-Jena.)
Damit schließen wir diesen Überblick. Das weite Gebiet, das der Begriff der Staatsauffassung umfaßt, macht es, wie bereits bemerkt, zur Unmöglichkeit, alle hierher gehörigen Fragen zu behandeln, zumal im Rahmen dieses nur anregenden, nicht abschließenden Aufsatzes. Einzelfragen, wie z. B. die Stellung der Frau im Staate, konnten daher nicht erörtert werden; es muß beim Hinweise bewenden, daß reiches Material in den Werken des Kreises unserer Denker ruht. Was mit dem Begriff „großdeutsch" im Sinne der Einigungsbestrebungen vor der ReichS-gründung zusammenhängt, ist unberücksichtigt geblieben.
Bettachten wir nun, was hier aus der Staatsauffassung der fünf Vorkämpfer „Mitteleuropas" wiedergegeben ist, so sehen wir trotz vieles Trennenden und mancher festen Gegensätze doch das grundsätzlich Gemeinsame überwiegen. Sie alle sind Anhänger der Monarchie, der eine Volksvertretung zur Seite steht. Erziehung und Bildung ist allen eine wesentliche Aufgabe des Staates. Konservatismus ist bei der Mehrzahl der Grundzug, daneben liberale Bestrebungen zum Ausgleich, ein kennzeichnendes Merkmal deutschen Geistes und deutscher Staatsanffassung, das sich durch unsere Geschichte zieht. Schlüsse und Lehren aus den Ansichten dieser unter dem Banner „Mitteleuropa" vereinigten Manner für die Gegenwart und auch für die innerpolitische Neuordnung unserer Zukunft zu ziehen, ist nicht die Aufgabe dieser Arbeit. Manches ist einseitig, ja eigensinnig, ein großer Zug geht aber bei jedem unserer Denker durch das Ganze der Ge» dankenreihe. Diese oder jene Ansicht hat auch heute unmittelbar praktischen Wert, manch' andere fördert im Kampf der Meinungen und regt zum mindesten zum Denken an. So ist es mit dem von den drei letzten dieses Kreises mit besonderer Liebe behandelten Parlament der Berufe, das in jüngster Zeit verschiedene Parteirichtungen in verschiedener Gestalt zumeist in Verbindung mit territorialer Gliederung der Wählerschaft empfohlen haben. Einig aber sind sie alle, auch Lagarde trotz seiner eigentümlichen Staatsauffassung durch deren Ziele, in dem Streben nach Vereinheitlichung von Volk und Staat, nach Verinnerlichung des Staatsgedankens auf der Grundlage ihrer Lebensanschauung. Diese läßt sich in gerader Linie von ihrem Begründer Leibniz bis zu Lagarde und von ihm zu den besten unserer Tage verfolgen. Es ist der Jdealismus der Tat, der deutsche Jdealismus.

A. Venus
Für ein Reichsverkehrsamt
A. Venus, Hamburg:
Für ein Reichsverkehrsamt.
Der Historiker, dem die Aufgabe zufällt, die Geschichte dieses Krieges in
Bände zu fassen, muß eine vielseitig gebildete Persönlichkeit sein. Es genügt
nicht, daß er ein Militär ist. Fast mehr noch als die militärische wird er die wirt-
schaftspolitische Seite — wirtschaftspolitisch im weitesten Sinne des Wortes —
darzustellen haben. Die Ursachen dieses Krieges liegen ja doch auf wirtschaft-
lichem Gebiet, und der Gang des Krieges selbst ist nicht allein ein grandioses
militärisches Drama, sondern in gleicher Weise ein erhebendes Beispiel Wirtschaft»
licher Kraftentfaltung höchster Potenz. Was sind denn die Eisenmassen, die heute
die Fußtapfen des Krieges kennzeichnen, anderes als Produkte eines harten Kon»
kurrenzkampfes zwischen deutscher und englisch-amerikanischer Technik und die
Arbeit der deutschen Bauern anderes als ein Kampf gegen die Farmer der ganze»
Welt? Und schließlich die militärisch-politische Gipfelleistung dieses Krieges, der
verschärfte U-Boot-Krieg — er ist doch lediglich ein Erzeugnis unserer wirtschaft-
lichen Nöte, geboren aus dem Gedanken heraus, die Spitze des Aushungerungs»
planes unserer Gegner aufzufangen und gegen dies« selbst zu kehren. „Buam
gießt Blei!", ruft Andreas Hofer in Schönherrs „Volk in Not" denen hinter
der Front zu. Der gleiche Mahnruf geht heute an alle Werktätigen hinter der
Front, daß es keinen feiernden Kopf und keine müßige Hand in unserm
Vaterlande mehr gibt. Ambos und Feder sind heute Waffen geworden in gleicher
Weise wie Torpedo und Handgranate, und was wir auf der Bühne des Werktags
hinter dem eisernen Vorhang der Front schaffen, wird über die Brücken der Ver-
kehrsstraßen an den gierigen Schlund der Schützengräben gebracht. Über die
Brücken der Verkehrswege. Es genügt nicht, daß überhaupt produziert wird,
sondern von gleicher Wichtigkeit ist die Möglichkeit der Beförderung der Produkte
an die Stätten des Verbrauchs. Jn unserm Kriegsamt hat einer das Wort ge-
prägt: „Der Krieg ist eine ?okomotivfrage". Dieser Ausspruch trifft zu und
charakterisiert am besten, was man unter moderner Kriegführung zu verstehen hat.
Noch immer ist Krieg. Aber der Friede wird kommen, und dann gilt es, Er-
kenntnisse und Fortschritte, die uns der Krieg gebracht hat, festzuhalten. Und wir
werden jenes Wort für die Friedenszeit umprägen müssen in ein anderes: Wollen
wir im internationalen Wettbewerb bestehen, müssen wir uns günstige Verkehrs-
bedingungen schaffen.
Wir blicken zunächst seewärts. Dabei kommen wir auf das Gebiet der
Kriegszielerörterung, wenn wir die Forderung auf freie Seefahrt unterstreichen.
Ein Seitenblick auf England zeigt uns, daß dieses nicht seiner industriellen Fähig-

leiten wegen das Übergewicht im Welthandel gewonnen hat, sondern weil es sich zum Frachtenführer der Welt aufzuspielen vermochte. Die wirtschaftliche Vorzugsstellung Englands liegt also auf dem Verkehrsgebiet. Ob es uns gelingt, im Friedensschluß die Forderung auf Freiheit der Meere durchzudrücken, steht dahin. Es ist natürlich von großer Bedeutung, wie diese Frage gelöst werden wird. Vorläufig können wir hierzu nichts tun, als diese Forderung unterstützen. Aber gleichwohl dürfen wir die Hände nicht in den Schoß legen, müssen uns vielmehr klar darüber werden, daß wir auch jetzt schon in der Lage sind, Richtlinien festzulegen, die unserer deutschen Seeschiffahrt von innen heraus eine starke Stütze geben und eine planmäßige Verwendung unserer Handelsschiffe für die Übergangszeit und darüber hinaus sicherstellen, denn die Frage der Rohstoffversorgung, deren Lösung in erster Linie unserer Überseeschiffahrt zufällt, ist vorläufig nicht mehr ein Unter» nehmen privater Kaufleute, sondern ein Feld von Reichswegen zu organisierender Tätigkeit. Aus dieser Erwägung heraus in der Hauptsache wird ja auch die private Schiffahrt vom Reich unterstützt werden. Fraglos wird unser Übersceschiffsraum iu starkem Maße in Anspruch genommen werden. Nun ist es ja unsern Werften möglich, trotz der ganz enormen Kriegslcistungen auch noch Zeit für Neubauten der Handelsflotte zu finden, auch liegt ja ein recht beträchtlicher Teil unserer Überseefahrzeuge in deutschen Häfen, sodaß sie bei Friedensbeginn sofort wieder ausfahren können. Aber andererseits fällt doch eine ganz beträchtliche Summe an Schiffsraum durch die Beschlagnahme unserer Schiffe in Auslandshäfen für unsere Zwecke fort. Da ergibt es sich denn von selbst, daß wir unsere Überseeschiffe im Ein- und Ausgang besser ausnützen müssen, als das vor dem Kriege üblich war; andererseits aber werden wir das Bestreben Kaben müssen, die für deutsche Rechnung bestimmten Frachten lediglich durch deutsche Schiffe heranbringen zu lassen, um, in Stärkung des nationalen Gedankens, den Wettbewerb der ausländischen Schiffe über ausländische Häfen auszuschalten, wobei wir übrigens auch den Umstand zu berücksichtigen haben, daß fremde Tonnage wahrscheinlich gar nicht zu unserer Verfügung stehen wird, da nnser verschärfter U-Boot-Krieg die Welttonnage in vorläufig nicht auszugleichender Weise dezimiert.

Die überseeischen Rohstoffquellen genügen jedoch nicht, um unser Rohstoffbedürfnis nach dem Kriege restlos zu befriedigen. Wir sind nun in der glücklichen Lage, in einen engen wirtschaftlichen Zusammenschluß mit unsern Bundesgenossen im Südosten treten zu können, der die Nutzbarmachung aller wirtschaftlichen Kräfte und den regen wechselseitigen Güteraustausch bezweckt. Dieser wirtschaftliche Zusammenschluß der Zentralmächte hätte aber nur problematischen Wert, wenn wir nicht ein Verkehrsstraßennetz schaffen wollten, das derartige Verkehrsunzulänglichkeiten ausschließt, wie sie der jetzige Krieg offenbart hat.

Deutschland trägt gewissermaßen einen Januskopf, dessen eines Antlitz dem Meere und dessen anderes unfern Verbündeten im Südosten zugewandt ist. Aus

diesem Grunde sind auch Deutschlands BinnenverkeKrsaufgaben zwiefacher Natur: Unsere Binnenverkehrsstxaßen sind einmal geeignet, deutschen Waren die Weit» bewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt zu erhalten, wenn unsere Jndustriezentren durch ein weitverzweigtes Zubringernetz an die Seehafen angeschlossen sind, und wechselseitig sollen sie eine Verteilung der von Übersee herangekommenen Güter von den Seehäfen aus möglichst bis zur Fabrikationsstätte oder direkt in den Verbrauch auf dem Wasser- oder Eisenbahnwege infolge einer möglichst weiten Verästelung und unter Anschluß und Ausbau des Verkehrsnetzes unserer Bundesgenossen gewährleisten. Da der billigste Verkehrsweg immer das Wasser ist und im Wettbewerb des Güteraustausches die Höhe der Frachtkosten zum großen Teil mit entscheidet, erweist sich in erster Linie ein großzügiger Ausbau der Binnenwasserwege als nötig. Es liegt nun eine ganz erhebliche Anzahl von Wasserstraßen-Projekten vor, deren Erörterung im einzelnen nicht in den Rahmen dieser Be» trachtung gehört. Es ist hier nur darauf hinzuweisen, daß, abgesehen von einigen Plänen, die lediglich lokale Bedeutung haben, die Verwirklichung aller Projekte im allgemeinen deutschen Jnteresse liegt. Jhre Durchführung ist letzten Endes eine militärische und wirtschaftliche Notwendigkeit. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß wir in Kriegszeiten vom Seeverkehr abgeschlossen sind, daß es dann gilt, den Güteraustausch von der Nordsee bis zum Orient allein auf den Binnenverkehrswegen zu bewältigen, und daß dann die Binnenwasserstraßen den Eisenbahnverkehr noch mehr entlasten sollen als im Frieden. Jn diesem Kriege ist — eben infolge des mangelnden Ausbaues unserer Binnenwasserstraßen — unser Wirtschaftsleben durch die außergewöhnliche Belastung der Eisenbahnen stark unter einem Druck gehalten worden, der noch dadurch verstärkt wurde, daß die Eisenbahnverwaltung in unverständlicher Weise für eine Reihe von Gütern Aus» nahmetarife einführte, dadurch den sonst auf den Wasserweg angewiesenen Verkehr von diesem abzog und den Bahnverkehr auf eine Probe stellte, die zu bestehen ihm nicht gelungen ist.

Wie sind die zum Ausbau der Wasserstraßenprojekte nötigen Gelder zu beschaffen? Laut Reichsverfassung untersteht die Herstellung der Wasserstraßen der Beaufsichtigung und der Gesetzgebung des Reiches. Es ist klar, daß alle Bundesstaaten, die Verkehrspolitik treiben, sich auch für die finanzielle Jnanspruchnahme des Reiches zum Ausbau und zur Schaffung von Binnenschiffahrt^ wegen aussprechen werden, denn in den heutigen Zeiten der übermäßigen finanziellen Belastung auf allen Gebieten ist kein einzelner Bundesstaat in der Lage, für sich allein in die Hunderte von Millionen beanspruchende Projekte zur Durchführung zu bringen. Aber hierzu liegt ja auch gar keine Notwendigkeit vor, da derartige Pläne dem gesamten deutschen Wirtschaftsleben zugute kommen nnd also das Reich einspringen muß. So nimmt z. B. Bayern, das sich für den Bau des Main—Donau-Kanals einsetzt, für diesen Zweck das Relch in Anspruch, und auch in Hamburg, wo man den Elbe—Oder»Kanal propagiert, behandelt man die

Frage der Reichssubvention für die Binnenschiffahrtsstraßen als etwas Selbst-
verständliches. Und schließlich bekennt sich ja die Reichsregierung selbst zu diesem
Standpunkt, wenn sie im Ergänzungsetat zum Etat für 1917 Mittel für
die finanzielle Beteiligung des Reiches an dem Bau von Binnen»
Wasserstraßen angefordert hat. Wir dürfen annehmen, daß sich auch der Reichs-
tag für diese wichtigen Aufgaben einsetzen wird, denn dieser hat seinerzeit
den Reichskanzler ersucht, eine Denkschrift über die voraussichtlichen finanziellen
und wirtschaftlichen Wirkungen und Ergebnisse einer Vereinheitlichung des
deutschen Eisenbahnwesens unter Einbeziehung des Binnenwasserstraßenwesens
Vorzulegen und hierzu eine Fachkommission einzuberufen. Ein nationalliberaler
Antrag geht noch weiter, indem er die Übernahme der Wasserstraßen fordert. Der
Gedanke hat also bereits starke Wurzeln geschlagen.
Die eben erwähnte Forderung des Reichstags auf eine Denkschrift über
die Vereinheitlichung des deutschen Eisenbahn» und Binnenwasserstraßenwesens
führt zurück auf die mit zäher Energie vorgebrachten PZäne des Ministerial-
direktors a. D. Dr. Kirchhoff, die dieser in seiner Broschüre über die „Reichs-
bahnen" und in verschiedenen Artikeln niedergelegt hat. Kirchhoff propagiert den
Plan der „Reichsbahn" und sucht die praktische Losung des schwierigen Problems
auf föderativer Grundlage in der Richtung, daß die Bundesstaaten ihren Eisen-
bahnbesitz zu einer „die Reichsbahn" genannten Gründung vereinigen. Diese
wird vom Reich durch eine aus allen Bundesstaaten zu besetzende Zentralver»
waltung einheitlich geleitet, während die Eisenbahndirektionen und unteren Jn-
stanzen Landesbehörden bleiben. Die Finanzgebarung soll auf den kaufmännischen
Grundsätzen der Abschreibungen beruhen, die lediglich als Vermögensvermehrung
anzusehenden direkten und indirekten Tilgungen in Form von Eisenbahnertra-
vrdinarien usw. sollen beseitigt, an deren Stelle Betriebs- und Bauetats ringe»
führt, die Betriebseinrichtungen selbst systematisch vereinfacht werden. Hiervon
Verspricht sich Kirchhoff eine erheblich günstigere Betriebs- und Wirtschafte^
führung des gesamten deutschen Eisenbahnwesens, deren finanzielle Wirkung
nach seiner fachmännischen Schätzung mit einer Milliarde verbesserten Jahrcs-
trträgm'sses nicht zu hoch veranschlagt sei. Er will hiervon dem Reich für die
Verwaltung der im übrigen im Besitz der Bundesstaaten verbleibenden Bahnen
eine halbe Milliarde zuteilen, sodaß für die an der Gründung beteiligten Einzel-
staaten noch eine Verbesserung ihrer bisherigen Eisenbahnüberschüsse in gleicher
Höhe übrig bliebe.
Der Kirchhoffsche Gedanke hat, wie der Antrag des Reichstags auf Ein-
bringung einer Denkschrift über diese Frage beweist, in weiten Schichten guten
Nährboden gefunden. Umso bedauerlicher ist deshalb der Widerstand gegen den
Reichsbahngedanken bei verschiedenen Bundesstaaten, zumal diese ohne weiteres
die Forderung der Reederkreise an den Reichssäckel auf Unterstützung der Seeschiff'
fahrt unterschreiben, ja selbst an die Hilfe des Reiches appellieren, wenn es

gilt, die von ihnen gewünschten Binnenwasserstraßenprojekte zu fördern. Jst e< da nicht selbstverständlich, daß die Bundesstaaten nun auch ihrerseits in der Frage der Vereinheitlichung des Eisenbahnwesens entgegenkommen, wenigstens insoweit, als sie der Übertragung der Verwaltung ihrer Eisenbahnen auf das Reich zustimmen? Man kann billigerweise nicht verlangen, daß das Reich lediglich Verpflichtungen übernimmt, ohne Rechte einzutauschen. Hier wird es sich zeigen, ob die im Krieg so vielfach erprobte Einheit des deutschen Volkes sich auch auf den Frieden übertragen läßt. Auch hier gilt es das gesamte deutsche Jnteresse.

Aber die Zeit eilt. Die derzeitige Tarifpolitik der Verwaltung der Eisenbahnen des größten deutschen Bundesstaates und die pessimistischen Ausführungen des bayerischen Verkehrsministers v. Scidlein im bayerischen Eisenbahnrat über die Zukunft der bayerischen Staatseisenbahnen legen die Dringlichkeit tiefgehender Reformen im Eisenbahnwesen Deutschlands nahe, aber die Reformen dürfen nicht auf dem bequemen Weg der Tariferhöhung erfolgen — wie soll sich da das durch den Weltkrieg schwer getroffene Wirtschaftsleben Deutschlands wieder heben können? —, sondern müssen von innen heraus durch Hebung der Zeistungs' fähigkeit erfolgen. Den Weg dazu zeigt uns Kirchhoff.

Jst man aber einmal auf dem Wege, alle die vorerwähnten Forderungen zu erfüllen — und die Zeit der Erfüllung wird kommen, nur belastet jeder Aufschub unser Wirtschaftsleben immer schwerer und verschiebt er nur die Eisenbahnfinanzen der einzelnen Bundesstaaten auf gefährliche Geleise —, so ergibt sich von selbst die Notwendigkeit der Errichtung cin,qr Stelle, die sämtliche deutschen Verkehrsinteressen umfaßt, der Errichtung eines Reichsverkehrsamts.

Aus diesem Grunde erscheint der oben erwähnte nationalliberale Antrag, der die Errichtung eines Reichsamts ledigl,ich für Wasserstraßen fordert, als zu eng gefaßt, weil er unsere zukünftige Vcrkehrspolitik nicht erschöpft. Das Reichsverkchrsamt hätte vielmehr alle Verkehrsintcressen und alle Verkehrsaufgaben wahrzunehmen, die der Binnenschiffahrt und die des gesamten Eisenbahnwesens, und auch die der Seeschiffahrt müßten ihm unterstellt werden. Man hätte wohl ursprünglich daran denken können, die Seeschiffahrt, die ja begrifflich eng mit der Frage der Rohstoffversorgung zusammenfällt, in das Reichskommissariat für Ubergangswirtschaft zu verweisen; man muß aber diesen Gedanken aufgeben, denn es ist nötig, daß alle Verkehrsinteressen von einer einzigen Stelle aus geleitet werden, da nichts ungünstiger auf den Verkehr einwirkt als Dezentralisation und Behandlung der Verkehrsfragen auf dem verzögernden und bürokratischen Weg durch Verkehr von Reichsstelle zu Reichsstelle. Nur eine einheitliche Handhabung aller Verkehrsintcressen verbürgt sachgemäßes Hand-in-Hand-Arbeiten aller Verkehrsmittel und den Ausgleich von Verkehrssonderinteressen zum Wohle des Ganzen.

Die Dringlichkeit der im vorstehenden, im August 1917 entstandenen Artikel
aufgestellten Forderungen hat die inzwischen abgelaufen« Zeit noch unterstriche».
Die Regierung der Vereinigten Staaten hat Hand auf die Eisenbahnen des
Landes gelegt, um den Verkehr zu vereinheitlichen, und in England schickt man
sich an, den gleichen Weg zu beschreiten. Jst es an sich schon beschämend, daß wir
unseren Feinden in dieser wichtigen Frage den Vortritt gelassen haben, so sollte
es nun kein Hemmnis für uns mehr geben, um die Vereinheitlichung des gesamten
Verkehrs endlich mit um so größerer Energie in die Hand zu nehmen.
Der Versuch, die Kriegsschuldfrage an der Hand der Farbbücher zu losen,
ist bereits ebenso oft, wie eingehend unternommen worden, sodaß es überflüssig
erscheinen könnte, sich nochmals damit zu befassen. Bei der ungeheuren Fülle
des vorliegenden Materials ist jedoch die einfache gerade Linie der Beweisführung
nicht immer eingehalten, häufig sogar gänzlich übersehen worden. Man hat das
Augenmerk zu sehr auf die zahllosen „Jndizien", die man dann mit großer Aus»
führlichkeit behandelte, gerichtet uud bei diesem indirekten Verfahren den Blick
für die gegebene Möglichkeit einer unmittelbaren Beweisführung beinahe vor-
loren. Aus den Veröffentlichungen der Farbbücher soll hier nunmehr ein kurz«
Abschnitt herausgeschält werden, dessen Bettachtung, allein genommen, uns rest-
losen Aufschluß über die Schuldfrage gibt, selbst wenn andere zwingende Be-
weise nicht vorliegen würden. Ausdrücklich sei bemerkt, daß der Darlegung dieses
Vorganges die amtliche Korrespondenz der kgl. britischen Regierung betreffs der
europäischen Krise in der autorisierten Übersetzung, d. h. also das authentische
englische Blaubuch zu Grunde gelegt ist.
„Es sei nun freilich zu spät", lesen wir im Blaubuch Nr. 88, „jedes mili-
tärische Vorgehen gegen Serbien einzustellen, da ich vermute, daß binnen kurzer
Zeit die österreichisch-ungarischen Truppen in Belgrad einziehen und einen Teil
serbischen Gebiets besetzen würden. Aber sogar dann wäre es noch möglich,
irgendeine Vermittlung ausfindig zu machen, wenn Dsterreich-Ungarn — daS
von ihm bereits besetzte Gebiet behaltend, bis es von Serbien vollständig be-
friedigt — erklärte, daß es nicht weiter vorrücken würde, bis die Mächte einen
Versuch gemacht hätten, zwischen ihm und Rußland zu vermitteln." Bekanntlich
hat Grey am 29. Juli 1914 diesen Vermittlungsvorschlag gemacht. Danach
sollten also auch nach der Besetzung Belgrads durch die österreichischen Truppe»

die Verhandlungen fortgeführt und auf dieser Grundlage eine Verständigung er» zielt werden. Weniger bekannt — aber darum nicht weniger beachtenswert — dürfte es sein, daß dieser Vorschlag eigentlich gar nicht von Grey selbst herrührt. Seine Entstehungsgeschichte entnehmen wir Nr. 76 des Blaubuches, einem Tele-gramme des englischen Botschafters Goschen in Berlin an Grey. Hierin heißt es: „Mein französischer Kollege (Jules Cambvn, d. Verf.) sagte, daß, nach-dem österreichisch-ungarische Truppen serbischen Boden betreten und demnach dem militärischen Ansehen der Donaumonarchie Genüge geleistet worden sei, der günstige Augenblick nach seinem Dafürhalten kommen dürfte, um den vier nicht direkt beteiligten Mächten zu gestatten, über die Lage zu beraten und Vorschläge auszuarbeiten, damit keine gefährlichen Verwicklungen entstünden. Diese Aus-führungen schienen dem Unterstaatssekretäx beachtenswert, denn er sagte, daß das eine ganz andere Sache als die von Jhnen vorgeschlagene Konferenz sei." Der letzte Grey'sche Vorschlag kam also erst zur Sprache, nachdem der deutsch« Unter-staatssekretär Zimmermann in einer Unterredung mit dem französischen Botschafter in Berlin sich vorher bereits zustimmend über ihn geäußert hatte, und so sieht man, wer seine eigentlichen geistigen Urheber sind. Grey, der die Äußerung tat, „Serbien müsse natürlich bis zu einem gewissen Grade gedemütigt werden", (Blau-buch Nr. 90), schien seinem Ausspruch gerecht zu werden. Aus eben diesem Grunde hatte auch der deutsche Unterstaatssckretär zu dem Vorschlage sagen können, „daß das eine ganz andere Sache als die von Grey vorgeschlagene Konferenz sei".
Die deutsche Regierung übermittelte besagten, nunmehr offiziell von Grev am 29. Juli gemachten Vorschlag sogleich nach Wien. Am 30. Juli berichtet darüber der englische Botschafter in Berlin in einem Telegramm an Grey, wie folgt: „Der Staatssekretär teilt mir mit, daß sogleich nach Empfang des Telc-grammes, in welchem Fürst Lichnowsky seine letzte Unterredung mit Jhnen be-beschrieb, er bei der österreichisch-ungarischen Regierung anfragte, ob sie eine Vermittlung unter der Bedingung annehmen wolle, daß ihre Truppen Belgrad oder irgend einen anderen Punkt besetzten und sie von dort aus ihre Forderungen veröffentlichte." (Blaubuch Nr. 98.) Auf das betreffende nach Wien gerichtete Telegramm hat von Bethmann-Hollweg in seiner Reichstagsrede vom 9. No» vember 1916 Bezug genommen und gleichzeitig vor aller Öffentlichkeit den Be-weis erbracht, mit welcher Dringlichkeit er in Wien „auf den Knopf gedrückt hat". Die diesbezügliche Stelle lautet: „Das politische Prestige Österreich-Ungarns, die Waffenehre seiner Armee, sowie seine berechtigten Ansprüche gegen Serbien könnten durch die Besetzung Belgrads oder anderer Plätze hinreichend gewahrt werden. Wir müssen daher dem Wiener Kabinett dringend und nachdrücklich zur Erwägung geben, die Vermittlung zu den angebotenen Bedingungen anzunehmen. Die Verantwortung für die sonst eintretenden Folgen wäre für Österreich-Ungarn und uns eine ungemein schwere." Der deutsche Reichskanzler durfte also mit Recht behaupten, „er hatte in Wien sein

Bestes getan, vielleicht sogar mehr, als am „Ballplatz" erwünscht". (Blaubuch
Nr. 408.) Seine Bemühungen, in Wien zum Frieden und zur Mäßigung ang««
halten zu haben, sollten, trotzdem sie durch die russische Mobilisation stark beein-
trächtigt wurden, aber auch nicht ohne Erfolg sein!
Nr. 51 des Rotbuches vom 31. Juli 1914 zeigt bereits die Bereitwilligkeit
Österreichs, dem Grey'schen Vorschlag näher zu treten, und tags darauf findet die
Annahme der Vermittlung von englischer Seite durch folgeudes Telegramm
Greys an seinen Botschafter in Petersburg ihre Bestätigung: „Es wird mir von
bester Quelle berichtet, daß die Regierung ÖsterreichwUngarns derjenigen des
deutschen Reiches mitgeteilt habe, daß — trotzdem die Lage durch die Mobilisation
Rußlands umgestaltet worden sei, — sie in Anerkennung der von England im
Jnteresse des Friedens unternommenen Schritte bereit wäre, meinen Vorschlag,
zwischen Österreich-Ungarn und Serbien zu vermitteln, in Erwägung zu ziehen.
Die Folge dieser Annahme würde natürlich die sein, daß gegenwärtig Österreich-
Ungarn immer noch militärisch gegen Serbien vorginge, und daß die großbri-
tannische Regierung in diejenige Rußlands dringen würde, ihre gegen Österreich-
Ungarn gerichtete Mobilisation zu unterbrechen; in diesem Falle würde dann
Österreich-Ungarn natürlich seine militärischen Gegenmaßnahmen in Galizien,
welche der Kaiserlichen und Königlich«n Regierung durch die russische Mobili-
sation aufgezwungen würden, widerrufen.
Berichten Sie dem Minister des Äußern darüber. Fügen Sie bei, daß, wenn
Rußland der Annahme des Vermittlungsvorschlages seitens Österreich-Ungarns
eingedenk, sich zur Einstellung seiner Mobilisation verstehen könne, es noch möglich
scheine, den Frieden zu erhalten." (Blaubuch Nr. 135.)
Jede Erläuterung erübrigt sich. Der Vorgang istsonnenklar,
undwiewir sehen, dieAnnahme derGrey'schenVermitt-
lung s e i t en s Ö st er r e i ch - U n g ar n s und Deutschlands auch
vonamtlicherenglischerSeitezugegeben.
Wie verhÄt sich nun die russische Regierung zu dem gleichen Vorschlage?
Am 30. Juli drahtete Grey den Verständigungsvorschlag an seinen Peters-
burger Botschafter Buchanan. Das Telegramm trägt im Blaubuch die Nummer
103 und beginnt mit folgenden Sätzen: „Der deutsche Botschafter teilt mir mit,
daß die Reichsregiernng sich bemühen werde, Österreich-Ungarn dahin zu beein-
flussen — nachdem es Belgrad eingenommen und serbisches Gebiet besetzt haben
würde — ein Versprechen abzugeben, nicht weiter vorzudringen. Währenddessen
würden die Mächte Serbien zu beeinflussen suchen, Österreich-Ungarn Genugtuung
zu leisten. Die österreichisch-ungarischen Truppen würden natürlich serbisches
Gebiet erst wieder räumen, wenn die Donaumonarchie volle Befriedigung erlangt
hätte. Jch schlug dies gestern als mögliches Mittel, die Lage zu entspannen, vor,
und durch seine Anwendung dürften weitere militärische Vorbereitungen hoffent»

Blaubuch Nr. III
lich allerseits eingestellt werden." Und dieses wichtige Dokument schließt:
„Es ist dies nur ein dünner Faden, an dem der Frieden noch hängt, aber der
einzige, der, wenn der russische Minister des Äußern sich mit Berlin nicht
verständigen kann, mir in den Händen geblieben ist." Die russische Antwort auf
dieses Grey'sche Telegramm finden wir im Blaubuche Nr. 120. Der in Betracht
kommende Teil dieser Note, der auch unter dem Namen der zweiten Ssasonowschen
Formel bekannt ist, beginnt mit folgender Bedingung: „Wenn Hsterreich-Ungarn
mit dem Vorrücken seiner Truppen auf serbisches Gebiet einhAt, usw. usw." und
schließt „so wird Rußland einwilligen, seine zuwartende Haltung weiter zu beob-
achten". Von Belgrad ist mit keiner Silbe die Rede. Daß die russische Regierung
dem Ansuchen, zwecks Entspannung der Lage die militärischen Vorbereitungen ein-
zustellen, nicht nachkam, — in Petersburg hatte man schon die Generalmobilisation
verfügt! — soll in diesem Rahmen nicht näher erörtert werden, obgleich das über-
aus Folgenschwere dieser Tatsache keineswegs übersehen werden kann. Hier soll
lediglich festgestellt werden, daß Rußland dem Angelpunkte des englischen Vor-
schlages in voller Absichtlichkeit aus dem Wege gegangen ist. Jm Gegensatz zn
Grey blieb Ssasonow dabei, die sofortige Einstellung des österreichischen
Vorrückens zu fordern, und wich auch in dieser Sache von kapitalster Bedeutung
keinen Schritt von seiner früheren Haltung ab. Noch in einem Telegramm, da<
vom 1. August datiert, setzt Buchanan Grey von einem Gespräch in Kenntnis, das
Ssasonow am Abend vorher, — also am 31. Juli — mit dem ösierreichisch-
ungarischrn Botschafter in Petersburg geführt hat, worin der Erstere die beab»
sichtigten Verhandlungen in London mit dem Grunde der Beschießung Belgrads
durch die Österreicher ablehnt. Die betreffende Äußerung Ssasonows lautet nach
Blaubuch Nr. 139 in wörtlicher Wiedergabe: „Die einzige Stelle, an welcher
eine erfolgreiche Besprechung dieser Frage erwartet werden dürfe, sei London,
aber eine solche Besprechung sei eben durch die Beschießung der nur wenig be»
festigten Stadt Belgrad durch österreichisch-ungarische Truppen unmöglich gemacht
worden." Ssasonow steht also hier nach wie vor in vollkommenem Widerspruch
zu Grey, der doch gerade als die einzige geeignete Möglichkeit einer Vermittlung
und friedlichen Lösung Verhandlungen nach der Besetzung Belgrads durch die
Lsterreicher vorschlug. Rußland hat also den Grey'schen Ver-
ständigungsvorschlag abgelehnt. —
Wie hat sich nun Grey gegenüber der Tatsache der russischen Ablehnung be-
nommen? Finden wir in den amtlichen englischen Veröffentlichungen irgend»
welchen Beleg dafür, daß Grey auf die russische Regierung zur Durchsetzung seines
Vorschlages auch nur die allerkleinste Pression ausgeübt hätte, finden wir eine
Aktion des englischen Premiers, die der von Bethmann-Hollweg in Wien ver,
glcichbar wäre? Mit vergeblicher Liebesmüh' endet jedwedes Suchen! Und
doch wußte Grey, daß mit dem Scheitern gerade dieses Vorschlages die allerletzt«
Friedensaussicht dahinschwand ! ! ! —

Wie vermag Grey diese gänzliche Passivität mit der von ihm so häufig be-
teuerten, mit so großem Pathos betonten Friedensliebe in Einklang zu bringen?
Erscheint nicht seine Rolle in einem sehr verdächtigen Lichte; neigr nicht die Wage
immer entschiedener zu seinen Ungunsten? Aber man braucht sich nicht bei Ver»
dachtsgründen, und wären es noch so belastende, aufzuhalten, wenn man einen
vollgültigen Beweis in den Händen hält. Dieser Beweis ist im Blau-
buch'lll gegeben. Lesen wir, wozu Grey sich hier verpflichtet hat: „Heute
morgen sagte ich dem deutschen Botschafter, daß, wenn es Deutschland gelänge,
einen Vorschlag zu machen, aus welchem zu ersehen wäre, daß das Letztere es sich
angelegen sein ließe, zusammen mit Lsterreich Ungarn den Frieden Europas zu
wahren, und daß ein Verweigern Rußlands und Frankreichs, den unterbreiteten
Vorschlag anzunehmen, von ihnen unvernünftig wäre, ick eine solche Anregung
gerne in Paris und St. Petersburg unterstützen würde, sogar mit meinem Bei-
fügen — sollten Rußland und Frankreich verweigern, dieselbe in Betracht zu
ziehen — die Regierung Seiner Majestät würde sich mit den aus solcher Abweisung
entstehenden Folgen nicht länger befassen."*)
Hier wollte sich Grey eine Art von Alibibeweis verschaffen, aber da es ein
gefälschter war, führte dieser Versuch zu seiner völligen Entlarvung. Den Be-
mühungen Deutschlands war es gelungen, einen Vorschlag zur Sprache zu bringen,
der den Frieden Europas zu wahren berufen gewesen wäre, allein Rußland bat
die Annahme des unterbreiteten Vorschlages verweigert. Wo aber blieb
die von Grey feierlichst abgegebene Verpflichtung, im
FalleeinerAbweisung,dieGefolgschafkzukündigen?
Wie die allgemein gehaltenen Friedensbeteuerungen Greys nichts als leere
Phrasen waren, so beruhte auch seine ganze Vermittlungsaktion nur auf bewußt
gewolltem Schein; das ist jetzt einwandfrei bewiesen. So weit die Erde reicht,
keine Verteidigung wird mehr im Stande sein, den Entlarvten dem Richtersprnch
zu entziehen, der allein auf „s ch u l d i g" lauten kann.

*) Auch hier ist die amtlich beglaubigte Übersehung benutzt, das Deutsch ist wenig erfreulich und
unklar. Bernstein übersetzt weit besser: „Ich sagte heute zum deutschen Botschafter, wenn Teutschland
irgendeinen vernünftigen Vorschlag zur Sprache bringen könnte, der es klar machte, daß Teutschland
und Österreich den Frieden Europas zu bewahren trachteten und daß Rußland und Frankreich un-
billig handeln würden, wenn sie ihn ablehnten, so würde ich ihn in Paris und St. Petersburg
unterstützen nnb würde soweit gehen, zu erklären, daß, wenn Rußland und Frankreich ihn nicht an-
nähmen, Seiner Majestät Regierung nichts mehr mit den Folgen zu tun haben werde."

Richard May.
Die Gefahrdung des Staatsqedankens.
Wie mit einem Zauberschlage erstand, als immer greifbarer kriegerische Ver-
wickelungen drohten, machtvoll und alles überschattend der Staatsgedanke. Tie
gewaltige Not des beginnenden Weltkrieges weckte ihn aus seinem langen, allzu
langen Dornröschenschlaf. Wie ein Sichselbstbesinnen ging es durch das deutsche
Volk, das in den Tagen raschen wirtschaftlichen Aufstieges und kultureller Blüte
den Staat nur noch als einen lästigen Mahner, als die Verkörperung unerfreu-
lichen Zwanges betrachtet hatte. Jm Steuerzettel, in einer Überfülle von Ver-
ordnungen und Pflichten schien sich für weite Kreise seine Aufgabe zu erschöpfen.
Und nun war er plötzlich im tiefsten Empfinden der Massen verankert. Man be-
griff, daß er jedem Einzelnen doch etwas ganz anderes bedeutet hatte, als man
bis dahin wahr haben wollte. Vor allem der Jugend. Jn eine graue öde, in
eine gähnende Leere war sie hineingeraten. Das Reich, für das die Väter auf den
Schlachtfeldern geblutet, wie die Großväter Verfolgung erlitten und in Kerkern
geschmachtet hatten, war für sie etwas geschichtlich Gewordenes, eine Selbstver
ständlichkeit, die man sich nicht mehr fortdenken konnte. Das heranwachsende Ge-
schlecht hat kaum je mit dem Gedanken gespielt, daß die Reichsgründung und die
glänzende Entwicklung, die sich ihr anschloß, noch einmal in Frage gestellt
werden könnte.
Es wird vielleicht später einmal an der Zeit sein, die Geschichte dieser Jugend
zu schreiben, die anders als die Generationen vor ihr ohne große Jdeen aufwuchs.
Sie selbst trug freilich nicht daran die Schuld. Aus den Gründerjahren her und der
Zeit, die ihr folgte, überkam ihr noch eine stark materialistisch gefärbte Weltcn'f-
sassung. Man braucht sich mir zu vergegenwärtigen, in welcher Umgebung sie
aufwuchs. Der Stil, oder besser die Stillosigkeit der achtziger und neunziger
Jahre, gegen die erst das letzte Jahrzehnt entschieden Stellung genommen, dat
ohne Zweifel hemmend auf sie eingewirkt. Wir schaudern heute, wenn wir die
Unkultur in Möbeln und Ausstattung, die nüchterne Gleichförmigkeit der Häuser,
die Wesenlosigkeit des Kunstgewerbes uns vor Augen führen. Und haben je, e
Jahre uns literarisch oder künstlerisch so viel hinterlassen? Ein paar Namen
werden aufgezählt, deren Träger noch in sie hineinragen, ohne ihr anzugehören.
Eigenes aber hat sie nur spärlich hervorgebracht. Und war es in der Politik
anders? Seitdem Ende der siebziger Jahre die Wirtschaftsfragen zur Zer»
klüftung unseres Parteiwesens geführt haben, ist nicht wieder um große idra»
listische Gedanken gerungen worden. Nur hier und da wetterleuchtete es einmal,
wenn wie bei der Lex Heinze die Gefahr reaktionärer Unterdrückung allzudeutlich
sichtbar wurde. Erst die Reichstagsauflösung von 1906 gab vorübergehend eine«

gewissen Aufschwung. Die Kämpfe aber um Erbschaftssteuer und Branntwein-
abgaben drängten bald wieder alles in den Hintergrund und gaben der poli-
tischen Lage ihr Gepräge. Nur auf zwei Gebieten, die in demselben Boden ihre
Wurzeln haben, war eine Blüte zu verzeichnen: in der Technik und in den Natur-
Wissenschaften. Aber bei aller Anerkennung ihrer überragenden Leistungen, auch
sie haben auf die Jugend nicht im idealistischen Sinne gewirkt. Wenn wir ganz
davon absehen, daß die großen Entdeckungen zu einer gewissen Skepsis gegenüber
Althergebrachtem führten, daß die technischen Errungenschaften von der Jngend
«ur allzu häufig in blanke Münze umgerechnet wurden, viel schlimmer war es,
daß die Naturwissenschaft Ansprüche erhob, die noch weiter zur Entseclung unseres
seelischen und geistigen Lebens führen mußten. Wie einst Büchners „Kraft und
Stoff" Mode gewesen war, so wurden es die Welträtsel und alles, was im Bann-
kreise eines übertriebenen Darwinismus stand. Und neben all diesen unerfreu'
lichen Erscheinungen machte sich wieder wie immer in den Tagen des Wohlstandes
und einer kulturellen Lurusfreudigkeit ein Weltbürgertum breit. Man muß die
^Unterhaltungen in den höheren Klassen unserer Gymnasien und auf unseren Hoch»
schulen kennen gelernt haben, um zu begreifen, wie trostlos leer jene Zeit um die
Wende des Jahrhunderts gewesen ist. Wer dieser Generation selbst angehört, der
neiß, daß ihr der Sinn für die wirkliche Buntheit des Lebens fehlte. Jhr klang
nichts, wie sie auch nichts in die Welt hinein geheimnißte. Jm Gegenteil, man
darf wohl sagen, ohne zu hart zu sein, daß sie dank der Erziehung, die sie genossen
hatte, sich die Welt selbst entgötterte.

Und nun kam der Krieg. Rein seelisch hat er für Millionen eine Erlösung
bedeutet. Die Erkenntnis, daß es unendlich viel Gemeinsames gab, wofür sich zu
kämpfen lohnte, daß sich unter der ewig glatten Spiegelfläche unseres Lebens noch
in den Tiefen Geheimnisse verbargen, daß es ein rätselhaftes Erleben und Emp-
finden gab, drängte sich plötzlich dieser Jugend auf. Zwei Millionen Kriegsfrei-
willige! Jn dieser Zahl liegt die gewaltige Umwertung ihrer Begriffe, liegt die
Renaissance ihres Jdealismus begründet. Was bis dahin ein versteinerter be-
griff gewesen war, der Staat, reckte und streckte sich als ein lebendiger Organismus.
Eine Umkehrung jener vielen ovidischen Verwandlungsmärchen, wo»S?enschen in
der Stunde der Not zu Steinen erstarrten. Das gesamte Volk empfand schein-
bar plötzlich und unvermittelt den Staat als die Verkörperung seines eigenen
Sehnens und Trachtens. Der Staat wurde ihm wieder Blut von seinem Blut
und Fleisch von seinem Fleisch. Scheinbar unvermittelt, sagten wir, denn unbe-
wußt hat diese Auffassung des Staates immer in seiner Seele geschlummert. Sie
ist ja gerade ein Kennzeichen deutscher Geistesrichtung, ein Erzeugnis jener
Mystik, die heimlich und unvermerkt in seinem Wesen träumt.

Jmmer größer und umfassender, immer härter und zwingender sind während
der Dauer des Krieges die Gebote des Staates geworden. Nicht mehr wie
früher forderte er nur die Einsetzung des Lebens und beträchtliche Abgaben an

Geld und Geldeswert, er griff in die Freiheit jedes Einzelnen, er schaltete mit:
allem, was wir als unveräußerliches Eigentum der Persönlichkeit zu betrachten
pflegen. Noch eine der geringsten seiner Forderungen ist der Hilfsdienst, denn er
ist in Wirklichkeit nur ein Ausbau der alten Scharnhvrst-Boyenschen allgemeinen
Wehrpflicht, die er bis in ihre letzten Folgerungen erfaßt. Aber was haben
nicht sonst alles Gesetz und Verordnung in diesen dreieinhalb Jahren geregelt!
Man wird häufig an die engen Schranken mittelalterlichen Städte» und Zunft-
wesens erinnert. Die Nahrung abgeteilt und jedem Einzelnen zugemessen. Die
Kleidung ihrer Menge nach zugemessen, die Zeit für Wachen und Schlafen fast auf
die Stunde bestimmt, dazu eine Beschränkung aller durch die Verfassung gegebenen
Rechte. Trotzdem wäre dies noch erträglich gewesen, wenn die staatliche Ma>
schinerie mit jener Sicherheit gearbeitet hätte, die wir vor dem Kriege'eigentlich
immer als selbstverständlich angenommen haben. Man verschließt so gern die-
Augen vor der ungeheuren Umstellung, die diese Maschinerie erfahren mußte, man
will ihr nicht zugute halten, was man an jedem Einzelnen sonst als Entschuldigung
gelten läßt: den Mangel an Hilfsmitteln. Wir vergessen so gern, daß die Be-
amtenschaft nicht die gleiche ist wie vor dem Kriege, daß auch der Heeresdienst einen
großen Teil dieser besten Kräfte für sich in Anspruch genommen hat. Und dann
die Aufgaben! Wie schwer ist es jedem einzelnen von uns geworden, starre, fest-
stehende Begriffe umzuschmelzcn, umzudenken, denn so wenig von dem, was für
uns elementarer Grundsatz gewesen ist, hat den Erfahrungen dieser revolutio-
närsten Zeit unserer Geschichte stand gehalten. Kaum ein Lehrsatz, der nicht
widerlegt worden wäre. Ist es wirklich so überraschend, daß unser Beamten«
körpcr, gerade weil er mit der Präzision einer Maschine arbeitet, nicht rasch genug
den neuen umstürzenden Erfahrungen Rechnung tragen konnte? Die Schwer-
fälligkeit unserer Bürokratie, die durchaus nicht immer einen Nachteil bedeutet,
— sie soll ja eine gewisse Stetigkeit verbürgen — hat sich hier bitter gerächt. Gr?
wiß, auch das Kleinliche, Engherzige, das wir gerade im deutschen Norden so ofr
peinlich empfunden haben, ist mehr als nötig zur Geltung gekommen. Aber qegcn
wir lciden,Dnd Kriegserzeugnisse. Man kann sie ganz ruhig als Gesetzersatz be-
zeichnen, der verschwinden muß, wenn das Kriegeende dem freien Spiel der.Kräfte
wieder Raum läßt. Wir wollen uns vor übertriebener Bitterkeit hüten. Wo ae-
fcblt worden ist, da wird in ruhigen Tagen bei klarerem Urteil für gründliche Ab»
hilfe gesorgt werden müssen. Wir werden vor allem danach zu streben haben, daß
di? Staatsmaschinerie leichter und beweglicher wird. Ob der Parlamentarismus
an sich das Heilmittel oder auch nur ein Heilmittel ist, müssen wir abwarten, so
lange wir seine Einwirkung auf das deutsche staatliche Leben nicht kennen. Ein
Vergleich mit fremden Staaten erscheint auf jeden Fall unangebracht. So wenig,
wie sich deutsches Leben mit welschem oder englischem vergleichen läßt, so wenig
kann sich eine Einrichtung westeuropäischer Demokratien in ibren Folgen mit den

Hunderte der Maßnahmen, unter denen

gleichen Einrichtungen im deutschen Staatsgefüge vergleichen lassen. Nicht das Was, sondern das Wie entscheidet. Der Versuch wird auf jeden Fall gemacht 'werden müssen, und die ersten tastenden Schritte auf diesem Wege sind ja bereits getan worden.

Aber unbekümmert darum, ob sich der Parlamentarismus bei uns bewährt «der nicht, viel wichtiger ist die seelische Einstellung unseres Volkes, lind hier drohen in der Tat Gefahren, die wir nicht gering einschätzen sollen, weil sie noch nicht greifbar in die Erscheinung getreten sind. Es kann gar kein Zweifcl mehr herrschen, daß der Staatsgedanke vvu einem Rauhreif befallen ist. Die Unbequemlichkeiten des täglichen Lebens, die Beengung jeder persönlichen Regung l)at z'i Stimmungen und Verstimmungen geführt, die alles wieder in Frage stellen, was wir als seelischen Gewinn des Krieges betrachten durften. Sollte aber der Staatsfreude wieder eine Staatsverdrossenheit folgen, so wäre das gerade in An» betvacht der beispiellosen Aufgaben, die nach Friedensschluß an uns herantr'tcn, verhängnisvoll. Die Schuldenlast von mehr als hundert Milliarden, zu denen noch gewaltige Aufwendungen für Hinterbliebenen- und Jnvalidenversorgung kommen, dazu der Mangel an Rohstoffen, die sich nur langsam vollziehende Wiederein» Stellung von Millionen Arbeitern in alte Betriebe, die inzwischen so ganz andere geworden sind, fordert von jedem Einzelnen Opfer, die kaum geringer als die b'sher gebrachten sind. Und doch müssen sie geleistet werden, wenn das Leben wieder in Gang kommen soll. Diese Opfer aber werden nur erträglich, wenn der Staatsgedanke dem Einzelnen als eine Notwendigkeit erscheint, der er sich freudig unterwirft, wenn er begreift, daß der Staat nichts weiter ist als die Summe seiner Bürger, als die Zusammenfassung aller im Staate vorhandenen Gedanken und Gräfte. Der Staat als Lebensform, so hat Kjell^n in seinem prächtigen Buch die Anschauung bezeichnet, die sich früher oder später überall durchsetzen wird. Der Staat ist eben ein lebendiger Organismus, in dem jeder Einzelne eine Zelle mit Eigenleben ist. Aber er darf nicht vergessen, daß dieses Eigenleben nicht losgelöst von dem Gesamtorganismus gedacht werden kann. Sie trägt zu seinem Aufbau bei und wird von ihm ernährt und erhalten. Gerade dieser Krieg sollte bewiesen haben, wie wenig der Einzelne zu bedeuten hat, und darüber hinaus, wie wenig auch der Staat bedeutet, wenn er nicht über gewaltige Machtmittel verfügt, wenn er nicht in der Lage ist, von Leidenschaften umtobt, sich siegreich zu behaupten. Die Blüte eines Staates bedingt das Wohlergehen seiner Bürger, wie umgekehrt der Staat nur so reich ist, als das Gesamtvermögen der Bürger beträgt.

Diese Gedanken gilt es der Verärgerung entgegenzustellen, sie in die Hirne hinein zu hämmern. Aber damit allein würde wenig erreicht werden. Es müssen auch Gegengewichte geschaffen werden gegen den Staatssozialismus, den wir jetzt in einer durchaus nicht erfreulichen Gewandung kennen gelernt haben. Von diesem Gesichtspunkt aus werden wir uns gegen eine Vermögensabgabe wehren müssen. Man verstehe uns recht, nicht gegen eine Abgabe der Kriegsgewinne, die in unserem

Wirtschaftsleben nicht organisch emporgewachsen sind. Daß sie in irgend einer-
Form wieder dem Nationalvermögen zugute kommen, ist selbstverständlich nicht nur
ans ethischen Gründen, sondern weil diese Kriegsgewinne all diejenigen benach-
teiligen, die draußen Leben und Gesundheit aufs Spiel gesetzt haben oder sei es
durch den Militärdienst, sei es durch Beschlagnahme, Einfuhrverbote und andere
Kricgsmaßnahmen finanziell geschwächt worden sind. Das Übergewicht der durch
die Konjunktur Begünstigten muß gebrochen werden, wenn den Millionen der
wirtschaftliche Kampf nicht überflüssig erschwert werden soll. Aber darüber hinaus
die Vermögen anzugreifen geht nicht an. Dabei spielen weder ethische noch soziale
Gesichtspunkte eine Rolle, sondern andere Erwägungen. Eine Vermögensabgabe-
großen Stils läßt sich weder durch Barzahlung noch durch Abstoßung der Kriegs-
anleihen allein ermöglichen. Auch die Aktien privater Unternehmungen, Kuxe, Ge-
schäftsanteile, Hypotheken müßten dem Staate ausgeliefert und in Zahlung ge-
nommen werden. Das aber bedeutet eine Verstaatlichung unseres gesamten Er>
werbslebens. Ein großer Teil der Bürger würde dem Staate verschuldet.
Dieser Gedanke ist unerträglich, unerträglich, weil solche Machtmittel in der Hand
der Bürokratie eine Gefährdung unseres wirtschaftlichen Wiederaufbaus bedeuten
würden. Noch so hohe direkte und indirekte Steuern, vor allem Erhöhung deS
Warenumsatzstempels und scharfe Erfassung künftigen Vermögenszuwachses wie
eine straffe Erbschaftssteuer wären weitaus erträglicher. Ob wir an den Mono-
polen vorbeikommen, ist heute eine Frage. Aber auch da wird man zu äußerster
Borsicht mahnen müssen. Soweit es sich um Bodenschätze handelt, wie Kali und
Kohle, mag man darüber reden. Handelsmonopole aber, bei denen der Staat im
Auslande als Käufer auftritt, erscheinen nach den Erfahrungen der letzten Jahre
nicht gerade erstrebenswert.
Ebenso wichtig aber ist der Kampf auf geistigem Gebiet. Bei aller Sorge
vor gelegentlichen Ausschreitungen werden wir die Freiheiten, die wir besaßen,
nicht nur behaupten, sondern mehren müssen. Wenn der Staat notgedrungen
unser wirtschaftliches Leben in weit größerem Umfange als früher beherrschen
muß, so müssen wir als Gegengabe, nicht als Geschenk, sondern als einen unbe-
ringt notwendigen Ausgleich größere Freiheiten in unserem persönlichen Leben
fordern. Die Trennung von Kirche und Staat erscheint heute spruchreif. Die
Bevormundung, die sich der Staat hier erlaubte, sind noch Rudimente aus einer
Zeit, wo der Kampf zwischen Staats- und Kirchengewalt nicht entschieden war^
Sie müssen abgetragen werden. Ebenso selbstverständlich ist es, daß die Freiheit
der Lehre viel weiter gefaßt wird, als es zumal in Preußen üblich gewesen ist. Wir
können für Lehre und Forschung keine Fessel dulden, wenn unser Leben nicht
blutleer und farblos werden soll. Auch sonst regen sich zahlreiche Wünsche. Trotz
aller Bedenken mnß dem Jndividualismus als dem großen Sicherheitsventil der
Staatsmaschine viel mehr Platz eingeräumt werden. Gewiß, niemand verkennt
die Gefahren, die sich in solchen Zugeständnissen verbergen. Aber der Staat hat-

sein Paragraphennetz so engmaschig gestrickt, daß er wirkliche Bedrohung seiner eigenen Existenz sehr leicht erdrosseln kann. Gerade wer dem Staatsgedanken zum Siege verhelfen will, muß dafür sorgen, daß ihm gewisse Grenzen gezogen werden. Erzwungener Gehorsam nützt nirgends. Was wir brauchen, ist freiwillige, freudige Unterordnung jedes Einzelnen aus der Erkenntnis heraus, daß der Staat nicht eine feindliche Gewalt, nicht Büttel und Scherge, sondern wie die Natur ein ungeheurer lebendiger Organismus ist, in dem jeder Samenkeim, jede Pflanze sich entfalten kann.

Das wird die große Aufgabe der Parteien sein, sich in diesem Sinne umzuformen. Sie werden sich einstellen müssen auf die gewaltigen wirtschaftlichen Aufgaben, die unserer harren, und sie werden die Sache des Einzelnen gegen die Gesamtheit zu vertreten haben, wie die der Gesamtheit gegen den Einzelnen. Nach der Königsethik des Altertums, nach der Priesterethik des Mittelalters muß jetzt die Büroerethik folgen. Und diese Ethik bedeutet das Gewissen Eines gegen Alle, wie das Aller gegen Einen.

Die Entwicklung der politischen Verhältnisse Indiens in den lebten Jahrzehnten.

Von einem Arzt, der lange in Indien lebre.

Seit den siebziger Jahren hat sich der Schwerpunkt der europäischen Politik mehr und mehr nach dem Orient verschoben. Als unmittelbare Folge hiervon verschwanden die rein romantischen Vorstellungen von Ländern wie der Türkei, Persien lc., um einer sachlichen Beurteilung dieser Länder Platz zu machen, die als wirtschafilich wichtige, export- und importfähige lebendige Erdteile einer steten, wenn auch langsamen und schwer zu eikennenden, politischen Entwicklung nicht entbehrten. Wenn die indischen politischen Vorgange bis jetzt in Deutschland wenig bekannt wurden, so war der Grund, daß wir bis vor kurzem vorwiegend im nahen Orient interessiert waren, und daß die isolierte Lage Jndiens in den asiatischen Gebieten des englischen Reiches es ungemein erschwerte, außer während eines langen Aufenthalts im Lande selbst das politische Leben des unselbständigen Jndiens zu verfolgen. Der große Krieg hat diese Sachlage insofern verändert, als die unerfüllte Boraussage eines indischen Aufstands, die nur von Unkenntnis der indischen Verhältnisse herrührte, weite Kreise zwang, von dem Lande der Radschas und der unbeschreiblichen Pracht, das unser Kronprinz einst be-

suchte, ihre Augen auf das Land des bevormundeten Volkes zu wenden, das unter den größten Schwierigkeiten und ohne Hilfe von außen um sein politisches Recht und seine Entwicklung kämpft. Für die Leser, die dieses politisch ruhige Jndien nur durch die knappen Zeitungsnachrichten etwa über die Forderungen der indischen Mitglieder im großen indischen Nationalrat «der die Jnternierung der Theosophin Frau Besant kennen, versuche ich kurz die Entstehung und Entwicklung der heutigen politischen Strömungen in Indien zu schildern.

In diesem Lande, wo es kein Parlament und keine offizielle Volksvertretung gibt, kann es sich vorläufig nur um Gruppen handeln, die sich um bestimmte politische Ziele oder Wege zur Erreichung derselben zusammenscharen. Bis 1910 (Minto»Morleyreformen), zum Teil auch noch nachher sind es nur politische und andere soziale Vereine gewesen, innerhalb deren die verschiedenen Meinungsrichtungen sich zeigten.

Jm Jahre 1886 wurde mit Zustimmung des damaligen Vizekönigs von Jndien, Lord Dufferin, eine Versammlung hervorragender Jnder und in Jndien interessierter Europäer (Engländer) zusammenberufen. Zweck der Versammlung war, den gleichzeitigen Wünschen einiger indischen Führer sowie der britischen Regierung Ausdruck zu geben, eine Formulierung der Wünsche des Volkes zu erzielen, die zu einer Zeit, wo die indische Presse wenig entwickelt und für eine derartige Äußerung krin offizieller Weg vorhanden war, für beide Teile wünschenswert erschien. Naoroji, Bannerji, Hume !c. verliehen den damaligen Wünschen der gebildeten Jnder, hauptsächlich in Sachen der politischen Mündigkeit und des Erziehungswesens, Ausdruck. Schon der Verlauf der ersten Sitzungen dieses Nationalkongr esses zeigten der Regierung deutlich, daß die indische Meinung Dinge von ihr verlangte, die mit der herkömmlichen Regierungsweise sehr in Widerspruch standen, und veranlaßte sie, von einer weiteren Unterstützung abzusehen. Aber die indischen Führer und ihre englischen Freunde, die den Nutzen solch einer Versammlung einsahen, fuhren fort, jedes Jahr in den Weihnachtsferien zusammenzukommen, um über die Handlungen der Regierung Kritik zu üben und Vorschläge für Jndiens weitere Entwicklung zu machen. Die Konstitution dieser Versammlungen war sehr primitiv. Führer verschiedener politisch gefärbter Vereine, die bezirksweise sich zusammentaten, machten Vorschläge betreffs des Ortes der Versammlung, schrieben Einladungen zum Besuche aus an Städte, die keine derartigen Vereine hatten, und von diesen wurden nach Abstimmung in öffentlichen Versammlungen Abgesandte in beliebiger Zahl geschickt. Obwohl es sich so nicht um eine zahlenmäßige Vertretung des Volkes handelte, kamen immerhin Leute zusammen, die nicht nur selbst gebildet waren, sondern auch sich mehr oder weniger mit der politischen Entwickelung Jndiens beschäftigten. Daß diese Bewegung von

Anfang an einen allgemein indischen Charakter hatte, beweisen schon Namen «ie Naoroji (Parse), W. C. Bonnerji (ind. Christ), Tyabji (Muhamedaner), Hume (Engländer), Bannerji, Nair ic. (Hindu), die in den verschiedenen Jahren als Präsidenten des Kongresses der Volksmeinung Ausdruck gaben. Jm Laufe der Entwickelung entfernte sich der Kongreß, der nach jeder Versammlung seine Vorschläge in Form einer Bittschrift durch Vermittelung des /Vizekönigs an die englische Regierung sandte, mehr und mehr von der eng» lischen Regierung in Jndien, die ihn aber mehr gleichgültig als feindlich betrachtete. Jmmerhin verbot sie den Regierungsbeamten, aktiven Anteil an den Kongreßversammlungen zu nehmen. Auch verstand sie es vorzüglich, die indischen Führer zum einträglichen Staatsdienst heranzulocken und manche von ihnen auf diese Weise unschädlich zu machen. Wenn sie einige Jahre später sich entschloß, die Jndustrieausstellungen, die in Verbindung mit der Kongreßtagung stattfanden, zu unterstützen, so war der Grund dazu die Beschwerden englischer Fabriken und anglo-indischer Agenten, die sich über die Zurückstellung ihrer Waren gegenüber einheimischen und ausländischen Waren anderer Herkunft beklagten. Das Verbot einer Beteiligung der Beomten, die unter den gebildeten Jndern eine ziemlich große Masse darstellten, führte diese nicht selten zu einem Scheinmanöver. Während sie teilweise sehr rege an der Vorarbeit des Kongresses privat teilnahmen, besuchten sie ihn unter verschiedenen Vorwänden, z. B. der „Sozialkonferenz" (Sittenreformkonferenz) oder anderer Konferenzen, die am selben Ort ein paar Tage später tagten. Den eigentlichen Ursprung der Parteien verdanken die Jnder dem großen „Wohltäter" Jndiens, Lord Curzon, der durch seine schroffe, ultraimperialistische Haltung mehr als sonst jemand dazu beigetragen hat, in Jndien die Erkenntnis der Menschenwürde und der Macht der Einigkeit wachzurufen. Auch der Sieg Japans, einer asiatischen Macht, über Rußland hat in Jndien, wie in ganz Asien, das Selbstvertrauen der Inder gehoben. Jm Jahre 1904 wurde die Teilung Bengalens, eine Maßnahme, die die muhamedanische und die Hindu-Bevölkerung Bengalens in zwei feindliche Lager teilen sollte, verkündigt. Die zahlreichen Versammlungen im ganzen Lande und ihre Bittschriften fanden bei der Regierung kein Gehör; dies zeigte den gebildeten Jndern, wie wenig Einfluß sie auf die Regierung ausüben könnten. Jn diese Atmosphäre, die in Bengalen, sowie in ganz Jndien eine Boykottierung englischer Waren, eine Unterstützung einheimischer Jndustrie („Swadeschi") hervorrief, platzte wie eine Bombe die Erklärung Lord Curzons, daß die Proklamation der Königin Viktoria von 1858 undurchführbar und nicht des Stückchens Papier wert sei, worauf sie geschrieben war. Man muß die Wichtigkeit dieser Proklamation, die die Gleichstellung des Jnders mit dem Engländer feierlich versprach und das kaiserliche Wort dafür verpfändete, daß die Macht in Jndien allmählich

mit der fortschreitenden Befähigung der Inder bedingungslos in ihre Hände kommen würde, verstehen, um den großen Eindruck dieser Erklärung und den Widerspruch, den sie erweckte, sich zu vergegenwärtigen. Wurde diel> Proklamation doch jeder Zeit als die Magna Charta der Jnder gefeiert.
Als im Jahre 1906 der Kongreß in Kalkutta zusammentrat, war seine Spaltung in zwei Parteien, die schon 1905 in der Sitzung in Benares sich bemerkbar machte, eine vollendete Tatsache. Obwohl Lord Curzon, der Urheber der späteren unruhigen Jahre, Jndien schon verlassen hatte und im englischen Oberhaus schamlos verkünden konnte, während seiner Berwaltungszeit sei in Jndien keine Unruhe gewesen, wäre es selbst dem nachgiebigsten Vizekönige unmöglich gewesen, die gereizte indische Stimmung zu besänftigen.» Während die eine Partei ungeachtet dieser Stimmung in den früheren Geleisen weiter, fortfahren wollte, verwarf die andere die bisherige „Bettelei". Sie verlangte vom Kongreß Forderungen statt Bittschriften unv erklärte es für unumgänglich notwendig, daß er die Boykottierung englischer Waren als eine coercive Maßnahme in sein Programm aufnehme. Sie begründete diese schroffe Betätigung mit dem Hinweis auf die Tatsache, daA Lord Curzon es abgelehnt hatte, eine Deputation des früheren Kongresses zu empfangen, obwohl der Präsident dieser Deputation sowie des Kongresses Sir H. Cotton ein in der englischen Verwaltung Jndiens langbewährter Beamter war. Nur der Vorschlag, daß man den Parscn Naoroji, den Vater des indischen Nationalgedankens und Präsidenten des zweiten Kongresses, zum Präsidenten wählen sollte, und die Tatsache, daß dieser die „Swadeschi"-Bewegung (Heimatindustrie-Unterstützung) und die Forderung von „Swaradsch" (eigener Regierung) in sein Programm aufnahm, konnte es hindern, daß die beiden Parteien sich trennten. Selbst dieser Ausgleich kam sehr schwer zustande, da die Forderungen der neuen Minderheitspartei nichts weniger als eine offizielle Boykottierung, passive Resistenz und Nationalerziehung als Mittel und vollständige Autonomie als Ziel waren. Diese Kluft unter den Kongreßmitgliedern trat schon bei der Vorbereitung zur nächsten Kongreßversammlung zu Tag. Während die „Konstitutionalisten" (oder „Gemäßigten") einen Präsidenten mit ihren Anschauungen wählen wollten, wollte die andere Partei entweder Tilak oder Lajpatrai wählen, von denen ersterer als ein Führer ihrer Partei galt, letzterer wegen seiner früheren Deportation durch die britische Regierung in ihren Augen den Nimbus eines Märtyrers trug. Da die Stimmberechtigung zu dieser Zeit nur von der Einzahlung von ZK, 25 abhängig war, suchten die beiden Parteien soviel wie möglich Leute zu veranlassen, das nötige Geld zu zahlen und für ihren Kandidaten zu stimmen. Selbst entlegene Gegenden wurden von Agenten her beiden Parteien überflutet, Rechtsanwälte, Arzte bearbeiteten ihre Klienten, ja es gab sogar Großgrundbesitzer, die ihre Dienerschaft unter Zuschuß von

«» 25 veranlaßten, die vorgeschriebenen Erklärungszettel zu unterschreiben. Der Ort der Sitzung, diesmal Nagpur, war aber ein Hort der „Nationalisten" („Extremisten", wie die Gegner sie nannten). Beim Herannahen des Versammlungstages merkten die Gemäßigten schon, daß in Nagpur ihre Gegner ein« große Mehrheit bilden würden. Sie entschlossen sich unter der Führung des Parsen Metha, einen Gewaltstreich auszuführen. Jm letzten Augenblick wurde der Kongreß nach Surat berufen. Der Verlauf dieses Kongresses war daher keine Überraschung, und wenn jemand die Mitteilungen hierüber in Nevinson's interessantem Buch „Aev »rMt, iu Inckis" - liest, so dürfte er sich wohl eher über die scheinbare Nachgiebigkeit der radikalen Partei wundern; denn, wie die Gegensätze damals einmal waren, hätte man sich auf ein viel schlimmeres Ende gefaßt machen können. Nachdem R. Ghosh, der Kandidat der Gemäßigten, für gewählt erklärt worden war und Tilak — der nach den Kongreßstatuten, die einen Präsidenten aus dem Bezirk des Versammlungsortes nicht zuließen, nicht selbst als Präsident gewählt werden, konnte — daran verhindert worden war, den Kandidaten seiner Partei vorzuschlagen, und nachdem die Polizei dem darauf folgenden Tumult durch Räumung des Versammlungssaales ein Ende gemacht hatte, fanden in den nächsten Tagen getrennte Versammlungen der zwei Parteien statt. Die gemäßigten, die auf diese Weise die anderen, in ihren Augen gefährlichen Elemente los wurden, benutzten diese Gelegenheit, um ein politisches Credo zu formulieren, ohne dessen Unterzeichnung niemand das Stimmrecht im Kongreß erlangen konnte. Der erste Satz hierin betonte ausdrücklich, daß Unterzeichneter eine nur von England abhängige Selbstverwaltung (Home rule oder „Swaradsch") als sein Jdeal betrachtete. Von diesem Jahr an wurde der Kongreß nur von den Gemäßigten beschickt, denn obwohl die anderen die Artikel dieses Credo in einer späteren Versammlung durch Abstimmung hätten abändern können, so lehnten sie es prinzipiell ab, die als Voraussetzung notwendige Unterschrift zu geben. Jhre Bemühungen, einen eigenen Kongreß mit alter Konstitution abzuhalten, wurden durch das kategorische Verbot der Negierung vereitelt, während der gemäßigte Kongreß durch den Besuch eines Gouverneurs als Zuhörer und den Empfang seines Präsidenten durch Lord Hardinge nunmehr die Weihe der politischen Harmlosigkeit seitens der Regierung erhielt.

Während der Entwickelung der Kongreßbewegung waren die Muhamedaner ihrerseits auch nicht ganz untätig. Das Odium, das seit dem Aufstand im Jahre 1857 an ihnen als Parteigänger des Nepalkaiser«ichs haften blieb, und ihre ziemlich große Rückständigkeit in der Aneignung westländischer politischer Jdeale hatte ihnen seitens der englischen Regierung eine Stellung eingebracht, die sie als eine Benachteiligung gegenüber den Hindus empfanden. Um dies zu ändern, kam Sir-Seijed, ein begabter,

einflußreicher Muhamedaner, auf die Jdee, eine Bewegung unter den gebildeten Muhamedanern hervorzurufen, deren Spitze hauptsächlich gegen die Hindus gerichtet war. Eine Regierung, die dem Prinzip ,,6ivi<Ze et irupera" seit jeher ihre Erfolge verdankte, säumte nicht, diese Strömung kräftig zu unterstützen. Mit Hilfe der Regierung wurden nacheinander Schulen, die Hochschule in Aligarh «. mit rein muhamedanischem Charakter begründet, die den englischerseits erwünschten Zweck erfüllten. Die Regierung gab sogar mehr als einmal öffentlich bekannt, sie habe die Muhamedaner solange etwas stiefmütterlich behandelt und gedenke nunmehr das getane Unrecht gut zu machen. Trotzdem übten der Anfang des parlamentarischen Systems in dem benachbarten islamischen Reich Persien (1906) und der Sieg der Jungtürken in ihrem Kalifat Einfluß auf die Muhamedaner in Jndien aus. Es entstand im Jahre 1903 die Moslemliga, die, obwohl anfangs antihindu, doch eine politische Färbung hatte. Vielleicht nicht ausgesprochen, da sie von den angekündigten „Minto-Morleyreformen" Vorteile für die Muhamedaner erwartete. Der Ausbruch des Balkankrieges, während dessen die offene Sympathie Englands für die Feinde der Türkei die jungen Muhamedaner mehr und mehr entfremdete, war die endgültige Veranlassung, daß die Moslemliga, deren Charakter bisher rein muhamedanisch und sehr wenig politisch war, jetzt ein politisches Programm annahm. Da ihr bisher ausdrücklich betonter Gegensatz zu den Hindus, besonders zu der Kongreßbewegung <die man als eine Hindubewegung darstellte), es ihr verbot, sich gleich dem Nationalkongreß anzuschließen, nahm sie als politisches Programm eine abhängige Selbstverwaltung nach dem den Umständen gemäß abgeänderten Muster der Kolonien an. Diese feine und hauptsächlich formelle Abweichung vom Kongreßideal hinderte die Muhamedaner nicht mehr, sich der Kongrcßbewegung zu nähern, obwohl sie hauptsächlich Sympathien für die gemäßigte Partei zeigten. Auch hier gab es aber bald eine Spaltung, die zur Ausscheidung der älteren Generation aus der Liga führte und die jungen Männer zurückließ, die sich in Anlehnung an die Vorgänge in der Türkei die „Jungmuhamedanische Partei" nannten.

Mittlerweile (1912) kamen als Vorboten einer vermeintlich liberalen Handhabung der Regierung in Jndien die Reformen, die unter dem Namen Morle y-Mintoreforms bekannt sind. Das Hauptmerkmal dieser Reformen war eine Erweiterung der gesetzgebenden Körperschaften, in denen zum erstenmal Personen nach einer Art Wahl sitzen durften. Obwohl vielleicht diese Neuerung tatsächlich als Anfang einer erweiterten Tätigkeit der gebildeten Jnder gedacht war, war sie in Wirklichkeit mit so vielen Nachteilen belastet, daß sie gänzlich verfehlte, die politischen Kreise in Jndien zu befriedigen. Nicht nur, daß die Muhamedaner als Jnder und als Muhamedaner ein zweifaches Stimmrecht besaßen, gingen auch die Gewählten mit wenigen

Ausnahmen aus einem Wahlsystem hervor, das mehr als unser preußisches
Klassenwahlsystem die Gewählten von den Massen trennte. Je nach
Größe der Provinzen wurden 2 bis 3 Mitglieder von der provinzialen
gesetzgebenden Körperschaft gewählt, von denen eines von den Muhamedanern
allein gewählt werden mußte. Auch wählte jede Universität je ein Mitglied..
Das Wahlrecht der Universität war schon deswegen ohne Bedeutung, weil
90"/« der Senatsmitglieder von der Regierung nominierte Männer waren;
und auch dort, wo es keinen Provinzial-Rat gab, wurde das Wahlrecht auf
die von der Regierung bestimmten „Darbari" (d. h. Empfangsfähige)-Leute
beschränkt. Trotz dieses beschränkten Wahlsystems wurden die gewählten Mit-
glieder in der Minderzahl gehalten und die Regierung beherrschte die Mehr-
heit, die aus den nominierten und angloindischen Mitgliedern und Beamten
bestand. Die Tendenz dieser Reform, die Hindus und die Muhamedaner
noch weiter zu trennen und unter ihnen einen Jnteressengegensatz hervor-
zurufen, ist klar und es ist kein Wunder, wenn diese Tatsache trotz der
Rückgängigmachung der Teilung Bengalens es wieder für einige Zeit schwer
machte, die politischen Jdeale der Hindus und der Muhamedaner zusammen-
zubringen. Die Angloindier aber waren trotz dieser Einschränkungen über
diese „liberale" Tendenz so erschrocken, daß sie unumwunden sich zu einer
Partei zusammenschlossen, um ihre „gefährdeten" Jnteressen zu schützen.
Es blieb trotzdem nicht aus, daß die gewählten Jnder im Rat des
Vizekönigs mehr als je zuvor bei jeder Aussprache die indische Meinung
vertraten. Obwohl die von der Regierung nominierten, manchmal sogar des
Englischen unkundigen Leute ihnen ein gewisses Gleichgewicht hielten, einige
muhamedanischen und alle angloindischen Mitglieder es als ihre Pflicht an-
sahen, eQ dlo« den anderen Jndern zu widersprechen, und die Regierung
durch ihr unbeschränktes Vetorecht schon von Anfang an dafür Sorge trug,
Kandidaten der Nationalistenpartei auszuschließen, ging das Bestreben der
indischen Mitglieder im allgemeinen doch dahin, die so erhaltenen Machtbe-
fugnisse zu erweitern im Sinne der von der gemäßigten Partei vorgezeich-
neten Jdeale. Der Eintritt der Türkei in diesen Krieg hat dem ein ganz
anderes Gesicht gegeben. Die Muhamedaner haben, trotz aller Verleumdung
der Türkei, die englischerseits mit Eifer betrieben wird, die nur aus politischen
Gründen betriebene türkenfeindliche Tätigkeit der Engländer erkannt und ge-
funden, daß nur ein Zusammengehen mit den Hindus, die V» der indischen
Bevölkerung ausmachen, ihnen die Macht geben würde, den nötigen Druck
auf England auszuüben. Als die Lobreden über Jndiens großzügige Unter-
stützung Englands mit Menschen und Geld nachließen und es mehr und
mehr zu Tage trat, daß England, trotz seiner „Tradition", nicht gewillt war,
Jndien die Freiheiten seiner Kolonien, weder jetzt noch lange nach dem
Kriege, zu gewähren, reichten die 19 gewählten indischen Mitglieder des

Rats (Councils) in Delhi das bekannte Memorandum ein, das mit den Zielen der Gemäßigten und auch denen der jetzigen Moslemliga übereinstimmt. Der im letzten Jahr zu Weihnachten zusammengetretene National-kongreß hat sich, zum erstenmal nach Surat unter Beteiligung sowohl der Gemäßigten wie der Nationalisten und auch der Moslemliga, diesen sofort zu erfullenden Forderungen der gewählten Mitglieder angeschlossen. Daß die politische Strömung heute viel größere Massen umfaßt, zeigt schon die Homerule-Propaganda der Theosophen unter Frau Besant (die bis vor ungefähr zwei Jahren an einem ganz anderen Ort als der Kongreß ihre jährliche Theosophenkonvention abhielten und so dem Kongreß die Mitarbeit vorzüglicher Kräfte entzogen) und der Nationalisten, deren die Regierung kaum Herr zu werden scheint. Daß die mit Bomben und mit anderen Gewaltmitteln arbeitenden Personen keine Partei bilden und von den Nationalisten bei jeder Gelegenheit verleugnet werden, braucht hier nicht besonders betont zu werden. Jhre Methoden mögen wohl das Leben der englischen Beamten etwas bitter und sorgenreich gestaltet und durch ihre Übertreibung den Gemäßigten in den Augen der Engländer eine Aner» kennung eingcb.r<rcht haben. Während dieses Krieges scheint die Zahl dieser Leute ziemlich gestiegen zu sein, was den Engländern eine billige Handhabe gibt, ihre Ariegsgcsetze viel strenger anzuwenden. Daß die Bildung einer sozialistischen Partei unter diesen Umständen einer viel späteren Zukunft ver. bleiben muß, erwähne ich nur, da vor einiger Zeit die Nachricht über die Beteiligung indischer Sozialisten an der Stockholmer Konferenz in einigen Zeitungen die Runde machte.

Die nach der Niederschrift dieses Aufsatzes bekannt gewordene Ernennung der Frau Besant zum Vorstand des kommenden Nationalkongresses ist nicht nur als ein starker Protest gegen ihre Jnternierung, — ihre Kandidatur wurde aufgestellt, als sie noch interniert war — sondern auch als eine gewaltige Verschmelzung aller in der Richtung des Home»Rulcs arbeitender Parteien zu begrüßen.

Die verschleppten Bulgaren aus der Dobrudscha.

Vom Centralen Volksrat in der Dobrudscha.

Vor einiger Zeit brachte die Londoner „Morning-Post" folgende amtliche Mitteilung der rumänischen Gesandtschaft in London:

„Die bulgarische Regierung hat am 5. September eine Bekannt-machung veröffentlicht, worin die Behauptung aufgestellt wird, die rumänische Regierung verschleppe die bulgarische Bevölkerung aus der Dobrudscha. Diese Beschuldigung entbehrt jeder Begründung und ist augenscheinlich erhoben worden, lediglich um die von den Bulgaren selbst begangenen Grausamkeiten zu entschuldigen. Zur Zeit der Kriegs-erklärung wurden die Angehörigen der feindlichen Staaten in der Do-brudscha und in anderen Orten interniert, und ihre Rückkehr wurde, soweit es die Verkehrsmittel gestatteten, erlaubt. Andererseits protestiert die rumänische Regierung ganz energisch gegen Verschleppung von Rumänen ins Jnnere Bulgariens und der Türkei, wo die Verschleppten dem größten Elend ausgesetzt sind. Viele davon sind gestorben, viele an den Bettelstab gebracht."

Der „Centrale Volksrat in der Dobrudscha" ersucht uns, gegenüber dieser Darstellung, die er als „empörende rumänische Dreistigkeit" bezeichnet, um folgende Feststellungen:

1. Jn 56 aufeinander folgenden Nummern brachte die Zeitung „Dcbrudscha", nach Dörfern und Städten geordnet, die endlosen Verzeichnisse mit den Namen taufender Männer, Frauen nnd Kinder, die im vorigen Jahre von den rumänischen Behörden in der Dobrudscha verschleppt und in Verbannung und Elend geschickt worden sind. Allein aus dem großen bulgarischen Dorfe Almanj, Kreis Ostrom, welches bis zur rumänischen Mobilisation 1819 Einwohner zählte, wurden 1534 Personen verschleppt, unter welchen 138 Kinder unter 3 Jahren und 38 Greise zwischen 75 und 105 Jahren waren. — Den Rest bildeten Jünglinge und Mädchen von 3—18 Jahren, erwachsene Männer und alte Leute zwischen 48 und 75 Jahren. Aus der Stadt Tntrakan wurden 691 Personen verschleppt, aus Dobritsch 515, aus Tultscha 233, aus Cavarna 134, aus Silistria 327, aus Kalinetrowo 384, aus Groß-Kainartscha 145, aus Karaomur (Silistria) 684, aus Aidemir 271, aus Klein-Kainartscha 117, aus Vettren 162, aus Sreberna 104, aus Popina 115, aus Chasa Kiofscler (Dobritsch) 175, auS Karales 94, aus Hunderten anderen Dörfern der Dobrudscha von 50—100 Personen, zusammen «ue der ganzen Dobrudscha mehr als 25 000 Männer, Frauen und Kinder, deren

überwiegende Mehrheit rumänische Staatsangehörige sind und nicht Angehörige von feindlichen Staaten, wie es in der Mitteilung der Londoner Gesandtschaft behauptet wird.
Am Vorabend der rumänischen Einmischung in den Krieg wurden innerhalb 45 Tagen nur aus, der Süd-Dobrudscha jenseits der Donau 17 518 Männer^ Frauen und Kinder mitgeschleppt, aus dem Kreise Silistria 9641, aus dem Kreise Tutrakan 2294, aus Kubunar 1N14 und aus dem Kreise Dobritsch 4567 Personen. Die rumänische Regierung selbst hat offiziell die Tatsache anerkannt, daß sie-bulgarische Bewohner aus der Dobrudscha wegschleppte, indem sie auf die energische Vorstellung der bulgarischen Regierung, durch die Schweizer Gesandtschaft in Rumänien, Verzeichnisse von den in der Moldau internierten Bulgaren rumänischer Staatsangehörigkeit auslieferte. Diese Verzeichnisse, unterzeichnet vom Generalsekretär des rumänischen auswärtigen Ministeriums, Herrn Burgilia, sind das beste Dementi des Dementis der Londoner rumänischen Gesandtschaft.
2. Die Massenmorde des vorigen Jahres, begangen von rumänischen Soldaten und Schutzleuten, an unverteidigten Frauen, Kindern, Männern und Greisen in vielen Ortschaften der Dobrudscha wurden festgestellt und protokolliert von einer unparteiischen Enquete-Kommission, an der auch der Vertreter der nordamerikanischen Republik teilnahm. Allein in Dobritsch wurden am 3. De» zember 1916 in den Kasernen 57 unschuldige Bürger von Dobritsch erschossen. Die Namen dieser Unglücklichen sind in der Nummer 46 der Zeitung „Dobrutscha" veröffentlicht. Unabhängig von den Angaben dieser Enquete schildert ein offi» zieller Bericht des früheren Parlaments-Dexutierten P. Babajnoff an den Kommandanten der Stadt Silistria das Schicksal der Verschleppten in den ersten Tagen ihrer Verbannung. Der Wortlaut dieses Berichtes ist jedermann zugänglich.
3. Die Behauptung der rumänischen Gesandtschaft in London, den internierten Angehörigen der feindlichen Staaten wäre es gestattet worden, zurückzukehren, soweit die Verkehrsmittel es erlaubten, entspricht durchaus nicht der Wahrheit. Dieser Behauptung stellen wir die Mitteilung der deMschcn Militärverwaltung im besetzten Rumänien entgegen, abgedruckt in der Nummer vom 22. Oktober der rumänischen Zeitung „Gazetta Bucurestilvr". Jn dieser Mitteilung heißt es u. a.: „Tausende unschuldiger Dentschen, Österreicher, Ungarn, Bulgaren und Türken waren schon zu Beginn des Krieges von der rumänischen Regierung interniert und unter ungeheuren Qualen in die Moldau verschleppt. Dort werden sie auch noch heute in geschlossenen Lagern gehalten und leben unter schlechten hygienischen Verhältnissen ohne genügende Nahrung und Bekleidung. Die Verwandten dieser Jnternierten wissen nicht einmal, wer von ihnen gestorben und wer noch am Leben sei. Die verbündeten Staaten haben durch Vermittelung der neutralen Staaten zu wiederholten Malen die Befreiung der in die Moldan

Verschleppten verlangt, indem sie der rumänischen Regierung mit Repressalie» drohten. Als der Androhung die Tat folgte und eine Reihe von Rumänen i» Haft genommen wurden, willigte die rumänische Regierung ein, die Jnternierten zu befreien, indem sie sogar sich bereit erklärte, sie nach Muntänia (Walachei) durch die Frontlinien zurückzuführen. Aber kürzlich entzog sich die rumänisch« Regierung ohne jegliche Begründung der eingegangenen Verpflichtung, und noch heute verschiebt sie ständig die durch Schweden geführte Verhandlung zwecks Befreiung der Jnternierten. ,

G. Bueß, Dessau:

Livland, Kurland, Litauen. Land und Leute.

Die Provinzen des russischen Oberostens sind seit dem Beginne der Verhandlungen mit Rußland ganz besonders Gegenstand des deutschen Allgemeininteresses geworden. Handelt es sich doch hier um Gebietsteile, welche dem deutschen Empfinden seit Jahrhunderten nahestehen, die im Laufe der Geschichte stets erneut mit dem staatlichen Leben des Deutschtums verknüpft wurden.

Livland, Kurland, Litauen. Deutsche Truppen stehen auf ihrem Grund und Boden. Litauen wurde 1915 gewonnen, Kurland im weiteren Maßstabe 1916 besetzt, Livland erblickte 1917 die deutschen Truppen als gütige Herren. Alle drei Gebiete von jeher dem deutschen Kultureinflusse anheimgegeben, tragen doch jedes für sich ein eigenes Gewand. Wenden wir uns zunächst dem jüngsten Eroberungsgebiete deutscher Waffen, Livland zu. Seiner Bevölkerung nach ist Livland in zwei Landschaften geteilt, nämlich in das lettische und in das estische Livland. Südlivland kennt als Sprachlaut nur lettisch, Nordlivland spricht estisch. Diese, dem Gebiete einen so charakteristischen Zug verleihende Sprachenteilung, die Veränderung von Sitte und Gewohnheit im Norden und Süden des Landes ist um so ausgeprägter, als Livland seine Bevölkerung in 34,9°/« Letten und 40°/, Esten teilt. Das Deutschtum, und das gilt für die heutigen Verhältnisse wohl hervorgehoben zu werden, überragt das in Livland vertreten Russentum. Livland kennt nur 5,4 V« Russen, neben 7,7 °/o Deutschen. Während das deutsche Element bodenständig ist, kommen die Russen in Livland fast nur in der Eigenschaft als Beamte, Militär- und Verwaltungspersonen in Frage. Das

russische Element ist demnach kein bodenständiges; rasch wechselnde, zumeist noch unverheiratete russische Elemente, ohne Anhänglichkeit an die Scholle, vermögen dem Charakter der Gebietsteile keine Änderungen aufzuerlegen, die nicht dem Zwange angehören. Hinsichtlich der Landverteilung kommen die russischen Elemente noch weniger in Frage. Da man es in Rußland in kolonisatorisch günstigen Zeiten verabsäumt hatte, livländischen Boden zu erwerben, oder sich nach russischer Sitte anzueignen, hatte Rußland nur einen livländischen Bodenbesitz von rund 8"/«. Der deutsche Bodenbesitz in Livland aber beträgt von dem Gesamtbodenanteil 46,50°/«! Das ist eine Ziffer, welche man heute beachten soll. Der deutsche Bodenbesitz in Livland überragt nicht nur bei weitem den Anteil russischer Elemente, er erhebt s'ch auch über denjenigen Landanteil, welcher den Letten und Esten zukommt. Letten und Esten haben 38,25°/« der Gesamtbodenfläche in ihrem Besitze. Erschwerend für das Streben Rußlands, Livland zu russifizieren, wirkte der Umstand: daß der in Livland festgelegte deutsche Grundbesitz fast ausnahmslos den Großgrundbesitz ausmacht. Weder der Lette noch derEstländer tritt als Großbesitzer auf, er ist lediglich Bauer und Häusler. -

Die Art der Landverteilung ist sür Livland von einer ausschlaggebenden Bedeutung, denn wenn Livland in Riga auch einen der beachtenswertesten Handelsplätze des nördlichen Rußlands darstellt, Pernau sich als ein Jn-dustriegebiet entwickelt hat, so ist Livland doch in all seinen neun Kreisen ein ausgesprochenes Agrarland geblieben. (Die Kreise Livlands sind: Riga, Wollmar, Wenden, Werro, Walk, Dorpat, Pernau, Fellin und die Jnsel Moon.) Seinen agrarischen Charakter beweist Livland schon durch die weite Nutzbarmachung seines Landes. Gegenüber 85°/« agrarisch nutzbar ver-wendeten Landes, als da sind Äcker, Wiesen und Wald, stehen nur 14,5°/« Unland. Bei der extensiven Kultur des russischen Oberostens ist der Betrag an Fehlland gering zu nennen, zumal die natürlichen Hindernisse der Boden-Verwertung in Livland keine geringen sind. Hartes Gestein, häufig in Form ausgedehnter Moränen hervortretend, erschweren den Anbau, die Fülle an Flüssen mit weitem Quellengebiet, zahlreiche Seen stellen den Landmann auf manche harte Probe. Man zählt, um sich von dem letzteren Hindernis einen rechten Begriff zu machen, über 300 Flüsse und etwa 1000 Seen oder Seengebilde. Hierbei muß man sich vergegenwärtigen, daß ganz Liv-land nur einen Flächenraum von 47030 ykm hat und daß die Einwohner-ziffer sich auf 2,1 Millionen stellt. Obgleich der deutsche Einfluß in Livland ein so bedeutender ist, deutsche Kultur auf die Bevölkerung von Letten und Esten übergegangen ist, wäre es unrichtig, sich die Agrarverhältnisse LivlandS ähnlich denen Ostpreußens vorzustellen. Um einen intensiven Landbetrieb einer Volkswirtschaft zu ermöglichen, bedarf es guter Verkehrsverbindungen,

um günstige Absatzverhältnisse herstellen zu können. Die Verkehrswege Livlands aber sind die denkbar schlechtesten. Es war die russische Wirtschaftspolitik, welche die Erschließung des Oberostens und Polens nicht wünschte. Diese, der westlichen Kultur so nahen Lande zeigten starke Konkurrenzflächen für Zentralrußland und sind aus diesen Motiven heraus stark vernachlässigt worden. Trotz seines Stromreichtums kommt als Verkehrsweg in Livland nur die Düna und Aa neben dem Embach in Betracht. Die SaliS und die Pernau sind nur teilweise schiffbar. Wenn auch die Art der Flüsse, schmal, steinig, erfüllt von Stromschnellen, natürliche Verkehrshindernisse bilden, so hätten technische Eingriffe die natürlichen Hemmungen zu beseitigen vermocht. Wie mit den Wasserwegen verhält es sich mit den Eisenbahnen. Das Gebiet hat nur eine Hauptbahn, die Strecke: Riga—Dorpat—Taps, deren Endziel Petersburg ist. Genannt kann dann noch die Bahn Riga—Orele werden. Diese ist indessen keine Verkehrsbahn, denn sie geht die Düna entlang. Die kleine Lokalbahn verkehrt etwa einmal am Tage. Die Konsumtionswirtschaft, welche der Typus des Agrarlebens des ganzen russischen Oberostens und Litauens ist, muß der Verkehrsverhältuisse halber de? modernen Produktionswirtschaft noch immer voranstehen. So kann es nicht ausbleiben, daß die Ertragsverhältnisse weit hinter jenen des deutschen Ostens zurückstehen. Die Hektarernte erreichte im Durchschnitt der letzten fünf Friedensjahre nicht einmal die Hälfte des Ertrages von Ostpreußen. An Erntefrüchten sind Roggen und Kartoffeln maßgebend Hafer wird von den drei Ostseeprovinzen am reichhaltigsten angebaut, kommt als Frucht aber an dritter Stelle. Ganz im Gegensatze zu vielen Annahmen wird in Livland, wie überhaupt im ganzen russischen Oberosten, Weizen nur gering angebaut. Bei den durchschnittlichen Ernteerträgen von 1905 bis 1909 standen 165675 Dz. Roggen 16609 Dz. Weizen gegenüber. Sein geringer Weizenanbau nötigt Livland zu einer Weizeneinfuhr für seine Städte. Da Livland reich an Weiden ist, 18,57°/, der gesamten Bodenfläche sind Wiesen und 14,06"/« der Bodenfläche waren Weideland (1911), glaubte man eine starke Viehzucht Livland zuschreiben zu können. Jm Hinblick auf den gesamten Oberosten hat Livland allerdings die beste Viehhaltung aufzuweisen, denn 1910 hatte man 1470569 Stück Vieh. Dies sind indessen Ziffern, welche in dem Verhältnisse zu der Größe des Weidelandes die Viehhaltung gering erscheinen lassen müssen. Die niederen Preise infolge der geringen Kaufkraft des Landes — der Butterpreis schwankte im Frieden zwischen 70 und 90 Pfennigen das Pfund, ein Liter Milch wurde im Durchschnitt mit 10 Pfennigen bezahlt und ein Ei war für 3 Pfennige käuflich — ließ ^inen Verdienst nicht aufkommen. Eine Ausfuhr aber war infolge der mangelhaften Verkehrswege nur für Butter und Eier möglich, in keinem Falle für Fleisch. Gut ist für Livland immer der Pferdehandel gewesen. Jnfolge

des Haferanbaues hatte man auch genügend Futtermittel zu billigen Preisen im Jnlande.

Die Vorteile, welche Livland Deutschland zu bieten hat, sind mannigfache. Abgesehen von militärischen Erwägungen hat Livland seine Krone: Riga. Jn Riga konzentriert sich ein Hauptteil des russischen Holzhandels- und Riga ist ein Zentralpunkt des russischen Flachshandels gewesen. Jnfolge der vorhandenen Rohmaterialien hat Riga, das ehemalige Schwesterkind Bremens, sich quch industriell entwickelt. Riga hat eine Holz-, Gummi-, eine Textil- und eine nicht zu unterschätzende Metallindustrie. Die Jndustrie würde uns- Waren liefern, vor allem aber würde sie dem deutschen Händler Gelegen" heit geben, seine industriellen Hilfsprodukte, z. B. Kohle und chemische, wie elektrische Fabrikate abzusetzen. Der Einfluß Livlands ist hier ganz überwiegend, denn den 393 Fabriken Livlands mit einer Arbeiterschaft von rund> 68(XX) Arbeitern stehen im sonstigen Baltikum nur 275 Fabriken mit einer Arbeiterschaft von 36(XX) Arbeitern gegenüber.

Hinsichtlich der livländischen Landwirtschaft ist ersichtlich, daß eine Verkehrs» erschließung des Landes die Rentabilität der Landwirtschaft steigern würde und daß die Anbaufläche um ein Beträchtliches durch die Umwandlung des Ödlands in Ackerland vermehrt werden könnte. Jnfolge des deutschen vorherrschenden Einflusses in Livland würde eine deutsche Kolonisation in Livland im Lande selbst keinen Schwierigkeiten begegnen. Der deutsche Landarbeiter würde auch als westlicher Kulturträger bald die ihm zukommende Wertschiitzung genießen.

Jn Kurland sind die Verhältnisse hinsichtlich der Bevölkerungsverteilung, der industriellen und landwirtschaftlichen Zustände doch nicht denen Livlands so gleichgehend, als daß es — wie es zumeist üblich ist — so unbedingt gerechtfertigt erscheint, beide Länder ungetrennt zu behandeln. Kurland und Livland unterscheiden sich bereits wesentlich dadurch, daß das deutsche Element in Kurland weit weniger vorherrschend ist, als in Livland. Zwar ist der vorhandene Prozentsatz an deutschen Elementen im Hinblick auf die Gesamtbevölkerung der gleiche wie in Livland, die Letten sind aber mit 75°/« statt wie in Livland mit 43°/« vertreten, vor allen Dingen aber hat in Kurland der Litauer, Pole und der Jude einen bedeutend stärkeren Einfluß erlangt, als das in Livland der Fall war. Dem einen Prozent Juden in Livland stehen 5°/g in Kurland gegenüber. An Litauern und Polen kennt Livland nur zusammen ein Prozent, Kurland indessen 5°/«. Diese im wirtschaftlichen Leben sehr aktiven Rassen sind in Kurland demnach zusammen mit 10V« vertreten, denen nur 7°/« Deutsche gegenüberstehen. Das Verhältnis der russischen Bevölkerung ist in beiden Staaten auch das gleiche, aber auch hier zeigen sich trotzdem wesentliche Unterschiede. Hatte in Livland das Staatsland nur 7°/g ausgemacht, ist in Kurland der russische

Staat Besitzer von — 21°/« der Gesamtfläche gewesen. Hieraus ergibt sich,
daß der russische Einfluß ein größerer ist, als in Livland, handelt es sich
bei dem russischen Landbesitz doch um den stets einflußreichen Großbesitz.
Der deutsche Einfluß aber muß umso kleiner sein, je geringer sein Anteil an
Land und vor allem an Landgroßbesitz ist. Haben die 7 Prozent Deutsche
in Livland von dem Landbesitz 46°/« inne, so macht der Landbesitzanteil in
Kurland nur 34°/<> aus.
Als Jndustrieland kommt Kurland mit seinen 164 Anlagen, in denen
im Jahre 1911 für 49 Millionen Mark insgesamt schätzungweise erzeugt wurde,
naturgemaß nicht in Betracht. Als reines Agrarland steht Kurland hinter Liv-
land zurück. Seine Waldungen sind noch größer — um 6°/« der Allgemein-
fläche mehr —, sein Ackerland ist geringer — fast um 2°/«. Wiesen und
Weide sind gleich verteilt. Jnfolge des günstigeren Bodens ist in Kurland
allerdings das Unland um 4°/« geringer. Dagegen sind in Kurland
die Staatsforsten viel größer als in Livland, die Wälder der Ritterschaften
und Städte aber um nicht weniger als 29509 Ks geringer. Die Nutzbarmachung
des Waldreichtums aber spielt Deutschland gegenüber im Baltikum eine
so bedeutende Rolle. Noch mehr als Livland leidet Kurland an einem
Mangel an Arbeitskräften; da die Bevölkerung zu ihrem überwiegenden
Teile evangelisch ist, würden deutsche Einwanderer in Kurland ein erhebliches
Entgegenkommen finden. Vor allen Dingen kann der deutsche Landmann,
mit seinen Kenntnissen ausgestattet, in der kurländischen Viehwirtschaft viel
erreichen. Jm Verhältnisse zu seiner bei weitem geringeren Größe und
Einwohnerzahl ist Kurland in seiner Viehwirtschaft heute schon Livland über-
legen. Livland ist etwa 47000 ykm groß, Kurland nur 27 268 qkm, Liv.
land hat rund 1^2 Millionen Einwohner, Kurland erreicht nicht eine Million.
Dennoch kommen auf Kurland auf 100 Einwohner 22 (Livl. 18) Pferde, 53
<Livl. 57) Rinder, 46 (Livl. 41) Schafe und Ziegen. Der Bestand an
Schweinen gleicht sich aus. Hinsichlich des Getreideanbaues gleichen sich
beide Länder. Ebenso sind die Preisfrage und der Umfang der Absatzgebiete die
nämlichen, da die Verkehrsverhältnisse Kurlands über jene Livlands nicht
hinausragen. Auch Kurland hat nur eine Hauptbahn. Sie durchschneidet
das Gebiet von Norden nach Süden in der Strecke Libau — Mitau —
Shawti, die über Wilna und Minsk zur Anschlußstrecke nach Moskau und
Südrußland wird. Von dieser Hauptbahn führt eine Zweiglinie nach Riga
und eine Kleinbahn läuft von Windau ebenfalls nach Riga^
Der Nutzen, welcher Deutschland aus Kurlands Freiheit erwachsen würde,
besteht vorzugsweise in einer Besiedlung ehemaliger kurländischer Staatsländer,
die in russischem Besitze befindlich waren, und jener Teile, die heute noch Unland sind.
Das kurländische Unland ist der agrarischen Besiedlung bei weitem günstiger,
als jenes in Livland, denn das Steinland ist hier weit geringer. Kurlands

Haferbau wird eine Ausfuhr zulassen, seine Pferdezucht wird uns von starkem.
Nutzen sein können.
Litauen, in das agrarische Oberost einbezogen, ist dennoch wesentlich»
von Kurland und Livland verschieden. Abgesehen von dem sogenannten
preußischen Litauen ist das deutsche Element kaum in Litauen vertreten. Weiß-
russen, Kleinrussen, Polen, Juden und polonisierte Litauer machen neben lettischer
Bevölkerung die Bewohnerschaft Litauens aus. Will man Litauen nur nach-
den sogenannten litauischen Gouvernements rechnen, (das Generalgouvernement
Wilna, bestehend aus den Gouvernements Wilna, Kowno, Grodno, ein.
Flächenraum, der sich mit dem historischen Litauen nicht deckt), dann kommen
etwa auf 66°/« Litauer 44°/« Weißrussen, 22°/y Kleinrussen, 10°/« Polen,
etwa 14°/« Juden und etwa 5°/« Großrussen. Noch nicht 1°/« Deutsche
können genannt werden. Für Litauen ist zum Unterschied Kurlands und
Livlands das Hervortreten stark bevölkerter Städte und die zahlreiche jüdische
Bevölkerung maßgebend. Dann spielt im Agrarleben Litauens das Polen-
tum eine Rolle.
Jnfolge der Städte, die für die geringe Volkszahl des Landes — etwa
40 Einwohner auf den Quadratkilometer (gegen 120 im deutschen Reiche)
— viel zu bevölkert sind, leidet das Land an Arbeitskräften. Jnfolge seiner
Städte aber wird Litauen in Zukunft viel eher in der Lage sein, eine
Jndustrie zu schaffen, als Livland und Kurland. Daß heute eine Stadt wie
Wilna ohne eine nennenswerte Jndustrie ist, daß die Textilindustrie Bialy-
stoks noch immer in den Anfängen steckt, ist weniger die Schuld der litauischen
Einwohnerschaft, als die seines ehemaligen Gebieters, Großrußland. Kurland und
Livland werden immer nur eine bedingte industrielle Entwicklung zeigen, hierfür
garantiert die Zusammensetzung seiner Bevölkerung. Anders Litauen. Wenn
der Litauer auch ein geborener Bauer ist und ein Bauer zu bleiben wünscht,
so hat der Pole doch gezeigt, daß er starke industrielle Talente besitzt. Das
heutige Polen ist bei weitem mehr Jndustrieland als Agrarland. Die händ-
lerischen Qualitäten der Juden sind bekannt. Die bevölkerten Städte, die
Gunst der Lage, schon heute bestehende bessere Bahnverbindungen, die nicht
zu unterschätzende Verkehrsstraße der Weichsel werden Litauen der Jndustrie
zugänglich machen. Nach einer richtiglaufenden Entwicklung muß Litauen
sich zu einem Jndustrie- und einem Agrarlande auswachsen.
Hinsichtlich der Besitzverteilung ist Litauen ein ausgesprochenes Bauern-
land. Von einem Großbesitze, wie wir ihn in Livland finden, und wie
ihn die deutschen Elemente in Kurland erstrebten, ist in Litauen nur die
erste Andeutung erkennbar. Typisch für Litauen ist der Kleinbesitz mit
einem reichen Landanteil. Während der polnische Kleinbesitz sich mit einem
durchschnittlichen Landanteil von 4 Deßjatinen begnügen muß, hat der liv-
ländische Bauer einen durchschnittlichen Landanteil von 15 Deßjatinen. Dieser

Landbesitz der Bauern in der Gesundheit seiner Verteilung berechtigt zu
5er Hoffnung, Litauen sich zu einem Agrarlande neben einem Jndustrielande
«uswachsen zu sehen^Rn Landarmut wird auch eine kommende Generation
nicht leiden, da Litsäör^mit seinen weiten Mooren, Heiden und Wäldern
«in beträchtliches Unland besitzt, das der agrarischen Nutzbarmachung erst zu-
geführt werden muß. Außerdem hatte der russische Staat nicht unerhebliche
Güter in Litauen. Jn Litauen waren etwa 10°/« der Gesamtfläche groß-
russisches Kronland. Wenn auch von diesem Staatsland ein überwiegender
Teil Waldland ist, so ist dieser Boden der agrarischen Nutzbarmachung nicht
weniger wertvoll.
Der ganze landwirtschaftliche Betrieb Litauens ist heute noch völlig ex-
Mensis. Er steht jenem von Kurland und insbesondere jenem von Livland
nach. Zwei Gründe sind hierfür maßgebend: der Kleinbetrieb Und die
Form der Hauswirtschaft. Der litauische Bauer ist hauptsächlich Konsument.
Er baut, was er braucht, und er produziert nicht zum Verkauf. Das Vor-
herrschen von Klcinrussen und Weißrussen, die die Geldwirtschaft noch immer
scheuen, soweit sie Bauern sind, hat den Tausch noch vielfach erhalten. Eine
litauische Bauerngemcinde versorgt sich selbst und beschafft nur Salz, Petroleum
und maschinelles Ackergerät durch Kauf oder Tausch. Unter solchen Verhältnissen
kann von einer modernen Bodenausnutzung natürlich nicht die Rede sein.
Die angebauten Bodenfrüchte sind in Litauen die nämlichen wie in
Lwland und Kurland. Nämlich Roggen, Hafer und Kartoffeln. Der An.
bau von Roggen erfolgt hier noch in stärkerem Maße. Während in Kur-
land etwa 45°/« des Gesamtackerlandes mit Roggen angebaut werden, Liv-
land etwa 48 o/g Roggenland hat, baut Litauen rund 54°/« des Bodens mit
Roggen an. Jm Verhältnis zu dem Bedarf der Städte ist der Weizenan-
bau Litauens noch geringer, die notwendige Einfuhr dementsprechend größer.
Es ist anzunehmen, daß die Entwicklung Litauens rascher vor sich
gehen wird, als diejenige Livlands. Litauen hat durch die langzeitige deutsche
Jnvasion Kulturgüter erhalten, die ihm Großrußland erst in vielleicht fünfzig
Jahren zugebilligt hätte. Es sind Brücken, Bauten, Entwässerungsanlagen,
Chausseen, Bahnlinien entstanden, kurz, das Land ist in einer Weise verkehrs-
technisch erschlossen, die von nachhaltigem Einfluß sein muß. Auch Kurland
ist dies Geschenk, wenn auch nicht in dem Maße, zuteil geworden.
Diejenigen Vorteile, welche Litauen Deutschland zu bieten haben wird,
sind die gleichen wie von Seiten Livlands und Kurlands. Nur die Stadt-
entwicklung wird dem Kaufmann hier mehr bieten, wenigstens mehr, als dies
in Kurland der Fall sein kann. Wie schwer die -Hand Rußlands mit voller
Absicht auf dem rusischen Oberost gelastet hat, werden erst die kommenden
Zeiten voll ergeben!

Prof. Dr. Kettler:
Albanien und andere Balkanstagen.
Das vorliegende Heft bringt ein Bildnis des Fürsten Wilhelm von
Albanien und erinnert so daran, daß die Frage der Neuregelung der Balkan-
staaten eine derjenigen Friedensfragen ist, die in Deutschland besondere Auf-
merksamkeit verdienen. Jn der Tat ist sie vielleicht eine der schwierigsten,
jedenfalls aber für Deutschland eine der wichtigsten Fragen. Wir brauchen
einen sicheren Landweg zum Orient, den nur ein fester Friedens-
zustand auf der Balkanhalbinsel ermöglicht. Wir müssen deshalb eine Neu-
ordnung jener Gebiete erstreben, in der auf der Grundlage der Gleichbe-
rechtigung aller fünf großen Balkanvölker (also der Griechen, Bulgaren,
Rumänen, Serben und Albaner) eine friedliche eigene Kulturentwickelung
jedem dieser Völker gesichert wird, in engen freundschaftlichen Beziehungen
zu Deutschland und Österreich-Ungarn. Wir wünschen ferner stets ein
-starkes Österreich-Ungarn, das gleich uns zu allen fünf natürlichen
Staaten der Balkanhalbinsel eine freundschaftliche Politik unterhält. Wir
brauchen unbedingt die Freiheit der Adria für Österreich-Ungarn,
weil ohne sie die Donaumonarchie nicht jene Weltstellung bewahren könnte,
die ihr historischer Beruf ist, und ferner weil nach Eröffnung der Tauernbahn
Triest für einen sehr großen Teil Deutschlands der verkehrsnächste Mittel-
meerhafen geworden ist. Mit vollem Rechte sagte schon Bismarck: „Die
fremde Hand, die sich nach Triest ausstreckt, wird dort der Spitze des deutschen
Schwerts begegnen". Nach diesen aus unserer geographischen Lage sich er-
gebenden Forderungen müssen wir vom deutschen Standpunkte aus die Balkan-
fragen beurteilen; in deren Mittelpunkt aber wird stets die albanische Ange-
legenheit stehen.
Mehr vielleicht, als in manchen anderen politischen Fragen, erschein! bei
einer Betrachtung der derzeitigen Lage und ihrer nächsten Entwickelungs-
aussichten in den Ländern der Balkanhalbinsel die geographische Ausstattung
als das eigentlich Ausschlaggebende, wenn man eine rein sachliche, dem stets
unsichern parteipolitischen Betrachtungsausgange entrückte Beurteilung ermög-
lichen will. Die Länder der Balkanhalbinsel sind in dieser Hinsicht, also als
Schulbeispiel der geographischen Bedingtheit ihrer Zukunft, mit dem europäischen
Rußland vergleichbar, dessen heutige krampfhafte Zuckungen sich als natur-
gemäß fruchtlose Versuche der» stets und überall die geographischen Bedingungen
des Völker- und Staatenlebens verkennenden internationalen Sozialdemokratie
erkennen lassen, eben diese einerseits verbindenden und andererseits trennen-
den geographischen Grundlagen des Staatslebens gewaltsam aufzuheben. Wie

das Gebiet des ehemaligen Rußlanderst dann zur Ruhe und zur
vollen Ausnutzung seiner Entwicklungsmöglichkeiten gelangen wird, wenn
seine staatliche Gliederung im Großen und Ganzen die Abgrenzungen
angenommen hat, die der ethnischgeographischen und wirtschaftsgeo-
graphischen Gliederung genügend entsprechen, so gilt dasselbe von der Balkan-
halbinsel.
Die Balkanhalbinsel wird ebenfalls erst dann znr Ruhe und friedlichen
Erschließung ihrer Entwicklungsmöglichkeiten gelangen, wenn ihre neue staatliche
Gliederung tunlichst gut den geographischen Grundlagen (ethnischen, wie wirt-
schaftsgeographischen) der natürlichen Hauptgebiete der Halbinsel entspricht.
Die Anbahnung eines langdauernden Friedens in jenem europäischen Orient
ist aber deswegen so außerordentlich wichtig nicht nur für die Balkanstaaten
selbst, sondern auch für Österreich - Ungarn und ganz besonders für
Deutschland, weil nur der Friede auf der Balkanhalbinsel den beiden
Kaisermächten ermöglicht, sich ihren friedlichen Kulturaufgaben im euro-
päischen und vorderasiatischen Orient so eingehend und ungestört wid-
men zu können, wie die wirtschaftlichen Jnteressen der beteiligten Länder
dringendst erfordern. —
Bulgarien wird als der räumlich größte Balkanstaat aus dem Weltkriege
hervorgehen. Darin liegt eine gute Zukunftsaussicht, wie nicht minder eine
erhebliche Gefahr für den jungen Staat; eine gute Aussicht für die Zukunft,
indem er alle ihrer geographischen Lage nach dafür in Betracht kommenden
Gebiete mit rein oder vorwiegend bulgarischer Bevölkerung staatlich vereinigen
wird; und eine zu großer Vorsicht mahnende Gefahr, indem mit solcher heute
erreichbaren Ausdehnung des bulgarischen Staatsgebietes der Augenblick nahe
kommt, der neben zahlreichen bisher zu fremden Staaten gehörig gewesenen
Bulgaren auch zahlreiche Nichtbulgaren dem vergrößerten Königreich Bulgarien
zuführen könnte. Das aber bedeutet um so mehr eine ernste Gefahr für
das Königreich des klugen und weitblickenden Zaren Ferdinand, als schon
das bisherige Bulgaren (ohne die vermutlich hinzukommenden neuen Er-
werbungen) keineswegs eine volle ethnische Einheitlichkeit aufweist. Zählte
doch das Königreich Bulgarien (einschließlich der nach dem letzten Balkankriege
von der Türkei abgetretenen Gebiete, aber ohne die jetzt neu besetzten Kreise)
i. J. 1910 unter rund 5 Millionen Einwohnern nur rund 3 820 (XXI bulgarischer
Nationalität, also nicht weniger als rund 1170 000 Fremdvölker. Unter den
Fremdvölkern dominieren bei jener Zählung die Türken mit über 740000,
die Zigeuner mit über 130000, die Griechen mit über 102000, die Rumänen
mit fast 84000 Seelen. Die verbleibenden rund 114000 Nichtbulgaren ver-
teilen sich auf Juden, Tataren, Armenier, Deutsche, Russen, Serbokroaten,
Westslawen und Andere. Schon das damalige Bulgarien zählte demnach nicht
weniger als rund 23 Vz'Prozent, mit anderen Worten fast ein Viertel der

Gesamtbevölkerung, die nicht bulgarischer Nationalität waren, fondern Fremdvölker im Staatskörper bildeten! Das ist ein Faktum, dessen Gefahr heute nicht mehr so bequem auf die leichte Achsel genommen werden darf, wie in früheren Jahrzehnten. Nun ist freilich seit der genannten Zählung eine Abwanderung von Türken und Griechen eingetreten, die voraussichtlich auch noch längere Zeit anhalten dürfte. Aber sie reicht nicht aus, den Zuwachs an Fremdvölkern auszugleichen, der bei der aus dem jetzigen Kriege hervorgehenden Vergrößerung Bulgariens droht. Es sind vor allem in der Dobrudscha Türken, Tataren, Rumänen und Russen, die diesbezüglich in Betracht kommen; ferner im südlichen Mazedonien Türken, Griechen, spanische Juden und Aromunen (vom Hauptkörper abgesprengte Rumänen); endlich in den westlichen Grenzgebieten Mazedoniens und in den südlichen Teilen des alten Königreichs Serbien Albaner in überaus großer Zahl. Welche Gefahr widerwillig sich unterordnende Fremdvölker in einem demokratisch regierten Lande wie Bulgarien bedeuten, lehrt wohl genügend der heutige Zerfall Rußlands.

Es bliebe, könnte man einwenden, dem herrschenden Volke der Bulgaren nun die Möglichkeit, jene Fremdvölker sich allmählich zu assimilieren. Soll das auf gesetzlichem Wege geschehen, also nicht durch Zwang, so kann es heute als ziemlich aussichtslos bezeichnet werden; es gibt, abgesehen vielleicht von den finnischen Stämmen im nordöstlichen Rußland, von einzelnen Bergvölkern des Kaukasus und von einzelnen Teilen der Kelten heute in Europa wohl kein Volk mehr, das sich gutwillig und widerstandslos assimilieren ließe. Soll aber die Bulgarisierung mehr oder weniger gewaltsam erfolgen, so würde sie auf desto erbitterteren Widerstand stoßen, je älter, sozusagen traditionell geworden die gegenseitige Antipathie ohnehin schon ist; sie würde also unweigerlich zu häufigen lokalen Unruhen führen, die bekanntlich auf der Balkanhalbinsel mit Hilfe „freundlicher Nachbarn" nur zu leicht den Charakter ernsthafter Aufstände annehmen und so den Frieden auf der Balkanhalbinsel, der oft den Frieden Europas bedeutet, auf das bedrohlichste gefährden. Das liegt weder im Jnteresse Bulgariens, noch in dem des übrigen Europa. — Es kommt noch ein weiteres Moment hinzu, das allerdings auf dem Gebiete der Jmponderabilien liegt, aber deshalb nicht weniger schwerwiegend sein dürfte: das der Gefährdung politischer Sympathien. Kein Balkanvolk, auch das bulgarische nicht, ist groß genug, um der Sympathien des übrigen Europa ohne Schaden entraten zu können. Der wertvolle Schatz an Sympathieen, dessen sich gerade Bulgarien im Auslande (und namentlich bei den Mittelmächten) bis jetzt erfreut, beruht zu einem großen Teile auf der hohen Wertschätzung, die man überall in ernsthaften politischen Kreisen dem Könige Ferdinand und seiner staatsmännischen Weisheit entgegenbringt; zu einem anderen Teile gründet er sich auf den Fleiß und das Vorwärts-

streben, Mit dem das bulgarische Volk seine innere Kulwr fördert; ein sehr großer (vielleicht der größte) Teil jener Sympathieen aber ist auf dem Boden der Zustimmung erwachsen, mit der Europa den langjährigen Freiheitskampf der Bulgaren gegen die Unterdrückung durch die früheren türkischen Regierungen begleitete. Würde es nun kurzsichtigen chauvinistischen Strömungen in Bulgarien gelangen, die Regierung zu solchen Annexionen von Gebieten nichtbulgarischer Nationalität in einem Umfange zu treiben, der über das Maß des etwa aus strategischen Gründen Gebotenen fühlbar hinausgeht, so übernähmen damit die Bulgaren den Annektierten gegenüber dieselbe Rolle, die früher die Türkei den Bulgaren gegenüber einnahm. Aus Kämpfern für die eigene bedrohte nationale Existenz würden sie gewaltsame Unterjocher anderer Nationalitäten. Das hieße, die Sympathieen Europas leichtfertig verscherzen.
Unbestreitbar bildet die Gemeinsamkeit materieller Jnteressen die wichtigste Grundlage politischer Freundschaften; daß aber neben ihr auch die auf nicht materieller Grundlage ruhenden Sympathieen politisch von höchst realer Bedeutung sein können, wird nur ein ungewöhnlich Unerfahrener leugnen wollen.
Jm Jnteresse Bulgariens können darum alle wahren Freunde des Landes nur wünschen, daß es der Politik des klugen Radoslawow, die sich bis jetzt durch gesundes Maßhalten ausgezeichnet hat, auch weiterhin gelingen möge, die Jnteressen Bulgariens vor Schädigungen durch unverantwortliche Chauvinisten zu bewahren.
Bulgarien erscheint berufen, der wichtigste Staat auf der Balkanhalbinsel zu werden; möge es der Weisheit seines Königs und seiner leitenden Staatsmänner beschieden sein, diese Führerstellung nicht durch Vergewaltigung nichtbulgarischer Nationalitäten zu gefährden! —
Trotz der so engen allerdings im wesentlichen nur sprachlichen, weniger anthropologischen Verwandtschaft mit den Bulgaren sind die Serben ihre bittersten Feinde, in ihrem Bulgarenhaß kaum übertroffen durch die Griechen.
Mehr noch als anderswo ist hier die dynastische Frage von Bedeutung für die Zukunft des Landes. Bulgarien wird die südöstlichen Teile Serbiens, die von einer bulgarisch redenden Bevölkerung bewohnt werden, mit dem bulgarischen Staate vereinigen; es wird vermutlich versuchen und erreichen, außerdem die nordöstlichsten Teile des alten Königreichs Serbien, die eine nicht serbische, sondern rumänische Bevölkerungsmehrheit aufweisen, sich anzugliedern, um so an einer, wenn au'ch schmalen, Stelle eine unmittelbare Berührung mit Österreich zu erzielen. Der verbleibende Teil Serbiens weist dann nur noch ein ganz wesentlich verkleinertes Gebiet auf. Was kann aus ihm werden? Es gibt Stimmen, die für Annexion dieses verkleinerten Serbien, sowie für Annexion Montenegros durch Österreich eintreten. Das würde für die Donaumonarchie naturgemäß nur ein Danaergeschenk sein können! Denn es bedeutete nichts anderes, als eine erhebliche Kräftigung des oppositionellen

slawischen Elements in Österreich-Ungarn. Da die gesunde Entwickelung der Donau-Monarchie davon abhängt, daß dem deutschen Element seine historische Führerstellung in der zisleithanischen Reichshälfte erhalten bleibt, wie dem magyarischen dieselbe in der ungarischen Reichshälfte, so muß Österreich-Ungarn, wenn es seine Zukunft sichern will, jede Angliederung größerer südslawischer Gebiete ablehnen; strategische Grenzberichtigungen mehr oder weniger geringen Raumumfangs würden durch dieses Gebot der Selbsterhaltung natürlich nicht ausgeschlossen.

Jn den serbischen Königreichen herrschten zwei Dynastieen: in Serbien das Haus Karageorgewitsch, die Nachkommen des „schwarzen Georg", der zu Beginn des vorigen Jahrhunderts Serbien von der Türkenherrschaft befreite; in Montenegro das seit 1711 mit der erblichen Herrschaft bekleidete Haus Petrowitsch Njegosch, das der Regierungszeit nach älteste der in den christlichen Ländern der Balkanhalbinsel regierenden Herrscherhäuser. Das serbische Königshaus der Karageorgewitsch soll nach Zeitungsberichten nachweisbar in den Mord von Serajewo verwickelt sein. Wenn dieser Nachweis tatsächlich Vorliegen sollte, scheidet das genannte Königshaus aus der Regierungsfähigkeit aus; Österreich könnte dann niemals ein Mitglied des Hauses auf dem serbischen Throne dulden. Ganz anders liegt der Fall in Montenegro. Zwar hat auch König Nikita sich unseren Feinden im gegenwärtigen Weltkriege angeschlossen, aber ersichtlich nur gezwungen durch Rußland. Der König von Montenegro hat sich so lange und bei so wichtigen Anlässen als ein Freund Österreichs erwiesen, daß ihm die Zwangslage, in die ihn Rußland versetzt hatte, als „mildernder Umstand" angerechnet werden muß. Als geographisch beste Lösung ist die Vereinigung des nicht an Bulgarien fallenden Teiles von Serbien mit Montenegro zu einem neuen serbischen Staatswesen unter der Herrschaft des Hauses Petrowitsch Njegosch zu bezeichnen, die von selbst dem neuen Staate den Zugang zum Meere bieten würde, den das alte Königreich Serbien schmerzlich vermißte und der ihm auf die Dauer doch nicht vorenthalten werden könnte. Der greise König Nikita würde vermutlich bereit sein, zu Gunsten des Kronprinzen Danilo abzudanken, auf den dann, da er kinderlos ist, später sein mit Nachkommenschaft gesegneter Bruder Prinz Mirko folgen könnte. Voraussetzung ist natürlich der Abschluß solcher Verträge mit Österreich-Ungarn, die dem Kaiserreiche einen voll genügenden militärischen, politischen und wirtschaftlichen Einfluß auf das so entstehende neue Königreich sichern. —

Montenegro erhielt vor dem Kriege als Gebietszuwachs die rein albanischen Gebiete um Jpek und Diakowa. Würde es mit dem westlichen Serbien zusammen zu einem österreichfreundlichen neuen Königreiche serbischer Nationalität vereinigt, so kann es auf diese fremdvölkischen Gebiete von Jpek und Diakowa verzichten, und zwar zu eigenem Vorteil verzichten, weil es dadurch nur Landes-

teile wieder abträte, die von einer, solange sie unter slawischer Herrschaft stehen würde, mit positiver Sicherheit dem serbischen Staate todfeindlichen Bevölkerung bewohnt sind. —
Der zweite Erbfeind Bulgariens ist Griechenland. Jnnerhalb des alten Königreichs Hellas, wie es vor 1912 bestand, herrschte eine große ethnische Einheitlichkeit. Als Nichthellenen wies es im wesentlichen nur Türken im Herzen Thessaliens auf und in größerer Menge Albaner in Attila, im nordöstlichen Peloponnes, im südlichen Euböa und auf mehreren kleineren Jnseln. Aber dieser Einschlag fremdvölkischer Art durfte als belanglos gelten, da die thessalischen Türken in stetiger Abwanderung begriffen waren und die allerdings sehr zahlreichen Albaner in den genannten Landesteilen wegen ihrer räumlichen Loslösung vom albanischen Mutterlande langsam, aber sicher hellenisiert werden; in ihrer Diaspora können sie der durch Amtssprache, Kirche, Schule und Heeresdienst systematisch betriebenen Hellenisierung keinen dauernden Widerstand leisten. Rein griechisch ist ferner außerhalb des alten Königreichs die Bevölkerung aller Jnseln des Agäischen Meeres, ferner die der heute noch englischen Kolonie Cypern und endlich im wesentlichen auch die des südlichsten Mazedonien (also der Landschaften zwischen Thessalien und der Wistriza, ferner der Halbinsel Chalkid'ke und der Gebiete zwischen Seres und Kawalla). Die Gebietserweiterung Griechenlands nach den Balkankriegen und durch die Okkupationen im nördlichen Epirus veränderten dieses für ein kleines Staatswesen, wie das Königreich Hellas immerhin trotz jener Gebietsangliederungen blieb, doppelt günstige Bild ethnischer Einheitlichkeit sehr zu Ungunsten Griechenlands, indem nun große fremde Volksteile einverleibt wurden, nämlich Türken und zahlreiche Bulgaren in den nordöstlichen an Griechenland gefallenen Gebieten, sowie Aromunen und namentlich Albaner in den nordwestlichen neuen Erwerbungen und okkupierten Gebieten. Hiermit machte das weniselistische Griechenland sich Bulgarien und Albanien zu Feinden, denen es große, national ihnen zugehörige Gebiete entzog, während doch für Griechenland, wie für alle anderen Balkanstaaten die geographischen Verhältnisse unweigerlich vorschreiben, sich in sorgfältiger und gewissenhafter Pflege gegenseitiger freundschaftlicher Beziehungen gemeinsam zu stützen, da keines der Balkanvölker für sich allein groß genug ist, um eine selbständige Großmacht werden zu können. Nur in ihrer Vereinigung als ehrlich befreundete Staaten können sie die Stärke einer tatsächlichen Großmacht aufweisen! Und nur im ehrlichen Anschluß an die beiden mitteleuropäischen Kaisermächte könnte diese Stärke einer Großmachtbedeutung den in Freundschaftsverträgen unter einander verbundenen Balkanstaaten dauernd erhalten bleiben, da einerseits die beiden Kaisermächte durch die von der Natur vorgezeichnete Rhein-Donau-Verkehrsstraße wirtschaftlich immer enger mit den Ländern der Balkanhalbinsel verknüpft werden und andererseits keine der beiden Zentralmächte

Absichten auf Angliederung eines der Balkanstaaten hat und haben kann, — wenigstens nicht, solange die Regierungen der Kaisermächte die wahren Lebensinteressen ihrer Reiche geographisch richtig erkennen und einschätzen.

Will Griechenland aus seinem heutigen Niedergange sich wieder erheben, ^o ist das nur möglich durch Beseitigung der Abenteurerpolitik des Herrn Weniselos, der unter vollständiger Verkennung der zwingenden geographischen Verhältnisse das unglückliche Hellas zum Sklaven der Entente machte, statt ihm an der Seite der Mittelmächte eine gesunde Zukunft zu sichern; durch Wiederherstellung des wirklichen Königtums und damit einer Grundlage für Ruhe und Ordnung im Lande; und endlich vor allem durch eine Vereinbarung mit Bulgarien über geographisch tatsächlich begründete, also praktisch brauch» bare Grenzen zwischen beiden Ländern und über eine geeignete Nutzbarmachung des bei Griechenland verbleibenden Hafens Saloniki für sein fast ausschließlich bulgarisches, also nicht griechisches Hinterland. Die Abgrenzungs» frage ist ja keineswegs eine leicht zu lösende; aber bei gegenseitigem guten Willen ist auch die schwerste derartige Aufgabe lösbar. Zweifellos ist dieser gute Wille vorläufig wohl auf beiden Seiten noch reichlich zweifelhaft. Aber da er sich einstellen muß, wenn anders dort ein Weg zum Frieden überhaupt gefunden werden soll, und da für beide Länder die Anbahnung eines dauernden Friedens schlechterdings eine Lebensnotwendigkeit ist, so wird schließlich der Weg sich finden. Aus geographischen Gründen sind jene im Jrrtum, die glauben, Griechenlands Zukunft durch möglichst große Ausdehnung auf dem europäischen Festlande (also durch Unterjochung von Gebietsteilen anderer Balkanvölker, auf deren Freundschaft vielmehr Griechenland bedacht sein muß) sicherstellen zu wollen. Nein, Griechenlands Zukunft liegt heute, wie sie es stets tat, auf dem Wasser! Griechenlands berechtigtes Streben muß sein, zunächst die heute widerrechtlich von Jtalien besetzten nur von Griechen bewohnten Jnseln des Dodekanes und die heute widerrechtlich von England annektierte ebenfalls von Griechen bewohnte Jnsel Cypern mit dem Stammlande, dem Königreiche Hellas, zu vereinigen; und sein weiteres Ziel der Erwerb eines afrikanischen Kolonialgebiets. Sind diese Ziele eher an der Seite der Entente erreichbar oder an der Seite der Mittelmächte? Diese Frage stellen, heißt sie beantworten. Und mit der Antwort ist für Griechenland auch die Frage einer gesunden hellenischen Zukunftspolitik beantwortet.

Für Griechenland und Albanien ist es geradezu eine Lebensfrage, einen Weg zu finden, der die Anbahnung freundnachbarlichen Verhältnisses zwischen beiden Ländern gestattet; es gibt nur einen solchen Weg, und das ist der einer ehrlichen Teilung von Epirus nach wirklichen, nicht nach künstlich konstruierten nationalen Bevölkerungsmehrheiten! —

Auch dieTürkei besitzt ja noch eine» kleinen Teil ihrer früheren euro-

pSischen Gebiete, ist also immerhin auch noch ein Balkanstaat. Aber das nationale Schwergewicht und die Zukunft der heute zweifellos sehr aussichts» reichen Türkei liegen so überwiegend in Kleinasien, daß wir sie im Rahmen unserer vorliegenden Betrachtung unberücksichtigt lassen dürfen. —

So bleibt nur noch das letzte Balkanland zu betrachten: Albanien.

Damit kommen wir zu dem politisch heute wichtigsten Teile der Balkanhalb- insel, weil Albanien, je nach dem Grade des politischen Weitblicks, den seine Nachbarvölker und die Mittelmächte betätigen werden, entweder die Wiege neuer Balkankriege (und damit neuer Weltkriege) oder aber die feste Grundlage langdauernden Friedens in der Wetterecke Europas zu werden berufen ist.

Das albanische Volk bewohnt in geschlossener ethnischer Einheitlichkeit "die Länder vom oberen Flußgebiete der Morawa im südlichen Teile des alten Königreichs Serbien bis zum oberen Flußgebiet der Wojusa und außerdem gemischt mit Bulgaren die Grenzgebiete zwischen Prisren und Üsküb im Norden und Presba-See und Monastir im Süden; ein zweites großes Mischgebiet bildet der mittlere und südliche Epirus, wo Albaner mit eingewanderten Griechen gemischt wohnen. Wie die vor dem Weltkriege getroffenen Friedens- schlüsse dem damaligen Königreich Bulgarien noch große Gebiete bulgarischer Nationalität im Westen, Süden und Nordosten künstlich fernhielten und damit zukünftige neue Kriege vorbereiten zu wollen schienen, so gilt auch für die Abgrenzung des Fürstentums Albanien vollinhaltlich der Vorwurf, daß sie auf ganz ungeographischer Grundlage, also unhaltbar, aufgebaut war. Große rein albanische Gebiete von ausschlaggebender wirtschaftlicher Bedeutung für Albanien sind an Montenegro gegeben, statt mit Albanien vereint zu werden. Von den rein albanischen Landstrichen im Südwestteile des alten Königreichs Serbien ist nichts mit dem albanischen Mutterlande vereinigt worden. Die großen nationalen Mischgebiete endlich an den Grenzen des rein albanischen Landes sind ganz einseitig nur den Nachbarstaaten zugewiesen: im Osten wurden sie mit dem damaligen neuen Königreich Serbien verbunden, im Süden mit Griechenland, während doch der den tatsächlichen geographischen Verhältnissen gerecht entsprechende Weg der einer Teilung dieser sprachlich gemischten Gebiete zwischen Albanien und seinen Nachbargebieten gewesen wäre. Dieser Fehler konnte nicht ohne schädliche Folgen bleiben; er gab einerseits dem Fürstentume Albanien einen unnatürlich eingeschränkten Umfang und damit eine ungenügende politische uud wirtschaftliche Entwicklungsmög- lichkeit, und andererseits schuf er Herde berechtigter Unzufriedenheit in den großen künstlich vom Stammlande ferngehaltenen albanischen Teilen der Bevölkerung jener sprachlich gemischten Grenzgebiete, die einseitig nur fremden Staaten überwiesen wurden. Wer die Geschichte und den Charakter der Albaner kennt, weiß von vornherein, daß diese gewaltsame Entrechtung,

falls sie bestehen bleibt, eine Kette von verzweifelten Aufständen nach sich
ziehen wird, sobald der Weltkrieg geendigt hat. Lokale Aufstände in jenen
Gebieten aber werden erfahrungsgemäß nur zu leicht die Wiege ernsthafterer
politischer Wirren, die zu großen Kriegen führen können.
Was soll aus Albanien werden? Soll man den Rechtszustand wieder
herstellen, also das selbständige Fürstentum (das man freilich jetzt Königreich
nennen müßte) unter der Herrschaft seines legitimen Fürsten Wilhelm aus
dem Hause Wied? Soll man den Rechtszustand brechen und eine öster-
reichische oder italienische Provinz (bezw. ein österreichisches oder italienisches
„Protektorat") daraus machen? Oder endlich soll man, ebenfalls unter voll-
ständiger Mißachtung des Rechtszustandes, die staatliche Existenz der Albaner
vernichten und ihr Land unter die Nachbarstaaten verteilen?
Das sind Fragen, die sowohl vom Standpunkte der Balkanvölker selbst,
wie von dem der beiden Mittelmächte betrachtet werden können. Jn beiden
Fällen laufen sie hinaus auf die eine einzige Frage: will man auf der
Balkanhalbinsel Frieden heranwachsen sehen oder die dauernde Kriegsgefahr?
Bleibt man bei der Beantwortung dieser Fragen auf dem Boden der
nüchternen geographischen Tatsachen, so kann die Antwort nur lauten: ein
selbständiges richtig begrenztes Königreich Albanien in freundschaftlichen
Beziehungen zu seinen Nachbarländern, und gleich diesen Nachbarländern in
euger Anlehnung an die Mittelmächte gesichert vor feindlichen Aspirationen der
Ententemächte, ist eine einfache Notwendigkeit für Albanien, wie für die anderen
Balkanstaaten, vor allem aber auch für Deutschland und Osterreich»Ungarn.
Die Wiederherstellung des Rechtszustandes in Albanien, also die Wiederauf-
richtung der seinerzeit von den Großmächten (auch von Deutschland und
Osterreich-Ungarn!) feierlich garantierten Selbständigkeit und Unabhängigkeit des
Landes unter seinem durch einstimmigen Beschluß der Mächte und durch die
Wahl seitens des albanischen Volkes auf den Thron Albaniens berufenen
Fürsten Wilhelm ist für uns schon deswegen eine unbestreitbare Forderung
vom Standpunkte berechtigter Bedürfnisse Deutschlands zu nennen, weil unsere
politischen und wirtschaftlichen Jnteressen eine absolut sichere Verbindung mit
Konstantinopel, Bagdad und überhaupt mit dem vorderasiatischen Orient
gebieterisch erheischen. Und dasselbe gilt natürlich für Österreichs Orient«Jnteressen.
Eine solche sichere Verbindung ist aber nur dann gegeben, wenn Frieden
zwischen den verschiedenen Völkern der Balkanhalbinsel geschaffen und erhalten
werden kann; und das ist naturgemäß nur möglich, wenn Albanien aufhört,
ein Objekt der Rivalität zu sein zwischen annexionslüsternen Nachbarn und
ebenso zwischen Österreich-Ungarn und Jtalien. Mit anderen Worten:
Sicherung berechtigter Bedürfnisse Österreichs-Ungarns und Deutschlands und
Sicherung ruhiger Kulturentwicklung der Balkanstaaten sind nur durch Herbei-
führung dauernden Friedens auf der Balkanhalbinsel erzielbar, also nur, wenn

durch Wiederherstellung des selbständigen Staates Albanien allen genannten Rivalitäten von vornherein der Boden entzogen wird.

Nicht selten kann man die Anschauung hören, Albanien habe durch die nur kurze Dauer seiner Selbständigkeit im Jahre 1914 bewiesen, daß es nicht fähig sei, ein selbständiges Staatswesen zu bilden. Und ebenso häufig ist mir in Deutschland und Österreich, namentlich aber auch in Bulgarien bei Aussprachen über Albanien die Meinung entgegengetreten, daß die Albaner selbst von ihrem Fürsten nichts mehr wissen wollten. Beide Ansichten sind grundfalsch.

Die kurze Dauer der Regierungsperiode des Fürsten Wilhelm im Jahre 1914 ist vielmehr lediglich durch die deutschfeindlichen Jntrigen Jtaliens und durch die Uneinigkeit der „Schutzmächte" Albaniens verursacht; Fürst Wilhelm hat das in seiner außerordentlich wichtigen „Denkschrift über Albanien", die er vor einigen Monaten veröffentlichte, eingehend und mit schlagender Beweiskraft dargelegt. . ,

Was aber die Haltung des albanischen Volkes zu seinem rechtmäßigen Fürsten betrifft, so ist zunächst daran zu erinnern, daß österreichischerseits (vermutlich nur durch ungeschickten Übereifer untergeordneter Stellen) lange Zeit jeder Werkehr der Albaner mit ihrem Fürsten unterdrückt war. Weder Briefe noch Telegramme, die überaus zahlreich an ihn gerichtet wurden, haben ihn erreicht; erst aus mündlichen Berichten treuer Albaner, die ihn persönlich !n Deutschland aufsuchten, erfuhr der Fürst von den erfolgten Absenkungen! Dieser befremdliche Umstand oder diese beispiellose Ungeschicklichkeit untergeordneter Organe ist ja, wenn wir recht unterrichtet sind, jetzt durch die höheren Stellen erfreulicherweise beseitigt worden, sodaß nun wohl nach einiger Zeit auch die Öffentlichkeit erfahren wird, daß das albanische Volk seinen Fürsten nicht vergessen hat. Wie deutsche Offiziere aus Albanien berichten, fanden sie dort sein Bild in allen Bauernhäusern. Albanische Schul-Lesebücher, die kürzlich erschienen, schildern die Treue gegenüber dem Fürsten als selbstverständliche Pflicht jedes echten Albaners. Die von dem schlauen Essad Toptani seiner Zeit durch geschickte Vorspiegelungen gegen den Fürsten aufgehetzten Führer albanischer aufständischer Gebiete haben einstimmig den Fürsten um Verzeihung gebeten, ihre durch Essad erfolgte Täuschung dargelegt und den Fürsten beschworen, zurückzukehren und die Regierung wieder zu übernehmen. Dieselbe Bitte ging von der Landesvertretung aus! Die in der Schweiz lebenden Albaner richteten kürzlich eine Denkschrift an den Fürsten, in der sie um Schutz gegen übertriebene Landansprüche der Nachbarstaaten Albanines baten; eine Abschrift dieser Eingabe an ihren Landesherrn legten sie auch der deutschen und der österreichischen Regierung vor.

Wollen die Mittelmächte die Wiederkehr des Friedens im Südosten be-
schleunigen, so wäre der beste Weg dazu ihre ausdrückliche Betonung der
Tatsache, daß sie sich auch heute noch zu der s. Z. feierlich übernommenen
Pflicht der Garantierung der Unabhängigkeit Albaniens unter der Herrschaft
des Fürsten Wilhelm bekennen; und im Anschlusse daran der baldigstmögliche
Eintritt in Verhandlungen über die Wiederherstellung des Rechtszustandes im
Fürstentume (oder logischer im Königreiche) Albanien unter dem aus»
schließlichen und gemeinsamen Schutze Deutschlands und
Österreich-Ungarns!

Tony Kellen:

Das Deutsche Ausland Museum und Institut.

Jn den Tagen, da Rumänien seine Kriegserklärung an die Mittelmächte
erließ, flatterten von Stuttgart aus Werbebriefe für ein längst geplantes Unter»
nehmen hinaus: für die Gründung eines Deutschen Ausland Museums. Jn
diesem Wagnis zeigte sich wieder die unversiegbare Kraft des Deutschtums und
die nicht zu erschütternde Hoffnung auf die Zukunft.

Daß man gerade in Stuttgart auf den Gedanken eines Ausland Museums
gekommen ist, erklärt sich schon aus der Tatsache, daß die Schwaben stets einen
großen Anteil an der deutschen Auswanderung gehabt haben. Schwaben sind
anfänglich teils aus religiösem Svndertrieb, dann aber meist aus wirtschaftlicher
Unternehmungslust in großer Zahl ausgewandert und haben sich in Rußland, in
Palästina, in Amerika usw. angesiedelt. Viele von ihnen haben sich als treue
Vorkämpfer für das Deutschtum erwiesen. Sodann ist bei den Schwaben der
Gcdanke der Zusammengehörigkeit sehr stark: wie sie in der Heimat zusammen»
halten, so auch in der Fremde. Da lag es nahe, daß man gerade auf schwäbischer
Erde den Plan faßte, ein engeres Band zwischen den Deutschen im Ausland und
der alten Heimat herzustellen. Einigermaßen war der Boden in Stuttgart schon
durch den seit 30 Jahren bestehenden Württembergischen Verein für Handelsgeo-
graphie vorbereitet, der hier im ?indenmuseum eine große völkerkundliche Samm-
lung, eine der bedeutendsten derartigen Anstalten Deutschlands, schuf.

Schon seit 1911, dem Jabre der Vollendung des Neubaues für daS er-
wähnte Museum, hegte man im Verein die Absicht, durch Einrichtung einer neuen
Abteilung den Jnteressen des Ausland-Delttschtums stärker gerecht zu werden.
Die Beratung ergab aber, daß dies zweckmäßig nur durck ein neues großes Jnstitut
geschehen könne, das vom Reich, von den Bundesstaaten und dem ganzen deutschen

Volk zu unterstützen wäre. Die Vorbereitungen leitete mit weitem Blick und un»
ermüdlicher Tatkraft der Kommerzienrat und Konsul Theodor G. Wanner, der
auch jetzt noch die Seele des Unternehmens ist. Am 1. Dezember 1915 wurde in
Stuttgart in Anwesenheit des Königs eine kleine Ausstellung „Zur Kunde des
Auelanddeutschtums" eröffnet, die vorläufig nur Beispiele für Teile des künftigen
Unternehmens gab. Die Reichsregierung gewährte dem geplanten Museum einen
namhaften Beitrag und von allen Seiten kamen Zustimmungen und Unter-
stützungen leitender Männer. Am 1«. Januar 1917 wurde sodann das Deutsche
Ausland Museum in Stuttgart unter großer Beteiligung gegründet. Der Ge-
danke hatte eine so starke werbende Kraft bewiesen, daß Vertreter aller Kreise, der
Verwaltung, der Wissenschaft, der Jndustrie, der Gewerbe, des Handels und
der Kunst sich zusammenschlossen, um mitten im Kriege ein wichtiges Kulturwerk
zn begründen. Der König selbst wohnte der Gründungsversammlung bei, sowie
er schon von Anfang an dem Unternehmen seine tatkräftige Mitwirkung zuteil
werden ließ.

Es gab zwar schon Vereinigungen, die seit Jahren, zum Teil seit Jahrzehnten,
die Beziehungen zum Auslanddeutschtum pflegen, aber es fehlte bisher an einer
Stelle, die alles zusammenträgt, was dieser Pflege dienen kann und jedem
Deutschen anschaulich macht, welche Verbreitung das Deutschtum im Auslande hat,
was es dort bedeutet und was es in der Zukunft noch leisten kann. Namentlich
fehlte es noch völlig an einem Sammelpunkt für die wirtschaftlichen Beziehungen
zum Auslanddeutschtum. Diese Lücke wird das neue Unternehmen ausfüllen.

Das Museum und Jnstitut zur Kunde des Auslanddeutschtums und zur
Förderung deutscher Jnteressen im Ausland, wie der volle Name eigentlich lautet,
betrachtet es als seine Aufgabe, die deutsche Kultur im Ausland wissenschaftlich zu
erforschen und bekannt zu machen, aber auch sie zu pflegen und zu verbreiten, sodann
nc.ch dem Kriege beim Wiederanknüpfen der Beziehungen von Jndustrie und
Handel zum Ausland die darauf gerichteten Bestrebungen zu unterstützen. Das
Museum wird also für die Kenntnis des Auslanddeutschtums eine zusammen»
fassende Stätte bilden und die Verbindungen zwischen dem Deutschtum im Aus»
land und dem Mutterland erhalten und enger knüpfen. Es wird den Ausland-
deutschen, die eine Verbindung mit dem Mutterlande wünschen, und all denen, die
ins Ausland wollen oder dort wissenschaftliche oder wirtschaftliche Fühlung suchen,
mit Rat und Tat an die Hand gehen. Endlich wird es auf wirtschaftlichem und
wissenschaftlichem Gebiete Einrichtungen zur Förderung des Auslanddeutschtums
unterstützen und nötigenfalls erst schaffen.

Wer sich mit Studien über das Deutschtum befaßt hat, weiß, wie zerstreut
einschlägige Literatur ist, wie schwankend z. B. die Angaben über die Zahl der
Deutschen in fremden Ländern sind. Hier muß erst das Material zusammenge-
tragen und von führender Hand verarbeitet werden.

Außerhalb des großen geschlossenen deutschen Sprachgebiets in Mittel-
europa (Deutsches Reich, Österreich-Ungarn, die Schweiz, Luremburg) mit
rund 80 Millionen Deutschen leben schätzungsweise 20 bis 30 Millionen Deutsche
und Nachkommen von Deutschen in Ländern, deren herrschende Rasse und Sprache
ihnen fremd ist, so allein 2 Millionen Deutsche in Rußland. Die Ausland»
deutschen bilden also einen ganz erheblichen Teil des deutschen Volkstums über-
haupt. Wir besitzen zwar mancherlei Angaben über einzelne Gruppen dieser
Ausland-Delktschen, aber das Material ist sehr lückenhaft, und deshalb hat eisher
noch niemand das Wagnis unternommen, eine umfassende Geschichte des Deutsch-
tums im Ausland zu schreiben. Und wie lehrreich wäre doch ein solches Werk,
wenn uns in großen Zügen darin geschildert würde, unter welchen Umständen
Einzelne wie ganze Gruppen ausgewandert sind, wie sie gekämpft und gelitten,
was sie erstrebt und was sie erreicht haben, wie sie den Vvlkerboden gedüngt und
befruchtet haben. Es wird nicht leicht sein, all die Wege zu erforschen, die die
Deutschen im Ausland gegangen sind, sie statistisch zu erfassen, ihre berufliche
Gliederung, ihre soziale Schichtung, ihre wirtschaftliche Lage darzustellen. Hier
könnten jüngere und ältere Gelehrte eine sehr nützliche Tätigkeit entfalten, be»
sonders, wenn das Museum in der Lage ist, Reisestipendien für solche Forschungen
zu bewilligen, wie es z. B. das Älus6« Social in Paris in so reichem Maße tut.
Das Ausland Museum wird aus dem eigentlichen Museum mit Schau-
stellung, aus einer Bibliothek mit Archiv und einer Auskunftsstelle bestehen. Das
eigentlicheMuseumhatdic Aufgabe, an der Hand der aufgestellten Gegen»
stände die einzelnen Erscheinungen des Ausland - Deutschtums auf geschichtlicher
und geographischer Grundlage darzustellen und ein umfassendes Bild des ge-
samten Ausland - Deutschtums nach seiner materiellen und geistigen Entwicke-
lung, nach seinen sozialen Verhältnissen und nach seinen Beziehungen zur alten
und zur neuen Heimat vor Augen zu führen. Durch seine Ausstellungen will es
Anschauungsunterricht erteilen und dadurch Kenntnis und Wertschätzung des
» Ausland-Deutschtums in weite Kreise tragen. Das ist in erster Linie ein
wissenschaftlicher Zweck; es wird z. B. retten, was sich über die zerstörten
deutschen Siedlungen in Rußland noch auftreiben läßt. Es wird Jung und Alt
in der Heimat unterrichten und dem Ausland - Deutschen, der zurückkehrt, wird
es Kunde geben von anderen deutschen Siedlungen und ihn zu Vergleichen
anregen.
Materielle und geistige Kultur werden in den Sammlungen behandelt
Nerden. Die materielle Kultur wird teils in Natur, teils in Modellen und
Bildern dargestellt werden, so die Siedlungen, Haus und Hof, Jnneneinrichtung
und Kleidung, Geräte, Anlagen des Gewerbefleißes, der Jndustrie und des Ver-
kehrs, nicht zuletzt auch natürliche und künstliche Erzeugnisse aller Art.
Sprache, Religion, Unterrichtswesen, wissenschaftliche Tätigkeit, Literatur
und Kunst, soziale Verhältnisse, Sitten und Gebräuche werden durch Bild und

Wert, Karten, Tabellen und Diagramme dargestellt werden, manches aber auch, wie Bücher und Zeitungen, im Original. Wie wertvoll wird z. B. eine Sammlung der ältesten deutschen Zeitungen des Auslandes sein! Es gibt keine Möglichkeit mehr, sie alle zu sammeln, da unendlich viel rettungslos untergegangen ist. Aber es lassen sich immerhin noch Bruchstücke auftreiben. Sodann wäre auch eine besondere Gruppe zu bilden: Die Leiden des Deutschtums im Ausland während des Weltkriegs: da wäre alles zu vereinigen, was noch an Erinnerungen zu beschaffen ist von jenen deutschen Siedlungen in feindlichen Ländern, die von barbarischer Hand vernichtet wurden.

Gewiß werden, wenn einmal wieder friedliche Beziehungen zwischen den Völkern herrschen, aus allen Teilen der Welt Sendungen für das Museum eintreffen: Gaben der Erinnerung an schöne und an schlimme Zeiten, Dokumente des wirtschaftlichen und des geistigen Lebens, die hier in dem eigens dafür ge» schaffenen Rahmen erst recht zur Geltung kommen werden. Nicht zum wenigsten werden auch die christlichen Missionen dem Unternehmen wertvolles Material liefern, und anderseits ist das Museum die gegebene Stätte, um auch das Wirken der deutschen Missionen in fernen Ländern vor Augen zu führen.

Die Anordnung des gesammelten Materials im Museum kann unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten geschehen: einem geographischen oder einem allgemein sachlichen. So kann man z. B. das Deutschtum in Siebenbürgen, die deutschen Kolonien in Galizien, der Dobrudscha, in Südrußland und im Kaukasus, die deutschen Kolonien in den überseeischen Ländern darstellen. Daneben kommen aber auch rein stoffliche Anordnungen in Betracht, wie: die deutschen Schulen im Ausland, die deutsche Presse im Ausland, die deutschen Schiffahrtslinien, die deutschen Kabel usw. Bei der geographischen Anordnung wird man die anthropogeographische Betrachtungsweise anwenden können und zeigen, wie das Deutschtum im Ausland bei allem zähen Festhalten an seiner Eigenart sich doch auch der neuen Umgebung anzupassen versteht. Freilich wird es auch manchmal nachweisen müssen, wie deutsche Kolonisten sich in überseeischen Ländern unnötigerweise an die dortige Bauart angelehnt haben, auch wenn sie einen eigenen Stil hätten entfalten können.

Das Museum will nicht bloß den Erwachsenen dienen, sondern auch auf die Jugend belehrend und anregend wirken. Es wird dem heranwachsenden Geschlecht zeigen, was die deutschen Pioniere im Ausland geleistet haben, und deshalb ist es sehr zu wünsckxen, daß ähnlich wie für das Deutsche Museum in München, auch für das Ausland Museum von wohlhabenden Gönnern Reisestipendien gestiftet würden, um talentvollen jungen Leuten aus allen Teilen Deutschlands den Besuch und das Studium der Sammlungen zu ermöglichen. Das Museum wird der Jugend einen Blick in die weite Weit gewähren und mag auch manchen Jüngling zu einer Reise in die weite Welt begeistern. Sicherlich wird hier der eine oder andere den ersten Gedanken zu kühnen Taten fassen.

Das eigentliche Museum, also der Teil, der ständig allen Besuchern sichtbar zur Verfügung steht, wird durch die anderen Abteilungen ergänzt: die BKcherei, das Archiv und die Auskunft^- und Vermittlungsstelle.
Jn der Bibliothek werden natürlich nicht etwa alle möglichen Bücher über das Ausland, also beinahe über die ganze Welt, planlos aufgehäuft, sondern es wird dafür ein« sorgfältige Auswahl geeigneter geographischer, ethnographischer, volkswirtschaftlicher und statistischer Werke beschafft, beren Zahl ja immerhin noch recht erheblich ist, damit Angestellte und fremde Benutzer möglichst über alles, namentlich auf wirtschaftlichem Gebiete, Auskunft finden können, soweit die Literatur überhaupt eine solche gewähren kann. Vollständig werden natürlich die Schriften über die Deutschen im Ausland gesammelt, besonders auch ältere, nicht in den regelmäßigen Buchhandel gelangte Schriften. Eine unentbehrliche Ergänzung werden die Karten großen Maßstabes sein.
Außer der Bibliothek wird ein Archiv angelegt werden, vorerst eine Handschriftensammlung, weniger von alten Handschriften, als vielmehr von neuen, Biographien oder Autobiographien, Denkwürdigkeiten, Briefe und Urkunden von Deutschen im Ausland, mögen sie eine große oder eine kleine Rolle gespielt haben. Manches, was einzeln vielleicht belanglos erscheint, gewinnt Wert im Rahmen eines Ganzen. Wie manche Urkunde, für die da draußen in der fremden Welt kein Jnteresse mehr besteht, vielleicht nicht einmal ein sicherer Aufbewahrungsort vorhanden ist, wird hier die einzig richtige Stelle finden. Hier werden auch am zweckmäßigsten die Erinnerungen der Ausland»Deutschen aus der Zeit des Krieges aufbewahrt werden.
Das Wirtschaftsarchiv wird natürlich von ganz besonderer Bedeutung sein. Das Ausland Museum will nicht bloß wissenschaftliche, sondern auch wirtschaftliche Bestrebungen unterstützen. Dazu bedarf es weitgreifender Hilfsmittel, eines umfangreichen Nachrichtenmaterials, damit es imstande sei, über alle möglich«n Dinge und Fragen Auskunft zu erteilen. Es gibt jetzt eine Menge Vereinigungen, die die Beziehungen zwischen Deutschland und den verbündeten und den neutralen Ländern pflegen wollen. Diesen Vereinigungen fehlt es an einem Mittelpunkt: ein solcher ist in dem Ausland Museum geradezu gegeben. Die Auskunfts» und Vermittlungsstelle wird die eigentlich« Brücke bilden zwischen der alten und der neuen Heimat. Wer sich über bestimmte Verhältnisse im Ausland unterrichten möchte, wird hier ebenso gut Auskunft finden, wie der Ausland' Deutsche, der mit der alten Heimat oder mit Ausgewanderten in irgend einem anderen Lande in Verbindung treten will. Das Museum hat auch die Schaffung einer Kartothek der im Auslande lebenden Reichsdeutschen in Angriff genommen. Dadurch wird ein Adressenmaterial geschaffen, das für die Verbindungen der verschiedensten Art von außerordentlichem Werte sein wird.
Die wissenschaftliche Arbeit des Museums findet ibren Ausdruck in Bor' trägen, natürlich nicht bloß in Stuttgart und in Württemberg, sondern in

den verschiedensten Orten und bei den mannigfachsten Anlässen, sodann aber auch in kleineren und größeren Veröffentlichungen. Das Ausland Museum ist der gegebene Mittelpunkt für die Herausgabe einer großen Sammlung von Schriften über das Ausland-Deutschtum und das Aus» land. Hierzu gehören: selbständige Forschungen, Statistiken, Berichte über Studienreisen, Vorträge, Lebensbilder hervorragender Ausland-Deutschen usw. Als 1. Band der „Schriften des Deutschen Ausland Museums" ist soeben erschienen: „Kurland" (mit 16 Abbildungen), eine Sammlung gehaltvoller Studien mit einer Bibliographie. Die geplante Zeitschrift des Ausland Museums wird nicht bloß ein Bindemittel für die Mitglieder sein, sondern auch wissenschaftliches Material enthalten.

Vorläufig muß sich das Museum natürlich auf vorbereitende Arbeiten be- schränken. Doch hat es auch schon nach außen gezeigt, wie es seine Aufgabe zu erfüllen gedenkt. Nachdem es Herrn Dr. Paul Träger den Auftrag erteilt hatte, das Deutschtum in der Dobrudscha zu erforschen, hat es vorerst eine Ausstellung von Rohprodukten der Kolonien veranstaltet, die eine sehr reichhaltige und sehr wertvolle Sammlung in einer geschickten Auf- machung vorführte. Diese Ausstellung zeigte uns so recht, welche Bedeutung die Außenhandels»Beziehungen haben und wie sehr wir auf Erzeugnisse aus den Kolonien angewiesen sind. Gegenwärtig wird in verschiedenen Städten die Kurland-Ausstellung gezeigt, die die Vergangenheit und Gegenwart dieser ältesten deutschen Kolonie, sowie die von der deutschen Militärverwaltung seit Besitz- ergreifung des Landes geleistete Kulturarbeit veranschaulicht. Die Kurland- Ansstellung hat überall das lebhafteste Jnteresse erregt.

Weitere Sonder-Ausstellungen sind für später geplant, so zu- nächst eine deutsche Balkan- u. Orient'Ausstellung. Dieser werden dann andere Ausstellungen folgen, in denen die wirtschaftlichen Be- ziehungen zwischen Deutschland und bestimmten Landern vorgeführt werden.

Das Ausland Museum verspricht ein würdiges Gegenstück zu dem Deutschen Museum in München zu werden. Sind hier die Meisterwerke der Naturwissen- schaft und die Dokumente für die Entwicklung der Technik und der Jndustrie ge» sammelt, so wird das neue Museum in Stuttgart alles vereinigen, >vas uns zu« vcrläissige Kunde über die Deutschen in der weiten Welt geben kann.

Neben dem wissenschaftlichen Wert wird es einen hohen politischen Zweck haben. Nachdem Deutschlands Feinde erklärt haben, daß sie auch nach dem Kriege den Kampf gegen den deutschen Einfluß fortsetzen wollen, wird das Ausland Museum es als seine besondere Aufgabe bettachten, deutsche Arbeit im Ausland zu fördern und zu unterstützen.

Vielleicht kein Volk hat in allen Ländern der Welt so fruchtbar gewirkt, wir die Deutschen, aber auch wenn sie in Gruppen oder Kolonien wohnten, war ihre

Tätigkeit zu sehr zersplittert, zu sehr aufs Einzelne, nicht auf ein großes Ganzes
gerichtet. Wie anders könnten viele Deutsche im Ausland wirken, wenn sie noch
ein Band hätten, das sie mit der Heimat verknüpft, und wie oft hätte diese Ge-
legenheit mit Deutscl>en im Ausland in Verbindung zu treten!

Die Bedeutung des Deutschtums im Ausland wird nach dem Kriege noch viel
größer sein, als jetzt. Es wird aber auch eine noch viel schwierigere Stellung
haben, als vor dem Kriege, und deshalb wird es gerade die Aufgabe des Mutter-
landes sein, sich seiner anzunehmen, aber auch es zu praktischer Mitarbeit an seiner
nationalen Handelspoilitik heranzuziehen. Das Ausland Museum wird djie
Deutschen im Ausland ermutigen, da es ihnen zeigt, daß man sie in der alten
Heimat nicht vergessen hat. Gerade nach dem Kriege wird man der Mitarbeit
der Deutschen im Ausland viel mehr als bisher bedürfen, um den deutschen
Waren die früheren Märkte wenigstens zum großen Teil wieder zu gewinnen und
ihnen neue zu erschließen. Es ist ja ganz klar, daß man noch lange Zeit nicht mehr
auf die nichtdeutschcn Jmporteure rechnen kann. Auch wenn die Beschlüsse der
Pariser Wirtschaftskonfcrenz durchaus nicht so durchgeführt werden, wie es ge-
plant ist, so wird doch die deutsche Jndustrie vielfach auf Schwierigkeiten und
Widerstände stoßen, die von Deutschland aus nicht ohne weiteres beseitigt werden
können. Hier wird es der tatkräftigen Mitwirkung der im Ausland ansässigen
Deutschen bedürfen, um nicht bloß die Fabrikate unterzubringen, die nach
Friedensschluß geradezu gewünscht werden, sondern auch diejenigen, die in
scharfem Wettbewerb mit auslÄndischen Erzeugnissen stehen.

Man darf in die Männer, die an der Spitze des Ausland Museums stehen,
das Vertrauen setzen, daß sie ihren großzügigen Plan verwirklichen werden.
Wir haben in Deutschland nicht jene weitgehende Zentralisation, wie in
Frankreich, wo alles, was allgemeines Interesse beansprucht, eben nur in Paris
denkbar ist. Die Entwicklung Deutschlands hat es mit sich gebracht, daß hier eine
ganze Anzahl Kulturmittelpunkte besteht, vrn denen jeder etwas aufzuweisen hat,
was sonst nirgends zu finden ist. Deshalb nimmt man hier keinen Anstoß daran,
daß ein Bundesstaat eine Einrichtung schafft, die für das ganze Reich bestimmt ist.
Im Gegenteil: in den anderen Staaten wird man sich dessen freuen und gern
mithelfen, eine Schöpfung zu vollenden, die auch über die Grenzen des Reichs
hinausragt. Oskar von Miller, der Leiter des Deutschen Museums, sagt ja mit
Rrcht: „Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß die deutschen Kulturunternehmungen
nicht an einer Stelle vereinigt werden, sondern daß die verschiedenen deutschen
Staaken in Wettbewerb treten, um diejenige Rcichsanstalt, die dem einzelnen
Lande speziell anvertraut ist, auch ganz besonders und mit allen Kräften zu fördern."
Württemberg ist auch deshalb besonders für das neue Museum geeignet, weil es
bai'vtsächlich industrielle und gewerbliche Betriebe hat, die der Weiterverarbeitung
und der Verfeinerung der Produkte dienen und deshalb stark auf den Absay im
Ausland angewiesen sind.

Das Ausland Museum ist keine staatliche Anstalt, es steht aber unrer der Oberaufsicht der württembergischen Regierung. Das Reich, die Bundesstaaten, arvße Städte und Wirtschaftsverbände haben ihre Unterstützung zugesagt. Unter dcn Ehrenfördereru steht der Name de? Kaisers obenan. Am Stiftungstage ivar bereits mehr als eine halbe Million an Beiträgen eingezahlt oder fest zugesagt. Seither sind dem Unternehmen, weitere Mittel zugeflossen, zur Durchführung seines Programmes bedarf es aber noch sehr weitgehender finanzieller Unterstützung.

Es ist namentlich auch Aufgabe der Jndustrie, das Museum zu unterstützen. Die deutsche Jndustrie darf sich rühmen, daß sie auch für wissenschaftliche Aufgaben stets eine offene Hand hat. Hier handelt es sich aber darum, nichr bloß eine wissenschaftliche Aufgabe zu fördern, sondern auch ein Werk, das im Wirtschaftsleben eine bedeutende Rolle spielen wird. Geheimrat Dr. Duisberg hat denn auch dem Unternehmen die tatkräftige Unterstützung seitens der deutschen Jn» bustrie zugesagt.

Ein solches Museum bedarf der Mitwirkung vieler, nicht bloß der Mitglieder, die ihren Jahresbeitrag entrichten, sondern auch all derer, die in irgend einer Weise zur Förderung und zur werteren Ausgestaltung desselben beitragen können. Jetzt heißt es Kräfte und Mittel sammeln, damit das Ausland Museum sich schon sofort nach dem Kriege in den Dienst der großen vaterländischen Sache stellen kann.

« »«»» »

Dr. W. Moog:

Kant und Fichte über Patriotismus und Kosmopolitismus.*)

Kants zeitgenössischer Biograph Jachmann sagt bei der Besprechung der politischen Ansichten de« großen Denkers: „Seine Philosophie veredelte sein Betragen als Mensch und als Staatsbürger, aber sie versetzte ihn nicht in einen ungebundenen Naturzustand. Er stellte durch sich selbst ein Muster auf, wie man freien Weltbürgersinn mit strengem Patriotismus verbinden müsse." Patriotismus und Kosmopolitismus schließen sich nach Kant gar nicht aus, vielmehr fordern sie sich gegenseitig, beide dienen dazu, den „Nationalwahn" zu überwinden. Patriotisch ist, wie Kant sagt, „die Denkungsart, da ein jeder im Staat (das Oberhaupt desselben nicht aus-

*) Vgl. W. Moog, „Kants Ansichten über Krieg und Frieden" (Darmstadt 1917, Falken-Verlag. 3.— Mk.j und „Fichte über den Krieg" (Ebenda. 1.2« Mk.)

genommen) das gemeine Wesen als den mütterlichen Schoß oder das ks«d «ls den väterlichen Boden, aus und auf dem er selbst entsprungen un» welchen er auch so als ein teures Unterpfand hinterlassen muß, betrachtet, nur um die Rechte desselben durch Gesetze des gemeinsamen Willens zu schützen, nicht aber in seinem unbedingten Belieben zum Gebrauch zu unterwerfen sich für befugt hält." Ein echter Patriotismus ist kein blinder Chauvinismus, sondern erkennt das Gute auch bei andern Völkern an, denn auch sie dienen den höheren Zwecken der Menschheit. Ein wahrer Kosmopolitismus bedeutet nicht ein Aufgehen in schwärmerischen Humanitätsträumen, sondern kann nur auf dem Grunde eines gesunden Vaterlandsgefühles sich erheben. Das Weltbürgerrecht ist die notwendige Vollendung des Völkerrechts. Es verfolgt nicht etwa unmittelbar einen ethischen, philanthropischen Zweck, sondern enthält nur „ein rechtliches Prinzip", indem es die Herstellung einer friedlichen, wenn auch noch nicht freundschaftlichen Gemeinschaft der Völker als ideelle Aufgabe bestimmt.

Ganz in Kants Sinn lehrt Fichte in seinem Dialog „Die Patrioten" vom Sommer 1806: der Kosmopolitismus muß in der Wirklichkeit „notwendig Patriotismus werden"; jeder Kosmopolit wird „vermittelst seiner Beschränkung durch die Nation Patriot, und jeder, der in seiner Nation der kräftigste und regsamste Panior wäre, ist eben darum der regsamste Weltbürger, indem der Zweck aller Nationalbildung doch immer der ist, daß diese Bildung sich verbreite über das Geschlecht." Ein bloßer Kosmopolitismus kann überhaupt nicht für sich existieren, wie sich schon aus seiner Begriffsbestimmung ergibt. Kosmopolitismus ist nämlich „der herrschende Wille, daß der Zweck des Daseins des Menschengeschlechtes im Menschengeschlechte wirklich erreicht werde." Und wenn der Patriotismus demgegenüber der Wille ist, „daß dieser Zweck erreicht werde zu allererst in derjenigen Nation, deren Mitglieder wir selber sind, und daß von dieser aus der Erfolg sich verbreite über das ganze Geschlecht", so gibt er damit den notwendigen Weg an, auf dem der Zweck der Menschheit in allmählicher Entwicklung verwirklicht werden kann. Denn wer im Sinne dieses Zwecks aktiv wirken will, muß mit seiner nächsten Umgebung anfangen, auf die er „als lebendige Kraft" unmittelbaren Einfluß hat. „So gewiß er nun in irgend einem Staate lebt, so stehen diese Umgebungen unter den Wirkungs-Möglichkeiten des Staates, in dem er lebt, welcher Staat durch seine eigne organische Einheit sich scheidet von der übrigen Welt und so die Wirksamkeit seines guten Bürgers zwar in seinem Medium und nach seinen Gesetzen, innerhalb seiner selbst, fortleitet, da aber, wo er selber sich scheidet von der Umgebung, auch dieser Wirksamkeit den ihn selbst als Einheit haltenden Damm vorsetzt." Eine vernunftgemäße Erkenntnis des Wesens der Nation ist erfordellich, damit der Patriot seinen Zweck erreichen kann.

Nicht in einer blinden Verherrlichung des Heimischen und einer Unter-
schLtzung anderer Völker kann der Patriotismus bestehen. Auch den Feind
darf man nicht verkennen. So wendet sich Fichte noch 1813 dagegen, daß
„man die Charakterkraft und die Hilfsmittel unseres Feindes herabwürdigt,
dadurch uns einschläfert," und urteilt darüber: „Jämmerliche Wichte und
Feiglinge setzen in diese Vertröstungen den Patriotismus."
Fichte erst hat dem Begriff des Volkes geschichtsphilosophische Geltung
verschafft. Ein Volk ist, wie er in einer Vorlesung von 1813 sagt, ^,eine
Menschenmenge durch gemeinsame, sie entwickelnde Geschichte zu Errichtung
eines Reiches vereint." Die „Volksgesinnung" aber ist dasjenige, was ein
Volk eigentlich zum Volke macht. Die höchsten Aufgaben hat Fichte der
deutschen Nation gewiesen, aber scharf hat er auch ihre Fehler gerügt und eine
Besserung, eine Umschaffung des Geistes verlangt. Und über sein Vater-
land hinaus blickt er mit seinen Jdeen auf die ganze Menschheit, will er
rechtliche Beziehungen zwischen den Staaten errichtet wissen und erstrebt ein
Reich der Kultur, in dem die Völker zu friedlichem Wettbewerb in Künsten
und Wissenschaften sich vereinigen.

Assas Ciffrin:

Vom jüngsten aufgeführten Drama.

i.

Seit geraumer Zeit pocht junges dramatisches Können, das Wesentliches zu
sagen hat, an das Bühnentor. Niemand zog die Riegel zurück, weil die Torhüter,
wie immer die Menschen dieser Welt, Furcht hatten, die „Ersten" zu sein. Nur
die „Ersten" nicht! Anerkennung muß zuvor in Tropfen durchsickern; dann erst
kommen sie herbei, um ihre Schleusen dramatischem Neuland zu eröffnen. Wo
stehen wir heut? Das sei im vorhinein festgestellt: Über einige, später frucht-
bringende, Versuche ist man nicht herausgekommen. Allemal nicht unfleißig. Jn
Morgendämmerung junger Dichtung ahnt man schon Wesenhaftes. Das wird
selbst der in strengste Pedanterie gezwängte Schulmeister gestehen. Ein Unter»
schied besteht: jener zweifelt — wir dürfen ahnen .... Was man bisher sah,
war nur Dämmerung und Prolog, und nur wer hinter diesen Schleier zu schauen
vermag, sieht eine Jugend heranreifen, werden, die heute schon i st. Die Jungen
sind da!
Fand sich unter den Torhütern ein Mutiger, der das Spiel wagen, die Vor-
hänge zurückziehen wollte, so fiel ihm behend obrigkeitliche Zensur in den Arm.
Das Spiel sei gefährlich! Staatsgefährlich — so mußte das Urteil lauten. Be-
treßte Urteile klingen allemal so aus über eine unbetreßte Jugend!

Assaf Ciffrin

Vom jüngsten aufgeführten Drama

Und so wurde die Sprache der Jungen oft giftuntermischt. (Jndes ist Gift nicht iihr Element!) Nur weil sie so oft gefoppt, an das Tor zurückgedrängt wurden, wohin immer neue kamen, drängten, stießen, darum lernten sie das keckste Wort meistern. — Daher ist das, was zu spielen erlaubt war, zahm, nichts unbedingt der Jugend Eigenes, Ausflüsse gekränkter Eitelkeit. Sie werden lyrisch, und ihre besten Kräfte dramatischen Könnens blieben in den heute nicht mehr jüngsten Spielen verborgen, denen noch die Zensur die Aufführung vorenthält.

Der größte Gewinn — für den Dichter und für uns — war daher der Schritt, der das Werk dem Urteil der Zensur entwand; aber auch nicht minder, daß er es der unmittelbaren Hauchnähe des zahlenden, bar kaufenden Publikums entzog; daß man sich zusammenschloß zu einer Gesellschaft, die Förderung junger Dramatiker im Auge hatte, die kaufte, eh'sie sah: gleichsam die „junge Dramatik im Sack" erstand. Wie einst die „Freie Bühne" mit ausgeprägtester Tendenz — so „das junge Deutschland" mit ausgeprägtem Bewußtsein.

Denn die Jugend ist da!

Schon lassen sich gemeinsame Züge erkennen, die zum Vater Strindbcrg führen. Das Wortsymbol ist zum Symbol der Handlung erweitert, wodurch das Drama, im Gegensatz zu strindbergischer Spätdramatik, entwickelungsfähig wird. Die Dramatik der Jugend, wofern man von einer solchen sprechen darf, stekt am großen Weg der Entwickelungsmöglichkeit und besitzt den Zug ins Große. Auf die Kleinmalerei des Naturalismus wird mit starker Gebärde verzichtet. Nur so viel als unbedingt zur Ergänzung der Idee erforderlich ist, wird herangebracht. Nichts mehr! Und selbst dieses oft mit durchaus unnaturalistischen Mitteln, mit der krassesten Unnatur oft unterstrichen. Gilt den Vorgängern: der Weg, die Art, als das Ziel, so lautet den Jungen: das Ziel als der Weg der Entwickelung.

Das Ziel, auf das gejagt, gestoßen, gerannt wird, bleibt unverändert stehen. Die Wege dahin sind beliebig wandlungsfähig: Feuer, Licht, Elektrizität, Trompeten» getönt... Das Ziel darf nicht untertauchen: alle Worte, Handlungen sind Pfeile im Fluge auf dieses Ziel. Es befindet sich alles von Anfang an im Fluge auf dieses Ziel. Alles wird abgeschnellt, nur um die l etzte Wirkung zu erzwingen! Alles ist schon vorhanden und ist in Bewegung. Nichts als Pfeile . . . Parallelmotive zu einem Leitmotiv. . .! Es darf daher der Kritiker in den bisher aufgeführten Werken die Kontinuität vermissen. Das muß er feststellen, weil das ein Mangel ist — (der nur Jugendlichkeit entquellen dürfte). So, dünkt mich, darf man die Jugend sehen: als die bewegte Schleuderdramatik, die schleudernd überspringt, nur das Ziel kennt. So etwa wie Reinhardt (dieses überreizte Auge mit naivstem Sinn) Naturalistisches, Klassisches, Märchenhaftes stets romantisch gibt, stets nur romantisch geben kann! Das Ziel der Auslösung des Kunstgenusses steht über der Methode der Reize, das Ziel, den Block zu schmieden, außerhalb physikalischer Gesetzmäßigkeit.

Dies ist die Stärke der Jugend, die sie der Bühne abgeguckt, Reinhardt un-

bestritten abgelauscht hat. Wer dieses fühlen mag, lese Hasenclevers un-
vergleichliche „A n ti g o n e"*), von der noch zu sprechen sein wird. — Die
morgige Entwickelung, die nur durch die Bühne gehen kann, wird den Jungen
die Kontinuität zur letzten Dlung dichterischer Ganzheit geben.
Heute ist die Jugend da ... Morgen wird die Jugend zu Bleibendem werden!

II.

Die erste Vorstellung, die die „Gesellschaft zur Förderung junger Dramatiker"
im „Deutschen Theater" gab, war „der Bettler"**) von Reinhard Sorge.
Reinhardt leitete sie und in seiner umfassenden Gestalterkunst hat er sie zur denkbar
schönsten ausgebildet. Der junge Dichter, der kaum 25 jährig im Waffenhand-
wcrk fiel und bei Ablaincourt namenlos verscharrt liegt, kann irdisch nicht mehr
gefördert werden. Zu seiner Gruft wird es nur hinausrauschen, daß die Jugend,
der er lebte, seinem Dichter»Bettler»Sehnen Erfüllung gab. Er ist auf die Bühne
gelangt und durfte sprechen, sprechen von dem, was ihn einst als 19 jährigen
Übervollen zerwühlt und durchtobt. Die folgenden wenigen Jahre, die ihm das
Leben ließ, hat er mit zehnfachem Riesenschritt durchmessen und als Entsagender,
Katholik geworden, wie wenn er nicht um fünf, sondern um fünfzig Jahre ge-
altert wäre, zog er sich in das Reich mystischer Gedanken zurück. Was er von nun
an schuf, ist mehr ein Gebet. Als Dichter der Diesseitswelt hatte er schon vor
dem Tag, da er den irdischen Tod erlitt, zu schweigen begonnen. „König
Davi d"**), der noch das groteske Bild, die dramatisch kühn gestaltete Vision des
Besuches des Königs Saul bei der Here enthält, zeigt schon den Weg Sorges zum
Kreuz Christi, wo er in die Kniee sinkt und ihm Ahnung zu festem Glauben wird.
„Der Bettler" ist denn auch der erste Aufschrei, der verhallend in gleichgestimmten
Seelen Wirbel schlägt, dieweil der Rufer in Friedhofsstille versinkt. „Der
Bettler" ist gleichsam das Mutterstück der jungen Generation, und darum war es
gut, daß man es als erstes gab. Es ist ein Prolog — und hätte, später aufgeführt,
seinen Dienst verfehlt. Jn ihm vereinigt sich das Sehnen und der Schmerz einer
bettelnden Dichterjugend, es wird zum Reflerionsspiegel von hunderten von
Fällen, die in ihm ihr schematisches Abbild finden.
Die Handlung ist karg. Alles zielt auf den Schluß: ich bin ein Bettler nur!
Man erkennt deutlich den Parallelismus der Motive in den zahlreichen (ein-
ander nicht immer durchaus notwendig ablösenden) Szenen. Der Bilderreigen
der Kritiker, Flieger, Dirnen, sind nur Begleitakkorde. Den Untergrund bilden:
zwei von Tränen zerbeizte Mutteraugen und ein in Tollheit gefangener Vater, den
in halblichten Augenblicken der hehre Wahn, der Menschheit Segen zu spenden,
zerquält und zerreißt. Das Motiv ist der Dichter-Bettler. — Vielfach begnügt, sich

Verlag Paul Cassini, Berlin.
-) S. Fischer. Berlin.

Sorge mit skizzenhaften Andeutungen, er wird lyrisch und kann kaum erwärmen. Wenn aber der Sohn, mit innerlich zersprungener Seele, Freude an den Tag bringen soll über des Vaters Genesung (von dessen unheilbarer Geisteskrankheit er überzeugt ist), den Vater mit einer Rede begrüßt, dann steigen die Tränen in die Augen. Der Bettler soll auf zersprungenem Jnstrument Lieder singen . . .
Es ist hier das Symbol, das zum Tieftiefmenschlichen erhoben ist, das vollendete Kunst offenbart. Das erschüttert bis ins Mark und ein geschlossenes, vollkommenes Bild prägt sich für immer in das Gedächtnis.
Die ganze Handlung beschränkt sich auf die ersten drei Aufzüge, woselbst sie sporadisch verteilt ist. Die letzten beiden bilden den Epilog, der völlig ätherisch, daber undramatisch ist. Man empfindet fast, daß der Dichter unter der Last des Anfangs, unter dem tief aus seinem Jnnersten zusammengerafften Bekenntnis zu? sammenbricht. Er besitzt die Stärke nicht mehr, ist nicht mehr mächtig genng, um zum Schluß zu gelangen. Er hat sich ausgeschöpft. Es bleibt ein Ausklang in Worten, das Werk bleibt ungekrönt. Mit dem Tod von Vater und Mutter (der nicht frei von Theatralik ist), mit einem Liebcssang, dem prächtigsten an innerer Abgeklärtheit und Wortschönheit, stirbt das Ganze. Das liegt an der undramatischen Persönlichkeit des Bettlers, die stets nur in passiver Stille verharrt, stets von anderen gedrängt wird. Und die dramatische Umgebung, die allein das ganze zur Handlung ausbaut, endet mit dem dritten Aufzug.
Die Sprache ist klar und scharf gemeistert. Hie und da wachsen aus der Prosa Verse hervor, wie Blumen oder knorrige Äste, die wie Hymnen klingen. Man empfindet die wirkliche Notwendigkeit, die den Dichter auf einmal zu Versen treibt, wie wenn bedrängte Lungen bei Höhenluft zum Jauchzer ausholen. Die Aufführung ward zum Ereignis, weil sie eine» Beginn darstellt, der zu reichen Hoffnungen Anlaß gibt. Die erste Station . . .
Georg Kaiser, dem die besseren Stücke verboten werden, kommt mit der „Koralle"*) in den Kammerspielen zu Wort. War die „Sorina", die man vor Jahresfrist sah, mehr der Ausfluß gekränkter Eitelkeit, so zeigt die Koralle die überlegene Sicherheit und fast herausfordernde Kraft des jungen Dichters. Er geht auf die Jdee aus, die er mit allen Mitteln, mit Nerven, brutaler Kraft, Witz und Gegensätzen zu meistern sucht. Jm Untergrunde liegt aber tiefer Ernst, und eine beredte Weise klingt.
Der Held ist Vater und Milliardär. Der innere und Äißere Beruf machen ihn zur zwiespältigsten Natur, zum Bettler bei seinen Kindern, zum Mörder an vielköpfigen Menschenleben. Von schwarzem Elend hervorgebracht — wie immer Milliardäre — will er dieses Elend, das Zukunft trübt, dem Sohne vorenthalten. Allein, kein Jrdischer kann für den anderen das Kreuz erleiden, und so wird auch der

*) S. Fischer, Berlin.

Sohn vom Strudel des Lebens erfaßt. Was er an Leiden unter den Menschen erschaut, zwingt ihn, seinen Vater, das vermeintliche Prinzip des Bösen, zu verleugnen — und der Milliardär steht vereinsamt in freudlosem Alter. Seine Erinnerung treibt ihn von je zur Flucht (vom Proletariat) und damit zu neuer Gewalt. So erfährt das aktive Prinzip im Menschen durch Kaiser eine Deutung als das passive Element. Alles wird von ehedem geformt — und ehe man sich im Alter des Bewußtwerdens besinnt, ist man schon geformt. Die Jugend ist es, die geglättete oder gefaltete, die leuchtende oder zerrissene Jugend, die die Seele, den Kern des Menschen, den Hebel all seiner Handlungen, formt. Diese sonnige Jugend, die der andere gelebt, ist die Koralle, die der andere trägt, und die nur der Zufall verleiht. Der Milliar» dar mordet den anderen, um dessen Jugend zu „erleben". — Denn das Paradies (oder die Hölle bei Unglücklichgeborenen) steht hinter uns und nicht mehr in mystischer Glaubensdämmerung eines zukünftigen Jenseits. Oder etwa: „Nur die Erinnerung allein ist das Paradies aus dem kein Göttlicher den Jrdischen hinauszutreiben vermag". Diese Erkenntnis führt den Vater zu entsagendem' Heldentum, und daß er Sohn und Tochter verlor, und im Angesicht des Schaffots abermals verliert, kann seinem Duldertum nur die Aureole verleihen.
Kaiser hat nur im Vater eine kontinuierliche Gestalt zu wirken versucht. Alles, was er um ihn stellt, sind Typen, Menschenlarven — mit drei, manchmal weniger Zügen hingeworfen. Kaiser kann meisterhaft typisieren. Das ist, dünkt mich, der Grund, der ihn so oft an die Oberfläche treibt. Die äußeren Merkmale hat er im Augenblick zusammengefaßt, allein sie wandern zu schnell vorüber, und was von ihnen bleibt, ist nur die leere Hülle.
Die Glut, die sich hie und da ekstatisch äußert, liegt mehr im Wort denn in der Handlung. Dies ist ein eigenartiger Zug, den viele der dramatischen Werke der Jugend aufweisen. Die Kontinuität der Handlung, wie die Kontinuität der Personen fehlt. Trotz Wedekind und Strindberg besitzt Kaiser eigene Züge. Der große Zug ist ihm entschieden eigen, der auf Bleibendes deutet.
Vater und Sohn — im „Bettler" und in der „Koralle" — wurden von Wegener und Deutsch dargestellt: in herrlicher Klarheit; an den innigsten, ent» sagendsten Wendepunkten, an den Kreuzwegen irdischen Menschentums, gleichen sie unvergänglichen Weltprinzipien; darum werden auch nur sie im stürmenden „Sohn" Hasenclevers den Kampf zwischen Jung und Alt menschlich und symbolisch gestalten dürfen ....

IV.

... Der „Bettler" war ein brünstiger Forderer für die Brüder, die vor dem Tore harren. Anerkennung sickert schon in Tropfen durch. Und diese Jugend, als deren Jnbegriff der „Bettler" vor uns stand, hat begonnen ihr Daseinsrecht durchzusetzen.

Sie darf heute fordern, daß man sie höre, daß sie sich selbst von der Bühne
herab vernehme, wodurch sie erst zu reicherer Entfaltung gelangen kann. Jhr
Drängen löste bisher allzuviel Jronie und Bitterkeit aus. Jhr Weg mußte oft
durch Stachelgestrüpp gehen. Dieser Jugend fehlt ein wenig Sonne: Die
Himmelsleuchtc verbarg sich ihr bisher hinter Wolken. „Das vergesse nie-
mand!". . . ."
Sie bettelte, sie forderte, sie rüttelte an das Torgestänge, daß es klirrte
und jetzt noch klirrt
Jch habe I« Roman merveilleux von (?«n1evain gelesen, ein Buch aus dem
Lande, in dem Sie nun schon so lang gefangen sind. Falls das dort möglich, so
suchen Sie doch es sich zu beschaffen, denn es ist ein Buch, das aus der Gefangen-
schaft befreit — aus schlimmerer, lichtloserer Gefangenschaft als jene, die dunkle
Kerker zu bereiten vermögen — aus der Gefangenschaft, in der uns eigenes Un»
vermögen des Sehens hält. Ein Buch, das versöhnen will, ist es, nicht versöhnen
mit den augenblicklichen Feinden, denn es wurde ja vor dem Kriege geschrieben,
sondern mit dem, was uns oft als unser ärgster, uns in unverständlichster Wut
verfolgender Feind erscheint — dem Schicksal. Blind ist es immer genannt und
dargestellt worden, aber ich glaube eher, wir sind die Blinden, und das Schick-
sal führt uns einen Weg, den es ganz klar gezeichnet sieht, und wo es keine Zu-
fälle, sondern nur Zwecke gibt. Zwecke, zu deren Erreichung wir als Werkzeuge
dienen. Und den Zwecken einer höheren Einsicht zu dienen, sind wir ja auch
bereit — selbst durch Schmerz und Leiden und scheinbare Vergeudung unserer
uns kostbar dünkenden Persönlichkeiten — nur möchten wir befreit sein von dem
erdrückenden Gefühl, daß vielleicht willkürlich und ohne Plan mit uns verfahren
wird. Heut, da die ganze Welt zu einer Welt des Leidens geworden ist, sehnen
wir uns mehr denn je nach dieser einen Gewißheit: es steht auch hinter dem Un-
verständlichsten doch ein Zweck und Sinn.
Aber um zu dieser Uberzeugung gelangen zu können, müssen wir uns vor
allem erst von dem Wahne loslösen, daß wir frei seien; erst wenn wir den
überwunden haben, können wir Erlösung finden vom Übel der inneren Auflehnung,
vom fruchtlosen Zerren an der Kette, von der Selbstreinigung durch nachträg-
liche Grübelei über das, was vielleicht zu ändern und zu vermeiden gewesen wäre,
vom Schrei nach einer raschen, unseren irdischen Augen in diesem einen kurzen
Dasein noch erkennbaren Vergeltung. - Ach nein, wir sind nicht frei! — Stehen

iu dauernder Abhängigkeit »,« tausenderlei frichere« Geschehnissen und unter
Veeinflussung von uns nicht einmal bekannten Mächten und Vorgängen, und
»e,den, ganz wie diese, selbst weiter wirken, ohne unsere Wirkung bestimmen j»
Vnnen. Nein, wir sind nicht frei. S, wenig frei, wie de? Keim, der sprießt, und
die Frucht, die reift, wie der Tan, de? fällt, und der Nebel, der steigt, wie der Wind,
der weht, und die Sonne, die «örmt. Das Alles waren wir ja oder werden «B
sein, sind es in gewissem Sinne mit. Und wie all diese Erscheinungsformen sind
auch wir in unserer augenblicklichen menschlichen Hülle Diener eines Zukünftigen,
das wir nicht kennen. Nur manchmal ahnen wir jenes Zukünftige als etwas un-
endlich Schönes, in Augenblicken höchster Intuition, wo die Sehnsucht in unsere«
Innern — diese geheimnisvolle Fähigkeit unseres Wesens, die uns mit de«
Höchsten verbindet — uns in traumartiger Vision ausmalt, wie Alles einmal
werden konnte. Und daran, daß Alles einstmals werde, wie es uns in solche«,
Sekunden vorschwebt, da der Griff des Irdischen sich um uns lockert, der Seele
Flügel wachsen und wir einen Hauch des Ewigen spüren, daran eben arbeiten
Vir mit, ob wir es wissend wollen oder nicht. Und zwar arbeiten wir daran nicht
nur durch das, was uns als eine glückliche freie Entwicklung unsrer Persönlichkeit
erscheint, sondern oftmals durch das, was wir als ihr« Unterdrückung beseufzen,
ja, was zu ihrer Vernichtung wird.

Aber um das zu verstehen, müssen wir freilich in ganz weiten Zusammen»
hängen zu denken lernen, in Zeitmaßen, wo die Jahre sind wie ein Augenblinzeln,
in Wertbegriffen, wo tausend Menschenleben rder ein Schwärm Ephemeride«
ein gleiches bedeuten. Die Leitung, unter der Alles steht, erstreckt sich ja über die
Ewigkeit. Sichtbare Folgen, unmittelbare Vergeltungen dürfen wir daher nur
selten in einem einzigen Dasein zu erkennen hoffen. Es ist ja auch! dies Dasein nur
«in Kapitel. Vielleicht das hundertste, vielleicht das hunderttausendste. Sicherlich
weder das erste noch das letzte. Oft und viel wird während des Verlaufs solchen
Kapitels über seinen Jnhalt geklagt, und menschliche Weisheit wähnt, es würde
ein leichtes sein alle Daseinsbedingungen zweckmäßiger zu gestalten. Und doch ist
die Welt dem Zweck, den wir darin erfüllen sollen, gerade so, wie sie ist, vermutlich
am entsprechendsten eingerichtet. Denn dieser unser Zweck ist ja keinesfalls ein
möglichst großes irdisches Glücksgefühl zu erlangen — dann wäre sie allerdings
gründlich mißraten — sondern eine Stärkung bestimmter Eigenschaften zu er-
reichem, eine Entwicklung durchzumachen. — Was wir so an Kräften durch
Überwindung von Widerständen, durch Arbeit an uns selbst uns aneignen, wird
vielleicht nie in diesem einen Dasein bemerkbare Verwendung finden, sonder»
scheinbar ein vom Schicksal ungenutzter, vergeudeter Wert bleiben. Aber sicherlich^
nur scheinbar, denn Akkumulatoren sind wir, und was wir in uns also aufge«
sammelt haben, mag ja nur eine Reserve sein, bestimmt in neuer Formation an
irgend einem anderen Abschnitt des großen Lebenskampfes eingesetzt zu werden.
Solcher Glaube verleiht Tatkraft und Arbeitswillen, denn in Untätigkeit zu

verharren und uns für einen lebenden Jrrtum zu halten, der nur die eigene Auf-
Hebung durch den Tod erwartet, kann nicht unsere Bestimmung sein, nicht das
Ziel des myriadenhaften Geschehens, das nötig war, bis daß der erste Mensch
aus aeonenlanger Entwicklung hervorging. Nein» ,diese Entwicklung gerade
sollen wir nun bewußt fortsetzen, durch Anstrengung dem zustrebend, was uns auf
Unserer Stufe der Erkenntnis dessen wert erscheint. Und so unseren Willen dem
höheren einfügen.
Aber neben der Tätkraft gelangen wir durch solch Denken auch zu Geduld und
Entsagung. Und darum schreibe ich gerade Ihnen darüber, denn von uns allen,
die wir heute so viel Geduld und Entsagung erlernen müssen, will mir scheinen,
daß ihrer doch am meisten die Gefangenen bedürfen. Sie, die an fremden Strand
gefesselt, die Tage wie Wellen vorüberrollen sehen und verdammt scheinen, sie
nicht nützen zu dürfen. Und dabei fällt mir eine uralte Frau ein, die mir einst
mit weisem LÄcheln sagte: „Ach Kind, vor uns allen liegt ja noch so viel Zeit".
Ich wunderte mich damals, wie eine Greisin also sprechen könne, aber heute, wo
bor mir selbst, in meiner jetzigen Gestalt, doch offenbar nur wenig Zeit mehr liegen
kann, verstehe ich, was sie meinte. Denn je älter ich werde, je näher- der Augenblick
heranrückt, wo wie eine Schlangenhaut von mir abgleiten wird, was Anderen
als mein Jch galt und doch garnicht das eigentliche wckr, desto mehr fühle ich,
daß dieser meist so gefürchtet« Moment nur einen Meilenstein am Wege, aber noch
lange nicht sein Ziel bedeutet. Es liegt noch viel Zeit vor uns allen. — Das
ist ein großer Trost, wenn wir zurückblickend uns der Lagen erinnern, wo wir
gern mittun wollten und nicht durften, wo wir Unfähigkeiten an Stellen sahen,
von denen wir wußten, daß sie leicht besser auszufüllen gewesen wären, wo Ge-
legenheiten an solche herantraten, die sie immer nur vorübergehen ließen, wo die
Tage — wie jetzt bei Jhnen — an uns vorbei rollten gleich Wogen, und es nie
gelang unsere Schifflein auf ihnen hinaus zu steuern zu Jnseln der Verheißung.
Ja, mit großem Gleichmut vermögen wir durch die Erkenntnis, daß der Tod nur
eines Abschnittes Schluß bedeutet, auf all das zu blicken, was wir in diesem einen
kleinen Leben wollten und nicht vermochten, was uns wichtig schien und doch be-
deutungslos war, wie jede kurze persönliche Enttäuschung. Denn für den großen
Dienst, in dem wir alle stehen und auf den allein es ankommt, kann ja unser
scheinbares NichtWerden fördernder sein als unser ebenso scheinbarer Erfolg. Es
haben ja von jeher die Träger grauer Dornenkronen der Menschheit zu mindest
ebensoviel weiter geholfen als die mit grünem Lorbeerzweig Bekränzten! —
Und wissen wir denn überhaupt mit Sicherheit, ob wir, was uns vorschwebte,
auch wirklich geleistet hätten, wenn wir an den Platz gekommen wären, zu dem
wir die innere Berufung fühlten? wissen wir, ob, falls wir es geleistet hätten,
es auch tatsächlich etwas gar so ersprießliches für den Werdegang der Gesamtheit
gewesen wäre, etwas, das in dem großem Plane lag, nach dem sich alles vollzieht?
— Vielleicht war, daß es nicht erreicht, oder doch nicht durch uns erreicht wnrde,

das Gewollte. Vielleicht sollte uns gerade Entsagung einmal ein Wort ringcbe», das mehr Wert schaffte, als unsere Tat es je vermocht hätte, vielleicht sollte solch Wort das Ohr dessen treffen, der ausersehen war an unserer statt die Tat durchzuführen. Dann waren wir eben Vorbereiter statt Vollbringer, und was uns grausame Sinnlosigkeit schien, war wohlerwogene Lenkung.

Von allen Geschehnissen dünkt uns heute sicherlich am unverständlichsten das große Sterben, das über die ganze Welt gekommen ist und das zu Millionen gerade jene hinweggerafft hat, die nicht nur das Recht, sondern die Pflicht zu haben schienen noch lange Jahre zu leben: die ganz Jungen, die noch garnicht Zeit gehabt hatten etwas zu werden, und die etwas Älteren, von deren Schaffen schon andere Hilflose'abhingen. Gleich grausam scheint beides, gleich grausam auch das einsame Übrigbleiben jener Alten, hinter denen das Leben liegt, und die doch weiter leben müssen.

Jn eine dämmernde Kirche trat ich kürzlich. Nur zwei Menschen waren darin. Mir zunächst gewahrte ich eine Frau in tiefer Trauer, die gleich am Eingang neben einem Pfeiler, auf einen Betschemel in die Knie gesunken war. Sie hatte den Kopf vergraben zwischen den Armen, die über das Pult des Betschemels geworfen waren, so daß die Hände wie leblos herabhingen. Als eine Verkörperung hoff« nungsbarsten Leidens und tiefster Verlassenheit erschien sie mir in dieser Stellung, «ine willenlos Gebrochene, die sich dem Schmerz völlig überliefert hatte, wissend, daß sie ihm verfallen war, so lang das Leben selbst währen würde. Ein Frösteln lief mir zwischen den Schultern; in tiefstem Verstehen schritt ich leise weiter; hätte auch laut auftreten dürfen, denn Jene war ja Hören und Sehen weit ent> rückt. — Und dann erblickte ich einen Feldgrauen, der auch da in der dämmernden Kirche kniete. Er war schwer bepackt und mochte vor dem Ausrücken wohl rasch noch einmal an diese Stätte gekommen sein. Es war keiner von den ganz jungen, sondern einer, der von ihm Abhängige daheim zurückläßt. Er hatte die Hände gefaltet, ich sah einen glatten Reifen an einem Finger. Still und ernst waren die Züge, wie mit großer klarer Schrift geschrieben. Auf das ewige Lichtlein, das droben vor dem Altar in einer Ampel rötlich glomm, starrte er, und ein paar Tränen rollten langsam über seine hageren gebräunten Wangen. Leise bewegten sich die Lippen. Und es war so offensichtlich, um was er betete: nicht Schätze, nicht besondere Glücksgüter begehrte er — nur heimkehren wollte er einst dürfen, um mit starken Gliedern und kräftigen Fäusten weiter zu sorgen für die Seinen. Für sie bat er um sein Leben mit all seinen Mühseligkeiten.

Aber wie viele solcher Gebete steigen wohl stündlich auf und werden nicht erhört. Vielleicht ist drüben jenseits des Meeres die Kugel längst gegossen, die auch diesen, der so gerne noch Anderen Glück und Sicherheit schaffen wollte, hinwegraffen wird — und die trauernde Frau am Pfeiler hingegen, deren ganze Ge» bürde nur den einen Wunsch ausdrückte, des Lebens Bürde niederlegen zu dürfen,

wird sie statt dessen vielleicht «,ch manches Ia«ge Iah? aus ihren schwach«
Gchultern weiter tragen muffe».
Dunkel, unentwirrbar ist das alles. U»d doch fühlen «ir, daß dahinter
Kgend ein Plan stehen muß. Sogar wir arme Stümper stellen ja Pläne auf für
alles, was wir schaffe», Pläne, »ach denen wir Hänser errichten, Land bewirt-
schaften, Schiffe bauen, Bücher schreiben; «ir haben Ziele und ersinnen Wege,
>ie uns am sichersten dazu führen, politische, wirtschaftliche, kriegerisch« Ziele. Un-
bedachtheit, Sinnlosigkeit des Tuns gehören zu den schwersten Vorwürfen, die
»ix »ns untereinander machen können. Und da sollte jene große geheimnisvole
Kraft, die alles hat erstehen lassen, unbedacht und sinnlos sein? — Wir er-
kennen nur noch nicht ihre Wege. Denn es ist ja nur bei wenigen Geschehnisse«
gegeben, deutlich zu sehen, wie die mächtige Hand die Figuren des großen Welte»»
spiels schiebt. Aber wir sollten danach trachten den Zusammenhängen der Dinge
nachzuspüren. Wer sich einmal daran gewöhnt hat, der kann nie mehr von des
Ochicksals Blindheit sprechen, der Begriff des Zufalls entschwindet ihm, und er
wird überall Fügungen sehen und da, wo sie zu sehen weit über schwaches
Menschenverständnis geht, wird er, nach Analogien schließend, doch an Leitung zu
glauben lernen.
Nehmen Sie nur, wie ich zu diesem einen Buch gekommen bin: Hier, wohin
ich, in schwerer Krankheit und noch schwererem Kummer, von Freunden an einen
Arzt empfohlen wurde und wo ich nur ganz vorübergehend weile, streifte ich eines
Tages ziellos durch die Straßen, im Gefühl, daß es fortan ja ganz einerlei sei,
wohin immer ich meine Schritte lenken mochte. Völlige Gleichgültigkeit gegen
alles weitere Geschehen erfüllte mich und ich empfand jenes Verlorensein auf
Krden, das nur die kennen, denen das, was ihnen im Leben Zweck war, entrissen
wurde, Über einen leeren Platz ging ich, schritt dahin unter alten geschnittenen
Platanen, vorbei an Häusern mit Gedenktafeln für entschwundene Menschen, für
ferne Begebenheiten, die im Nebel der Vergangenheit verschwommen. Jch sal^
ohne doch zu sehen. Wie Schemen glitten Dinge, glitten Menschen an mir vor-
über. Ein Schlafwandeln war es. — Aber dann drang plötzlich doch eine Er-
scheinung durch die Augen bis ins Bewußtsein. Etwas erregte Aufmerksamkeit.
Zum erstenmal seit langem. Jch blieb stehen. Was war es, das sich meiner
schlummernden Beachtung aufdrängte? Ein Haus war es. — Weiß und lang-
gestreckt stand es da. Schatten lag jetzt auf seiner mir zugewandten Vorderseite,
aber doch schien durch das Grau Helligkeit von ihm auszugehen. Aus der Straße
hoch emporragend war das Erdgeschoß in der offenbaren Absicht gebaut, seine
Fenster über den Bereich allen Staubes hinweg zu heben und das Leben dahinter
jedem Einblick zu entziehen. Sin zweites Stockwerk, von einem Giebel gekrönt,
erhob sich darüber. Abgeschlossenheit, beinah Unnahbarkeit atmete das Haus. Und'
stand doch dicht an der Straße. Aber freilich hoch darüber. — Zur Haustür
führte vom Bürgerfteg eine doppelseitige Treppe empor. Jhr schmiedeeiserne«
SO?

An einen Gefangenen
Elisabeth v. Heyking
Geländer zeigte Kränze in alter Vergoldung. Und etwas einladendes hatte diese
Treppe, als breite sie zwei Arme aus. Aber vielleicht sagte sie: es ist schon schön
auf mir auch nur bis zur Tür zu gelangen. Und wirklich sah ich nicht nur Kinder
über die Treppe spielend hin und her laufen, sondern auch Erwachsene, die, des
Weges kommend, wie aus Freude den kleinen Umweg machen, auf der eine»
Seite hinauf gingen und auf der anderen hinab, um dann in des Alltags flacher
Straße wieder zu verschwinden.
Ging die Tür oben je auf? Und was lag dahinter?
Auf dem Heimweg blieb mir das Haus im Gedächtnis. Zum erstenmal be-
schäftigte mich etwas außer dem Einen, Unabänderlichen, stets Gegenwärtigen. —
Barg jene Tür etwas für mich? — Aber was können Türen noch bergen für den,
dem die ganze Welt leer geworden?
Am Abend besuchte mich mein Arzt. Jch frug ihn, ob er jenes Haus kenne?
Und es traf sich, daß er dort oft ein» und ausgegangen war. Eine Baltin, die
durch allerhand Kriegsgeschehnisse hier am Neckar festgehalten worden, abge-
schnitten von all den Jhrigen droben am Ostsee- und Dünastrand, sei jetzt seine
einzige Bewohnerin. — Da horchte ich auf. Sie wissen ja, mein Mann war
Balte. Und es zieht mich immer zu denen, die von jenseits der Ostgrenze kommen,
als könnte ich vielleicht bei ihnen etwas doch unwiederbringlich Verlorenes finden
— zu mindest ein Erinnern. — Ich ließ gleich anfragen, ob ich die unbekannte
Landsmännin besuchen dürfe, und wurde freundlichst dazu aufgefordert.
In einer längst verlernten, seltsam erwartungsvollen Stimmung, über die
ich mich selbst wundern mußte, denn was sollte das Leben mir noch schenken
können, schritt ich dann an dem Geländer mit den altvergoldeten Kranzgewinden
die Treppe hinauf. Und eö öffnete sich mir die verschlossene Tür.
In einen daö ganze Haus durchquerenden hallenartigen Gang trat ich.
Kühl war er, von bläulicher Stille erfüllt. An seinem Ende aber öffnete er
sich wert. Und dort draußen erblickte ich, selbst noch im Schatten stehend, die
grelle Helle eines sonnendurchflimmerten Gartens. Und gleich einer in einem
blendenden Meere von Licht schwimmenden Purpurinsel lag da ein Beet rot-
glühender Cannas. Wie flackernde Feuerzungen waren die Blüten. An den
brennenden Busch der Bibel mußte ich denken. Ein unvergeßliches Bild war
es und zugleich empfand ich es als den Beginn eines Erlebnisses. Nicht irgend
eines Erlebniss/S, sondern des einen Erlebnisses, auf das das bisherige Leben
zu münden bestimmt war, und das nun endlich seine grausam dunkle Unverständ»
lichkeit erklären sollte. Kommt nicht für jeden einmal ein solcher entscheidender
Augenblick, da er am Ende langen kalt blauen Ganges den ersten Blick tut auf
das golden strahlende Licht, das von nun an alles erhellen und deuten wird?
Meine Wirtin kam mir entgegen und begrüßte mich gastlichst, wie es in ihrer
Heimat üblich. Danu an dem flammenden Blumenbeet stehend, sagte sie mir, daß
SO«

eine hohe, ob ihrer literarischen Jnteressen bekannte Persönlichkeit eben jetzt „zu-
fällig" bei ihr da im Garten zu Gaste weile. Jch wurde vorgestellt und beinah das
erste, wovon jene zu mir sprach, war dieses Buch von Ooulevaiu. Sie, die wohl
als einzige hier am Orte sich noch Werke aus dem feindlichen Ausland zu ver-
schaffen weiß, hatte es eben bekommen und gelesen. — Sie schickte es mir dann.
Und es ist mir wirklich eine Schickung, dieses Buch, lichterfüllt, wie der sonnen-
beschienene Garten, in dem ich zuerst seinen Wunder verheißenden Namen ver-
nahm. An ihm bin ich mir klar geworden über vieles, was wohl längst schon, aber
dunkel noch und unerkannt, in mir selbst lag. Ein Erwachen und Sehenkönnen
ist über mich gekommen. Eine Erleuchtung.

Aber welche Verkettung von Umständen ist nötig gewesen, damit mich dieses
Buch gerade jetzt erreichte, jetzt, wo ich durch schmerzlichstes Erleben zur Emp-
fängnis seiner Weisheit so wohl vorbereitet war, wo ich sehnsüchtig geharrt hatte,
daß mir von irgendwo ein Stecken in die Hand gegeben würde! — Denn dasselbe
Buch vor einigen Jahren, zur Zeit, da es erschien, gelesen, hätte mir ja garnicht
all das zu sagen vermocht, was ich heut darin gefunden. — Und all diese Umstände
sollten ganz von ungefähr und ungewollt sich gerade so verschlungen haben? ^-
Nein, an eine solche Reihe sich zufällig ineinanderfügender Zufälle vermag ich
nicht zU glauben. Da wird es mir schon viel leichter auch hierin ein kleines Bei-
spiel der großen Lenkung zu erblicken, einen Beweis, daß die Dinge zu uns
kommen lang vorbereitet und zur rechten Stunde.

Und nun soll die Verkettung noch weiter gehen und von hier Zurückgreifen in
das Land, wo das Buch einst geschrieben würde, denn ich möchte, daß es Jhnen,
dem dort Gefangenen, durch mich etwas von dem Troste und dem Gleichmut gegen-
über aklem Geschehen bringe, den es inir gegeben. Dann hat die Verfasserin, die
Feindin, zu Jhrem, eines Feindes Wohl geschrieben. — Zu welchem Zwecke unsere
Arbeiten im Lauf der Zeit vielleicht dienen werden, können wir wohl überhaupt
selten Voraussehen — gerade dieser besondere Zweck aber war von der Schrift»
stellerin unmöglich zu erraten. Gleich allen Künstlern mußte sie schaffen, wie die
Blume sich blühend erschließen muß —' und weiß auch nicht, wer sie pflücken, welche
Biene aus ihrem Kelche Honig schöpfen wird. -

Nichts ist frei, alles notwendig.

Dr. meä. Eugen Guttmann:
Hoffnung.
Laß mich die höchsten Wonnen schlürfen,
Aus Sonnenwellen heißen Trank
Und Kinderträume träumen dürfen
Mein Leben lang.
Laß mich noch einmal nur empfinden,
Was die Natur im Herzen trägt.
Laß sie noch einmal sich mir künden
So reich bewegt.
Laß mich den Freud- und Wermutsbecher
Noch blinkend leeren voll und ganz,
Laß sterben mich als ew'gen Zecher
Jm Sonnenglanz.
Hans Schedlich.
Heimgekehrt!
Die Seele erschauernd von Mord und Brand
Genesend ins heilige Vaterland
. , Kehr' ich zurück.
Unirdisch wandl' ich daher im Traum,
Voll Ehrfurcht küß' ich der Erde Saum
Berauscht vom Glück.
Es gibt noch ein Sein ohne Schlacht und Tod,
Ich schreite fernab von kreischender Not
Uber friedlich« Erde. . . .
Über der Heimat märkischer Heide Sand
Waltet segnend und schützend Gottvaters Hand
Am häuslichen Herde.
Jhr, die verschont vom Kampfesgebraus,
Ihr) die Daheim im friedlichen Haus:
Faltet die Hände , .
Und fleht des Himmels Segen herab
Auf gefallner Streiter Heldengrab,
Die die Heimat geschützt vor Kampfes Toben. .
Dann geht — und bittet den Gott da droben:
Mach' ein Ende! — — —
All

Richard Serau
Brigitta
Richard Sexau:
Brigitta.
Erzählung.
Fortsetzung.

Er war die Liebe, die Rücksicht selbst, unverändert wie seit dem ersten T«H unsrer Ehe. Oder vielleicht noch mehr von Sorge für mich durchjittert, noch herzlicher im Ton seiner Worte, noch zärtlicher und behutsamer in der schüchternen Berührung der knochigen Fäuste.

Was mag der vollfaftige Mann, der nie ein Stündchen bettlägerig gewesen war, neben mir halbsiecher Frau ausgestanden haben? Was der leidenschaftdurchfieberte neben der abgeklärten? Mit dem Kind war für mich der Zweck unsrer Ehe erfüllt. Wir durften ja vorerst um keinen Preis an ein Schwesterchen denke». Aber er ?

Die Stunden, die Werner der Arbeit widmete oder die er, immer trostloser über das unverständliche Versagen seiner Schaffenskraft, wenigstens in der Werfstatt zubrachte, blieben bald nicht die einzigen, in denen er sich von mir abschloß. Von Tag zu Tag wurde er einsamer, ließ sich immer seltener auffinden, ging heimliche und heimlichere Wege.

Früher hatte er ohne mich das Haus nicht verlassen. Ja, bevor er nur in de» Garten hinaustrat, rief er mich, ob ich ihn nicht begleitete.

Jetzt war er, wenn man sich nur einmal umdrehte, plötzlich verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt. Die längsten Spaziergänge trat er an, ohne mich zu verständigen. Augenscheinlich wollte er vermeiden, daß ich mich ihm anschloß. Die gemütlichen Plauderstunden abends nach Tisch beim schwarzen Kaffee waren unmerklich aufgehoben worden. Das giftige Gesüff schadete mit einem Mal seinen Nerven. Anstatt bei mir sitzen zu bleiben, segelte er der sinkenden Nacht entgegen in den See hinaus. Er brauche die Anstrengung, erklärte er wohl, die zehrende Luft, um Schlaf zu finden. Müsse den widerspenstigen Körper übermüden, wolle er sich nicht zwecklos nur auf dem Lager wälzen.

Welche Angst litt ich oft um ihn in meinem eisigen Bett, wenn draußen ei» Wind anhub, wenn die Wellen lauter und lauter gegen das Ufer schlugen, und immer noch hörte ich nicht den herrischen Wurf, mit dem er die Haustür« i»< Schloß schmetterte, immer noch knarrten die Treppen nicht unter seinem Tritt, immer noch blieb das Fenster seines Zimmers dunkel. Von meinem Bett auS konnte ich es sehen. Ein Stockwerk über mir befand es sich. Im rechten Winkel stand es zu dem meinen. Werner war hinaufgezogen, um mich, wenn er heimkam, nicht immer zu stören. Er ahnte nicht, daß alle Geräusche von oben viel deutlicher zu mir herabdrangen. Die Bauart des Hauses, der weit vorspringende Dachgiebel insbesondere mochte wie ein Schalltrichter wirken. Auch konnte er ja nicht wissen.

mit welch fieberhafter Anspannung ich atemlos auf alles lauschte, was da vben vor sich ging.
Mitternacht war meist vorüber, kehrte er endlich heim. Und manches liebe Mal hatte auch bereits der junge Tag mit fahlem Pinsel mürrische Lichter vor meine kleinen Fenster gesetzt. Jch hatte nicht den Mut, eine Aussprache herbeizu-führen und offen mit ihm zu reden. Allerlei Vorurteile staken mir im Blut.
Wenn er dich ins Vertrauen ziehen wollte, sagte ich mir, so täte er es von sich aus. Du darfst dich ihm nicht aufdrängen. Dazu hast du kein Recht. Wie war dieser falsche Stolz dumm. Nur teilnahmslos mußte er mich in Werners Augen er-scheinen lassen und die Entfremdung beschleunigen.
Meinen Kummer indes mußte er doch einmal wider meinen Willen in einem Blick oder einer Geste gelesen haben. Denn unvermittelt begann er bei Tisch ein» mal sich zu rechtfertigen. „Der Mensch, Brigitta, braucht den Menschen. Der Künstler die Einsamkeit. Alles, was ihn als Mensch erfreut, beglückt, muß er seinem Werk opfern können. Sonst ist er des Talentes nicht wert, mit dem er be-znadet wurde."
Lieber, guter Werner! Dein Gedächtnis war brüchig geworden. Es faßte nicht mehr, was du mir so oft eingeprägt hattest. Eingeprägt allerdings in Tagen des Glücks. Daß nämlich alle Kunst doch nur ein Surrogat des Lebens sei.
Jch schwieg zu seinen Worten. Jch wollte ihn nicht schlagen mit seinen eigenen Waffen. Wozu ihm wehtun? Er bedurfte der Schonung ja mehr als ich selbst.
Was er sagte, es traf mich so schwer noch nicht als die Art, wie er es hervor-brachte. Wo war die alte Begeisterung geblieben, mit der er früher hingerissen hatte, wenn er sprach, zumal wenn er von seiner Kunst sprach? Wie ein Kranker redete er, scheu, linkisch, ein schlechter Diplomat. Und zwischen seinen Worten lugte die ängstliche Sorge hervor, mir ja nicht weh zu tun, mir ja den wahren Grund zu verheimlichen, weswegen er sich verkroch.
Jn einer schlimmen Nacht — ich muß von allen guten Geistern verlassen gewesen sein — da beschmutzte ich Werner durch den Verdacht, ob er nicht seine Kunst und mich um einer andern Frau willen vernachlässigte.
So heftig ich auch diesen Bildern wehrte, ich mußte ihn mir im Arm dieser eingebildeten Nebenbuhlerin vorstellen.
Weh tat der Gedanke, bitter weh. Aber doch nicht so, wie Qualen der Eifer-sucht peinigen sollen. Auch war er mir nicht unerträglich. Jch hätte mich wohl darein finden, hätte eö über mich gewinnen können, ihn einer Andern abzutreten. Wenn es nur auf mich angekommen wäre. Aber Werner war von anderm Korn.
Er kannte keine Halbheit. Er schloß keinen Kompromiß. Alles oder nichts, da« war sein Wahlspruch.
Und darum bat ich ihm insgeheim voll Demut das Unrecht ab, das solch ein Verdacht ihm antat,

Richard Sexau
Brigitta
Wenn je ein Mensch unfähig war, einen andern zu belügen, ihn zu betrügen, Werner war es. Er teilte nicht, was unteilbar war, und mutete keinem andern zu, wovor ihn selbst ekelte.
Seit dem Tag, an dem die Diana zerstört worden war, ging Werner müßig, ohne mehr ein Hehl daraus zu machen.
Entgegen seiner Gewohnheit drängte er in die Stadt zurück, wo wir ja immer noch zwei, drei Wintermonate zubrachten; viel früher als sonst, obwohl gerade damals der Herbst voll Sonne und Pracht war und für einen regnerisch kalten Sommer Ersatz bescheren wollte.
Jch willfahrte ihm, hoffte, daß sich sein Zustand unter Menschen besserte.
Aber auch in der Stadt war er kaum je zu Hause.
Sein Atelier stand öde, wie ein Raum, aus dem man eben einen Toten hinausgetragen hat.
Ängstlich lauerte ich darauf, daß ihn die Sehnsucht nach der Arbeit packte.
Angstlich lugte ich aus nach flüchtiger Skizze, nach geknetetem Ton. Und angespannt lauschte ich, ob nicht endlich wieder einmal der Meißel gegen den Marmor klirrte.
Nichts, nichts derart geschah.
Die Geräte blieben fein säuberlich geordnet, wie ich sie nach der Heimkehr bereit gelegt hatte; Ton und Marmor unberührt.
Jch mochte noch so oft von seiner Arbeit zu reden anfangen, von Entwürfen, die gar lange schon schlummerten, er zuckte nur die Achseln. Der Acker muß bisweilen brach liegen, soll er nicht minderwertige Frucht bringen, gab er einmal zur Antwort. Und ich merkte an der gereizten Tonart, an dem Zucken seiner Augenlider, daß es nicht ratsam war, weiter in ihn zu dringen, wollte man nicht einen der sich häufenden Ausbrüche seines Jähzorns heraufbeschwören.
Achtlos begann er nun — und das schreckte mich am meisten — auch an dir vorüberzugehen, an seinem Kind, mit dem er doch sonst getollt und gespielt hatte, unermüdlich, wie ein Junge. Während er zuvor über keine Unart auch nur die Stirne gerunzelt hätte voll Bewunderung, voll blinder Liebe für seinen kleinen Berthold, jetzt durftest du mit einem Mal kaum seinen Weg kreuzen, ohne daß du ihn aufbrachtest. An allem, was du tatest, hatte er auszusetzen. Und hart ließ er dich oft an. Du wurdest verschüchtert, zogst dich in kindlicher Furcht zurück, traurig, weil dein Vater, früher Kind mit dem Kind, so ganz anders geworden war.
Ohne abzulassen quälte ich mich in dieser furchtbaren Zeit, ein Mittel anszusinnen, das Hilfe brachte.
Es gibt kein fürchterlicheres Los, als ohnmächtig zuschauen zu müssen, wie der Mensch, den man über alles liebt, mit sich und der Welt zerfällt, wie seine köstlichen Gaben verkümmern, die Schaffenskraft erstirbt, die Großes hervorgebracht hatte, «och viel Größeres verhieß, wie eine sonnige Natur sich verfinstert und der Verzweiflung immer unrettbarer anheimfällt. Und dies alles/ alles ohne urensch-

liche Schuld, nur weil die Gefährtin ihn enttäuschte, weil sie ihm nicht so unbe» denklich nnd schrankenlos zu folgen vermochte, wie es sein heißer Sinn verlangte. Hätte ich ihm wenigstens zu sagen verstanden, wie sehr ich mit ihm litt, wie mein Herz so übervoll war von Liebe. Aber ich brachte keines der Worte über die Lippen, mit denen ich ihn, war ich einsam, überhänfte. Es hätte sentimental klingen können. Lieber erschien ich hart und kalt als rührselig und übergefühlvoll. Mit Macht drängte es mich bisweilen, zärtlich zu ihm zu sein. Aber er schien nach meinen Liebkosungen immer weniger Verlangen zu tragen. Sie enttäuschten ihn wohl; waren seiner Leidenschaftlichkeit zu lau. Es wird wohl kaum anders ge- wesen sein. Und so hielt ich denn aus Zimperlichkeit die Hände manchmal krampf- haft im Schoß gefaltet, wenn sie am liebsten in seinen Haaren gespielt hätten. Falsche Scham verbot mir, ihm einen Kuß zu bieten. Er sollte werben; immer aufs neue werben. Als wenn dieser Mann nicht anderes zu tun gehabt hätte! Ach, wie sinnlos war das alles! Werner mußte mich ja für noch fisch» blütiger halten, als ich in gewissem Sinn wohl war.

Anstatt, daß ich versuchte, so lieb und zärtlich zu ihm zu sein, wie eS meiner Natur entsprach, begann ich mich ganz zurückzuziehen. Fruchtlos zermarterte ich mir den Kopf mit immer den gleichen Fragen. Wie fing ich es an, daß Werner wieder der Alte wurde? Was konnte ich für ihn tun? Wie ihm zurückgeben, was ich ihm geraubt hatte?

Zum Himmel flehte ich um Zeichen. Ungehört verhallten meine Gebete. Jnbrünstiger hatte sich noch kein Mensch an Gott gewandt. Grausamer war noch keiner im Stich gelassen worden. Verzeih mir, Herr, die Lästerung! Jn aller Not noch hatte mir bisher mein Glaube Hilfe gebracht. Nun versagte zum ersten Male diese Zuflucht.

Werner, so menschenscheu er sonst gewesen war, belud sich jede Stunde des Tages mit Fremden. Er wollte nicht allein sein. Es drängte ihn, sich zu betäuben, den Gedanken zu entrinnen, die ihn befielen, sobald nicht wechselnde Bilder, Stimmengewirr, Musik und Tanz ihn ablenkten. Er horchte wohl nicht recht auf das, was um ihn vorging, wurde, geistesabwesend und zerstreut, immer mehr zum Sonderling. Aber das gesellschaftliche Treiben, dem er sich in die Arme warf, hinderte ihn, auf das Raunen seines bösen Dämons zu horchen.

An meinen schonungsbedürftigen Zustand stellte dieser Winter mit seinen ununterbrochenen Diners, seinen Empfängen, Festen, Jours fast zu hohe An- spräche. Aber ich biß die Zähne zusammen. Wenn es Werner so wohl tat, ich durfte nicht auch darin noch versagen und abermals zum Hemmschuh werden.

Je tiefer wir jedoch in den Strudel der Geselligkeit gerieten, umso klarer, unabwendbarer wurde die Erkenntnis: hier wuchs das Heilkraut nicht, das Werner gesunden machte. Einsilbig ging er zu den Fremden. Voll verbissenen Jngrimms verließ er sie, und fast cynisch sie geißelnd, sprach er einmal von ihnen.

Schüchtern erinnerte ich ihn ab und zu an seine Violine. Sie hatte ihm doch immer Trost gespendet. Sie mußte ihm auch jetzt helfen, ihn zur Besinnung bringen. Jch bat, er möge sie mir zu lieb doch einmal wieder zur Hand nehmen. Aber so oft ich auch in ihn drang, nur trockenes Abwehrgelächter wurde mir zur Antwort."

Noch einmal hielt Schwester Brigitta inne, wie um Kraft zu sammeln für das, was es jetzt zu erzählen galt. Nicht ermüdet hatte sie das lange Sprechen. Frischer vielmehr war sie geworden, lebendiger, angeregter.

Und Berthold, der sich anfangs versucht gefühlt hatte, über ihre altmodische, leicht pathetisch« Redeweise zu lächeln, konnte nun, völlig gefangen durch so viel schlichte Ehrlichkeit, kaum mehr erwarten, daß sie fortfuhr.

Brigitta heftete die Augen auf die ineinandergelegten Hände in ihrem Schoß, deren eine die andere unmerklich drückte, wie man wohl zu tun pflegt, wenn man einen Schmerz überwinden will.

„Auf irgend einem großen Empfang lernten wir Renate kennen. Jch weiß nicht mehr recht, wo es war. Weiß nur noch so viel, daß wir für nicht länger al< eine Stunde hingehen wollten. Werner hatte sich für den späteren Abend noch mit Bekannten ins Künstlerhaus verabredet.

Wie fast immer waren wir schon beim Eintritt in die Salons auseinander-gerissen worden. Jch verlor Werner aus den Augen. Als ich mich auch nur einigermaßen durch die Scharen der Bekannten hindurchgekLmpft hatte, war die Stunde langst vorüber und mir der Wagen bereits gemeldet.

Ich ging Werner suchen. Endlich fand ich ihn in der dämmerigen Bibliothek des Hausherrn. Am flackernden Kamin saß er einem blonden Mädchen gegenüber.

Ich sah erst nur ein edles, reines Profil, ein vorgebeugtes Köpfchen, eine entzückende Nackenlinie, leuchtende Scheitel und verträumte Augen, die an seinen Lippen hingen, indes er, lebhaft gestikulierend, redete, wie in alten Zeiten so leidenschaftlich und jugendfroh. Jhr voller Mund war halb geöffnet. Unwill«kürlich beugte sie sich immer weiter vor, damit ihr auch ja keine Silbe entging. Gin knappes Wort verriet angespannte Teilnahme, eine ausdrucksvolle Bewegung der Hand und die Glut des erhitzten, süßen Gesichtchens hingebungsvolles Interesse.

Jch wollte nicht den Lauscher spielen und trat geräuschvoll in den stillen Raum. Als Werner mich sah, erhob er sich, machte mich mit Renate bekannt und ließ uns allein. Mir entging nicht, daß er bei meinem Anblick gleichsam zusammengefallen war, daß er nun schlürfend und mißmutig die Bibliothek verließ.

Das warmblütige, offene junge Geschöpf gefiel mir, schon weil sie verstanden hatte, Werner wieder zum Leben zu erwecken. Jhre unberührte Frische, die jede« Wort verriet, wirkte auch auf mich wie ein erquickendes Bav inmitten der gesellschaftlichen Kälte und Leere.

Jch lud sie ei«, uns bald zu besuchen.
Als ich Kenn Nachhausefahren Werner erzählte, wie herzlich ich mich darüber freute, dies prächtige Mädchen kennen gelernt zu haben, als ich erwähnte, daß sie «n einem der nächsten Tage zum Tee kommen wollte, da griff er in plötzliche« Drang nach meiner Hand und streichelte sie gedankenlos, während er freudig «c» «gt, wie nie all die Monate zuvor, von allerlei gleichgültigen Dingen sprach.
Jm Künstlerhaus warteten seine Freunde diese Nacht vergebens auf ihn.
Am Nachmittag von Renates erstem Besuch war Werner ganz der Alte. Unerschöpflich in seinen Einfällen, sprudelnd vor «unterer Lebenslust, gesteigert « Kraft riß er uns Frauen beide mit sich fort.
Aber während Renates Einwürfe, ihr« Fragen ihm Neues zu offenbar« schienen, ihn höher hoben, blickte er, öffnete ich einmal den Mund, verstört n«ch mir hin und wie aus den Wolken gefallen. Jch fühlte es ja selbst: so wie die neue Freundin traf ich den Nagel nicht auf den Kopf. Renate erriet, was in ihm ver» ging, noch bevor seine Lippen den Gedanken geformt hatten.
Nur als sie auf sein Schaffen zu sprechen kam, verflog der festfrohe Glanz von seinem Gesicht, und mürrische Falten runzelten pergamentene Haut. Tin ganz Anderer saß da, verlegen und finster.
Aber zum ersten Mal ging Renate nicht auf seine Wünsche ein, obwohl ex deutlich genug zu verstehen gab, daß er von seiner Kunst nicht geredet habe« wollte. Jch sah, sie fühlte die Ablehnung, ließ sie jedoch nicht gelten.
„Sie lassen diesmal die Freunde Jhrer Kunst lange warten. Zu lange schon", beharrte das junge Mädchen. „Warum leben Sie auch gar so gesellschaft. kich? Hier finden Sie doch die Sammlung nicht, die Sie brauchen."
„Jch schaffe nur, wenn es mich dazu treibt. Ohne innerlichen Drang, ohne den unabwendbaren kein Kunstwerk."
Werner dachte wohl durch seinen ausfallenden Ton das mißliebige Gespräch abzuschneiden. Renate ließ sich jedoch nicht einschüchtern.
„Dies Bedürfnis kommt von selbst, sobald man sich nur neue Aufgaben stellt."
Werner stutzte. Sein Gesicht bekam einen bösen, fast hinterhaltigen Ausdruck.
„Man stellt sich aber nur Aufgaben, wenn man von seinem Talent, von seiner Berufung überzeugt ist."
„Daran zu zweifeln haben Sie doch keinen Grund?"
„Glauben Sie, mein Fräulein?"
Mir erstarre das Blut in den Adern, als ich den bittern, giftigen Laut hörte, mit dem Werner diese Frage hervorzischte; Wort für Wort so schmerzlich, als risse er Fetzen edler Organe aus seinem Jnnern los.
Auch Renate war bestürzt und fand keine Entgegnung.
Wie im Selbstgespräch gab Werner halblaut die Gedanken preis, die ih» aufwühlten:

„Einen Maßstab besitzt der Künstler für seinen Wert; einen Kontrollapparat, der alle Grade genau registriert. Jn seiner Macht, die er als Mensch über andre ausübt, in dem Eindruck, den er hervorbringt. Berstehen Sie mich recht. Jch meine so", er zögerte, als besänne er sich. Dann aber brach er leidenschaftlich los. „Gelingt es Unsereinem, daß jemand seinetwegen alles rings um sich vergißt, daß er willenlos versinkt in einer Woge der Lust, trunken und ohne Bewußsein, dann darf er sich zu den Begnadeten zählen und auch in seiner Kunst Hohes erwarten. Wer aber als Mensch versagt, wer nicht einmal imstand ist, ein geliebtes Wesen in alle Höhen hinaufzureißen, sondern fragende Blicke auf sich^ gerichtet fühlt, ob das alles ist, was er, was das Leben an Glück zu verschenken habe, solch armseliger Tropf soll die Finger von der Kunst lassen. Jämmerlich ohnmächtig im Alltag, im Verhältnis zu seiner Umgebung wird er es im Schaffen noch mehr sein. Denn wenn Einer auf die Nächsten nicht einmal aufwühlend einzuwirken vermag, wie will der denn auf Fremde, auf die Nachwelt gar solch mächtige Eindrücke hervorbringen, wie sie echte Kunst voraussetzt?"

Wir waren wie gelähmt nach diesem widerwillig entrissenen Geständnis.

Werner stierte gebrochen vor sich hin. Wie ein Halbirrer grinste er; noch in der Verzweiflung rechthaberisch befriedigt über seinen Triumph.

Jch konnte mich kaum aufrecht halten. Das also war es. Jch hatte es gewußt, lange schon. Aber immer wieder mich in die Hoffnung eingelullt, ich möchte mich täuschen.

Nicht genug geschak der Tücke des Geschicks damit, daß er nicht das Glück fand, auf das er in seinem Reichtum vollen Anspruch besaß. Auch noch den Glauben an feine Kunst mußte er verlieren, den Glauben an seine Berufung. Und nur darum, weil ich verkümmertes Geschöpf mich nicht von ihm fortreißen lassen konnte, weil der Fluch unseres verbrauchten Blnts uns einen wachen, überlegenen, kritisch kühlen Kobold in den Nacken gehetzt hatte. Deshalb — dann lag doch der grausamste Hohn — schätzte er sich gering em. An verhängnisvoller Entartungöerscheinung maß er sich die Schuld bei .... .

Jch weiß nicht, wer damals dem entsetzlichen Schweigen ein Ende machte. Renate wird es wohl gewesen sein. Jhr wundersames Feingefühl baute Brücken über die grausigsten Abgründe.

Als ich die Ohnmacht von mir abschüttelte und mich allmählich wieder zu» recht fand, war zwischen den beiden ein angeregtes Gespräch im Gang, ein unpersönliches über irgendwelche künstlerische Fragen.

So oft Renate nun kam, merkte ich, wie sie in allem taktvoll darauf bedacht war, Werner den Glauben an sich und feine Kunst wiederzugeben. Behutsam ging sie zu Werk. Er durfte ja keinen Verdacht schöpfen.

Sie ließ nicht ab, auch als sich immer und immer noch kein Erfolg einstellen wollte.

Werner schien sich in seinem verächtlichen Skeptizismus zu gefallen, in
Menschenhaß und Lebensekel.
Mir tat es weh. Es paßte so gar nicht zu seiner Natur. Aber ich wußte
kein Heilmittel. Weder für ihn noch für mich.
Renate dankte icl' von Herzen ihre Mühe. Sie war zur Samariterin ge-
boren. Wie einen Kranken behandelte sie ihn. Und der Lohn blieb nicht aus.
Es mehrrcu sich die Stunden, da er in ihrer Gegenwart aufgeräumt sich und
seinen Weltschmerz vergaß. Ja, allmählich hob ihn Renate über die augenblick-
liche Verirrung seines Gemütszustandes hinaus. Aber der Aufschwung über-
dauerte ihre Anwesenheit nur ganz selten.
Kaum verließ sie uns, schon fiel Werner wieder in sich selbst zusammen, wurde
schwermütig, wortkarg, kitter und gereizt. ,
Oft überraschte ich ihn, wie er auf der Armlehne irgend eines Sessels hockte,
zusammengekauert, die Hände gefaltet, den Nacken gebeugt, als drückte ihn
Zentnerlast zu Boden. Oder er hielt den Kopf zwischen beiden Händen, die Ell»
bogen auf die Knie gestützt, und brütete finster vor sich hin. Meist bemerkte er
meinen Eintritt gar nicht, und ich konnte mich davonstehlen, ohne daß er meiner
Gegenwart gewahr geworden war.
Mit schwesterlicher Liebe kam ich Renate entgegen und zog sie ins Haus, so
oft sich nur ein Vorwand finden ließ. Was bedeutete es, wenn ich hinter der
Fremden zurückstehen mußte?
Kleinliche Selbstsucht wäre es gewesen, hätte ich ausschließlich für mich bean-
spruchen wollen, was zn reich, zu vielfältig, zu außerordentlich war, um über-
haupt bei einem einzelnen Wesen Genüge zu finden, geschweige denn bei einer von
Natur so stiefmütterlich bedachten Frau, wie ich es war.
Alles, alles wollte ich ja tun, von Herzen gern tun, was ihm nur das Leben
sonniger erscheinen lassen konnte, was seine Schwermut verscheuchte.
^Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Soziale Rundschau.

Von P. Hoche.

Ein Jugendgesetz.

Neu ist die Forderung eines besonderen Jugendgesetzes nicht. Schon seit Jahren vielmehr wurde betont, daß vor allem die Strafrechtsgrenze bei der Jugend erheblich hinaufgesetzt werden müsse und daß das Kind und die Jugendlichen eine andere Stellung im Recht einnehmen müßten als die Erwachsenen. Das besondere Jugendgesetz kam damals nicht; als Abschlagszahlung auf seine Forderung aber konnte man wenigstens die Jugendgerichte ansehen, die in den letzten Jahren eingerichtet wurden und die, weil sie nicht in erster Linie strafen, sondern erziehen, bessern wollten, jedenfalls bereits segensreich gewirkt haben. Jetzt mitten im Kriege, wahrscheinlich veranlaßt durch die Nöte der Ze't, ist der Gedanke eines besonderen Jugendgesetzes wieder lebendig geworden. Ein Vorkämpfer auf diesem Gebiet, Dr. Felisch, hat bei Mittler u. Sohn in Berlin ein kleines Büchlein zu 50 Pf. erscheinen lassen, „Em deutsches Jugendgesetz", worin er die wichtige Zeitfrage großzügig behandelt.

Verlangt wird da ein Gesetz, das „lückenlos das gesamte öffentliche und bürgerliche Recht der Jugend einschließlich aller Verfahrensarten und Vollzugsmaßnahmen, auch derer der Verwaltungsbehörde enthält". Das ist eben das Wichtige und Neue an der Forderung von Felisch, daß er ganze Arbeit gemacht haben will, daß ein das gesamte Leben des Kindes und des Jugendlichen umfassendes Gesetz ins Leben gerufen werden soll. Scharf betont er dabei den Grundsatz/ der bisher nur in den Jugendgerichten befolgt wurde, daß wir im Kinde doch niemals einen Erwachsenen, sondern erst einen werdenden Menschen zu erblicken haben. Diesen Unterschied haben wir bisher, trotzdem wir im Zeitalter des Kindes lebten, nicht gemacht. Da« neue Jugendgesetz soll das Alter und die Jugend nicht beide einfach gleich setzen, also mechanisieren, sondern die Jugend als ein Wesen für sich nehmen, sie in allen Fällen je nach den konkreten Umständen und stets psychologisch behandeln. Das Wesen des Kindes und seine jeweiligen Verhältnisse müssen der Ausgangspunkt seiner Behandlung

sein, und das Gesetz soll gerade eine
Handhabe abgeben, um den jungen
Menschen zu einer freien Persönlichkeit
zu erziehen, um, wie der Verfasser
sagt, aus einem Naturmenschen einen
Kulturträger zu bilden.
Auch die Jugend ist ihrer Art nach
wieder besonders zu behandeln. E<
wird daher unterschieden zwischen dem
Kleinkind-, dem Kindes- und dem
Schulalter. Sehr viel erwartet der
Verfasser von dem Pflegersystem und
daher von der Mithilfe der Frauen,
denen das neue Gesetz ganz besonderen
Anlaß zu segensreicher Betätigung ihrer
Kräfte geben soll.
Wie weitgehend das Jugendgesetz
das Leben der Jugend erfassen soll,
geht schon aus den Forderungen hervor,
die er schon für die Jugend unmittel-
bar stellt. Da muß vor allem eine

vorbeugende Überwachung einsehen, das gefährdete Kind und der Jugendliche müssen durch Schutzerziehung gerettet «erden, besondere Fürsorgeämter sollen jedes Kind erfassen, sollen es überwachen bis zu seiner Mündigkeit. Wie man schon aus diesen Hinweisen ersieht, leuchtet aus einem solchen Gesetz überall die erziehliche Absicht hervor, das Bestreben, das Kind als solches zu fassen, es zu hüten und zu stützen, damit es einst ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft werde.

Zu verkennen ist nicht, daß es sich hier um ein äußerst schwieriges Werk handelt. Manche Hindernisse werden zu überwinden sein. ?u berücksichtigen sind z. B. die Rechte der einzelnen Bundesstaaten, die Ansprüche der Konfessionen, die auseinandergehenden Meinungen der politischen Parteien, die Abgrenzung der Rechte und Pflichten der Behörden. Zu dem kommt noch hinzu, daß hier etwas vollkommen Neues geschaffen werden muß. Denn <s existiert in der ganzen Welt noch kein solches Jugendgesetz, das uns Anhaltspunkte geben könnte.

Diese offenbaren Schwierigkeiten dürfen uns aber natürlich nicht abhalten, dennoch frisch ans Werk zu gehen. Das wird zwar nicht während des Krieges geschehen können, wo andere Sorgen mehr drücken, aber bald nach dem großen Ringen. Denn gerade der Krieg hat uns auch die Notwendigkeit eines besonderen Jugendgesetzes erwiesen. Viele Väter werden aus dem Kriege nicht mehr in die Familie zurückkehren, ihr Einfluß ist also dahin. Manche Mütter aber, die bisher im Hause blieben, werden draußen dem Erwerb nachgehen und können sich nicht um das Kind kümmern. Deshalb muß eine andere wohlmeinende Macht eingreifen und dem gefährdeten Jugendlichen zum Retter werden.

Wir werden in Zukunft sicher alle Bolkskräfte bitter nötig haben; weniger als je dürfen wir den Fehler begehen, lebendige Kräfte zu vergeuden, im Gegenteil, wir müssen aus unserem Volke herausholen, was wir nur können, und dazu wird uns eben ein neues Jugendgesetz eines der wichtigsten Mittel sein. Deutschland auch in dieser Weise in der Welt voran!

Rundschau der Kriegs-litcratur XXXI.

Von Dr. iui-. Kurt Ed. Jmberg.

Von neuem bietet sich uns die erfreuliche Gelegenheit, in dieser Rundschau ein kürzlich im Verlage von S. Fischer (Verlin) erschienenes Buch von Walt her Rathenau anzuzeigen. Wer die früheren Veröffentlichungen Nathcnau's gelesen, wird mit uns auch diese neue Schrift mit Freuden begrüßen, die wiederum Zeugnis ablegt von dem klaren, tiefgreifenden und weitsichtigen Geiste, mit dem Rathenau alle Dinge erfaßt, d>e ihn beschäftigen. In dieser neuesten, „die neue Wirtschaft" betitelten Arbeit hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, die Umschichtung unserer Wirtschaft durch den Krieg und durch den Frieden darzulegen und das ungeheure Debet zu untersuchen, das unsere Wirtschaft beim Friedensschluß zu verzeichnen haben wird. Wie soll dieses Debet beseitigt werden? Steigerung, womöglich Verdoppelung unserer wirtschaftlichen Produktion, lautet d'c Antwort, die Rathenau hierauf gibt. Auch für die Beantwortung der Frage, wie diese zu erreichen ist, findet der Verfasser eine klare Formulierung, indem er eine systematische Arbeitsteilung der wirtschaftlichen Betriebe analog der bisherigen Arbeitsteilung innerhalb der einzelnen Betriebe vorschlägt und die

Ausführung dicserJdec kurz auseinander-
setzt. Diese von Rathenau in Vorschlag
gebrachte Zukunftswirtschaft ist gleich
weit entfernt von einer kommunistischen
Utopie wie von der zügellosen Freiheit
der Privatwirtschaft; denn sie knüpft an
bereits vorhandene Formen unsererWirt-
schaft, die Großaktienunternehmen, an.
Ein interessanter Vortrag über „die
Deckung unserer Kriegskosten", den
S. Marr Ende vorigen Jahres in
der Borstandssitzung des Vereins zur
Wahrung der wirtschaftlichen Jnteressen
in Rheinland und Westfalen gebalten
hat, ist bei W. Bürenstein in Berlin
im Druck erschienen. Marx tritt hier
dafür ein, daß die Tilgung der Kriegs-
schulden einer späteren Zeit vorbehalten
bleiben müsse, daß vor allem eine Ver-
mögenswegnahme, wie sie von vielen
Seiten vorgeschlagen worden ist, eine
völlig verkehrte Maßnahme sein würde.
„Denn wir wollen nicht nur politisch,
wir wollen auch wirtschaftlich lebendig
und lebenskräftig aus dem Kriege her-
auskommen. Unter diesen Umständen
wäre es verblendet, wäre es geradezu
verderblich, uns irgendwie ohne die
zwingendste Not von den zum wirt-
schaftlichen Wiederaufbau nötigen Geld-
mitteln entblößen zu wollen", den
Lebensnerv unseres kulturellen und
wirtschaftlichen Daseins „einer finanz-
politischen Doktrin zuliebe oder partei-
politischen Jnteressen zu Gefallen" zu
zerstören.
„DeutschlandsGetreidewirtschaftund
Versorgung nach dem Kriege" behandelt
Dr. Graf Robert v. Keyser-
linck in einer bei Carl Heymann
(Berlin) erschienenen Schrift. Er kommt
bei seinen Untersuchungen zu dem Er-
gebnis, „daß es der Anspannung aller
Produktionskräfte bedarf, um den Nah-
rungsbedarf des deutschen Volkes wieder
in gleichem Maße wie vor dem Kriege
zu decken, um uns vor künftigen Nöten
zu schützen". Wir können die kleine
Schrift, die recht viele interessante
Einzelheiten in sich birgt und die für
jeden leicht verständlich ist, unseren
Lesern bestens empfehlen. —
Zwei sehr lesenswerte Bücher von
Prof. Dr. T h. Arldt hat die Dic-
terich schc Verlagsbuchhandlung in Leip-
zig herausgegeben. Das eine — das
zeitlich allerdings später veröffentlichte
— führt den Titel „Germanische Völker-
wellen und die Besiedelung Europas"

und zeigt in seinen interessanten Untersuchungen über die die Welt im Laufe der Jahrtausende überflutenden Völkerwellen, daß aus den nördlichen Gebieten, von den Ostsecgcstaden immer wieder „Scharen großer, blonder, kriegstüchtiger Menschen hervorgebrochen sind, die in die erschlafften Bevölkerungen der südlichen Länder neues Leben brachten." Hieraus zieht Arldt weiter den Schluß, „daß die nordische Rasse eine ganz besondere Lebenskraft, eine ganz besondere Fähigkeit zur Entwicklung kriegerischer und staatenbildender Kraft, aber auch zur Ausbildung einer höheren Kultur, einer blühenden Kunst, einer tiefgründigen Wissenschaft, einer alle Hindernisse überwältigenden Technik bewiesen hat", und er knüpft daran die Hoffnung, daß, wenn wir aus diesem Weltkriege siegreich hervorgehen, daß dann wieder einmal, wie schon so oft in der Geschichte der Menschheit, vom Norden „eine Völker- und kulturverjüngende Welle" ausgehen dürfte, allerdings „nicht mit Kriegsmacht daherziehend, und wider Willen Verwüstung in die Nachbarländer tragend, ... sondern im friedlichen Wettstreite die Länder und Völker aus ihrer selbstgefälligen Kultursattheit oder ihrer unfertigen Ungcschlachtheit heraushebend".
Die andere Schrift Arldt's behandelt „die Völker Mitteleuropas", ihre geschichtliche Entwicklung und die von ihnen ausgehenden staatlichen Bildungen.
Es würde zu weit führen, wollten wir in dieser Anzeige auch nur annähernd den Jnhalt dieser Arbeit wiedergeben.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen", könnte man auch von diesem Buche sagen. Völker, von denen die meisten Leser ihr Lebtag noch nichts gehört haben dürften, werden genannt, und manch einer, der dieses Buch zur Hand nimmt, wird es vielleicht enttäuscht nach den ersten Seiten wieder bei Seite legen mit der Begründung, es enthalte zu viele Namen und Zahlen, die sein jchon ohnedies schwer in Anspruch genommenes menschliches Hirn noch mehr belasten, um nach einer geraumen Zeit spurlos zu verschwinden. Gewiß. Das Nrldt'sche Buch, — ebenso wie das zuerst genannte, — ist keineswegs das, was man als „Kaffeetischlektüre" bezeichnen könnte: es ist vielmehr eine ernste wissenschaftliche Arbeit, zu der man viel Zeit braucht, und die man am besten an Hand eines Atlas studiert. Auch sie birgt eine Fülle interessanten, lehrreichen Materials, die die Mühe des Lesens lohnt. — „Betrachtungen über die politische Lage in Jndien" nennt sich eine kleine Schrift, die den Führer der durch den Jndischen Nationalkongreß vertretenen politischen Bewegung Laln LajpatRai zum Verfasser hat und vom Europäischen Zentralkomitee der indischen Nationalisten bei Otto Wigand (Leipzig) in deutscher Übersetzung herausgegeben worden ist. Sie behandelt im wesentlichen das, was ja in letzter Zeit des öfteren über Jndien und seine traurige Lage unter der englischen Herrschaft geschrieben worden ist; sie ist aber deshalb interessant, weil sie aus der Feder eines Eingeborenen stammt, der inmitten der anti-englischen Bewegung steht. Diese Tatsache darf man andererseits nie beim Lesen der Schrift vergessen. — Im Verlage von Martinus Nijhoff im Haag erschien eine neue Schrift über „die Jnternationalisierung der Meerengen und Kanäle" von dem Wiener Universitätsprofessor Dr. Rudolf Laun. Der Verfasser gibt hier den Bericht wieder, den er im Jahre 1917 an die Neutrale Konferenz in Stockholm über dieses äußerst interessante und gerade in jetziger Zeik höchst aktuelle Thema erstattet hat. Obwohl Laun — wie er im Vorwort zu seinem Bedauern bemerkt — die neueste einschlägige Literatur der feindlichen Länder über diese Frage infolge der durch den Krieg verursachten Schwierigkeiten nicht be-

nutzen konnte, so enthält die Arbeit doch recht lehrre-che, berücksichrigungswerte Ausführungen, wenn wir auch leider dem Verfasser nicht in allen seinen Darlegungen beistimmen können. Nicht weniger interessant und lesenswert ist eine im Verlage von Mendt sc Klauwell in Langensalza erschienene Broschüre von Dr. Paul Ostwald, die sich „die Großmächte in Ostasien" betitelt. Ostwald ist unseren Lesern ja kein Fremder mehr; wiederholt hat er auch in diesen Blättern Aufsätze veröffentlicht, so erst im letzten Augustheft über unser Verhältnis zu Japan. Jn diesem neuen Buche, das wir allen unseren Lesern aufs angelegentlichste empfehlen möchten, hat sich Ostwald nun zur Aufgabe gemacht, in knapper und allgemein verständlicher Form darzulegen, welche Rolle das deutsche Reich und die übrigen Großmächte auf der ostasiatischen Weltenbühne im Laufe der Zeit gespielt haben. Man kann wohl sagen, daß ihm die Lösung dieser Aufgabe vortrefflich gelungen ist, und daß er dadurch gleichzeitig beitragen wird zu dem, was — wie er im Vorwort mit Recht hervorhebt — unserem Volke so dringend nottut: zu einem vertieften und vergrößerten Verständnisse für die weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Fragen.

5 5
5

Jm Dezemberheft nahmen wir Gelegenheit, in der „Rundschau der Kriegsliteratur" auf die Sammlung von

Quellenbüchern zur österreichischen Geschichte aufmerksam zu machen, die unter dem Titel „Aus Österreichs Vergangenheit" im Schulwissenschaftlichen Verlage A. Haase (Leipzig-Wien) erscheint. Den bereits besprochenen 7 Heftchen sind nunmehr 4 weitere gefolgt. Es ist wohl selbstverständlich bei einer Sammlung von so weitem Umfange, daß nicht alle Hefte gleichwertig sind, daß das eine unser Jnteresse mehr weckt als das andere, und daß dem Leser dieser Band gut gefällt, während er sich mit jenem nicht befreunden kann. Nimmt man aber die Sammlung als Ganzes, so wird man zugeben müssen: sie bietet von allem, was in der österreichischen Geschichte interessant ist, etwas und sie gestattet auf diese Weise jedermann, sich über die bedeutsamsten Ereignisse der Entwicklung Österreich-Ungarns ein eignes Urteil zu bilden. Und das ist der Zweck dieser Sammlung. Es ist leider diesmal nicht möglich, die neu erschienenen Hefte einzeln durchzugehen und ihren Jnhalt zu skizzieren; wir müssen uns damit begnügen, unsere Leser mit den Verfassern und den Titeln der Hefte bekannt zu machen: Prof. Dr. Alfred Klcinberg gibt im 7. und 9. Bändchen einen interessanten Einblick in das Österreich vor 1S48, indem er das „Denken und Fühlen im Vormärz" sowie eine der politisch höchst wichtigen Fragen jener Zeit: „Die Zensur im Vormärz" behandelt. — Das 10. Heft bietet die wichtigsten Quellenstellen für „Die Anfänge des Hauses Habsburg in Österreich" von dem reichsgerichtlichen Verfahren Rudolfs von Habsburg gegen Ottokar von Böhmen an bis zur Sicherung des österreichischen Hausbesitzes durch Albrecht I.. Die Auswahl der Quellen in diesem Bande besorgte der Landesarchivar Dr. Ma r Vancsa in Wien. — Jm 12. Heft endlich bietet Dr. KarlVölker eine Zusammenstellung der wichtigsten landesfürstlichen Entscheidungen über „Die Entwicklung des Protestantismus in Österreich'' in der Zeit von Ferdinand I. bis zum jetzigen Kaiser Karl I.. —

Auch von der im Verlage von Friedrich Pustet in Regensburg erscheinenden Sammlung „Bücher der Stunde'' liegt ein neuer, der 6. Band vor, in dem Dr. Albert Aich das „deutsche

Heldentum" im Weltkriege, seine Grundlagen, Vertiefung und Ausbau, seine Vollendung und künftigen Aufgaben in eindringlichen Worten schildert. Schließlich sei noch ein Lutherbuch: „Luthers Staatsauffassung" aus dem Verlage von Müller und Fröhlich in München genannt. Der Erlanger Kirchenhistoriker Prof. HermannJordan gibt in diesem klar und anschaulich geschriebenen Buche eine Darstellung der Art, wie Luther den Staat und seine Aufgaben vom Gesichtspunkte des Christen aus betrachtete. Soweit uns bekannt ist, wird hier zum ersten Male die schrittweise Entwicklung von Luthers Staatsbetrachtung geschildert und so aus seinem Leben die Anschauungen des großen Reformators verständlich gemacht. Andererseits will der Verfasser in dieser Arbeit zeigen, wie das im Kriege für so viele nachdenkliche Menschen brennende Gegenwartsproblem des Verhältnisses von Religion und Politik durch Luther eine Beleuchtung empfängt, die für zahlreiche Leser des Buches geradezu eine Befreiung von schwerem inneren Drucke bedeuten wird.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Das Leben Jesu als Motiv der Dichtung begleitet die deutsche Literatur seit dem frühen Mittelalter. Jn den

Versuchen es künstlerisch zu gestalten spiegeln sich die verschiedenen Richtungen des religiösen Empfindens und der theologischen Wissenschaft von schlichter Frömmigkeit bis zum Supranaturalisinus und Rationalismus. Johannes Lepsius,*) vielen durch seine Veröffentlichungen über die Lage der Armenier bekannt, bietet eine neue Nachdichtung der Evangelien, einen biblischen Roman. Jesus ist hier ganz «in Mensch, ein von heiligem Geist erfüllter, aber an die Grenzen unsres Geschlechtes gebundener Mensch. Überall bemüht sich der Verfasser, einen klaren ursächlichen Zusammenhang im äußeren und inneren Geschehen herzustellen, Lücken auszufüllen, Störendes zu beseitigen oder mehr noch umzudeuten. Einige der Wundergeschichten, namentlich aus der Kindheit Jesu, sind bei ihm ein bloßes Gerede der Leute, die s'ch von dem Sohne im Davidshause, dem „Königskind", seltsame Dinge erzählen. Andre, so die wunderbaren Heilungen, werden als tatsächliche Ereignisse in die Erzählung aufgenommen, aber als natürliche Wirkungen einer zwingenden Persönlichkeit hingestellt, andre endlich, die Naturivunder im eigentlichen Sinne, rationalistisch erklärt. Man kann dabei den Scharfsinn des Verfassers bewundern, wird sich aber doch gelegentlich eines ernüchternden Gefühls nicht erwehren können. Auf der Hochzeit zu Kana läßt Jesus köstliches Quellwasser vorsetzen, das auch als solches getrunken qivird. Der Brautvater ist aus seiner Verlegenheit befreit, und „alle Hochzeitsgäste waren mit Jesus einver-Handen, daß man ein gutes Gespräch auch bei einem Trunke frischen Wassers zu Ende führen könne." Bei der Speisung der Fünftausend läßt er zwar auch wie im biblischen Bericht fünf Brote und zwei Fische verteilen, abe? er !ut es nicht, um damit so viele zu sättigen, sondern um durch das Beispiel andre, die Vorräte mitgebracht haben, zu gleicher Mildtätigkeit anzufeuern, und „dem Mangel des einen wurde durch den Überfluß des andern abgeholfen". Aber der Verfasser begnügt sich nicht damit, die Evangelien nach seiner Art menschlich zurechtzustutzen. Er will eine abgerundete Er-

*) Das Leben Jesu. Erster Band. Pots» Z>am, Tempelverlag, 1917.

zählung mit einem einheitlichen, beherrschenden Gesichtspunkt bieten und nimmt zum Leitgedanken seines Werkes den Gegensatz zwischen einer politisch-nationalen Aufgabe Jesu und seiner Verkündigung vom Reiche Gottes. Er erfindet damit nichts gänzlich Neues, aber er richtet doch die Aufmerksamkeit so Uberwiegend auf diesen Gedauken, daß das Ganze dadurch in neuem, oft überraschendem Licht erscheint. Bei David Friedrich Strauß heißt es:
„Jesus hat . . . auch auf streng jüdisch Gesinnte einen so entschiedenen Eindruck der Messianität gemacht, daß diese nicht zweifelten, auch das prophetische Merkmal davidischer Abstammung müsse bei ihm zugetroffen haben, und mehr als eine Feder sich in Bewegung setzte, um durch genealogische Nachweisung dieses Merkmals seine Anerkennung als.Messias zu rechtfertigen."
Bei Lepsius ist umgekehrt die davidische Abstammung der Ausgangspunkt für den Glauben an die Messianität, d. h. hier den irdisch königlichen Beruf, längst bevor der Eindruck der Persönlichkeit hinzukommt. Alle Welt weiß, daß Joseph verarmt, aber königlichen Blutes ist, und viele erwarten mit ihm, daß einer seiner Söhne den Thron Davids wieder aufrichten werde. Maria träumt von der künftigen Herrschergewalt Jesu. Der Täufer bezeichnet ihn öffentlich als den, der „zur gegebenen Stunde hervortreten und die Hand nach der Krone ausstrecken" werde. Jn dieser Aussicht schließen sich

ihm die Jünger an. Während in den ersten Abschnitten der Leitgedanke hinreichend klar durchgeführt ist, wird er in den folgenden von den Berichten über die wunderbaren Heilungen stark überwuchert, um dann bei zwei Gelegenheiten wieder stark hervorzutreten: als Jesus nach der Speisung der Fünftausend auf Judas des Sikariers Antrieb zum König ausgerufen werden soll und als er bei Casarea Philipp! mit den auserwählten Jüngern Zwiesprache hält. Wie steht Jesus selbst zu der ihm zugedachten Aufgabe, wie verhält sie sich zu seinem andern Beruf, Verkündiger einer reineren Gottesverehrung zu sein? Zwei Seelen streiten in seiner Brust, bis er Klarheit über sich erlangt. Diese innere Unklarheit, an sich gewiß kein Fehler von künstlerischem Standpunkt, ist immerhin ein schwieriges Motiv, das der Verfasser nicht ganz bewältigt hat. Jm allgemeinen begnügt er sich mit ziemlich unbestimmten Worten, bis er schließlich mehr eine gelehrte Erklärung als eine dichterische Verkörperung gibt. In Jesus wird „der Sturm und Drang der Jugendschwärmercien, das Machtbegehren seiner Mannesjahre" von dem höheren Gedanken besiegt. „Auch seine Seele wußte, was Macht und Größe ist. Auch ihn lockte Waffenschimmer und Herrscherglanz. Aber größer dünkte es ihm, der eigenen Größe Herr zu werden und Seelenwelten durch seelische Gewalten zu erobern." Religionsgeschichtliche Bedenken zu erheben ist Sache der Theologen. Vom Standpunkt literarischer Würdigung ist zu bedauern, daß wir von der geistigen Entwicklung, dem inneren Ringen des Helden zu wenig gestaltet sehen, daß die Massen des äußeren Geschehens zu viel Raum einnehmen. Andrerseits muß man anerkennen, daß es dem Verfasser gelungen ist, seine Darstellung glaubhaft zu machen, seine Leser nicht nur durch Gedanken zu fesseln, sondern auch oft künstlerische Teilnahme zu wecken. Es fehlt 'hm nicht an schöpferischer Einbildungskraft, ja, diese versteigt sich gelegentlich zu einer Art von Räuberromantik. Wenn das Werk, verglichen mit Rencins Farbenreichtum und lyrischem Schwung, auch mitunter kühl erscheint, so entschädigt es durch Gediegenheit. Nicht sein geringstes Verdienst ist es, daß die landschaftliche

und zeitgeschichtliche Umwelt aus sicherer
Kenntnis und lebensvoll gezeichnet wird.
Bis zum Aufbruch von Galiläa nach
Jerusalem führt uns der Verfasser in
diesem ersten umfangreichen, zuweilen
allzu breiten Teil seiner Erzählung.
Dem Schlußband der Dichtung soll
noch eine historisch-kritische Einleitung
über die Quellen folgen.
Ein Zufall legt neben die jüngste
deutsche Dichtung vom Leben Jesu
die älteste, in der ebenso wie in jener
ein besonderer Nachdruck auf das Amt
des Herrschers gelegt ist: den altsäch-
sischen Heliand in der Übertragung
von Simrock.*) Das alte schöne
Buch ist von Jda C. Ströver
mit neuem Schmuck versehen worden.
Zahlreiche Vollbilder und Zierstü'ckc,
kräftig und herbe, auch wohl hart, oft
nur als Skizze entworfen, zum Teil
an Holbeins geniale Holzschnittkunsi
gemahnend, sind dem Stil des Werkes,
das die biblische Geschichte möglichst
in germanische Verhältnisse und An-
schauungen überträgt, durchweg gut
angepaßt.
Der Furche-Verlag, der dies Buch
veröffentlicht, hat im Laufe des Krieges
und mit besonderer Beziehung auf die
Kämpfenden schon manche wertvolle
Gabe geboten. Zwei mögen hier noch
angereiht werden, das Welti-Bil-
derbuch**) und ein Gedichtband von

*) Der Heliand, ein Sachsmfang aus dem
neunten Jahrhundert. Berlin, Furche-Verlag.
"*> Albert Welti, Gemälde und Radierungen.
Mit einer Einführung von Hermann Asse. Ebda.

Erich W entscher.*) Jenes, das
meist ausgezeichnete Wiedergaben enthält, verschafft einen dankenswerten Überblick über das Schaf, cn und die Gcisteswelt des besten Böcklinschülers, der selber bald ein Meister voll eigenartiger Kraft wurde. Neben den Abbildungen der großen Werke begrüßen wir köstliche Kleinkunst (Ex Libris und andres), überall von seelenvoller Phantasie innigst berübrt. Hermann Hesse hat eine stimmungsreiche Einführung dazu geschrieben, die viele persönliche Erinnerungen nn den Maler enthält.

Wie Jugend sich aus Kindheit
ringt und in großem Erleben stark wird, zeigen Wcntschcrs Gedichte. Zart und eindrucksvoll ist der Abschied vom Elternhaus. Balladen von Brandenburger Helden begleiten die Fahrt ins Feld. Das durch alle Stimmungen des Harrens und Kämpfens gesteigerte Leben findet menschlich ergreifenden, oft auch künstlerisch wertvollen Ausdruck, «m schönsten dort, wo die Liebe zum Leben, zur Heimat, zu den Kameraden, zu den toten Brüdern bei Freund
und Feind den Grundton gibt.

Ein Werk der Heimatdichtung
nennt Paul Friedrich Schröder
aus Eisenach sein Drama „König
Etzels Hochzei t."**) Jn doppelter
Weise kann es als solches gelten: es behandelt eine Sagenfassung, nach der Kriemhild die Tochter eines Thüringerkönigs Gunther ist, und kann so in die Reden der Personen manches Wort zum Preise der engeren Heimat einflechten; es nimmt ferner als Leitgedanken die Liebe zu Deutschland, der weiteren Heimat. Von dieser Gesinnung erfüllt, wird Kriemhild Etzels Mörderin. So löblich die vaterländische Begeisterung ist, so erscheint das Werk

*) Soldatenlust, Soldatenweh. Gedichte aus dem Kriege. Ebda.

**) Eismach, H. Kahle, 1917.

trotz guter Einzelheiten als Ganzes ohne recht dramatisches Leben sowohl in der Begründung des Geschehens wie in der Entfaltung der Charaktere.

Nicht viel besser steht es mit desselben Verfassers „florcntinischer Legende in fünf Aufzügen" „Das Bild
in den Bergen."*) Hier dient
die dramatische Form zum Kampf gegen Dunkelmännertum, gegen kirchliche und politische Gewaltherrschaft,

zum Preise geistiger Freiheit, schlichter
Frömmigkeit und tätiger Nächstenliebe.
Mannigfache Motive werden herbeige-
holt, aber nicht ausgenutzt. Die ein-
zelnen Aufzüge, zum Teil wirkungs-
voll gebaut, schließen sich nicht recht
zusammen. Die Charaktere, unter
denen der gottsuchende Künstler Saggio
gewiß keine verächtliche Leistung bildet,
sind, wie es bei Tendenzdramen zu
geschehen pflegt, allzu tief schwarz oder
strahlend hell gezeichnet.
Am besten kommt das Geschick des
Verfassers im Volksstück zur Geltung.
Seine dramatischeDichtung„Luth er"**)
enthält kräftige Bühnenbilder und fort-
reißende Reden, die bei rechter Gele-
genheit gute Wirkung tun können. Es
wird ihnen auch nicht schaden, daß
Szenenbau und Form zuweilen an
Goethes „Faust" erinnern. Sprache
und Vers rufen in allen drei Werken
manches Bedenken hervor.
Oskar Leipoldts Tendenzschau-
spiel „Ein' feste Burg ist unser Gott
oder Der Pfarrer von Jena"***),
das von der Bekehrung eines Frei-
denkers handelt, erfüllt von allen
dramatischen Forderungen nur eine:
es ist nicht ohne leidenschaftliche Bewe-
gung. Sonst läßt sich von Jnhalt und
Form nichts Gutes sagen.
Während wir in diesen Werken

*) Ebda.
*') Berlin, Reichsverlag, Hermann Kalkoff.
*"> Langensalza. Thüringer Verlagsanstalt
Dietmar t Söhne, 1917.

vielfach Gesinnung für Kunst in Kauf
nehmen müssen, ist die wesentlich höher
stehende Komödie „Garten derJu»
gend" von Thaddäus Rittner*)
ein künstlerisches Spiel, dem es an
Tiefe fehlt. Es ist anmutig, zum Teil
voll entzückender Schalkhaftigkeit, in
der Technik gewandt, in der Handlung
voll hübscher Einfälle und gleich einem
glatt aufgehenden Rechenerempes, aber
bei aller Liebenswürdigkeit nicht nur
im einzelnen etwas läppisch, sondern
vor allem auch in den Grundmotivcn
unwichtig. Wird uns dieser König
lange beschäftigen, der sich seines Alters
schämt und immer ein Heldenjüngling
bleiben möchte, der einen Ausflug in
den Garten der Jugend macht nicht
aus leidenschaftlicher Aufwallung, son-
dern aus eitlem Gelüste, der durch die
blühende Jugend von seiner Torheit
geheilt wird und angeblich geläutert
zu seiner liebenden Gattin zurückkehrt?
Er wird wohl seinen Weg über die
Bühnen machen, sich dort aber kaum
behaupten.
«
Zahlreichen knapp zusammenfassen-
den Darstellungen der deutschen Lite-
raturgeschichte reiht sich ein Werk von
FriedrichLienhard an: „D eut-
sche Dichtung in ihren ge-
schichtlichen Grundzügen".**)
Es zeigt, ohne das Landläufige ganz
«ermeiden zu können, doch Eigenart
und Eigenwert. Der Verfasser muß
bei der Ausdehnung von der ältesten
Acit bis zur Gegenwart auch auf nur
annähernde Vollständigkeit verzichten,
arbeitet aber geschickt und zum Teil in
neuer Beleuchtung die Höhepunkte
heraus, als deren sinnbildliche Namen
Wartburg, Wittenberg, Weimar gewählt
sind, und bemüht sich weniger die
dichterische Form als den „dichterischen
') Wien und Leipzig, Deutsch-Österreichischer
Verlag. 1«17.
") Leipzig, Quelle Sc Meyer. 1917.
Lebensodem", den seelischen Gehale
der Meisterwerke zu betrachten. Trotz
des knappen Raums macht er e^
möglich, besonders in dem Abschnitt
über Goethe und Schiller die Skizze
zu ausgiebiger Betrachtung zu erwei-
tern, und er ist zugleich Denker und
Dichter genug, um nicht an der Ober-
fläche zu haften, sondern in Lebens-
tiefen zu blicken.
Gern sei in diesem Zusammenhang

an ein älteres, aber kaum genügend gewürdigtes Sammelwerk von Äußerungen Goethischer Welt- und Kunstanschauung erinnerten HeinrichSchmidt« treffliches Goethe- Lexikon,*) das in alphabetischer Ordnung eine reichhaltige Auswahl von Worten der Weisheit und Schönheit aus den Werken, Briefen, Tagebüchern und Unterhaltungen bietet. Genauere Angaben des Fundoris würden erwünscht sein.

Was entzückt uns an dem neuen Briefbande Storms**) so, daß man sich ganz darein versenken und darin vergessen kann, obgleich er eigentlich nichts Ungewöhnliches und Hinreißendes enthält? Da schreibt ein Vater an seine Kinder, nimmt an ihrem Erleben in sorgender Liebe teil und erzählt den Kleinen und den Großen von Zuhause, und in den stillsten Stunden spricht er mit ihnen, vor allem mit dem Ältesten, von ihrer Mutter, die dahingegangen ist und die er so heiß geliebt hat. „Jch habe nichts als die Erinnerung, die ich mit einem Weh erkaufen muß, das fast das Leben unmöglich macht, und dennoch hängt sie wie ein Goldnetz über dem dunklen Grunde." Ja, nun wissen wir's, was uns an diesen schlichten, hausväterlichcn Briefen so entzückt:

*> Leipzig, Alfted Krön«.

") Theodor Storni, Briefe an seine Kinder. Herausgegeben von Gertrud Storm. Braunschweig, Georg Westermann.

nicht nur ein Dichter schrieb sie, sondern
viele von ihnen sind selbst Gedichte,
knapp und beredt zugleich und ganz
voller Seele. Daneben haben die
Briefe ihren biographischen Wert. Sie
geben Kunde vom äußeren und inneren
Erleben, vom Entstehen der Werke,
von Freunden, Mitstrebenden, Bewun-
derern, vor allem auch von Storms
Anschauungen über seinen Dichterberuf,
gelegentlich auch von seinen politischen
Meinungen. Gertrud Storm,
der wir diese schone Auswahl verdanken,
hat auch erläuternde Anmerkungen
beigesteuert; sie scheinen mir zu karg
bemessen zu sein.
Eins wird auch durch die Briefe
wieder bekräftigt: daß Storms Wesen
keineswegs nur als sinnige Natur zu
begreifen ist, daß er auch von inneren
Kämpfen erfüllt war. Mit Recht
betont dies auch Alfred Biese in
seinem Buch „Theodor Storms
Leben und Werke"*). Es
bietet in knapper Form einen reichen
und wohlgeordneten Jnhalt: einen
guten lebcnsgeschichtlichen Überblick, ein
sicher gezeichnetes Charakterbild des
Menschen und eine Betrachtung von
Storms Künstlertum, die des Lyrikers
Eigenart treffend, weniger bestimmt
die des Novellisten zum Bewußtsein
bringt.
Ein ansehnliches Stück Kriegslitera-
turgeschichte findet man in der Denk-
schrift „Drei Jahre Liller
Kriegszeitung" von Paul Os-
kar Hoecker.**) Sie schildert eine
Zeit täglicher Sorgen und Freuden,
kameradschaftlicher Hilfe und großer
Erfolge. Sie gibt eine Übersicht über
die Hauptmitarbeiter und läßt viele
von ihnen in kurzen kriegerisch-litera-
rischen Selbstbiographien zu Worte
kommen. Neben Gelehrten und Dich-
tern von Ruf steht die große Zahl
') Hesse S Becker, 1917.
**) Druck und Verlag der Liller ZkriegSze innig.
derer, die sich erst im Felde als Schrift-
steller entdeckten, vom Großkaufmann
bis zum Pferdeknecht, vom Jngenieur
bis zum Fabrikarbeiter. Unter den
bildenden Künstlern der „Liller" steht
der zeichnerisch hochbegabte Karl Arnold
in erster Reihe. Auch neben der
Kriegszcitung unternahm der Verlag
allerlei Veröffentlichungen, die Beifall
und Erfolg fanden. Zwei Proben
davon veranschaulichen den Soldaten-

humor und den sittlichen Ernst als
Schutzgeister der „Liller". Jener lacht
uns an aus dem „Vierten lustigen
Büchel der Liller Kriegszeitung", *>
dieser spricht zu uns in den kernigen
Merkworten, die jedem Tageblatt in
einem geschmackvollen Almanach **>
das Geleit geben.

Zum zweitenmal erscheint ein
Jahrbuch für niederdeutsche Art, das
N i ed ersa ch se nbu ch***). Es wirbt
in Wort und Bild, in Abhandlungen
und Dichtungen für niederdeutsche
Sprache, Sitte und Kunst und vertritt
seine Sache in durchaus würdiger
Weise. Von den Abhandlungen sei
der Aufsatz von Borchling über die
plattdeutsche Bewegung nach dem
Kriege hervorgehoben. Gute Beschrei-
bungen aus dem Engeren führen nach
Hannover und Ostfriesland. Lebens-
geschichtliche Skizzen handeln von den
Jubilaren und den Heimgegangenen
des niederdeutschen Schrifttums; zu
den letzteren gehören manche feinsinnige
Dichter, die den Tod fürs Vaterland
starben: Hermann Löns, Gorch Fock,
August Seemann. Proben niederdeut-
scher Dichtung füllen den größten Teil
des Buches. Sie stehen durchweg auf
achtbarer Höhe. Bei jedem Stück hätte

') Ebda.

**) SoldatenwortcausderLillerKriegSzeitung.
Mit einem Kalender auf das Zahr 1913. Ebda.

) Herausgegeben für die »Niederdeutsche
Vereinigung" von Richard Hermes. Hamburg,
Richard Hermes, 191S.

das Herkunftsland angegeben werden sollen.

Über ein kulturgeschichtlich besonders wichtiges Geb'et unsrer Sprache, die deutsche Namenkunde, hat Friedrich Kluge,*) aus reicher Gelehrsamkeit schöpfend, ein Hilfsbüchlein verfaßt, in dem man alles Nötige in knapper, fesselnder Darstellung beisammen findet. Es behandelt Familien- und Taufnamen, Länder-, Orts- und Flußnamen sowie die Bezeichnungen der Wochen- und Feiertage. Unzweckmäßig erscheint es, daß die Familiennamen vor den Taufnamen besprochen werden, da so die zeitliche Reihenfolge umgekehrt und manches vorweggenommen werden muß oder erst in der Folge ganz klar wird.

Literarwissenschaftliche Rundschau.

Won Hanna Gräfin v. Pestalozzi

Ein gutes altes Buch „Stufcnjahre eines Glücklichen" von Louise von Fran9ois**)wird durch eineNeuausgabe zu neuem, wirksamem Leben erweckt. Sie ist gerade deshalb berechtigt und wird gerade deshalb willkommen geheißen, weil der Vorzug des Werkes nach dem Ethischen liegt. Jn einer Zeit, wie die unsere, verstehen wir kein Kunstwerk, das ohne den quellenden sittlichen Mittelpunkt ist; ja, ohne ihn ist überhaupt nicht Kunst, denn ist Gott, von dem im Kunstwerk zu spüren sein muß — oder es ist keins — nicht stets auch und zu allererst sittlicher Born? Jn einer Zeit, wie die unsere, drängen wir uns sogar zu den ausgesprochen ethisch gerichteten Künstlern wie zu unseren besten Freunden und meist Geliebten. Und so werden die kriegserfahrenen Heutigen diesem in den siebziger Jahren entstandenen Werk, dieser Schöpfung einer ernst und schön gereiften Dichterin näher kommen als das frühere Geschlecht des hochtönenden I'srt pour I'art. Dieser Spruch war und ist in Wirklichkeit nur klingende Schelle und wird es sein; denn im Krieg fanden wir die zeitlosen Wahrheiten. Gewiß ermüden einige Längen im Buch, sicherlich muten einige nebensächlichere Verwicklungen und Entwicklungen, jene fast karikierte Charakter-Zeichnung einer Person „romanhaft"

") Deutsche Namenkunde. 2. Auflage. Leipzig, Quelle Sc Meyer, 1917.

"j Jnsel-Verlag. Leipzig.

an; die Schlußzeilen empfinden mir
als technisch-künstlerischen Verstoß. Dafür entschädigen aber auch genug Bilder
und Szenen von hoher Poesie neben
der lebenatmenden Darstellung der
Hauptgestalten, und in seiner Ganzheit
ist das Buch mit seiner Gemütstiefe,
Menschenwärme, seinem weiten Verstehen, seiner ernsthaften sozialen Liebe,
seinem Ringen nach dem Höchsten, ein
wunderschönes und liebenswertes. Das
Nachwort von Oskar Bulle beleuchtet
die Stellung des Werkes zu zwei früheren
Schöpfungen der Dichterin, und diese
Zusammenhänge enthüllen uns ihr Bild,
ein schönes, frommes Charakterbild.
Eine kleine erlesene Gabe ist auch
der neue Jnsel-Almanch.*) Mit einem
Gedicht Goethes führt er in eine Welt
höherer Erkenntnis und Andacht, die
unserer gewöhnlichen Tageswelt Tropfen
und Farben der Erquickung und Erhebung schenken kann. Wort und Bild
sind durchaus auf unsere Gegenwart
des Ernstes und der — ewiger Mühsal
sicheren und ewige Mühsal liebenden —
Hoffnung gestimmt. Dabei ist genug abwechslungsreiches Leben: Karl Scheffler
erzählt das Erlebnis der Gotik, dieses
„Urlautes", dieses selbständigen Willens

*) Znsel-Verlag, Leipzig.

und dieser echten Form gegenüber ernsten, doch auch frohgemuten Bild,
dem unlebendigen, die Entwicklungs- war uns das Bild des werdenden, des
linie der deutschen Kultur verhängnis- unter namenlosen Kämpfen werdenden
voll abbrechenden Begriff des klassischen vertraut, und was uns Klara Hofer
Kunstideals; dem Vlamen Felix Tim- mit ihrem „Bruder Martinus"*) gibt,
mermans, seinem „Jesuskind in Flan- das füllt eine Lücke aus, deren wir
dern" entnommen ist die schöne Legende uns mit dem Besitz so recht bewußt
von der „Darstellung"; Hugo v. Hof- werden. Wir lieben diesen Besitz, lieben
mannsthal interpretiert tief und er- unser Wissen um den, den Gott dem
greifend die fürstliche Frau Maria Körper nach fast zerbricht, um die Seele
Theresia und zeigt die Wciterwirkung auszuerwählen, lieben diesen bleichen,
dieses schönen Jndividuums auf in dem verzehrten Mönch mit der reinsten Stirn
besonderen Licht, das noch über des und den tiefsten, unerbittlichsten, in-
beutigen Österreichs Wesen liegt; Rudolf , brünstigsten Augen.
Alexander Schröder singt von dem Die Beherrschung des historischen
hohen Mut seines Cbristenherzens, Materials, seine Auswahl und An-
Ricarda Huch von ihrer der Erde ver- ordnung verrät großes Wissen und
bindenden, zum Himmel hindrängen- großes Können. Die Sprache ist poetisch
den Golterfahrung. Noch manches sehr reich, bald gibt sie Bilder von
Schöne wartet hier auf Genießende. zartester Anmut und Lieblichkeit, bald
Ricarda Huchs beglichen Luther- von Gewalt und Größe. Wer es kennt,
buche? wurde in diesen Blättern mehr- dem muß auch dieses Buch an die
fach gedacht; jetzt gibt abermals eine Seele wachsen. Soviel deutsches Wesen
Frau ein großes Buch vom deutschesten hat es in sich gefangen, soviel Liebe
Mann. Jn Ricarda Huchs Buch über- des Kleinen, der Natur, des stillen
tönt das Hohelied vom seligmachenden Raumes, der nahen und weiten Wege;
Glauben; dieses Buch nennt sich eins soviel Wissensdurst, soviel hohen geistigen
„vom deutschen Gewissen"; es spricht Besitz, soviel Demut vor Gott, soviel
von ubermenschlichem Ringen, von Gott, bitteren Gewissensernst, soviel Welt-
der wie verzehrende und in Einsamkeit abgewandtheit; viele deutsche Seelen
und unerhorte Tat stoßende Kraft wird es deshalb fangen. Der werdende
sich an dem erwählten Werkzeug erweist. Luther ist irgendwie der werdende
Auch Ricarda Huchs Buch ist brennend Mensch. Den werdenden Luther zu
von Tendenz, beschwingender; bei ihr
weint man vor Gelöstscin; hier bei
Klara Hofers Buch w!rd man still
vor Ernst und hört auf das, was Gott
wohl von uns will. Ricarda Huch
liegt der Glaube, diese innerste Wesen-
heit des reifen Luther, nm Herzen,
und sie schreibt Briefe und berührt die
außere Lebenslinie des Mannes nach
Bedarf; Klara Hofer stellt jenen Ab-
schnitt der Lebenslinie dar, der vom
Eintritt des in seinem Jnneren tiefst
erschütterten jungen Menschen ins
Kloster bis zur hohen Mannestat des
Thesenanschlages reicht. Au wenig vor
dem Bild des vollendeten Luther, diesem
felde.
") I. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger,
Stuttgart und Berlin.
"> Verlag von Edwin Runge, Berlin»Lichtn.
Und noch ein deutsches Buch. Ein
Buch vom deutschen Sommer, vom
Reisen im Harz, das Buch „Sommer
im Harz" von Ludwig Sternaux.**)
erfahren, das ist unendliches, schmerz-
volles, tägliches Ringen, das ist endlicher

Sieg, aber ein Sieg nur erst vor Gott;
ihn erfahren zu baben, das gibt der
Dichterin einen Platz unter denen, die
dem deutschen Gewissen seinen strengen,
lichten Weg für immer weisen.

Hier ist junges, jubelndes, dankbares Naturerleben, ist Überströmen der Seele in die Wunder der Wesen, Wälder, des hochragenden Gesteins und des brausenden Tals. Wem, der die gleiche Landschaft erlebte, strömte die Seele nicht von neuem über, und erfaßt uns nicht etwa ganz großes Heimweh? Wer sie nicht kennt, locken ihn die Töne des Buches nicht zu diesem reinen Erleben? Noch viele Sehnsucht will der Dichter wecken, denn dieses Buch ist das erste der Reihe „Reisen durch deutsches Land." Aber nicht allein durch die heiligen Gemeinschaften der Laub- und Nadelwälder schreitet des Dichters Fuß, nicht nur die abendliche Waldwiese und die zarte Schönheit der Rehe tut es ihm an, auch den Wegen von Sage und Geschichte geht er nach. Und ist dort eitel Friede und Erlösung für das Herz, so wird es hier bestürmt von bangen Fragen, Rätseln, von Schauern der Angst und des Grauens. Aber irgend etwas hebt doch wieder den schmerzlichen Bann, seien es die trauten Bilder harmlosen-bescheidenen Lebens hinter den Fenster, scheiden in den winkligen Gäßchen, sei es eine herrlich sich aufschwingende- Gotik in den alten Städten. Wer weiß es nicht, daß solch ein immer freier strebender Turm mehr noch tröstet al5 eine Blume? Denn es ist geistiger Trost. Durch das ganze Buch zieht sich ein stark Persönliches. Natur- und Milieuerfassung, Stimmungen, jetzt romantisch, jetzt modern, jetzt tief, jetzt wie absichtlich an der Oberfläche verweilend; historische und literarische Erinnerungen; allerlei Empfinden und „Empfindsamkeit", auch die, im Sommer im Harz glückvoll geborgen zu sein vor einer kälteren Welt, im Sommer im Harz sich neues Gefaßtsein für die doch unentrinnbare zu holen; die Bedeutung dieser Stätten als KindheitsparadieS, sein Wiedererleben an der Seite der jungen Lebensgefährtin, die Widmung dieses Sommerglückes an die Mutter — alles dieses und noch mehr ist ganz individuell und macht das Buch reich und anziehend. Denn wo Persönlichkeit und Echtheit gespürt wird, da läßt man sich gern von einem Stück einzigartiger, neuer Welt aufnehmen und auch sie nur schenken überhaupt eine Welt.